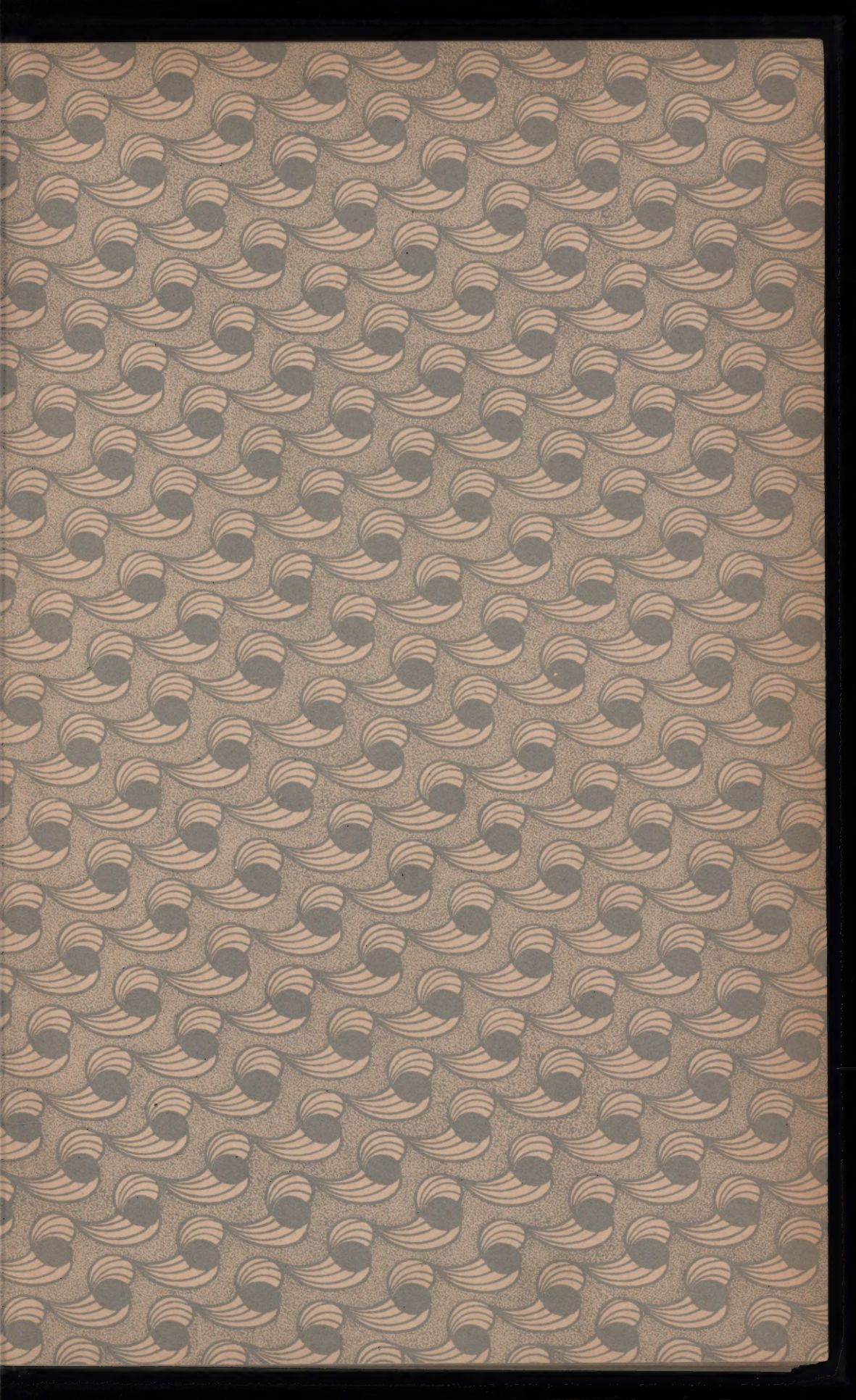




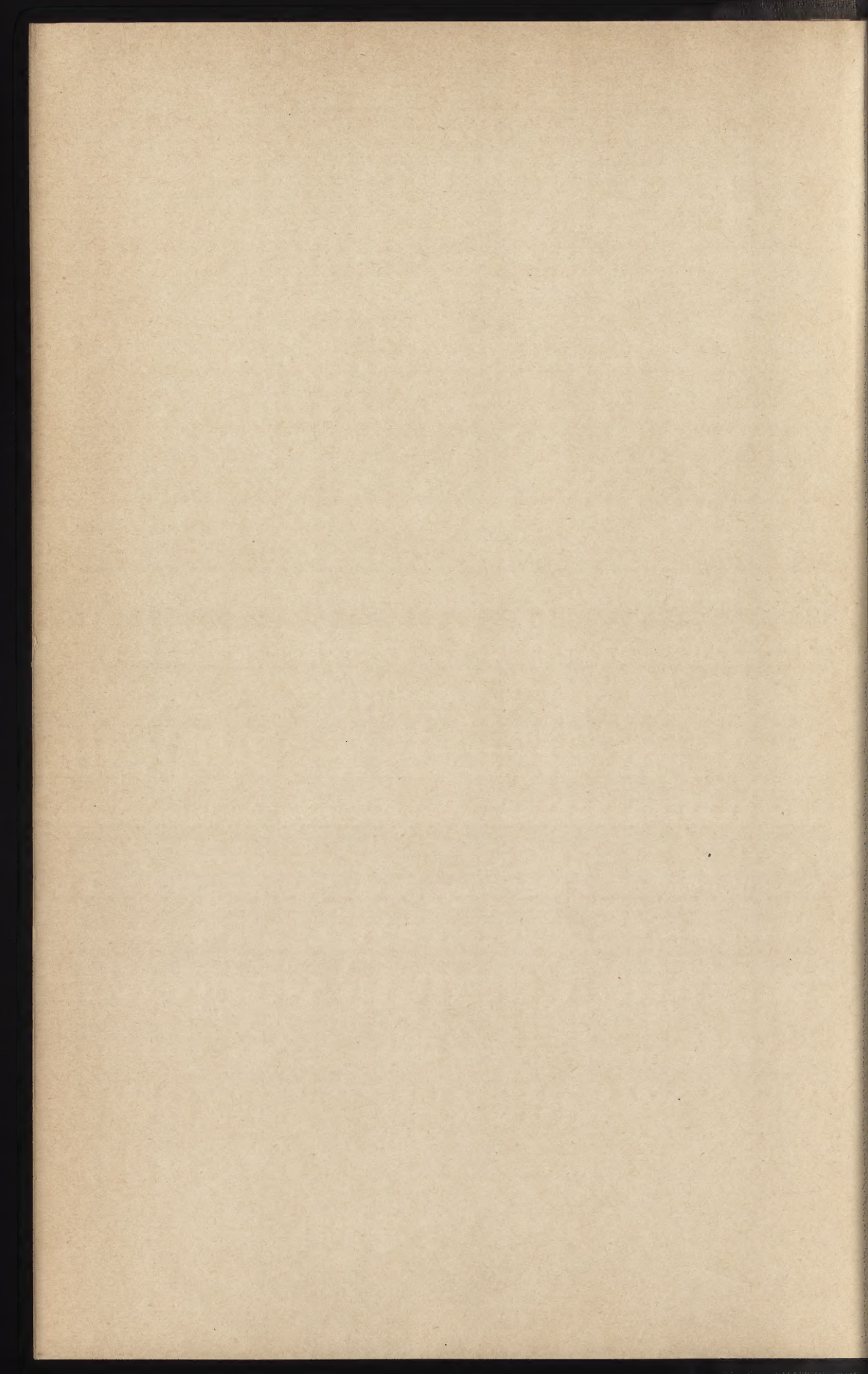


EINAR GJERSTAD

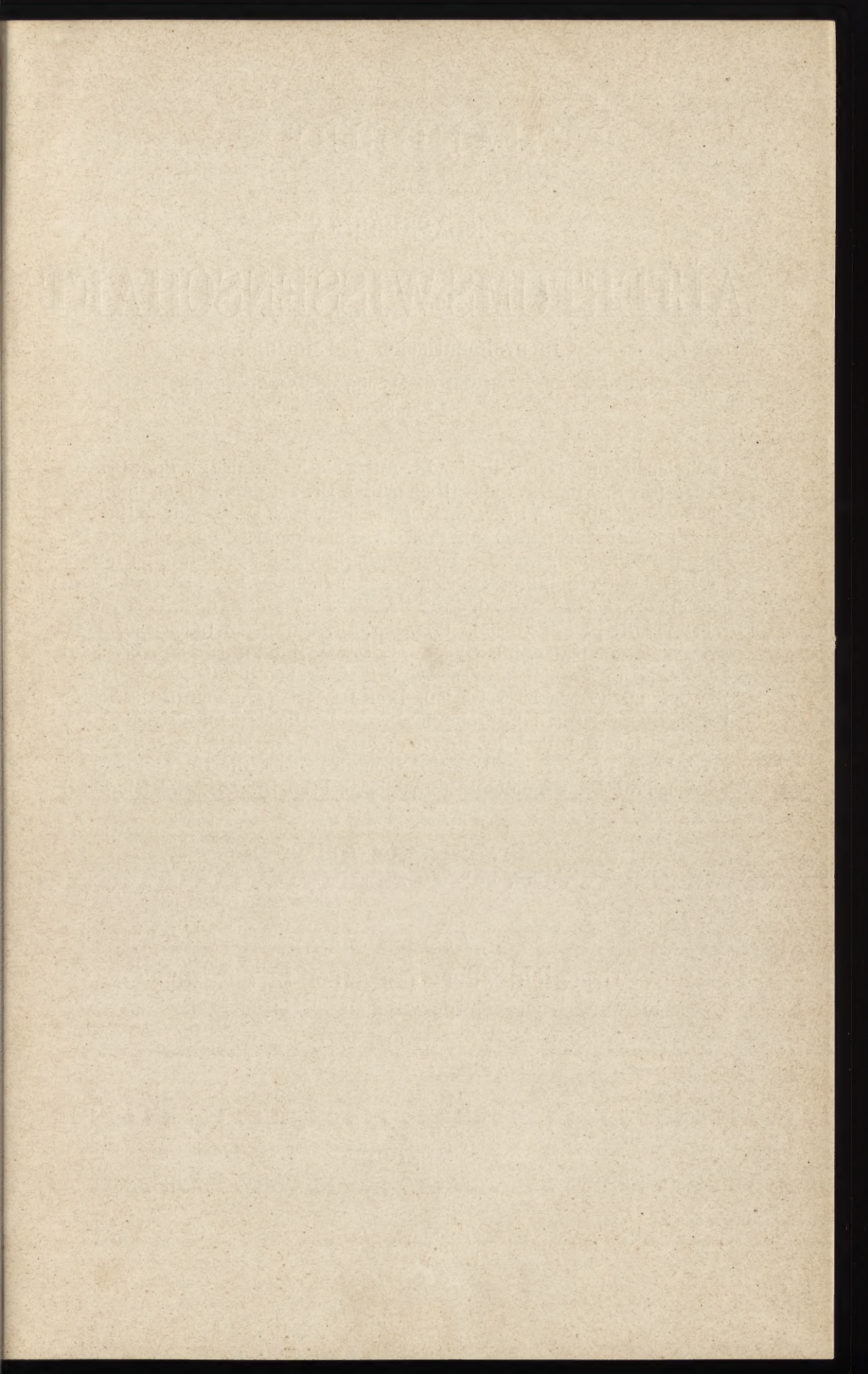














HANDBUCH  
DER  
KLASSISCHEN  
**ALTERTUMS-WISSENSCHAFT**  
in systematischer Darstellung

mit besonderer Rücksicht auf Geschichte und Methodik der einzelnen  
Disziplinen.

In Verbindung mit Gymn.-Rektor Dr. **Autenrieth** (Nürnberg), Prof. Dr. **Ad. Bauer** (Graz), Prof. Dr. **Blass** (Halle), Prof. Dr. **Brugmann** (Leipzig), Prof. Dr. **Busolt** (Kiel), Prof. Dr. v. **Christ** (München), Prof. Dr. **Gleditsch** (Berlin), Prof. Dr. **Günther** (München), Prof. Dr. **Heerdegen** (Erlangen), Prof. Dr. **Hommel** (München), Prof. Dr. **Hübner** (Berlin), Prof. Dr. **Jul. Jung** (Prag), Dr. **Knaack** (Stettin), Prof. Dr. **Krumbacher** (München), Dr. **Larfeld** (Remscheid), Dr. **Lolling** (Athen), Prof. Dr. **Niese** (Marburg), Geh. Regierungsrat Prof. Dr. **Nissen** (Bonn), Priv.-Doz. Dr. **Ohmichen** (München), Prof. Dr. **Pöhlmann** (Erlangen), Gymn.-Dir. Dr. **O. Richter** (Berlin), Prof. Dr. **Schanz** (Würzburg), Geh. Oberschulrat Prof. Dr. **Schiller** (Giessen), Gymn.-Dir. **Schmalz** (Tauberbischofsheim), Prof. Dr. **Sittl** (Würzburg), Oberlehrer Dr. **P. Stengel** (Berlin), Professor Dr. **Stolz** (Innsbruck), Priv.-Doz. Dr. **Traube** (München), Prof. Dr. **Unger** (Würzburg), Geh.-Rat Dr. v. **Urlichs** † (Würzburg), Prof. Dr. **Moritz Voigt** (Leipzig), Gymn.-Dir. Dr. **Volkmann** † (Jauer), Prof. Dr. **Windelband** (Strassburg), Prof. Dr. **Wissowa** (Marburg)

herausgegeben von

**Dr. Iwan von Müller,**  
ord. Prof. der klassischen Philologie in Erlangen.

Achter Band.

**Geschichte der römischen Litteratur**  
bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian.

MÜNCHEN.

C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG (OSKAR BECK).  
1892.



# GESCHICHTE DER RÖMISCHEN LITTERATUR

BIS ZUM GESETZGEBUNGSWERK DES KAISERS JUSTINIAN.

---

Von

**Martin Schanz,**

ord. Professor an der Universität Würzburg.

---

Zweiter Teil:

Die Zeit vom Ende der Republik (30 v. Chr.)  
bis auf Hadrian (117 n. Chr.).



MÜNCHEN.

C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG (OSKAR BECK).

1892.



Alle Rechte vorbehalten.

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.

THE GETTY CENTER  
LIBRARY



# A.

## Inhaltsverzeichnis zum zweiten Teil.

---

### Einleitung.

	Seite
206. Litterarische Strömung der Augusteischen Zeit . . . . .	1
207. Übersicht . . . . .	2

### Die römische Litteratur in der Zeit der Monarchie.

#### A. Die Litteratur vom Ende der Republik bis zum Tode Augustus (30 v. Ch. bis 14 n. Ch.).

##### 1. Augustus.

208. Einfluss des Augustus auf die Litteratur . . . . .	7
209. Die Schriftstellerei des Augustus . . . . .	8
210. Der schriftliche Nachlass des Augustus . . . . .	10
211. Das Monumentum Ancyranum . . . . .	11

##### 2. C. Mäcenas.

212. Biographisches . . . . .	13
213. Der Kreis des Mäcenas . . . . .	14
214. Maecenas' Schriftstellerei . . . . .	15

##### 3. M. Valerius Messalla Corvinus.

215. Messallas Einfluss auf die Litteratur . . . . .	16
--	----

##### 4. C. Asinius Pollio.

216. Pollios Verdienste um die Litteratur . . . . .	18
217. Pollios Schriftstellerei . . . . .	19

#### a) Die Poesie.

##### 1. P. Vergilius Maro.

218. Quellen der Vergil'schen Biographie . . . . .	21
219. Vergils Leben . . . . .	22

##### α) Die Bucolica.

220. Die Sammlung der bucolischen Gedichte . . . . .	23
221. Gedichte mit rein ländlichem Charakter . . . . .	23
222. „Verkleidete“ Hirtengedichte . . . . .	25
223. Zeit der Abfassung der Bucolica . . . . .	27
224. Würdigung der Bucolica . . . . .	28

##### β) Die Georgica.

225. Skizze der Georgica . . . . .	30
226. Abfassungszeit der Georgica . . . . .	31
227. Die Ausgaben der Georgica . . . . .	32
228. Quellen der Georgica . . . . .	33
229. Kunst des Dichters . . . . .	35

##### γ) Die Aeneis.

230. Äussere Geschichte der Aeneis . . . . .	37
231. Übersicht des Inhalts der Aeneis . . . . .	39
232. Die Aeneassage . . . . .	41



	Seite
233. Die Komposition der Aeneis . . . . .	43
234. Würdigung der Aeneis . . . . .	46
d) Appendix Vergiliana (Die sog. Jugendschriften Vergils).	
235. Bestandteile der Appendix Vergiliana . . . . .	48
236. Culex (Die Mücke) . . . . .	49
237. Der Autor des Gedichtes . . . . .	50
238. Der Aetna . . . . .	51
239. Abfassungszeit und Autor des Aetna . . . . .	52
240. Ciris . . . . .	53
241. Das Catalepton (Poetische Kleinigkeiten) . . . . .	54
242. Copa (Die Schenkwirtin) . . . . .	56
ε) Anderes Pseudovergiliana.	
243. Moretum (Das ländliche Frühstück) . . . . .	57
244. Die zwei Elegien auf Maecenas . . . . .	58
245. Rückblick auf die Vergilischen Dichtungen . . . . .	58
ζ) Wirkungen der Vergilischen Poesie.	
246. Aufnahme der Vergilischen Dichtungen bei den Zeitgenossen . . . . .	60
247. Vergils Fortleben im Altertum . . . . .	62
248. Erhaltene Vergil-Kommentare . . . . .	65
249. Der Vergil des Mittelalters . . . . .	69
250. Vergil in der Neuzeit . . . . .	70
2. Q. Horatius Flaccus.	
251. Sein Leben . . . . .	71
252. Erste Satirensammlung . . . . .	73
253. Die Epoden . . . . .	74
254. Zweite Satirensammlung . . . . .	76
255. Charakteristik der Satirendichtung . . . . .	77
256. Erste Liedersammlung . . . . .	79
257. Die erste Epistelsammlung . . . . .	80
258. Die Litteraturbriefe (zweite Briefsammlung) . . . . .	81
259. Charakteristik der Briefe . . . . .	84
260. Zweite Liedersammlung . . . . .	85
261. Charakteristik der Oden . . . . .	86
262. Verstechnik der Oden . . . . .	88
263. Rückblick auf die Horazische Dichtung . . . . .	88
264. Horaz im Altertum . . . . .	91
265. Erhaltene Horazkommentare . . . . .	93
266. Horaz in der Neuzeit . . . . .	94
3. L. Varius Rufus.	
267. Gedichte des Varius Rufus . . . . .	96
4. Aemilius Macer.	
268. Die drei didaktischen Gedichte des Aemilius Macer . . . . .	97
5. Cornelius Gallus.	
269. Die Liebeselegie . . . . .	98
270. Das Leben des Gallus . . . . .	100
271. Gallus' Liebeselegien (Lycoris) . . . . .	101
272. Gallus' Übersetzungen aus Euphorion . . . . .	102
6. C. Valgius Rufus.	
273. Die Elegien des Valgius . . . . .	103
7. Domitius Marsus.	
274. Cicuta (Epigrammensammlung) . . . . .	103
275. Elegisches . . . . .	104
276. Amazonis (Epos über die Amazonen) . . . . .	104
8. C. Melissus.	
277. Die <i>fabula trabeata</i> . . . . .	105
9. Die Dichter des Messallakreises (Albius Tibullus und andere).	
278. Die Messalla'sche Sammlung . . . . .	106
α) Albius Tibullus.	
279. Das Deliabuch . . . . .	107



	Seite
280. Das Nemesisbuch . . . . .	110
281. Charakteristik Tibulls . . . . .	110
β) Lygdamus.	
282. Das Neaerabuch . . . . .	112
γ) Der Panegyrist.	
283. Der Panegyricus auf Messalla . . . . .	114
δ) Die Dichterin Sulpicia.	
284. Die Elegienkränze des Tibull und der Sulpicia . . . . .	115
10. Sex. Propertius.	
285. Sein Leben . . . . .	117
286. Das Cynthiabuch . . . . .	118
287. Neue Liebesgedichte . . . . .	120
288. Das letzte Buch. — Die römischen Elegien . . . . .	122
289. Charakteristik des Propertz . . . . .	124
290. Fortleben des Propertz . . . . .	126
11. P. Ovidius Naso.	
291. Biographisches . . . . .	127
292. Entwicklung der Ovidischen Dichtung . . . . .	129
α) Erste Periode der Ovidischen Dichtung. Die Liebespoesien.	
293. Chronologie der Liebespoesien . . . . .	130
294. Liebeselegien ( <i>Amores</i> ) . . . . .	131
295. Die Heroides . . . . .	133
296. Die Echtheitsfrage der Heroides . . . . .	139
297. Charakteristik der Heroides . . . . .	142
298. <i>De medicamine faciei</i> (über die Schönheitsmittel) . . . . .	145
299. <i>Ars amatoria</i> (Liebeskunst) . . . . .	145
300. <i>Remedia amoris</i> (Heilmittel der Liebe) . . . . .	147
β) Zweite Periode der Ovidischen Dichtung. Die Sagengedichte.	
301. Die ätiologische Elegie . . . . .	148
302. Der Festkalender ( <i>Fasti</i> ). — Seine Genesis . . . . .	149
303. Würdigung des Werkes . . . . .	150
304. Die Metamorphosen . . . . .	152
γ) Dritte Periode der Ovidischen Dichtung. Die Dichtungen von Tomi.	
305. Die Elegien der Klage ( <i>Tristia</i> ) . . . . .	154
306. Die pontischen Briefe ( <i>Epistulae ex Ponto</i> ) . . . . .	157
307. Das Verwünschungsgedicht Ibis . . . . .	159
308. Das Gedicht von den Fischen ( <i>Halieutica</i> ) . . . . .	161
309. Verlorene Gedichte Ovids . . . . .	161
δ) Pseudoovidiana.	
310. Die Klage des Nussbaums ( <i>liber nucis</i> ) . . . . .	162
311. Das Trostgedicht für die Livia ( <i>Consolatio ad Liviam</i> ) . . . . .	163
312. Rückblick auf Ovids Dichtungen . . . . .	165
313. Fortleben Ovids . . . . .	166
12. Grattius.	
314. Des Grattius Gedicht über die Jagd ( <i>cynagetica</i> ) . . . . .	167
13. Albinovanus Pedo.	
315. Des Albinovanus Pedo Epen und Epigramme . . . . .	168
14. Rabirius.	
316. Der ägyptische Krieg Octavians . . . . .	169
15. Cornelius Severus.	
317. Des Cornelius Severus Gedichte . . . . .	170
16. Die übrigen Dichter.	
318. Der Ovidische Dichterkatalog . . . . .	171
319. Erläuterung des Katalogs . . . . .	172
Anhang.	
17. Die Priapeendichter.	
320. <i>Corpus Priapeorum</i> . . . . .	176



## b) Die Prosa.

## α) Die Historiker.

## 1. T. Livius.

321. Biographisches	177
322. Aufbau des Livianischen Werkes	178
323. Erhaltene Bücher	180
324. Ersatz der verlorenen Bücher	181
325. Seine Quellen	182
326. Charakteristik des Livius	184
327. Fortleben des Livius	186

## 2. Pompeius Trogus.

328. Die erste lateinische Universalgeschichte	189
329. Die Vorlage des Trogus	191
330. Die Epitome des Justinus	193

## 3. Fenestella.

331. Fenestellas antiquarische und historische Schriften	195
--	-----

## β) Die Geographen.

## M. Vipsanius Agrippa.

332. Die Weltkarte des Agrippa und des Augustus	196
333. Agrippas Kommentarien	197

## γ) Die Redner (Deklamatoren).

334. Die Quelle ( <i>Senecae oratorum et rhetorum sententiae divisiones colores</i> )	198
335. Charakteristik der Schulberedsamkeit	200
336. Die einzelnen Deklamatoren	202
337. Analogie und Anomalie in der Rhetorik	210

## δ) Die Philosophen.

338. Die Schule der Sextier	211
339. Die Lehre der Sextier	213

## ε) Die Fachgelehrten.

## a. Philologen.

## 1. M. Verrius Flaccus.

340. Biographisches. — Verlorene Schriften	214
341. Verrius Flaccus <i>de verborum significatu</i>	215

## 2. Der Bibliothekar C. Julius Hyginus.

342. Biographisches	217
343. Hygins landwirtschaftliche Schriften	217
344. Hygins philologische Kommentare	219
345. Hygins historische und geographische Werke	219
346. Antiquarische Schriften	220

## 3. Der Mythograph Hyginus.

347. Die unter dem Namen Hyginus erhaltenen Schriften	220
348. Hygins Schrift <i>de astronomia</i>	222
349. Hygins mythologisches Handbuch	223

350. Trennung des Bibliothekars Hygin und des Mythographen Hygin	224
--	-----

## 4. L. Crassicius.

351. Der Kommentar zu Cinnas Smyrna	226
-------------------------------------	-----

## 5. Q. Caecilius Epirota.

352. Die Einführung der modernen Dichtungen in die Vorlesungen	226
--	-----

## b) Die Juristen.

## M. Antistius Labeo und C. Ateius Capito.

353. Analogie und Anomalie in der Jurisprudenz	227
354. Die Schriftstellerei des Labeo und Capito	228

## c) Die Techniker.

## Der Baumeister Vitruvius Pollio.

355. Vitruvs Werk über die Architektur	229
356. Rückblick auf die augusteische Zeit	233



**B. Vom Tode des Augustus bis zur Regierung Hadrians (14 n. Ch. bis 117 n. Ch.).**

## Die Stellung der Regenten zur Litteratur.

357. Tiberius (14—37)	236
358. C. Cäsar Caligula (37—41)	237
359. Claudius (41—54)	238
360. Nero (54—68)	240
361. Die Flavii (69—96)	242
362. Nerva (96—98) und Traian (98—117)	243

## a) Die Poesie.

## 1. M. Manilius.

363. Astronomicum l. V des Manilius	244
-------------------------------------	-----

## 2. Germanicus.

364. Die Aratea des Germanicus	248
--------------------------------	-----

## 3. Phaedrus.

365. Leben und Schriftstellerei des Phaedrus	249
366. Schicksale der Phaedrischen Fabelsammlung	251
367. Charakteristik des Phaedrus	253

## 4. Der Dichter Seneca.

## α) Seneca als Tragiker.

368. Die neun Tragödien Senecas	255
369. Hercules ( <i>furens</i> )	257
370. Die Troerinnen (Troades)	258
371. Die Phönissen	259
372. Medea	260
373. Phädra	261
374. Oedipus	262
375. Agamemnon	263
376. Thyestes	264
377. Hercules (Oetaeus)	265
378. Charakteristik der Tragödien	266

## β) Seneca als Satiriker und Epigrammatiker.

379. Divi Claudii <i>Ἀποχολοκύντως</i> (Claudius' Verkürzung)	270
---	-----

## γ) Pseudoseneca.

380. Octavia	272
--------------	-----

## 5. P. Pomponius Secundus.

381. Leben des Pomponius. Seine Tragödien	274
---	-----

## 6. A. Persius Flaccus.

382. Biographisches	275
383. Persius' Satiren	276
384. Charakteristik des Persius	278

## 7. T. Calpurnius und der sog. Einsiedler Dichter.

385. Die Zeit des Calpurnius	280
386. Die sieben Eklogen des Calpurnius	281
387. Panegyricus in Pisonem	283
388. Die zwei Einsiedler bucolischen Gedichte	285

## 8. M. Annaeus Lucanus.

389. Biographisches	285
390. Skizze der Pharsalia	287
391. Beurteilung der Pharsalia	288
392. Fortleben Lucans	291

## 9. Petronius Arbitr.

393. <i>Petronii Satirae</i>	292
394. Skizze des Romans	294
395. Zeit und Persönlichkeit des Autors	296
396. Charakteristik	298

## 10. C. Valerius Flaccus Suetonius Balbus.

397. Biographisches	299
398. Skizze der Argonautica	299
399. Charakteristik der Argonautica	301



11. Curiatius Maternus und andere Tragödiendichter.	
400. Die Tragödien des Maternus . . . . .	303
12. Ti. Catius Silius Italicus.	
401. Sein Leben . . . . .	304
402. Kurze Inhaltsangabe der <i>Punica</i> . . . . .	305
403. Beurteilung des Gedichtes . . . . .	306
404. Die lateinische <i>Ilias</i> . . . . .	308
405. Zeit und Autor der <i>Ilias</i> . . . . .	309
13. P. Papinius Statius und andere Epiker.	
406. Biographisches . . . . .	311
407. Skizze der <i>Thebais</i> . . . . .	312
408. Würdigung der <i>Thebais</i> . . . . .	316
409. Die <i>Achilleis</i> . . . . .	319
410. Die Stoffe der <i>Silven</i> . . . . .	320
411. Charakteristik der <i>Silven</i> . . . . .	323
412. Rückblick . . . . .	324
14. M. Valerius Martialis.	
413. Biographisches . . . . .	325
414. Das Korpus der Epigramme . . . . .	328
415. Würdigung Martials . . . . .	331
15. Die Dichterin Sulpicia und andere lyrische Dichter.	
416. Das unterschobene Gedicht der Sulpicia . . . . .	335
16. Die Komödiendichter Catullus, M. Pomponius und Vergilius Romanus.	
417. Verschiedene Versuche auf dem Gebiet der Komödie . . . . .	336
17. D. Junius Juvenalis.	
418. Biographisches . . . . .	337
419. Der Inhalt der einzelnen Satiren . . . . .	340
420. Charakteristik Juvenals . . . . .	343
b) Die Prosa.	
α) Die Historiker.	
1. C. Velleius Paterculus.	
421. <i>Historiae Romanae</i> l. II . . . . .	346
422. Charakteristik . . . . .	347
2. Valerius Maximus.	
423. <i>Factorum ac dictorum memorabilium</i> l. IX . . . . .	349
424. Charakteristik des Valerius . . . . .	350
3. Q. Curtius Rufus.	
425. Die Alexandergeschichte. Zeit und Autor . . . . .	352
426. Charakteristik . . . . .	354
4. Cornelius Tacitus.	
427. Sein Leben . . . . .	357
428. Der Dialog über den Redner . . . . .	359
429. Charakteristik des Dialogs . . . . .	361
430. <i>Agricola</i> . . . . .	363
431. Charakteristik . . . . .	365
432. Die <i>Germania</i> . . . . .	367
433. Die Quellen der <i>Germania</i> . . . . .	368
434. Die Tendenz der <i>Germania</i> . . . . .	369
435. Die Genesis der Taciteischen Geschichtsschreibung . . . . .	371
436. Die <i>Historien</i> . . . . .	372
437. Die <i>Annalen</i> . . . . .	373
438. Die Quellen des Tacitus . . . . .	374
439. Charakteristik der Geschichtsschreibung des Tacitus . . . . .	377
5. Die übrigen Historiker.	
440. Darstellungen der römischen Geschichte . . . . .	380
441. Historische Specialschriften . . . . .	383
442. Die Memoirenliteratur . . . . .	383



β) Die Geographen.

Pomponius Mela.

443. Die älteste lateinische Geographie . . . . .	384
---	-----

γ) Die Redner.

1. C. Plinius Caecilius Secundus.

444. Biographisches . . . . .	386
445. Plinius als Redner. Der Panegyricus auf Traian . . . . .	387
446. Die Dichtungen des jüngeren Plinius . . . . .	389
447. Die allgemeine Briefsammlung . . . . .	390
448. Der Briefwechsel des Plinius und des Kaisers Traian . . . . .	392
449. Charakteristik . . . . .	394

2. Die übrigen Redner.

450. Verlorene Reden . . . . .	396
--------------------------------	-----

δ) Die Philosophen.

451. Allgemeines . . . . .	398
----------------------------	-----

L. Annaeus Seneca.

452. Biographisches . . . . .	400
-------------------------------	-----

α) Die in einem Corpus enthaltenen Schriften.

453. Die zwölf Bücher der Dialoge . . . . .	401
454. <i>Ad Lucilium quare aliqua incommoda bonis viris accidant, cum providentia sit (De Providentia)</i> . . . . .	402
455. <i>Ad Serenum nec iniuriam nec contumeliam accipere sapientem (De constantia sapientis)</i> . . . . .	403
456. <i>Ad Novatum de ira l. III</i> . . . . .	404
457. <i>Ad Marciam de consolatione</i> . . . . .	405
458. <i>Ad Gallionem de vita beata</i> . . . . .	407
459. <i>Ad Serenum de otio</i> . . . . .	407
460. <i>Ad Serenum de tranquillitate animi</i> . . . . .	408
461. <i>Ad Paulinum de brevitate vitae</i> . . . . .	409
462. <i>Ad Polybium de consolatione</i> . . . . .	409
463. <i>Ad Helviam matrem de consolatione</i> . . . . .	410

β) Die ausserhalb des Corpus stehenden erhaltenen Schriften.

464. <i>Ad Neronem Caesarem de clementia</i> . . . . .	411
465. <i>De beneficiis l. VII</i> . . . . .	412
466. <i>Ad Lucilium naturalium quaestionum libri VII</i> . . . . .	413
467. <i>Ad Lucilium epistularum moralium l. XX</i> . . . . .	416

γ. Die verlorenen Schriften.

468. Aufzählung der verlorenen Schriften . . . . .	418
--	-----

δ) Apokryphes und Exzerpte.

469. Der sogenannte Briefwechsel zwischen Seneca und Paulus . . . . .	419
470. Die Florilegien aus Seneca . . . . .	419
471. Die Exzerpte aus Seneca . . . . .	420
472. Rückblick auf die prosaische Schriftstellerei Senecas. Beurteilung . . . . .	421

ε) Die Fachgelehrten.

1. Die Encyklopädisten.

A. Cornelius Celsus.

473. Die Encyklopädie des Celsus . . . . .	424
474. Die Medizin des Celsus . . . . .	427

2. Die Grammatiker.

1. Q. Remmius Palaemon.

475. Die verlorene Ars des Palaemon . . . . .	428
---	-----

2. Q. Asconius Pedianus.

476. Des Asconius historischer Kommentar zu den Reden Ciceros und seine verlorenen Schriften . . . . .	429
--	-----

3. M. Valerius Probus.

477. Die Probusergaben . . . . .	431
----------------------------------	-----



	Seite
478. Die grammatischen Schriften des Probus . . . . .	433
479. Die unterschobenen Probusschriften . . . . .	434
3. Die Rhetoren.	
1. P. Rutilius Lupus und andere Rhetoren.	
480. Die Figurenlehre des Rutilius Lupus . . . . .	436
2. M. Fabius Quintilianus.	
481. Biographisches . . . . .	438
482. Die verlorene Schrift <i>de causis corruptae eloquentiae</i> . . . . .	439
483. <i>Institutionis oratoriae libri XII</i> . . . . .	440
484. Die zwei Sammlungen der Quintilianischen Deklamationen . . . . .	442
485. Die Unechtheit der beiden Sammlungen . . . . .	443
486. Charakteristik . . . . .	445
4. Die Juristen.	
487. Die Rechtsschulen der Proculianer und Sabinianer . . . . .	447
488. Die Proculianische Schule . . . . .	448
489. Die Sabinianische Schule . . . . .	449
5. Die Schriftsteller der realen Disciplinen.	
1. Der Encyclopädist C. Plinius Secundus.	
490. Biographisches . . . . .	450
491. Die <i>naturalis historia</i> . . . . .	451
492. Die Quellen der <i>naturalis historia</i> . . . . .	454
493. Charakteristik . . . . .	456
494. Verlorene Schriften des Plinius . . . . .	457
2. C. Licinius Mucianus.	
495. Die Schriften des C. Licinius Mucianus . . . . .	459
3. L. Junius Moderatus Columella und die übrigen Landwirte.	
496. Columellas landwirtschaftliches Werk . . . . .	460
497. Charakteristik Columellas . . . . .	462
4. Caelius.	
498. <i>Apici Caeli de re coquinaria libri X</i> . . . . .	464
5. Scribonius Largus.	
499. Das Rezeptbuch des Scribonius Largus . . . . .	465
6. Sex. Julius Frontinus.	
500. Die Schriften Frontins . . . . .	467
7. Die Agrimensoren.	
501. Die agrimensurischen Schriften . . . . .	469
502. Rückblick . . . . .	471

## B. Zeittafel.

---

- 70 v. Ch. — 19 v. Ch. P. Vergilius Maro.
- 70 v. Ch. — 27 v. Ch. Cornelius Gallus.
- 65 v. Ch. — 8 v. Ch. Q. Horatius Flaccus.
- 64 v. Ch. — 8 n. Ch. M. Valerius Messalla Corvinus.
- 59 v. Ch. — 17 n. Ch. T. Livius.
- 52 v. Ch. — 19 n. Ch. der Antiquar und Historiker Fenestella.
- 43 v. Ch. — 18 n. Ch. Ovid. Sein Lehrer der Rhetor Arellius Fuscus. Zeitgenosse der Didaktiker Grattius.
- 42 v. Ch. Horaz macht die Schlacht bei Philippi mit.
- 41 v. Ch. Asinius Pollio verlässt seine Provinz, das jenseits des Po gelegene Gallien. Alfenus Varus tritt an seine Stelle. Verteilung von Land an die Veteranen. Vergil, Horaz, Properz geschädigt.
- 40 v. Ch. C. Asinius Pollio Konsul, besiegt die Parthiner und Dalmatier.
- 39 Asinius Pollio gründete die erste öffentliche Bibliothek. (Recitationes.)
- 38—36 v. Ch. der sizilische Krieg, besungen von Cornelius Severus.
- 36 v. Ch. Maecenas Stellvertreter Octavians in Rom.
- 31 v. Ch. Die Schlacht bei Actium. Maecenas mit Agrippa Stellvertreter Octavians in Rom.
- 29 v. Ch. Die Tragödie Thyestes des L. Varius Rufus wird aufgeführt.
- 28 v. Ch. Gründung der *bibliotheca Palatina* durch Augustus (vorher die Octavia).
- 27 v. Ch. Octavian nimmt den Beinamen Augustus an. Triumph des M. Valerius Messalla Corvinus. Die Dichterin Sulpicia.
- 22 v. Ch. Der Geschichtschreiber der punischen Kriege L. Arruntius Konsul.
- 20 v. Ch. — 4 n. Ch. Gaius der Enkel des Augustus, sein Lehrer M. Verrius Flaccus.
- 19 v. Ch. Tod des Tibull. L. Varius und Plotius Tucca geben nach diesem Jahre die Aeneis heraus.
- 17 v. Ch. — 2 n. Ch. Lucius der Enkel des Augustus, sein Lehrer M. Verrius Flaccus.
- 17 v. Ch. Die Säkularfeier.
- 16 v. Ch. Tod des Dichters Aemilius Macer.
- c. 16 v. Ch. — 13 v. Ch. Vitruvius Pollio schreibt sein Buch über die Architektur.
- c. 15 v. Ch. Tod des Propertius.
- 15 v. Ch. — 19 n. Ch. Germanicus, der Dichter der Aratea.
- 12 v. Chr. Tod des M. Vipsanius Agrippa. Blüte des Rhetors L. Cestius Pius. — Der Grammatiker Q. Caecilius Epirota.
- 9 v. Ch. Der Redner Cassius Severus klagt den Freund des Augustus, Nonius Asprenas, wegen Giftmords an.
- 8 v. Ch. C. Asinius Gallus, der Sohn des Asinius Pollio, Konsul. Tod des C. Maecenas. Zeitgenossen die Dichter C. Valgius Rufus, Domitius Marsus und Maecenas' Freigelassener C. Melissus, der Schöpfer der Trabeata.
- c. 5 v. Ch. Blüte des Rhetors Albucius Silus. \*
- 4 v. Ch. Tod des M. Porcius Latro.
- 2 v. Ch. M. Valerius Messalla beantragt für Augustus den Titel *pater patriae*.



## Die Jahre nach Christus.

- 4 Der Historiker C. Clodius Licinus *Consul suffectus*, der Freund des Bibliothekars und Schriftstellers Hyginus.
- 5 Der Jurist C. Ateius Capito Konsul. Sein wissenschaftlicher Gegner M. Antistius Labeo.
- 8 Verbannung des Ovid.
- 9 Pompeius Trogus schreibt sein Geschichtswerk.
- 12 Vorgehen des Augustus gegen litterarische Produkte.
- 14 Tod des Augustus (*Monumentum Ancyranum*). Sex. Pompeius, der Gönner des Valerius Maximus, Konsul. Die Philosophenschule der Sextier. Der Grammatiker L. Crassicius.
- 14—37 Tiberius. Der Encyclopädist Cornelius Celsus. Der Dichter der *Astronomica* Manilius. Der Jurist Masurius Sabinus. Der Rhetor P. Rutilius Lupus. Über den Rhetor Cassius Severus wird Verbannung und Vermögensverlust ausgesprochen.
- 16 Fahrt des Germanicus durch die Ems in den Ozean (Albinovanus Pedo).
- 23—79 Der ältere Plinius.
- 23 Die Schauspieler werden vertrieben.
- 25 Senatsbeschluss, dass die Annalen des A. Cremutius Cordus verbrannt werden sollen.
- 26 Tod des Rhetors Q. Haterius.
- 30 Konsulat des Vinicius, dem C. Velleius Paterculus zum Antritt des Amtes seinen geschichtlichen Abriss widmet.
- 31 Tod des Redners P. Vitellius. Anklage gegen P. Pomponius Secundus, den Tragödiendichter und Feldherrn.
- 32 Der Philosoph Seneca kehrt von Ägypten zurück.
- 33 Tod des Juristen M. Cocceius Nerva, des Grossvaters des nachmaligen Kaisers. Sein Nachfolger Proculus.
- 34—62 A. Persius Flaccus.
- 34 Tod des Redners Scaurus Mamercus.
- 37—41 C. Caesar Caligula. Der ältere Seneca schreibt sein rhetorisches Werk.
- 38 Tod des landwirtschaftlichen Schriftstellers Julius Graecinus.
- 39—65 M. Annaeus Lucanus.
- 39 Der Redner Domitius Afer *Cons. suff.* — Der Redner Julius Africanus.
- c. 40 Phaedrus gibt sein 3. Buch der Fabeln heraus.
- 41—54 Claudius. — Der Historiker Aufidius Bassus. — Der Grammatiker Remmius Palaemon.
- 41 Q. Curtius Rufus bringt seine Alexandergeschichte zum Abschluss. Verbannung des Philosophen Seneca nach Korsika. Suetonius Paulinus, als prätorischer Legat bei der Unterwerfung Mauretaniens thätig.
- 43—4 Abfassungszeit der Geographie des Pomponius Mela.
- 46 Edikt des Claudius zur Regelung des Eigentums von grossen Landstrecken in Tirol.
- 47 Edikt des Kaisers Claudius gegen den Theaterunfug.
- 47—8 Scribonius Largus schreibt sein Arzneibuch.
- 48 Claudius hält die durch die Lyoner Erztafel erhaltene Rede im Senat.
- 49 Der Philosoph Seneca wird aus dem Exil zurückgerufen.
- 52 L. Junius Gallio (M. Annaeus Novatus von dem Rhetor L. Junius Gallio adoptiert), der Bruder des Philosophen Seneca verwaltet Achaia.
- 54—68 Nero. Der bukolische Dichter T. Calpurnius Siculus. — Der Panegyricus in Pisonem. Curiatius Maternus beginnt Tragödien zu schreiben.
- 54—57 Q. Asconius Pedianus schreibt seinen Kommentar zu den Reden Ciceros.
- 55 Wahrscheinliches Geburtsjahr des Juvenal.
- c. 56 Blütezeit des philologischen Kritikers M. Valerius Probus.
- 58 Der Memoirenschriftsteller L. Antistius Vetus Befehlshaber in Germanien.
- 59 Tod des Historikers M. Servilius Nonianus (Cons. 35) und der Memoirenschriftstellerin Agrippina, der Mutter Neros.
- 60 Nero stiftet die Quinquennalia. Bei der ersten Feier trägt Lucan einen Panegyricus auf Nero vor.
- 62 Der Philosoph Seneca zieht sich vom Hof zurück.
- 64 Martialis zieht nach Rom.
- c. 64—5 Columella schreibt sein landwirtschaftliches Werk.
- 65 Entdeckung der Pisonischen Verschwörung. Tod des C. Calpurnius Piso, auf den sich der Panegyricus in Pisonem bezieht. Tod des Philosophen Seneca. Der Rhetor Verginius Flavius, der Jurist C. Cassius Longinus, der Philosoph Musonius werden ins Exil getrieben.
- 66 Tod des Romandichters Petronius Arbiter und des P. Thrasea Paetus.

- 67 Tod des Feldherrn und Memoirenschriftstellers Domitius Corbulo.
- 68 Der Dichter Silius und der Redner Galerius Konsuln. Der Historiker Cluvius Rufus von Galba zum Statthalter der Provinz Hispania Tarraconensis bestimmt. Quintilian, von Galba nach Rom geführt, eröffnet seine rhetorische Schule. Cornutus wird verbannt.
- 68—69 Galba, Otho. Vitellius.
- 69—79 Vespasian. Der Jurist Pegasus *praefectus urbi* unter ihm. Der Dichter der Argonautica C. Valerius Flaccus.
- 69 Der Jurist Caelius Sabinus *Cons. suffectus*. Der Verfasser von Biographien Junius Rusticus Arulenus Praetor; Vipstanus Messalla nimmt an dem Feldzug dieses Jahres teil.
- 71 Die Philosophen und Astrologen werden aus Rom hinweggewiesen.
- 72 Zum drittenmal Konsul C. Licinius Mucianus, der Freund Vespasians.
- 74 Der Redner Eprius Marcellus Konsul (und 61).
- 76 Titus verfasset ein Gedicht über einen Kometen. Blüte des Rhetors Sex. Julius Gabinianus.
- 78 Tacitus heiratet die Tochter Agricolae.
- 79—81 Titus. — Der Historiker Antonius Julianus.
- 80 Titus weihet das Flavische Amphitheater ein. Martials Epigramme auf die bei dieser Gelegenheit gefeierten Spiele.
- 81—96 Domitianus. Der Dichter P. Papinius Statius.
- 86 stiftet Domitian den Agon Capitolinus.
- 88 Tacitus wirkt als Prätor und als Quindecimvir bei den Säkularspielen. Quintilian zieht sich von der Schule zurück.
- 89 Die Astrologen und Philosophen werden vertrieben.
- c. 90 Tod des Redners Vibius Crispus.
- 93 Tod Agricolae. Zweite Vertreibung der Astrologen und Philosophen.
- c. 95 Der Jurist P. Juventius Celsus, der Sohn nimmt an einer Verschwörung gegen Domitian teil. — Statius in Neapel.
- 96—98 Nerva.
- 97 Tacitus Konsul, Julius Frontinus *curator aquarum*.
- 98—117 Traian. Die Gromatiker Hyginus und Balbus. Die Juristen Neratius Priscus und Priscus Javolenus. — *Bibliotheca Ulpia*. Unter Traian und Hadrian schreibt Juvenal seine Satiren.
- 98 Martial kehrt in seine Heimat Bilbilis zurück — Die Dichterin Sulpicia.
- 100 Der jüngere Plinius Konsul hält seinen Panegyricus auf Traian. — Die Historiker Fabius Rusticus, C. Fannius. Der Redner Pompeius Saturninus.
- 101 Tod des Epikers Silius Italicus.
- c. 104 Tod des Epigrammatikers Martialis.
- 111—112 oder 112—113 Der jüngere Plinius an der Spitze von Bithynien.



### Berichtigungen und Zusätze.

- P. 105 lies im letzten Absatz „Ob Domitius“ statt „Ob Marsus“.  
„ 105 „ „ „ „ „umlaufenden“ für „einlaufenden“.  
„ 105 füge nach „Schwierigkeiten“ hinzu: „in Bezug auf die Feststellung des Eigentums;  
an der Identität mit Domitius Marsus ist nicht zu zweifeln“.  
„ 153 Z. 10 von oben lies „des Minyas“ statt „der Minyas“.  
„ 154 Z. 28 und 33 von oben lies „Phaethonsage“ statt „Phaetonsage“.  
„ 161 ist § 309 durch einen Strich von § 308 abzutrennen.  
„ 176 füge über nr. 17 „Anhang“ hinzu.  
„ 182 Z. 12 von unten lies „Partien“ statt „Parteien“.  
„ 187 Z. 2 ist zu bemerken, dass WEYMANN (Abh. für Christ. p. 147) ein dem Gelasius  
vorausliegendes Zeugnis aufgefunden hat.  
„ 238 Z. 6 von oben ist „Carrinas“ zu lesen statt „Carina“.  
„ 238 Z. 8 von oben ist statt „dem Feuertod überliefert“ zu lesen „verbannt“ (vgl. p. 244  
Anm.)  
„ 248 Z. 2 von oben füge hinzu: „BECHERT, *De M. Manilio poeta*, Leipz. 1891“.  
„ 280 Absatz „Überlieferung“ lies Persius (durch den Aristarch der Römer Valerius  
Probus) statt „Persius durch den Aristarch der Römer Valerius Probus“. Vgl.  
p. 433 Anm. 1.  
„ 339 Absatz „Das Geburtsjahr“ Z. 7 lies „55 n. Ch.“ statt „55 v. Ch.“.  
„ 381, 3. Anm. Z. 2 tilge „spätere“

Da der Druck ein Jahr in Anspruch genommen hat, fehlt manche neuere Litteratur.

---

## Einleitung.

**206. Litterarische Strömung der Augusteischen Zeit.** Die Schlacht bei Actium war geschlagen, und damit waren die Geschicke Roms entschieden. Das politische Leben konzentrierte sich jetzt in der Hand eines Einzigen; für die übrigen blieb nur noch ein geringer Spielraum, ihre Kräfte den öffentlichen Interessen zu widmen. Diese Revolution musste auch eine gewaltige Wirkung auf die Litteratur ausüben, sie war jetzt fast das einzige Mittel für aufstrebende Talente, ihren Ehrgeiz zu befriedigen. Das litterarische Leben gelangte daher zu einer reicheren Entfaltung, es begann sich eine Reihe von dauernden Einrichtungen zu schaffen. So finden wir jetzt, dass vornehme Römer die litterarischen Persönlichkeiten um sich sammeln, um dieselben geistig wie materiell zu fördern, und dass sich dadurch Litteraturkreise bilden. Es ist bekannt, wie mächtig Maecenas und Messalla durch solche Vereinigungen auf die geistige Produktion einwirkten. Den Verkehr zwischen Autor und Publikum organisierte Asinius Pollio; er las zuerst seine Schriften vor einer eingeladenen Gesellschaft vor und wurde dadurch der Schöpfer der *Recitationes*, welche fast die ganze Kaiserzeit hindurch in Wirksamkeit blieben. Durch diese Vorlesungen konnte der Autor den Eindruck, den sein Werk auf das Publikum machen würde, versuchsweise kennen lernen, ehe er dasselbe in die Öffentlichkeit gab. Die litterarische Kritik fand hier den günstigen Boden für ihr Wachstum. Neben den Recitationen waren die rednerischen Vorträge (*Declamationes*) eine sehr beliebte Arena des geistigen Wettkampfs. Vor einem ausgewählten Kreis oder vor dem grossen Publikum erörterten die Rhetoren in pathetischer Diktion und mit Aufgebot alles Scharfsinns die fingierten Themata mit ihren verwickelten unnatürlichen Fällen. Es kam alles darauf an, eine Sache von irgend einem neuen Licht aus zu betrachten und durch irgend eine unerwartete Sentenz einen guten Treffer zu machen. Diese rhetorischen Uebungen wurden jetzt die Schule des lateinischen Stils; besonders die epigrammatische Schärfe hat er hier gelernt. Auch für die Erhaltung und die Verbreitung des geschriebenen Wortes wurde jetzt neue Fürsorge getroffen. Asinius Pollio gründete die erste öffentliche Bibliothek, welcher bald andere folgten. Auch der Buchhandel musste infolge der gesteigerten litterarischen Bedürfnisse eine er-



höhte Bedeutung erhalten. So zeigt sich auf allen Wegen grosse geistige Regsamkeit, und die Schriftstellerei wurde Modesache, wie es der Dichter schildert (Hor. Ep. 2, 1, 108):

*mutavit mentem populus levis et calet uno  
scribendi studio; pueri patresque severi  
fronde comas vincti cenant et carmina dictant.*

Es kam hinzu, dass auch die griechische Litteratur immer mehr in den Kreis des römischen Denkens eindrang, und dass sich zwischen der griechischen und römischen gemeinsame Berührungspunkte und gemeinsame Schicksale herausbildeten. Trotz dieser fast unruhigen Betriebsamkeit war, genauer betrachtet, die Litteratur doch innerlich gebrochen. Gebannt in ihrem Wirken an die Stadt Rom, hatte sie in der republikanischen Zeit nur die römische Gesellschaft als Richterin; jetzt aber, da in Rom ein Mann über alle Macht gebot, musste sie unwillkürlich ihre Blicke auf ihn richten. Wir finden daher fast in allen Publikationen der Kaiserzeit Beziehungen zum Herrscherhause. Besonders auf die Poesie möchte man das Goethe'sche Wort anwenden: „In allen souveränen Staaten kommt der Gehalt für die Dichtkunst von oben herunter.“<sup>1)</sup> Die Geschieke der Litteratur hingen fortan von der Gunst und Ungunst dieses Einzigsten ab. Es kamen Zeiten, wo die Schriftstellerei mit grossen Gefahren verbunden war und das geschriebene Wort seinem Urheber schwere Verfolgungen eintrug. Gewisse Fächer hatten daher von vornherein ein gedrücktes Dasein. Der Historiker musste, um nicht anzustossen, sich von der Gegenwart abwenden und entlegene Zeiten aufsuchen, und selbst hier war es schwierig, alle Klippen zu umschiffen. Der Redner hatte nur noch einen sehr eingeengten Wirkungskreis im Senat und vor dem Centumviralgericht; er musste seine Stätte aus dem Licht der Öffentlichkeit in die dumpfe Schulstube verlegen. Selbst die Gesinnung wurde durch die neue Gestaltung der Dinge wesentlich beeinflusst; entweder wurde sie nach oben hin adulatorisch oder sie wurde verbissen, beide Eigenschaften durchziehen das gesamte monarchische Schrifttum. Kurz, es fehlt der Litteratur das, was ihrem Gedeihen so notwendig ist wie der Pflanze Licht und Luft, es fehlt ihr die Freiheit.

**207. Übersicht.** Wie wir gesehen haben, bildet die Schlacht bei Actium (31 v. Ch.) für uns den Ausgangspunkt eines neuen Teils der römischen Litteratur, welcher seinen Abschluss in dem Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian (527—565) findet. Dieser grosse Zeitraum bedarf natürlich der Gliederung; er zerlegt sich in zwei ungleiche Hälften, deren Grenzscheide die Regierung Hadrians bildet. Während bis dahin die Litteratur in einer Fortentwicklung begriffen ist, beginnt mit Hadrian die Produktionskraft zu versiegen. Die Nachahmung, das Ausschreiben, die Verkürzung der vorhandenen Autoren werden massgebende Faktoren der Schriftstellerei. Nur die Jurisprudenz schreitet auch in diesem Zeitraum ungestört vorwärts, ja sie erreicht in demselben sogar ihren Höhepunkt. Noch zwei andere Momente geben diesem zweiten Abschnitt ein charakteristisches Gepräge. Während bisher die römische Litteratur Stadtlitteratur

<sup>1)</sup> Aus meinem Leben, Cotta 1871 23, 6.

war, d. h. sich lediglich in Rom abwickelte, stossen wir jetzt auch auf provinzielle litterarische Mittelpunkte, wodurch die Einheit der Sprachentwicklung gefährdet ward. Von noch grösserer Tragweite erscheint das zweite Moment, dass der nationalen Litteratur eine mächtige Gegnerin in der jetzt auftretenden christlichen entsteht. Zwar haben beide Litteraturen die Sprache und auch gewisse Elemente der Bildung gemeinsam, allein ihr Ideengehalt ist ein total verschiedener. Die nationale Litteratur zehrt noch von den Erinnerungen an eine grosse Vergangenheit, sie lebt und webt im alten Römertum, ja sie hält selbst krampfhaft die unhaltbar gewordenen Vorstellungen von den vaterländischen Göttern fest; die christliche Litteratur dagegen sprengt die Schranken der Nationalität und betrachtet alle Menschen als Kinder eines und desselben Vaters, sie erblickt ihr wahres Vaterland im Himmelreich. Dieser Kampf zweier grundverschiedener Welten verleiht der Epoche eine hohe Anziehungskraft. Von den beiden genannten grossen Abschnitten wird der erste in dem vorliegenden Teil zur Darstellung kommen. Auch dieser verlangt einen Ruhepunkt, wir erhalten denselben durch den Tod des Augustus. Die augusteische Zeit stellt die Übergangsstufe von der republikanischen Litteratur zur monarchischen dar; entsprechend der veränderten politischen Lage, müssen jetzt der schriftstellerischen Thätigkeit neue Wege geebnet werden; der hohe Aufschwung, den die Poesie genommen, ist die Glanzseite dieser Epoche. In dem folgenden, von Tiberius bis zu Hadrian reichenden Zeitabschnitt gewahren wir die Resultate der vorausgegangenen Gährung. Die Rhetorenschulen ernten jetzt was sie gesät. Die Poesie erhält ein rhetorisches Gewand, die Prosa nimmt einen pikanten, manierten Stil an. Es verschieben sich die Grenzen von Poesie und Prosa. Schädliches Eingreifen der Staatsgewalt in den Gang der Schriftstellerei macht sich jetzt viel stärker geltend und hemmt den ruhigen Entwicklungsgang des litterarischen Schaffens. Immerhin regen sich aber auch in dieser Periode einige bedeutsame Talente.

Litteratur: Ausser den p. 5 des ersten Theils verzeichneten Werken sind noch zu nennen: RIBBECK, Geschichte der röm. Dichtung II. Augusteisches Zeitalter, Stuttg. 1889. SEILLAR, *The Roman poets of the Augustan Age*, 2 Edition., Oxford 1883, enthält ausser einer allgemeinen Einleitung bloss Vergil. NISARD, *Études sur les poètes latins de la décadence*, 2 Bde., Paris 1878 (4. Aufl.).





Zweiter Teil.

# **Die römische Litteratur**

**in der Zeit der Monarchie.**

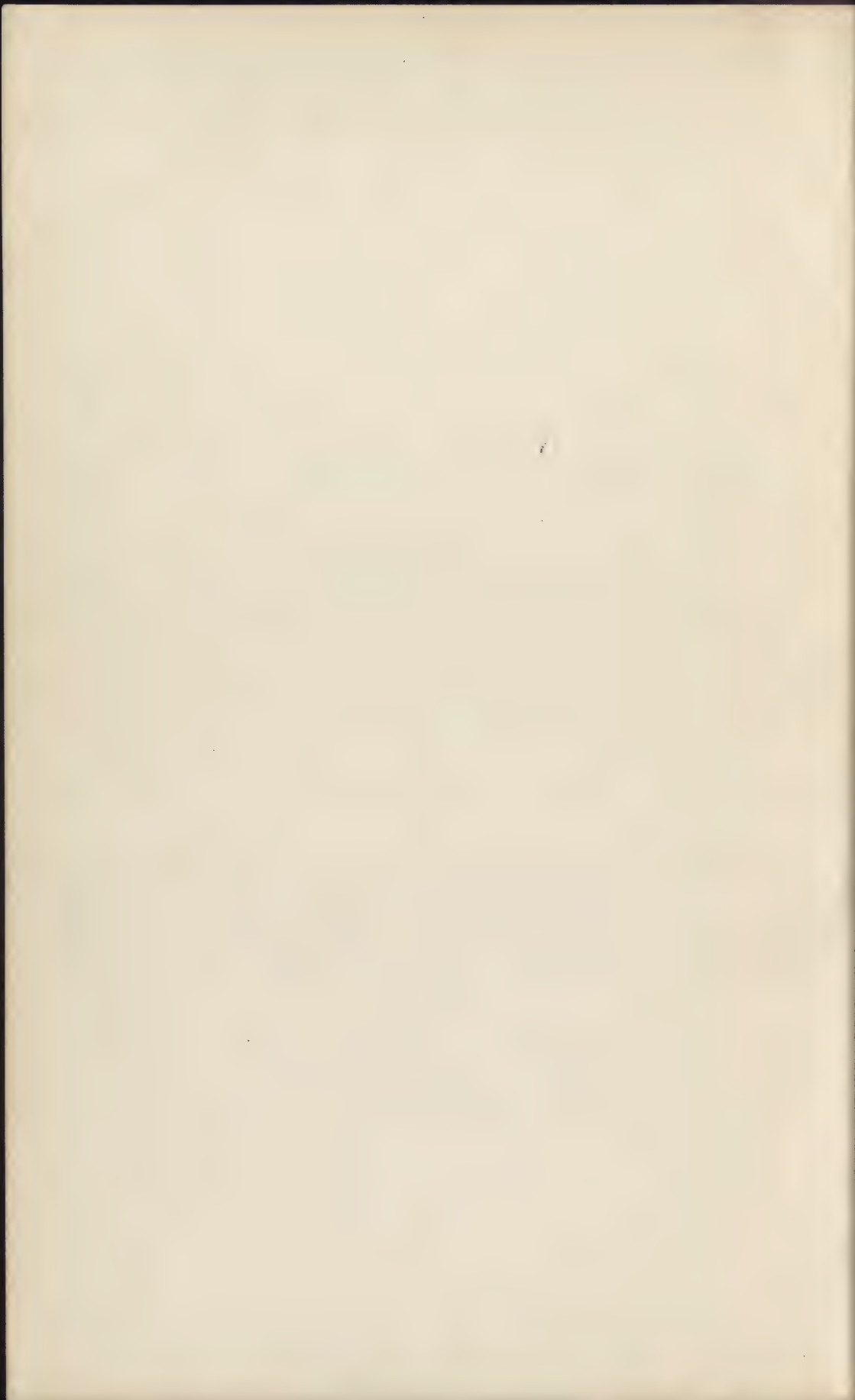
---

Erste Abteilung:

Die Zeit vom Ende der Republik (30 v. Ch.) bis auf Hadrian (117 n. Ch.).

---





## A. Die Litteratur vom Ende der Republik bis zum Tode des Augustus (30 v. Ch. bis 14 n. Ch.).

### Die Patrone der Litteratur.

#### 1. Augustus.

**208. Einfluss des Augustus auf die Litteratur.** Unsere Betrachtung hebt naturgemäss mit den Persönlichkeiten an, welchen es beschieden war, in den Gang der Litteratur einzugreifen. In erster Linie erscheint hier der Inhaber der Regierungsgewalt, Augustus. Ihm musste die Litteratur eine ungemein wichtige Regierungsangelegenheit sein, denn sie konnte seinen Interessen in hohem Grade dienstbar gemacht werden. Ein Grundgedanke des Prinzipats war, die durch die ewigen Parteikämpfe erbitterten Gemüter zu beruhigen und mit der Gegenwart auszusöhnen. Bei dem niederen Volke konnte das Ziel leicht durch materielle Spenden, durch glänzende Feste und Schausstellungen erreicht werden. Allein der Klasse der Gebildeten musste doch ein Feld zur Befriedigung des Ehrgeizes eröffnet werden. Was konnte man ihnen aber, nachdem die politische Arena sehr eingeengt war, anders bieten als das grosse Reich der Litteratur, in dem Ruhm und Unsterblichkeit des Namens den Jüngern entgegenwinkte? Aber die Litteratur konnte zu gleicher Zeit der versöhnenden Mission des Monarchen die Hand entgegenstrecken; sie konnte das Friedensregiment des Herrschers als das goldene Zeitalter feiern, die Grösse des römischen Weltreichs in erhabener Weise vor Augen stellen, den Römersinn durch lebensfrische Schilderung alter Gebräuche und Sitten wecken, endlich die Philosophie der Entsagung und des Quietismus predigen. Auf diese Vorteile der Litteratur durfte der Regent aber nur dann rechnen, wenn er den litterarischen Persönlichkeiten das grösste Wohlwollen entgegenbrachte. Er zeigte dies in der mannigfachsten Weise, er besuchte die Recitationen und hörte mit der grössten Ausdauer dieselben an (Suet. Aug. 89); er zog die Schriftsteller an seinen Hof und hob dadurch ihre soziale Stellung; für Leute, welche in niederen Verhältnissen emporgewachsen waren, musste diese Auszeichnung ein grosser Sporn sein. Wie freundlich er mit den Autoren verkehrte, welchen hohen Wert er auf ihren Umgang legte, besagen deutlich Stellen aus Briefen an Horaz. Auch



verhehlte er nicht, dass ihm die Erwähnung von seiten eines angesehenen Schriftstellers eine grosse Ehre sei. Wie musste das den Stolz desjenigen, der eine solche Ehre erweisen konnte, heben? Auch die Sorgen des Lebens nahm er gern den hervorragenden litterarischen Persönlichkeiten ab; es war ihm die reinste Freude, den Weg für die Produktion durch Gewährung einer behaglichen Existenz zu ebnen. Schon in seinen Jugendgedichten, den *Bucolica*, konnte Vergil dankerfüllten Herzens sagen: *Deus nobis haec otia fecit*; diese fürstliche Freigebigkeit begleitete den Dichter bis zu seinem Tode. Varius erhielt für seinen Thyestes, der bei den actischen Spielen aufgeführt wurde, als Geschenk eine Million Sesterzen. Horaz bot er eine Sekretärstelle an. Doch auch auf das Schaffen selbst gewann Augustus grossen Einfluss. Besonders ist es die Dichtung, in welcher wir seine Spuren finden. Bekannt ist der Anteil, den er an der Komposition wie an der Erhaltung und der Herausgabe der *Aeneis* nahm; der Anregung des Kaisers verdanken wir Horazens *Carmen saeculare*, das vierte Buch der Oden und den schönen ersten Litteraturbrief im zweiten Buch der Episteln; die wundervollen römischen Elegien des Propertius kamen einem Lieblingsgedanken des Augustus entgegen. Von Panegyriken und gelegentlichem Preis des Herrscherhauses wollen wir hier ganz absehen. Für die litterarischen Bedürfnisse sorgte er, nachdem Asinius Pollio die Initiative ergriffen, durch Anlegung zweier neuer Bibliotheken, einer in der Säulenhalle der Octavia<sup>1)</sup> und einer zweiten am Tempel des palatinischen Apollo.<sup>2)</sup> Von grosser Bedeutung für die Entwicklung der Jurisprudenz war seine Verfügung, dass die *responsa* fortan unter kaiserlicher Autorität erteilt werden sollten.<sup>3)</sup> „Von diesem Augenblick an verschwindet der Einfluss des Pontifikalkollegiums auf die Entwicklung des Civilrechts und der *princeps* im Bunde mit der jetzt endgültig laisierten Jurisprudenz tritt in den Vordergrund.“<sup>4)</sup>

Allein auch die Schattenseiten fehlen dem Bilde nicht. Einmal wurde durch das Eingreifen des *princeps* in die Litteratur der adulatorische Ton nach dem Muster von Alexandria grossgezogen. Dann begannen schon unter Augustus, obwohl er Angriffen gegenüber gern ein Auge zudrückte, polizeiliche Massregeln gegen die Schriftsteller und ihre Werke. Wir erinnern nur an die Verfolgungen des Labienus, Cassius Severus und des Ovid. Sie zeigen, dass trotz allen Glanzes, den die Litteratur im augusteischen Zeitalter entfaltete, doch der Todeskeim bereits in ihr schlummerte.

CAMPE, Litterar. Tendenzen und Zustände zu Rom zur Zeit des Horaz (Fleckeiss. Jahrb. 103, 463). SELLAR, *The Roman Poets of the Augustan Age* (Einleitung p. 1—588). FRIEDLÄNDER, Sittengesch. 3<sup>e</sup> p. 375. BOISSIER, *l'opposition sous les Césars*, Paris 1885.

**209. Die Schriftstellerei des Augustus.** Die ausgezeichnete Bildung, die Augustus durch angesehene Lehrer wie durch den griechischen Philosophen Areios, den berühmten griechischen Lehrer der Rhetorik, Apollodoros von Pergamon (Suet. Aug. 89), und den lateinischen Rhetor M. Epidius (Suet. de rhet. 4) zu teil ward, befähigte ihn auch zur eigenen produktiven Thätigkeit auf dem litterarischen Gebiete. Sein Biograph

<sup>1)</sup> Suet. de gramm. 21.

<sup>2)</sup> Suet. Aug. 29, de gramm. 20.

<sup>3)</sup> Pomp. Dig. 1, 2, 2, 47.

<sup>4)</sup> SOHM, Instit.<sup>4</sup> p. 61.

Sueton hatte noch zwei dichterische Werke von ihm; das erste in Hexametern führte den Titel „Sicilien“ und schilderte wahrscheinlich den von ihm gegen Sextus Pompeius in Sicilien geführten Krieg; das andere umfasste Epigramme, die er im Bade auszusinnen pflegte. Martial (11, 20) hat uns eines erhalten; leider ist dasselbe sehr obscöner Natur und beweist uns, wie sehr damals die Zotenpoesie in Flor war. Sogar an eine Tragödie wagte sich Augustus, mit Feuereifer nahm er einen „Ajax“ in Angriff; allein als er mit dem Werk nicht recht vorwärts kommen wollte, brach er ab und gab teilnehmenden Freunden, die sich nach dem Schicksall der Arbeit erkundigten, zur Antwort, sein Ajax habe sich in den Schwamm „gestürzt“. Auch von Spottgedichten (*Fescennini*), die er gelegentlich verfasste, haben wir Kunde erhalten (Macr. 2, 4, 21). Von seinen prosaischen Schriften vermissen wir am meisten seine „Denkwürdigkeiten“ in 13 Büchern, welche bis zum cantabrischen Kriege reichten, also mit der dauernden Einrichtung des Prinzipates 27 v. Ch. abschlossen.<sup>1)</sup> Auf den im J. 9 v. Ch. im Feldlager verstorbenen Drusus machte er nicht nur die poetische Grabschrift, sondern verfasste auch einen Abriss seines Lebens in Prosa. In die Catolitteratur griff Augustus mit einer Entgegnung auf den Panegyricus des Brutus ein (*Rescripta Bruto de Catone*). Ausserdem pflegte er die Gattung der *λόγοι προτρεπτικοί*, indem er eine Schrift (*hortationes ad philosophiam*) verfasste, in der er zum philosophischen Studium anregen wollte. Als Redner war Augustus sehr sorgfältig; er sprach nur nach eingehender Vorbereitung, sein Stil vermied alles Manierierte und strebte vor allem Klarheit des Gedankens an (Suet. Aug. 84 und 86). Eine Reihe von Reden wird von den Autoren erwähnt. Endlich gab es auch Sammlungen seiner Briefe, denn die Schriftsteller gedanken mehrfach solcher, und allgemein bekannt sind die Stellen, welche Sueton in seiner Horazbiographie augusteischen Briefen entnommen.

Von allen diesen litterarischen Schöpfungen ist keine auf die Nachwelt gekommen. Sie scheinen also nicht sehr bedeutend gewesen zu sein; und selbst die hohe Stellung des Autors konnte offenbar nicht über die Mängel hinweghelfen.

Die Gedichte des Augustus. Suet. Aug. 85 *Poetica summam attigit. Unus liber extat, scriptus ab eo hexametris versibus, cuius et argumentum et titulus est Sicilia; extat alter aequae modicus Epigrammatum, quae fere tempore balinei meditabatur. Nam traegodiam magno impetu exorsus, non succedenti stilo, abolevit quaerentibusque amicis, quidnam Ajax ageret, respondit Aiace suum in spongiam incubuisse.* Suidas p. 194 BEKK. Ἀῖονοςτος — ἔγραψε — καὶ τραγωδίαν Αἰαντός τε καὶ Ἀχιλλέως, wozu DINDORF, *Soph. fragm.*, Oxf. 1860 p. 208 bemerkt „Achillis nomen addidit, quia denegata Aiace arma Achillis tragoediae argumentum praebuerunt.“ Ein von HAGENS, Rhein. Mus. 35, 569 aus Codd. Bern. 109 veröffentlichtes, den Namen Octavianus Augustus tragendes Epigramm ist unecht.

Die prosaischen Schriften des Augustus. Suet. 85 *multa varii generis prosa oratione composuit, ex quibus nonnulla in coetu familiarium velut in auditorio recitavit, sicut Rescripta Bruto de Catone, quae volumina cum iam senior ex magna parte legisset, fatigatus Tiberio tradidit perlegenda; item Hortationes ad philosophiam et aliqua De vita sua, quam tredecim libris, Cantabrico tenus bello nec ultra, exposuit.* Das letzte Werk citiert Plut. comp. Demosth. c. Cic. 3 ὡς αὐτός ὁ Καῖσαρ ἐν τοῖς πρὸς Ἀγρίππην καὶ Μαρκιανὴν ὑπομνήμασιν εἴρηκεν. (Die Fragmente bei PETER p. 252.) — Über die *Hortationes* vgl. DIELS, Doxogr. p. 83. HARTLICH, Leipz. Stud. 11, 305. — Suet. Claud. 1

<sup>1)</sup> NISSEN, Rhein. Mus. 41, 492.



*nec contentus elogium tumulo eius (Drusi) versibus a se compositis insculpsisse, etiam vitae memoriam prosa oratione composuit.* — Über die Reden vgl. MEYER, *fragm. orat.* p. 518. — Stellen aus Briefen siehe bei Suet. Aug. 71, 76 u. 86, besonders aber Suet. Claud. 4.

**210. Der schriftliche Nachlass des Augustus.** Für den Fall seines Todes hatte Augustus in ausserordentlich umsichtiger Weise Bestimmungen getroffen. Fünf Aktenstücke, die er teils selbst geschrieben, teils diktiert hatte, wurden nach seinem Hingang im Senat verlesen. Zunächst waren dies Anordnungen über sein Leichenbegängnis, dann sein bürgerliches Testament. Aber ungleich wichtiger waren die Dokumente, welche den Zweck hatten, sein Andenken nach seinen Intentionen der Nachwelt zu überliefern, d. h. welche die Summe seines Lebens ziehen sollten. Er verfasste nach Sueton einen Abriss seiner Thaten mit der ausdrücklichen Verfügung, dass derselbe auf zwei Säulen eingegraben werde, welche vor seinem Grabmal, dem Mausoleum, zur Aufstellung kommen sollten,<sup>1)</sup> dann gab er eine Übersicht über die Finanzen und das Militär des Reichs. Dienten diese zwei Schriftstücke der Feststellung des Thatsächlichen, so fasste er in einem an Tiberius und den Senat gerichteten Schreiben die Zukunft des Reiches ins Auge und erteilte politische Ratschläge. Er warnte, durch zu häufige Freilassungen und Erteilungen des Bürgerrechts den Grundstock des Staates zu schädigen, er empfahl, die Beteiligung an den Staatsgeschäften allen Befähigten zugänglich zu machen und nicht alles in Abhängigkeit von Einem zu bringen, d. h. er plädierte für die Aufrechterhaltung der gegenwärtigen Verfassung, endlich in Bezug auf die auswärtige Politik verurteilte er alles auf Expansion zielende Streben. Von diesen fünf Aktenstücken ist uns nur ein einziges erhalten, der „Abriss seiner Thaten“ im Monumentum Ancyranum.

Zeugnisse über den schriftlichen Nachlass des Augustus. Über denselben liegen folgende Stellen vor: Tac. Ann. 1, 8 *nihil primo senatus die agi passus est nisi de supremis Augusti; cuius testamentum, inlatum per virgines Vestae, Tiberium et Liviam heredes habuit. 1, 11 proferri libellum recitarique iussit (Tiberius). Opes publicae continebantur, quantum civium sociorumque in armis, quot classes regna provinciae, tributa aut vectigalia et necessitates ac largitiones. Quae cuncta sua manu perscripserat Augustus addideratque consilium coercendi intra terminos imperii.* Suet. Aug. 101 *de tribus voluminibus, uno mandata de funere suo complexus est, altero indicem rerum a se gestarum, quem vellet incidi in aeneis tabulis, quae ante Mausoleum statuerentur, tertio breviarium totius imperii, quantum militum sub signis ubique esset, quantum pecuniae in aerario et fiscis et vectigaliorum residuis. Adiecit et libertorum servorumque nomina, a quibus ratio exigi posset.* Dio 56, 32 *καὶ τὰς διαθήκας αὐτοῦ Πολύβιος τις καισάρειος ἀνέγνω. 56, 33 τὰ αὐτὰ μὲν αἱ διαθήκαι ἐδήλουν, ἐσεκομίσθη δὲ καὶ βιβλία τέσσαρα. — ἐγγράπτοι δὲ ἐν μὲν τῷ πρώτῳ ὅσα τῆς ταφῆς εἶχετο, ἐν δὲ τῷ δευτέρῳ τὰ ἔργα ἃ ἐπραξε πάντα, ἃ καὶ ἐς χαλκᾶς στήλας πρὸς τῷ ἡρώῳ αὐτοῦ σταθεύσας ἀναγραφῆναι ἐκέλευσεν. τὸ τρίτον τὰ τε τῶν στρατιωτῶν καὶ τὰ τῶν προσόδων τῶν τε ἀναλωμάτων τῶν δημοσίων, τό τε πλῆθος τῶν ἐν τοῖς θησαυροῖς χρημάτων, καὶ ὅσα ἄλλα τοιοῦτότροπα ἐς τὴν ἡγεμονίαν φέροντα ἦν, εἶχε καὶ τὸ τέταρτον ἐντολᾶς καὶ ἐπισκήψεις τῷ Τιβερίῳ καὶ τῷ κοινῷ, ἄλλας τε καὶ ὅπως μὴ ἀπελευθερῶσι πολλούς, ἵνα μὴ παντοδαποῦ ὄχλου τὴν πόλιν πληρώσῃσι, μὴτ' αὖ ἐς τὴν πολιτείαν συγχοῖς ἐσγράψωσιν, ἵνα πολὺ τὸ διαφέρον αὐτοῖς πρὸς τοὺς δηηκόους ᾖ. τὰ τε κοινὰ πᾶσι τοῖς δυναμένοις καὶ εἰδέναι καὶ πράττειν ἐπιτρέπειν, καὶ ἐς μηδὲν ἀναρτᾶν αὐτὰ παρήγεσε σφίσιν, ὅπως μὴτε τυραννίδος τις ἐπιθυμίῃ, μὴτ' αὖ πταίσαντος ἐκείνου τὸ δημίσιον σφαλῇ. γνώμην τε αὐτοῖς ἔδωκε τοῖς τε παρούσιν ἀρκεσθῆναι καὶ μηδεμῶς ἐπὶ πλεόν τὴν ἀρχὴν ἐπανεξῆσαι ἐδελῆσαι. δυσφύλακτόν τε γὰρ αὐτὴν ἔσεσθαι καὶ κινδυνεύσειν ἐκ τούτου καὶ τὰ ὄντα ἀπολέσαι ἔφη.*

Diese Zeugnisse gehen auf eine Quelle zurück (vgl. NISSEN, Rh. Mus. 41, 481), welche fünf Aktenstücke des Augustus namhaft machte, nämlich:

<sup>1)</sup> Vgl. GEPPERT, Zum Monum. Ancyr. p. 11.

1. Anordnungen über sein Leichenbegängnis (Suet., Dio);
2. sein bürgerliches Testament (Tacitus, Dio);
3. sein politisches Testament (Dio). Bei Tacitus ist offenbar auf dasselbe hingewiesen mit den Worten *addideratque consilium coercendi intra terminos imperii*. Nach Tacitus wäre es also ein Anhang zu dem Breviarium und ihm folgt MOMMSEN (Sybels hist. Zeitschr. 57 [1887] 390), nach Dio aber eine eigene Schrift;
4. der Index rerum (Suet., Dio);
5. Breviarium (Suet., Dio, der *libellus* des Tacitus).

*Discriptio totius Italiae.* Plinius (n. h. 3, 46) schreibt: *nunc ambitum eius (Italiae) urbesque enumerabimus, qua in re praefari necessarium est auctorem nos divum Augustum secuturos discriptionemque ab eo factam Italiae totius in regiones XI, sed ordine eo qui litorum tractu fiet, urbium quidem vicinitates oratione utique praepropera servari non posse, itaque interiore exin parte digestionem in litteras eiusdem nos secuturos, coloniarum mentione signata quas ille in eo prodidit numero.* Nach diesen Worten gedenkt Plinius die 11 Regionen zu Grunde zu legen, aber nicht in der von Augustus festgesetzten Reihenfolge, sondern nach dem Lauf der Küste, bei Beschreibung des Binnenlands will er die Verzeichnisse der Städte nach der von Augustus gewählten alphabetischen Anordnung geben und dabei die Kolonien besonders hervorheben, die Augustus erwähnt hatte. Die Wiederherstellung dieser augusteischen Verzeichnisse als höchst wichtiger Urkunden ist von der grössten Bedeutung. Mit dem Breviarium werden diese Verzeichnisse nicht im Zusammenhang gestanden sein (CUNTZ p. 49). — BORMANN, Bemerkungen zum schriftl. Nachl. des K. Aug. p. 33. DETLEFSEN, Comment. Momms. p. 23. CUNTZ, *De Augusto Plinii geographi-  
corum auctore*, Bonn 1888, der Buchform dieser Verzeichnisse statuirt.

**211. Das Monumentum Ancyranum.** Unsere Kenntnis von dem Bericht des Augustus über seine Thaten beschränkte sich lange Zeit auf das Wenige, das uns Sueton darüber mitgeteilt. Niemand ahnte, dass in einem entlegenen Ort des fernen Ostens der Bericht selbst zum Vorschein kommen sollte. Es war im J. 1555, dass eine kaiserliche Gesandtschaft nach Ancyra, der ehemaligen Hauptstadt Galatiens, kam. Dieselbe fand in dem Pronaos des Tempels, der einst Augustus und der Göttin Roma geweiht war, den Bericht des Augustus in der lateinischen Originalsprache und in griechischer Übersetzung; sie liess Teile des lateinischen Textes abschreiben. Allein trotz dieser Entdeckung und trotz weiterer Mitteilungen von Reisenden blieb „die Königin der Inschriften“ drei Jahrhunderte hindurch ein ungehobener Schatz. Erst im Jahre 1861 wurden wir durch eine französische Expedition über das Denkmal genauer unterrichtet; der lateinische Text und Teile des griechischen wurden jetzt durch ein Facsimile bekannt gemacht. In allerneuester Zeit hat endlich auf Anregung MOMMSENS der bekannte Baumeister Humann Gipsabgüsse der Inschrift angefertigt; dieselben befinden sich in Berlin und ersetzen uns fast das Original. Auf Grund derselben wurde von MOMMSEN eine meisterhafte Bearbeitung der Inschrift gegeben. Von der griechischen Übersetzung, die allem Anschein nach erst in Galatien angefertigt wurde,<sup>1)</sup> haben sich auch wenige Bruchteile in dem einst zur Provinz Galatien gehörenden Apollonia vorgefunden.

Die 35 Kapitel umfassende Inschrift zerfällt ihrem Inhalt nach in drei Teile, zuerst (c. 1—14) zählt sie die Ämter und Ehrungen auf, die Augustus erlangt hatte, im zweiten Teil (c. 15—24) macht sie die Aufwendungen namhaft, die Augustus für Staat und Bürgerschaft gemacht, wie Geldspenden, Bauten, Feste; der dritte Teil endlich (c. 25—35) enthält seine politischen Thaten im Krieg und Frieden. Auf eine völlige Einhaltung der Disposition ist es nicht abgesehen, da ja im ersten Teil bei

<sup>1)</sup> NISSEN, Rh. Mus. 41, 494.



Erwähnung der Auszeichnungen auch manchmal die Thaten zu berühren waren. Was will Augustus mit diesem merkwürdigen Dokument? Er zieht in demselben die Summe seines Lebens, er legt am Ende seiner Tage Rechenschaft von seinem langen staatsmännischen Wirken ab, er stellt zu diesem Zweck seinen Ehrungen seine Thaten gegenüber, er zählt auf, was er vom römischen Volk empfangen, und was er dem römischen Volk gegeben. Schwieriger als der Zweck der Inschrift ist deren litterarischer Charakter zu bestimmen. Von grosser Wichtigkeit wäre in dieser Hinsicht, wenn wir ermitteln könnten, wie Augustus selbst seinen Bericht genannt hat. Aus der jetzigen Überschrift gewinnen wir diese Kenntniss nicht, denn diese Überschrift stammt nicht von der Hand des Augustus. Dagegen dürfte uns Sueton zu einem Ergebnis führen. Als Augustus letztwillige Bestimmungen über die Aufstellung seiner Denkschrift vor seinem Grabmal traf, musste er dieselbe, die wahrscheinlich ohne Titel war, doch irgendwie bezeichnen. Sueton teilt uns diese für den Todesfall erlassenen Verfügungen mit. Da er nun die wegen des Platzes des Dokuments ergangene Anordnung durch den Konjunktiv einführt, mithin als fremde Meinung darstellt,<sup>1)</sup> so ist sehr wahrscheinlich, dass auch die Bezeichnungsweise der Inschrift nicht von ihm, sondern von Augustus selbst herrührt. Sie wird aber hier *index rerum a se gestarum* genannt, was wir natürlich in *index rerum a me gestarum* umsetzen müssen. Ist diese Vermutung richtig, so hätte also Augustus seine Denkschrift in die Gattung der „*res gestae*“ eingereiht, welche in der That als ein Zweig der Historiographie in der römischen Litteratur erscheint. Allerdings würde der Titel streng genommen nur auf den zweiten und dritten Teil passen, also *a potiori* gewählt sein. Eine Schwierigkeit bleibt noch übrig, die Aufstellung des Berichts vor dem Grabmal des Augustus. Dieser Umstand hat angesehene Forscher bestimmt, in dem Dokument eine Grabschrift zu erkennen. Allein dass die Form der Grabschrift nicht vorliegt, sieht man auf den ersten Blick. Wohl aber ist möglich, dass Augustus seinen Bericht zugleich als Ersatz für eine Grabschrift angesehen wissen wollte. Doch wie man auch darüber denken mag, die hohe Bedeutung der Inschrift ist keinem Zweifel unterworfen. Diese schlichte, einfache Aufzeichnung der Thaten eines reichen Lebens erfüllt jeden Leser mit Ehrfurcht.

Der Titel der Inschrift und der Anhang. Der Titel lautet im lateinischen Exemplar: *Rerum gestarum divi Augusti, quibus orbem terrarum imperio populi Rom. subiecit, et impensarum, quas in rem publicam populumque Romanum fecit, incisarum in duabus aeneis pilis, quae sunt Romae positae, exemplar subiectum*. Die Inschrift schliesst mit den Worten: *cum scripsi haec, annum agebam septuagensimum sextum*. Dann folgt ein Anhang, in dem zuerst die Summe der Geldspenden, dann die neuen oder restituierten Bauten aufgeführt werden, endlich noch ganz allgemein angegeben wird, worauf sich die *impensae* des Augustus erstreckt haben. MOMMSEN bemerkt richtig (Sybels hist. Zeitschr. 57 [1887] 397, 3): „Titel und Schluss geben sich ausdrücklich als nicht von Augustus geschrieben; es sind Zusätze und zum Teil recht einfältige, nicht Interpolationen.“ — Über das *exemplar subiectum* vgl. MOMMSEN p. XI, dagegen NISSEN, Rh. Mus. 41, 494.

Abfassungszeit. Die letzten Ereignisse, die erwähnt werden, fallen in das Jahr 14 n. Ch., wie der dritte Census (Frühjahr 14 n. Ch.) und das 37. Tribunat (Juni 14 n. Ch.). Aus einer Störung der Ordnung, welche in der Reihenfolge der Spenden eine Schenkung an die Veteranen erfahren, will MOMMSEN folgern, dass die Inschrift bereits

<sup>1)</sup> J. SCHMIDT, Philol. 45, 403. MOMMSEN, Sybels hist. Zeitschr. I. c. p. 391.

vor 2 v. Ch. und nach 5 v. Ch. von Augustus geschrieben wurde und im J. 14 n. Ch. Zusätze erhalten habe. Neuerdings äussert er sich so (Sybels hist. Zeitschr. 57 [1887] 397): „Nach sprachlichen Indicien ist das Schriftstück von Augustus nicht erst wenige Monate vor seinem Tode, sondern früher aufgesetzt und durch Überarbeitung von fremder Hand auch das Datum umgeschrieben worden, welches es trägt.“ Vgl. jedoch BORMANN p. 11. BÄRGGK, Ausg. p. 4.

Litterarischer Charakter der Inschrift. Während über die grosse Bedeutung der Inschrift alles einig ist, gehen die Meinungen über den litterarischen Charakter der Inschrift auseinander. Gelegentlich wurde sie ein „politisches Testament“ genannt von HIRSCHFELD, Wien. Stud. 3 (1881) p. 264; ein „Rechenschaftsbericht“ von MOMMSEN, Hermes 18 (1883) p. 186; eine „Grabschrift“ von NISSEN, Sybels hist. Zeitschr. 46 (1881) p. 49 Anm. 5, Ital. Landesk. 1 (1883) p. 31 und p. 81. Aus diesen gelegentlichen Äusserungen entwickelte sich eine Streitfrage, nachdem BORMANN, Bemerkungen zum schriftl. Nachl. des Kaisers Augustus (1884) p. 4 in ausführlicher Weise für die Charakterisierung des Denkmals als „Grabschrift“ eingetreten war. Auf seine Seite stellte sich sofort J. J. SCHMIDT, Philol. 44 (1885) p. 455, während HIRSCHFELD ihm entgegentrat und jetzt die Inschrift „memoria vitae“ d. h. einen Bericht über sein öffentliches Leben und Wirken genannt wissen wollte (Wien. Stud. 7 [1885] p. 174), was wieder SCHMIDT Anlass zu einer lebhaften Replik gab (Philol. 45 [1886] p. 393). Auch WILAMOWITZ bekämpft die Auffassung des Denkmals als „Grabschrift“ (Hermes 21 [1886] p. 623). Vgl. dazu GEPPERT, Zum Monumentum Ancyranum, Berl. 1887 p. 13. In diesen Streit warf eine originelle Ansicht WÖLFFLIN ein (Münchn. Sitzungsber. 1886 p. 280); derselbe stellt das *monumentum* als ein „Rechnungsbuch“ hin, das nach Art der *tabulae accepti et expensi* die Ehrungen des Augustus als Einnahmeposten, das was er für das Volk gethan, sei es durch Spenden an seine Mitbürger, sei es durch Eroberungen und Erweiterung des Reichs als Ausgabeposten auffasse und mithin eine Bilanz des Begründers der römischen Monarchie ziehe. Es folgten die eingehenden Abhandlungen NISSENS (Rh. Mus. 41 [1886] p. 481) und MOMMSENS (Sybels hist. Zeitschr. 57 [1887] p. 384); dort wurde mit aller Schärfe dem *Monumentum* der Charakter als „Grabschrift“, hier als „Rechenschaftsbericht“ oder „Denkschrift“ vindiziert.

Ausgaben: *Augusti rerum a se gestarum indicem* — ed. BERGK, Göttingen 1873. *Res gestae divi Augusti iterum* ed. TH. MOMMSEN, Berl. 1883.

## 2. C. Maecenas.

**212. Biographisches.** C. Maecenas stammte aus vornehmem etruskischem Geschlecht; er wurde geboren am 13. April (Hor. c. 4, 11, 14), etwa in der Zeit von 74—64 v. Ch. und starb 8 v. Ch. (Dio 55, 7). Seine historische Bedeutung liegt in zweifacher Richtung, in dem verständnisvollen Eintreten für die Monarchie und in der mächtigen Förderung der Litteratur. Für Augustus waren seine Dienste von hohem Werte. Seine konziliante Natur machte ihn besonders zur Mittelsperson geeignet; es wurden ihm daher öfters diplomatische Sendungen übertragen; seine erste galt der Gewinnung des Sex. Pompeius für die Sache Octavians; um dieses Ziel zu erreichen, brachte er ein Heiratsbündnis zwischen Scribonia, der Schwester des Schwiegervaters des Sex. Pompeius, und Octavian zu stande (App. b. c. 5, 53). An dem Ausgleich zwischen Antonius und Octavian, der in dem brundisinischen Friedensschluss im Jahre 40 v. Ch. erfolgte, war er ebenfalls beteiligt (App. b. c. 5, 64). Als bald darauf wiederum Differenzen zwischen den beiden Machthabern ausbrachen, erhielt er neuerdings eine Friedensmission, welche Horaz in seinem launigen Reisegedicht (Sat. 1, 5, 27) berührt; es wurde (37 v. Ch.) der Friede von Tarent geschlossen. Weiterhin betraute ihn Octavian während seiner Abwesenheit von Rom mit seiner Stellvertretung, es geschah dies zuerst im J. 36 v. Ch., zum zweitenmal versah er diesen Auftrag mit Agrippa im J. 31 v. Ch. (Dio 49, 16 51, 3). Sonst hielt er sich von den Staatsämtern fern, da ihm das behagliche



Privatleben höher stand. Allein dass auch das Wort des Privatmannes bei dem Monarchen schwer wog, dafür legt ein Ereignis, das uns Dio 55, 7 berichtet, Zeugniß ab. Octavian war im Begriff, mehrere Todesurteile zu fällen, da warf ihm Maecenas seine Schreibtafel zu, auf der die Worte standen „Stehe doch auf, Henker.“ Sofort hob Augustus die Verhandlung auf. In seiner Musse gab sich Maecenas einem verweichlichten Leben hin; die Autoren wissen manches Auffällige zu berichten über seine Kleidung (Seneca ep. 114, 6), über seine Tafelgenüsse (Plin. n. h. 8, 170), über seine Vorliebe für Pantomimen, über seinen Umgang mit Schauspielern (Tac. Ann. 1, 54) u. a. Allein die merkwürdigste Eigenschaft des Mannes war, dass er, sobald es galt, sich zu unerhörter Energie aufraffen konnte, um nach vollbrachtem Werk wieder in die gewohnte Schläffheit zurückzusinken.

Maecenas' vornehme Geburt feiert Horaz Sat. 1, 6, 1 C. 1, 1, 1 3, 29, 1 Prop. 4, 9, 1. Mit dem Geschlecht der Cilnii soll Maecenas mütterlicherseits zusammenhängen. (BORMANN, *Index lect.*, Marburg 1883 p. IV).

Über die Stellvertretung vgl. noch Tac. Ann. 6, 11 Vell. 2, 88 App. b. c. 5, 99 5, 112. Die Staatssorgen des Maecenas in der Abwesenheit des Augustus in späteren Jahren streift Hor. C. 3, 8, 17 *mitte civilis super urbe curas* (aus dem J. 29 v. Ch.); 3, 29, 25 *tu civitatem quis deceat status, curas et urbi sollicitus times* (aus dem J. 27 v. Ch.).

Eine treffliche Charakteristik des M. entwirft Velleius 2, 88, 2 mit folgenden Worten: *tunc urbis custodiis praepositus C. Maecenas, equestri, sed splendido genere natus, vir, ubi res vigiliam exigeret, sane exsomens, providens atque agendi sciens, simul vero aliquid ex negotio remitti posset, otio ac molliis paene ultra feminam fluens, non minus Agrippa Caesari carus, sed minus honoratus (quippe vixit angusti clavi fine contentus) nec minora consequi potuit, sed non tam concupivit.*

**213. Der Kreis des Maecenas.** Noch viel grösser als die politischen sind die litterarischen Verdienste des Maecenas. Ein Mann von feiner Bildung und Freund edler Geselligkeit, ein Kenner der beiden Sprachen (Hor. C. 3, 8, 5), sah er gern um sich einen Kreis hochstrebender jüngerer Talente und indem er denselben ihre materiellen Sorgen abnahm und auch auf ihre dichterische Thätigkeit Einfluss gewann, trug er wesentlich zur Blüte der Dichtkunst in der augusteischen Zeit bei. Auch an dem höfischen Charakter der damaligen Poesie hat er seinen Anteil, da er die Beziehungen zwischen dem Monarchen und den Dichtern herstellte und unterhielt. So kam es, dass die bedeutendsten damaligen Dichter sich um ihn scharten. Seinem Kreise gehörten an L. Varius Rufus, durch die Tragödie Thyestes besonders berühmt geworden; er und Vergil führten den Horaz bei ihrem Gönner ein; gar anmutig erzählt uns der venusinische Sänger diese erste Begegnung mit Maecenas (Sat. 1, 6, 54). Ein hochangesehener Genosse des Kreises war Vergil; später kam hinzu der geniale Elegiker Propertius. Von Geistern zweiten Ranges sind zu nennen der gelehrte Freigelassene des Maecenas, C. Melissus, der in einer neuen Spielart der Togata seine Kräfte versuchte und der Epigrammatiker Domitius Marsus, der nach den Andeutungen des Dichters Martialis ebenfalls Maecenas nahe gestanden sein musste (7, 29 8, 56). Wenn wir dann noch hinzunehmen die Freunde des Vergil und des Horaz, z. B. Tucca und Quintilius Varus (Horat. Sat. 1, 5, 40 Ep. 2, 3, 438), so erhalten wir eine stattliche Schar bedeutender Persönlichkeiten, welche sich der Anregung und Gunst des Maecenas erfreuten. Wie sich sein Einfluss äusserte, lässt sich im einzelnen nicht darlegen; denn das Korn, das auf dem Feld des Geistes

keimt und wächst, ist in der Regel unsichtbar; wir haben uns zu halten an das fertige Werk. In dieser Hinsicht aber zeugen für Maecenas die weithin strahlenden Schöpfungen seiner Genossen. Doch fehlt es nicht ganz an Einzelzügen, welche uns die Einwirkung des Patrons kennen lehren. Wir lesen, dass Maecenas den Horaz zur Herausgabe der Epoden drängte, dass er Vergil zu seinem landwirtschaftlichen Gedicht anregte, dass er Propertius auf grössere Stoffe hinwies (4, 9). Vielleicht darf man auch vermuten, dass das Werk des Sabinus Tiro über Gartenkunst, das dem Maecenas gewidmet war, mit Rücksicht auf den schönen Park, den dieser sich geschaffen, geschrieben wurde (Plin. n. h. 19, 177). Auch an materiellen Förderungen liess er es nicht fehlen, er schenkte Horaz das Landgut Sabinum, auf dem der Dichter Ruhe und Frieden fand. Ohne Zweifel war es kein gewöhnliches Gönntum, das bei ihm waltete und schaltete. Und wenn es auch richtig ist, dass durch das Maecenatentum Talente nicht geschaffen werden, so ist auf der anderen Seite auch nicht zu leugnen, dass manches Talent ohne die schützende Hand eines Maecenas verloren geht, so dass der Dichter doch nicht unrichtig sagen kann (Mart. 8, 56, 5):

*Sint Maecenates, non deerunt, Flacce, Marones.*

**214. Maecenas' Schriftstellerei.** Schon oben haben wir eine merkwürdige Dissonanz in Maecenas' äusserem Leben kennen gelernt, den Wechsel zwischen grosser Thatkraft und schlaffer Ruhe. Auch in seinem geistigen Sein tritt uns ein auffallender Widerspruch entgegen; der Mann, der einen so feinen Sinn für die Litteratur zeigte, war selbst ein mittelmässiger, ja schlechter Schriftsteller. Auf uns gekommen sind nur einige Trümmer, aus denen wir ersehen, dass sich Maecenas auf den beiden Gebieten der Rede versuchte, sowohl in der Poesie als in der Prosa. Unter den wenigen dichterischen Überresten sind jene priapeischen Verse am bekanntesten, in denen Maecenas alle erdenklichen körperlichen Unbilden um den Preis des Lebens auf sich nehmen will (fr. 3 B.):

*Debilem facito manu, debilem pede, coxa,  
tuber adstrue gibberum, lubricos quate dentes:  
vita dum superest, bene est. hanc mihi vel acuta  
si sedeam cruce, sustine.*

Die spärlichen Prosafragmente weisen auf dilettantische Versuche über verschiedene Themata hin; sie erregten eine Zeitlang Aufmerksamkeit durch ihren sonderbaren Stil, der sich in seltenen Worten, gesuchten Wendungen, unnatürlichen Stellungen gefiel. Schon Augustus verhöhnte denselben, indem er ihn in Briefen an Maecenas konterfeite (Suet. Aug. 86 Macrob. 2, 4, 12); der Philosoph Seneca nahm öfters Anlass, über denselben seinen Spott auszugiessen (Ep. 19, 8, bes. 114, 5); auch Quintilian tadelte die verschrobene Wortstellung des Autors (9, 4, 28).

Die Citate lehren uns folgende Titel von Prosaschriften kennen:

1) Prometheus, von Seneca (Ep. 19, 8) wegen der unnatürlichen Redeweise *ipsa enim altitudo attonat summa*, die ihm ein *ebrius sermo* erscheint, angeführt. Den „*liber*“, wie die Schrift Seneca nennt, für eine Tragödie zu halten, erscheint bedenklich.

2) Symposion. Nach Serv. Aen. 8, 310 nahmen an diesem Gastmahl ausser Maecenas teil Vergil, Horaz, Messalla. Die von den Griechen ausgebildete Litteraturgattung der Symposien ist bekannt; Reden mit dramatischer Scenerie bildeten den Rahmen. In der vorliegenden Schrift liess Maecenas den Messalla von den Wirkungen des Weins reden



(ut idem unior ministrat faciles oculos, pulchriora reddit omnia et dulcis iuventae reducit bona). Wahrscheinlich folgt hier Maecenas dem Symposion Epicurs, in dem auch über den Wein gesprochen wurde (USENER, Epic. p. 115). Unrichtig bezieht HIRZEL, Rh. Mus. 43, 316 auf diese Schrift auch Aelian ed. Hercher II 239, 10 (ἐν τῷ συνδείπνῳ τοῦ Μαιζήνα).

3) De cultu suo (über seine Lebensweise). Aus dieser Schrift teilt Seneca (Ep. 114, 5) eine wahre Blumenlese gezierter und unnatürlicher Wendungen mit, z. B. *alveum lintribus arant versoque vado hortos remittunt*.

4) In Octaviam. Diese Schrift citiert Priscian 1, 536, 6 H. und daraus die Worte *pexisti capillum naturae muneribus gratum*, welche für ein Prosawerk sprechen. Unter Octavia wird die unglückliche Gemahlin des Triumvirs M. Antonius, welche im J. 11 v. Ch. starb, verstanden. Allein über den Charakter des Buchs ist schwer zu einer irgendwie begründeten Vermutung zu gelangen; KREHL schreibt daher in octavo statt in Octaviam; vgl. den folgenden Passus.

5) Dialogi. Bei Charisius p. 146 K. lesen wir für die Form *volucrum* als Beleg „*Maecenas in dialogo II*“. Wenn man aus „*volucrum*“ auf Behandlung auch naturwissenschaftlicher Dinge in den Dialogen schliessen darf — allerdings ein sehr problematischer Schluss —, so werden hier auch die Quellenangaben bei Plinius Platz finden müssen, im 9. Buch (*aquatilium natura*), im 32. (*medicinae ex aquatilibus*), im 37. (*origo gemmarum*) wird nämlich unter den benutzten Autoren Maecenas genannt. Für die Geschichte vom zahmen Delphin führt Plin. 9, 24 als Gewährsmann Maecenas neben Fabianus und Alfius Flavius an.<sup>1)</sup>

Schwierigkeiten macht das Citat des Charisius p. 79 K. *ut Maecenas in X* mit einem darauffolgenden Hexameter; denkt man hier an einen 10. Dialog, so müsste man annehmen, dass in die Dialoge auch Verse eingestreut waren; anderenfalls wird man mit MEIBOM *carminum* zu ergänzen haben.

C. 2, 12, 9 ruft Horaz dem Maecenas zu: *tuque pedestribus dices historiis proelia Caesaris, Maecenas, melius ductaque per vias regum colla minacium*. Daraus leitet Serv. Georg. 2, 42 als Thatsache ab: *etiam Augusti Caesaris gesta descripsit*. Allein zu dieser Schlussfolgerung berechneten uns die Worte keineswegs, selbst die Notiz über Augustus, welche uns Plin. n. h. 7, 148 mit Berufung auf Agrippa und Maecenas macht, reicht nicht aus, um ein historisches Werk des Maecenas über Augustus anzusetzen. Lobende Äusserungen über Vergils Kunst, welche Seneca Suas. 1, 12 2, 20 mitteilt, werden dem Freigelassenen des Maecenas, Melissus, den Plin. n. h. 28, 62 Maecenas Melissus nennt, und der über Vergil schrieb, angehören.<sup>2)</sup>

Litteratur: MEIBOM, Maecenas, Leid. 1633. LION, *Tironiana et Maecenatiana*, Gött.<sup>2</sup> 1846. FRANDSEN, C. Cilnius Maecenas, Altona 1843 (ein geschmackloses Buch). Einfach und nüchtern handelt über das Leben des Maecenas MATTHES im 5. Bd. der *symbolae litterariae*, Amsterd. 1843 p. 5. Nach Meibom und Lion hat die Fragmente zusammengestellt und erläutert HARDER, Über die Fragmente des Maecenas Berl. Progr. 1889.

### 3. M. Valerius Messalla Corvinus.

**215. Messallas Einfluss auf die Litteratur.** M. Valerius Messalla (geb. 64 v. Ch., gest. 8 n. Ch.) studierte gleichzeitig mit Horaz und dem jungen Cicero in Athen. Wie Horaz, so schloss auch er sich der Sache des Brutus an. Allein nach der Schlacht bei Philippi trat er zu Antonius über (App. b. c. 4, 38). In dem nachfolgenden Kampf zwischen Octavian und Augustus entschied er sich für Octavian, bei dem er grosses Ansehen gewann. Nach der Schlacht bei Actium, die er mitmachte, wurde er mit verschiedenen wichtigen Missionen betraut, er führte ein Kommando im Orient gegen Syrien und Cilicien, später zog er gegen die Gallier ins Feld. Siegreich in einer Schlacht am Atax erhielt er im Jahre 27 v. Ch. einen Triumph. Obwohl er seine warme Anhänglichkeit an Augustus dadurch bekundete, dass er für ihn 2 v. Ch. den Titel „*pater patriae*“ beantragte, so war er doch auf der anderen Seite fest entschlossen, seiner Über-

<sup>1)</sup> HARDER spricht p. 21 die Vermutung aus, dass die Titel Prometheus, Symposium, Octavia, vielleicht sogar „de cultu suo“ Spe-

zialtitel der Dialogi sind.

<sup>2)</sup> HARDER p. 21. (Donats Vita p. 58 R.)

zeugung nichts zu vergeben. Als er zum Stadtpräfekten ernannt ward, legte er schon am sechsten Tag nach dem Antritt das Amt nieder, da er sah, dass es seinen politischen Anschauungen widerstritt (Hieronym. 2, 141 Sch.).

Aber nicht bloss im öffentlichen Leben, auch in dem litterarischen nahm Messalla eine bedeutsame Stelle ein. Er wurde der Mittelpunkt eines Kreises, dessen vorzüglichste Glieder Tibull, Lygdamus und die Dichterin Sulpicia<sup>1)</sup> waren. Wie sehr man sich um die Gunst des vornehmen Mannes bemühte, zeigen noch zwei erhaltene Panegyriken, welche unbekannte, unreife Dichter ihm widmeten. Gegenüber diesem fördernden Einfluss auf heranwachsende Talente stehen seine eigenen litterarischen Arbeiten erst in zweiter Linie. Jugendversuche waren wahrscheinlich seine bukolischen Gedichte in griechischer Sprache und seine Übersetzungen griechischer Reden ins Lateinische. Mehr vermissen wir ein historisches Werk, vermutlich Denkwürdigkeiten, auf welches verschiedene Spuren bei den Historikern führen. Erwähnt wird ferner ein Protest (*indignatio*) gegen den Versuch, die Ahnenbilder der Laeviner seinem Geschlechte einzureihen. Auch mit gelehrten Problemen beschäftigte er sich, allem Anschein nach in Briefform (Suet. gr. 4), es wird ein Traktat über „S“ angeführt (Quint. 1, 7, 23) und eine Äusserung über „*literator*“ (Suet. gr. 4). Als Redner schloss er sich im grossen Ganzen dem Stil Ciceros an, denn dieser hebt rühmend hervor, dass Messalla in dem „*verissimum genus dicendi*“ sich ausbilde. Das was ihn von Cicero trennte, war die Zierlichkeit und das Gesuchte im Ausdruck. Seine Manier diente dem nachmaligen Kaiser Tiberius zum Vorbild (Suet. Tib. 70).

Geburts- und Todesjahr Messallas. Mit dem Zeugnis des Hieronymus, der die Geburt in das Jahr 59 v. Ch. (SCHOENE p. 137) und den Tod in das Jahr 11 n. Ch. (SCHOENE p. 147) versetzt und wie ausdrücklich bemerkt wird, Messalla ein Alter von 72 Jahren erreichen lässt, lassen sich andere Zeugnisse nicht in Einklang bringen. So schreibt Ovid aus dem Exil (P. 1, 7, 29), dass er bei dessen Leichenbegängnis persönlich seinem Schmerz Ausdruck gegeben. Da Ovid Ende 8 n. Ch. in die Verbannung ging, so ist jenes von Hieronymus angegebene Todesjahr unrichtig, es muss früher fallen. Auch das Geburtsjahr 59 v. Ch. stimmt nicht zu den Lebensverhältnissen Messallas; wiederum brauchen wir einen früheren Ansatz. Wie es scheint, fand eine Verwechslung der Konsulate statt. Im Jahre 59 v. Ch. waren Konsuln Caesar und Bibulus, im J. 64 v. Ch. Caesar und Figulus (H. SCHULZ, *de Messallae aetate*, Stettin 1886 p. 8). Nehmen wir nun das J. 64 v. Ch. an, so würden wir, wenn wir das von Hieronymus angegebene Alter von 72 Jahren festhalten, auf das J. 8 n. Ch. kommen, so dass Messalla kurz vor der Verbannung Ovids starb. Mit diesem Ansatz stimmt Frontin de aquis c. 99, nicht dagegen Tacitus dial. 17, wo mit NIPPERDEY ein Fehler der Überlieferung zu statuieren ist.

Schriftstellerei Messallas. Die bukolischen Gedichte in griechischer Sprache preist der Paneg. im Catalepton Verg. 9 (11) v. 14 fg. Seine Übersetzungen griechischer Reden ins Lateinische bezeugt Quint. 10, 5, 2. — Über die Denkwürdigkeiten vgl. Plut. Brut. 40. 42. 45. — Plin. 35, 8 *extat Messallae oratoris indignatio, quae prohibuit inseri genti suae Laeviorum alienam imaginem*. Über Messalla als Redner vgl. MEYER, *orat. fragm.* p. 509. Cic. ad Brut. 1, 15, 1 *ita gravi iudicio multaque arte se exercuit in verissimo genere dicendi*. Tacit. dial. 18 *Cicerone mitior Corvinus et dulcior et in verbis magis elaboratus*. Sen. contr. 2, 4 (12), 8 *fuit Messalla exactissimi ingenii quidem in omni studiorum parte, latini utique sermonis observator diligentissimus*.

Litteratur: WIESE, *De M. V. M. vita et studiis doctrinae*, Berl. 1829. VALETON, M. V. M. C., Groningen 1874.

<sup>1)</sup> Vielleicht auch der Dichter der Ciris (v. 54), C. Valgius Rufus (Tib. 4, 1, 179) und Aemilius Macer (Tib. 2, 6, 1).



## 4. C. Asinius Pollio.

**216. Pollios Verdienste um die Litteratur.** Asinius Pollio, geb. 76 (Tac. dial. 34), bewegte sich als junger Mann im Kreis der jungrömischen Dichter. Catull nennt ihn „*leporum disertus puer ac facetiarum*“ (12, 8). Als er eine Studienreise nach Athen unternahm, schrieb ein Genosse des Kreises ihm das Geleitsgedicht (Propempticon, vgl. § 107). Konsul im J. 40 v. Ch. besiegte er die Parthiner und Dalmatier und erlangte im folgenden Jahr einen Triumph. Damit zog er sich vom politischen Leben zurück. Als Octavian den Wunsch aussprach, dass er ihn zur Schlacht bei Actium begleite, gab er zur Antwort: Ich habe zu viel für Antonius gethan und er zu viel für mich, ich werde daher dem Kampf ausweichen und mich dem Sieger als Beute hingeben (Vell. 2, 86). Fortan ging er ganz in litterarischen Bestrebungen auf. Gleich sein Triumph gab ihm Anlass, einen schon von Caesar gefassten, für die Litteratur sehr wichtigen Gedanken praktisch durchzuführen; er gründete nämlich von der gewonnenen Kriegsbeute die erste öffentliche Bibliothek; im Atrium des Tempels der Libertas auf dem Aventin (Ovid T. 3, 1, 71) wurden nicht nur die litterarischen Schätze der Griechen und Römer aufgespeichert, sondern auch die Büsten der hervorragenden Schriftsteller aufgestellt;<sup>1)</sup> von den lebenden Autoren wurde aber nur Varro diese Ehre zu teil (Plin. n. h. 7, 115). Nach dem Muster dieser Bibliothek wurden im Verlauf der Zeit noch andere errichtet. Aber nicht bloss die Werke der Litteratur, sondern auch die der Kunst sollten dem grossen Publikum zugänglich gemacht werden. Er hatte sich eine ausgezeichnete Kunstsammlung angelegt, zu welcher jedermann der Zutritt offen stand. Die berühmte Gruppe des farnesischen Stiers stammt aus derselben (Plin. n. h. 36, 33). Noch eine für die Schriftstellerei sehr wichtige Einrichtung verdankten die Römer dem eifrigen Gelehrten. Er war es, der zuerst vor einem geladenen Kreise seine Schriften vorlas und dadurch der Schöpfer der Recitationes wurde, die den Werken des Autors den Zugang zum Publikum anbahnten (Sen. contr. 4 praef. 2). Die Erzeugnisse der Rhetorschulen wie die litterarischen Schöpfungen verfolgte er mit kritischem Auge. Der Vater Seneca hat uns eine Reihe von Äusserungen von ihm über die Rhetoren seiner Zeit mitgeteilt. Noch merkwürdiger sind seine Urteile über verschiedene Autoren. Bekannt ist, dass er in der Sprache des Livius einen Anklang an die Heimat des Verfassers, eine gewisse Patavinität finden wollte, dass er an Sallusts Schriften viel zu tadeln wusste, dass ihm Ciceros Stil keineswegs behagte, und dass er selbst an Catull, dem Dichterfreund in grammatischer Beziehung nörgelte. Bekannt ist auch sein herbes Urteil über die Glaubwürdigkeit der Memoiren Caesars.

Pollios kritische Urteile: 1) Livius. Die Zeugnisse stehen im Quint. 1, 5, 56, 8, 1, 3; vgl. bei Livius. 2) Sallust. Suet. gr. 10 *A. P. in libro, quo Sallustii scripta reprehendit*; vgl. noch Gell. 10, 26, 1, wo in einem Brief an Plancus ein sprachlicher Ausdruck kritisiert wird. 3) Cicero. Quint. 12, 1, 22 *nec Asinio utrique (Cicero videtur satis esse profectus), qui vitia orationis eius (Ciceronis) etiam inimice pluribus locis insequuntur*. 4) Catull. Charis. p. 97, 11; es handelt sich darum, dass Catull die Form pugillaria

<sup>1)</sup> Dass die Büsten der verstorbenen Schriftsteller auch aufgestellt waren, ist wohl aus dem scharfen Gegensatz, den Plinius n. h.

7, 115 macht (*unius viventis posita imago est*) zu schliessen; und so hat wohl auch schon Isidor orig. 6, 4 geschlossen.

statt pugillares gebraucht. 5) Caesar. Suet. Caes. 56 (vgl. oben § 119). Die Stellen, an denen er über die Deklamatoren seiner Zeit urteilt, finden sich zusammengestellt in den Ausgaben des Seneca rhetor von KIESSLING und MÜLLER.

**217. Pollios Schriftstellerei.** Über Pollios eigene schriftstellerische Arbeiten belehrt uns in trefflicher Weise Horaz in der Eingangsode zum zweiten Buch seiner Sammlung. Als er dieselbe schrieb, hatte Pollio gerade eine Darstellung der Bürgerkriege unter den Händen, ein *plenum opus aleae*, wie der Dichter sagt. Pollios tragische Muse, fährt Horaz fort, müsse jetzt für einige Zeit der Bühne Lebewohl sagen, wenn das Geschichtswerk vollendet sei, werde wieder auf dem tragischen Kothurn einherschreiten  
*insigne maestis praesidium reis.*

Klar und deutlich weist also Horaz auf eine dreifache Schriftstellerei Pollios hin, auf seine Tragödiendichtung, seine Historiographie und seine Reden. Von seinen Tragödien spricht schon Vergil in den Ecl. 8, 10, er nennt sie mit einem Kompliment für den Verfasser

*sola Sophocleo tua carmina digna cothurno.*

Auch in den Satiren des Horaz erscheint Pollio als der, welcher die Thaten der Könige in dreigeteiltem Verse besingt (1, 10, 42). Diese Tragödien lagen noch dem Tacitus vor (dial. 21), denn er will in denselben die Spuren des Accius und Pacuvius wieder erkennen. Sehr zu beklagen ist der Verlust des Geschichtswerks, der *Historiae*. Ehe er dasselbe begann — es war dies nach dem Tode Sallusts (34 v. Ch.) — liess er sich von dem Philologen Ateius eine stilistische Anleitung schreiben; in derselben war besonders der einfache, reine und natürliche Ausdruck empfohlen (Suet. de gr. c. 10). Das Werk begann mit dem Triumphvirat (60 v. Ch.) und umfasste nach Suidas die etwas auffällige Zahl von 17 Büchern. Wie weit es sich erstreckte, lässt sich nicht genau bestimmen. Die Fragmente weisen auf die Schlacht bei Pharsalus (Plut. Caes. 46), auf den Krieg in Spanien (Suet. Caes. 55), auf den Tod Ciceros (Senec. suas. 6, 24), auf die Schlacht bei Philippi (Tacit. Ann. 4, 34). Wahrscheinlich schlossen sie mit diesem Ereignis und stellten also die Kämpfe des Octavian und des Antonius nicht mehr dar. Die Spuren des Werks lassen sich ziemlich weit herab verfolgen. Der Rhetor Seneca (l. c.) teilt uns daraus die interessante Charakteristik Ciceros mit, das einzige Fragment, aus dem wir eine Vorstellung von dem Stil erhalten. Bei Valerius Maximus (8, 13 ex. 4) wird das 3. Buch angeführt. Der ältere Plinius citiert das Werk im Quellenverzeichnis des 7. Buchs, Tacitus (l. c.) kannte es, Sueton benutzte es im Leben Caesars und entnahm ihm höchst wahrscheinlich das vielbesprochene ungünstige Urteil über die Kommentare Caesars. Grundlegend wurde es verwertet von Plutarch und Appian. Als Redner vertrat Pollio besonders die unschuldig Angeklagten, daher das Lob des Horaz. Auch an den Deklamationen beteiligte er sich, und der ältere Seneca hat uns von dieser Thätigkeit manche Proben aufbewahrt. Nicht erwähnt werden von Horaz Pollios grammatische Schriften und Briefe. Auf die ersteren führen aber Citate der Grammatiker, von den Briefen liegen uns drei an Cicero gerichtete in der Generalkorrespondenz Ciceros vor (10, 31—33).<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Vgl. noch Charis. p. 134, 3 Asinius Polio ad Caesarem I.



Zur Beurteilung des Stils des Asinius Pollio stehen uns einmal die Urteile der Alten zur Verfügung, dann die drei Briefe und die Stelle über Cicero. Die Urteile aus dem Altertum rühren von dem Philosophen Seneca, Quintilian und Tacitus her. Seneca nennt Pollios Darstellung holprig und sprunghaft, Quintilian schreibt, dass dieselbe so weit von der Glätte Ciceros entfernt sei, dass man meinen sollte, der Schriftsteller habe ein Jahrhundert früher gelebt. Tacitus will nicht bloss in den Tragödien, wie bereits erwähnt, sondern auch in den Reden Pollios Pacuvius und Accius wiedererkennen; so trocken und hart findet er ihn, d. h. er hebt die archaistische Diktion der Reden hervor. Zwei Eigenschaften also, Archaismus und eine gewisse Holprigkeit, werden von den Alten als Eigenschaften des Stiles Pollios hingestellt. Ziehen wir nun die genannten Überreste heran, so belehrt uns allerdings die Lektüre, dass die Rede nicht leicht dahinfließt, und dass ungewöhnliche Worte auftreten. Diese Eigenschaften finden in dem Charakter Pollios ihre Erklärung, ihm ist nicht das Wort wie dem M. Tullius Cicero Selbstzweck, sondern weit höher steht ihm die Sache und er flucht der Rede, die ihre Bestimmung nicht in der klaren Darlegung der Sache findet (Schol. a. Hor. Cruq. p. 311).

Das Geschichtswerk Pollios. Für die Frage, wie weit das Werk reichte, ist die kurze Notiz bei Prisc. p. 386, 9 H. von Wichtigkeit „*cuius experta virtus bello Germaniae traducta ad custodiam Illyrici est*“. NIPPERDEY bezieht die Stelle auf Tiberius und setzt sie in das Jahr 12 v. Ch.; neuerdings will HIRSCHFELD (bei Wölfflin, C. Asinius Pollio p. 323) an Agrippa denken, „der im Jahre 38 den Rhein überschritt und im Jahre 34 den Krieg in Dalmatien begann.“ Allein zu welcher Ansicht man sich auch bekennen mag, man wird aus dieser Fixierung nur eine Folgerung für die Zeit der Abfassung gewinnen, denn da Fragmente über die Kriege des Octavian und Antonius fehlen, so ist wahrscheinlicher, dass jene Notiz in der Schlussbetrachtung (NIPPERDEY) oder in einem andern Zusammenhang gelegentlich (WÖLFFLIN) angebracht war. Die Worte bei Charis. p. 100, 24 *Polio, Veneris antistita Cuprus*, die man bisher für den Rest eines Verses gehalten, erachtet WÖLFFLIN als ein Fragment des historischen Werks; sie seien gelegentlich der Erzählung der Eroberung Cyperns durch Cato (59 oder 58 v. Ch.) gebraucht worden. — BAILLEU, *Quomodo Appianus in bellorum civ. l. II—V usus sit A. P. historis*, Gött. 1874. THOURET, *De Cic., Asinio Pollione, Gaio Oppio*, Leipz. Stud. 1, 303 (p. 324). PETER fr. 262.

Bezüglich der grammatischen Schriften verweisen wir auf HAUPT, Opusc. 2, 67 f.

Die Landgraf'sche Hypothese. Neuerdings wollte man Asinius Pollio „als Redakteur und Herausgeber des Caesar-Hirtianischen Nachlasses und als Verfasser des *bellum Africanum*“ ansehen. Ich habe mich § 122 gegen diese Hypothese erklärt und vermag dieselbe auch nicht nach dem, was jetzt WÖLFFLIN p. 326 zu ihrer Unterstützung vorbringt, zu vertreten. Ja WÖLFFLIN gibt uns selbst ein gegenteiliges Moment an die Hand, indem er eine Diskrepanz zwischen der Darstellung des *bellum Africanum* und der *historiae* in Bezug auf die Schlacht bei Ruspina höchst wahrscheinlich macht (p. 350), eine Diskrepanz, für die ich seine Erklärung nicht ausreichend finde.

Der Stil des Asinius Pollio. Die Stellen der Alten sind: Sen. ep. 100, 7 (*compositio*) *Pollionis Asinii salebrosa et exiliens et ubi minime expectes relictura, denique omnia apud Ciceronem desinunt, apud Pollionem cadunt, exceptis paucissimis quae ad certum modum et ad unum exemplar adstricta sunt*. Quint. 10, 1, 113 *multa in Asinio Pollione inventio, summa diligentia, adeo ut quibusdam etiam nimia videatur, et consilii et animi satis; a nitore et incunditate Ciceronis ita longe abest ut videri possit saeculo prior*. Tac. dial. 21 *Asinius — videtur mihi inter Menenios et Appios stuiduisse; Pacuvium certe et Accium non solum tragediis, sed etiam orationibus suis expressit: adeo durus et siccus est*. Daraus darf man nicht mit WÖLFFLIN (p. 334 und p. 337) auf ein poetisches Element in der Sprache des Asinius Pollio schliessen, sondern nur auf Archaismus. Sen. contr. 4 praef. 3 *floridior erat aliquanto in declamando quam in agendo: illud strictum eius et asperum et nimis iratum ingenio suo iudicium adeo cessabat, ut in multis illi venia opus esset, quae ab ipso vix inpetrabatur*. — SCHMALZ, *Der Sprachgebr.* des A. P., 2. Aufl., München 1890.

Litteratur: Grundlegende Abhandlung THORBECKE, *De C. A. P.*, Leiden 1820 (andere Schriften bei THOURET 1, 324). Revision von WÖLFFLIN, Münchn. Sitzungsber. 1889 p. 319).

### a) Die Poesie.

#### 1. P. Vergilius Maro.

**218. Quellen der Vergil'schen Biographie.** Über das Leben Vergils<sup>1)</sup> sind uns verhältnismässig ausführliche Berichte überliefert. Es kommt dies daher, weil Vergil sehr bald Gegenstand der litterarischen Forschung wurde. So hat gleich der Herausgeber der Aeneis, L. Varius,<sup>2)</sup> über Vergil geschrieben, ferner C. Melissus, der Freigelassene des Maecenas.<sup>3)</sup> Dass auch die Gegner des Dichters litterarisch nicht unthätig waren, geht daraus hervor, dass Asconius es für nötig erachtete, die Angriffe derselben in einer eigenen Schrift zurückzuweisen.<sup>4)</sup> Da Asconius, wie wir aus seinem historischen Kommentar zu den Reden Ciceros ersehen, ein ungemein gewissenhafter und besonnener Gelehrter war, so müssen wir die Nachrichten, die wir auf ihn zurückführen können, mit dem vollsten Vertrauen hinnehmen. Von den erhaltenen *vitae* sind drei als gute Quellen anzusehen:

1) die *vita*, welche dem Kommentar des Valerius Probus vorausgeschickt ist; sie ist nicht in ihrer ursprünglichen Fassung erhalten, sondern in einem Auszug; doch hat sie am Schluss auch eine Interpolation erfahren.<sup>5)</sup> Sie gibt ein dürres Gerippe von Thatsachen. Viel reicheren Inhalts, freilich auch anekdotenhafter ist

2) die *vita*, welche unter dem Namen Donats überliefert ist. Auch sie ging einem Vergil-Kommentar voraus, von dem sich aber nur die Vorrede, die erwähnte Biographie und die Einleitung zu den Bucolica gerettet haben.<sup>6)</sup> Diese *vita* ist im wesentlichen Eigentum Suetons, in dessen bekanntem litterarhistorischem Werk sie stand.<sup>7)</sup> Dieselbe Quelle liegt den Notizen des Hieronymus über Vergil, die er in die Eusebianische Chronik eingestreut, zu Grund. Die Donat'sche *vita* erlangte sehr grosses Ansehen, sie wurde von dem Grammatiker Phocas im 5. Jahrhundert in Hexametern versifiziert und bildete das Fundament für andere *vitae*. Auch wurde sie im Laufe der Zeit durch Einfügung von läppischen Sagen entstellt.<sup>8)</sup> Endlich haben wir noch heranzuziehen

3) die *vita*, welche im Eingang des Servianischen Kommentars steht und ebenso wie die des Valerius Probus durch kurze Fassung in Gegensatz zu der Sueton'schen sich charakterisiert.<sup>9)</sup>

NETTLESHIP, *Ancient lives of Vergil with an essay of the poems of V.*, Oxford 1879.

<sup>1)</sup> Dass lediglich die Form „Vergilius“, nicht „Virgilius“ die richtige Schreibweise ist, wird durch die Inschriften erhärtet.

<sup>2)</sup> Vgl. RIBBECK, Proleg. p. 89.

<sup>3)</sup> RIBBECK, Proleg. p. 89. Ihn citiert Donat p. 58 R.

<sup>4)</sup> Donat p. 66 R. *Asconius Pedianus libro, quem contra obtrectatores Vergilii scripsit.*

<sup>5)</sup> REIFFERSCHIED, *Suetoni reliq.* p. 398. STEUP will diese Biographie einem jüngeren Valerius Probus zuweisen (*De Probis*, Jena 1871 p. 123).

<sup>6)</sup> Dass Aelius Donatus, nicht Ti. Claudius Donatus mit der *vita* in Verbindung zu bringen, erweist REIFFERSCHIED p. 400.

<sup>7)</sup> REIFFERSCHIED p. 401 *patet opinor vitam quidem Suetoni nos habere, sed retractatam illam Donati cura.* Die Überlieferung beruht besonders auf dem Bernensis 172. Vgl. HAGEN, *Fleckeis. Jahrb.* 4. Supplb. p. 676.

<sup>8)</sup> Man vgl. REIFFERSCHIED p. 399.

<sup>9)</sup> Gegen die Ansicht REIFFERSCHIEDS, dass die *vita* nicht die echte des Servius sei, vgl. HAGEN, *schol. Bern.* p. 682.



**219. Vergils Leben.** Vergil wurde am 15. Okt. 70 in Andes bei Mantua von Eltern geboren, welche in bescheidenen äusseren Verhältnissen lebten. Über den Stand des Vaters ist die Überlieferung eine geteilte, die einen sagen, er sei ein Töpfer gewesen, die anderen, der Tagelöhner des Amtsboten Magius, dessen Tochter (Magia Polla) er späterhin zur Frau nahm. Doch müssen sich die Eltern zu einem gewissen Wohlstand emporgearbeitet haben, da sie ihrem Sohne eine höhere Ausbildung gewähren konnten. Vergil lag den Studien zuerst in Cremona, dann nach Anlegung der *Toga virilis* in Mailand und bald darauf in Rom ob. Unter seinen Lehrern ist besonders auszuzeichnen der Epikureer Siro, weil dessen Unterricht von tiefgehender Wirkung auf ihn war. Das äussere Leben Vergils verlief im ganzen in ruhigen Bahnen; nur die Ackerverteilung an die Veteranen brachte in dasselbe eine grosse Erschütterung. Die Ereignisse jener Zeit spiegeln sich in den Eclogen; von ihnen, nicht von den Zeugnissen der Grammatiker ist unter allen Umständen auszugehen. Zwei Stadien sind es, die sich in jenen Wirren deutlich abheben. Nach der Schlacht bei Philippi sollten die Veteranen durch eine grosse Ackerverteilung für ihre Mühen entschädigt werden. Zunächst war das Gebiet von Cremona zur Aufteilung ausersehen worden, allein da es nicht ausreichte, wurde Mantua miteinbezogen. So kam es, dass auch das Gut des Dichters für die Konfiszierung bestimmt wurde. Da traten für den Dichter seine Freunde ein. Es stand damals an der Spitze des jenseits des Po gelegenen Galliens Asinius Pollio, der den Dichter zu den bukolischen Versuchen angeregt hatte und seine Muse bewunderte. Wahrscheinlich war es in erster Linie der Einfluss dieses Mannes, welcher Vergil die Gunst Octavians erwarb. Diese Gunst hatte zur Folge, dass Vergil vorläufig in seinem Besitz geschützt wurde. Die Sachlage änderte sich jedoch, als Asinius Pollio die Provinz im Sommer 41 verliess und Alfenus Varus an seine Stelle trat. Jetzt wurde Vergil aus seinem Gut vertrieben, und es fehlte nicht viel, so hätte er hiebei sogar sein Leben verloren. Allein den Dichter entschädigte bald die Gönnerschaft des Maecenas, durch welche er mit dem Herrscherhaus in noch engere Beziehungen kam. Ihm zu Ehren und, wie es heisst, auf seine Anregung dichtete er die *Georgica* (von 37 oder 36 an), dann zum Preis des Augustus die *Aeneis* (seit 29). Das letzte Gedicht war fertig, der Dichter hatte bereits das 51. Lebensjahr zurückgelegt, als er sich zu einer Reise nach Griechenland und Asien entschloss, um noch drei Jahre der Ausarbeitung seines Epos zu widmen und dann sich ganz der Philosophie hinzugeben. In Athen traf er mit Augustus zusammen, der eben im Begriff war, nach Rom zurückzukehren und ihn einlud, sich ihm anzuschliessen. Krank infolge der grossen Hitze, welcher er beim Besuch Megaras ausgesetzt war, kam er an Bord; das Leiden verschlimmerte sich während der Fahrt; als er in Brundisium gelandet, raffte ihn die Krankheit in wenigen Tagen dahin (21. Sept. 19 v. Ch.). Seine Gebeine wurden nach Neapel gebracht. Auf seinem Grab waren die Worte zu lesen:

*Mantua me genuit, Calabri rapuere, tenet nunc  
Parthenope: cecini pascua, rura, duces.*

Den Unterricht Siros bezeugt Serv. Aen. 6, 264 (2, 46 Thilo) *ex maiore parte Sironem, id est magistrum suum Epicureum sequitur*. Als seinen Lehrer nennt weiterhin die vita Bernensis p. 745 den Rhetor Epidius; es heisst: *studuit apud Epidium oratorem cum Caesare Augusto* (FLECKEIS. Jahrb. Suppl. 4, 745). Allein auf praktische Rhetorik ging nicht die Neigung des Dichters; Donat p. 58 R. *egit et causam apud iudices unam omnino nec amplius quam semel; nam et in sermone tardissimum ac paene indocto similem fuisse Melissus tradidit*.

Über die Ackerverteilung sei ein Zeugnis hier angeführt: Serv. Ecl. 9, 28 *ortis bellis civilibus inter Antonium et Augustum Augustus victor Cremonensium agros, quia pro Antonio senserant, dedit militibus suis, qui cum non successissent, his addidit agros Mantuanos, non propter civium culpam, sed propter vicinitatem*. Die sich aus den Eclogen ergebenden zwei Stadien (Gefahr der Beraubung und Vertreibung) halten die Berichte nicht auseinander. Auch in den Angaben über die Fürsprache einflussreicher Gönner bei Octavian herrscht keine strenge Scheidung. So sagt Valerius Probus 1, 7 K. *restitutus beneficio Alpheni Vari, Asinii Pollionis et Cornelii Galli, quibus in Bucolicis adulatur*. 6, 1 dagegen: *insinuatus Augusto per Cornelium Gallum, condiscipulum suum, promeruit, ut agros suos reciperet*. Das Eintreten des Cornelius Gallus für Vergil ist übrigens nicht unwahrscheinlich, denn *a triumviris praepositus fuit ad exigendas pecunias ab his municipiis, quorum agri in Transpadana regione non dividebantur* (Serv. Ecl. 6, 64).

#### c) Die Bucolica.

**220. Die Sammlung der bukolischen Gedichte.** Zehn Gedichte mit idyllischem Charakter sind in einem Corpus vereinigt. Dieselben müssen früher einzeln erschienen sein, denn es sind manche darunter, welche einen bestimmten Zweck in einer bestimmten Zeit erreichen wollten. Die Sammlung nannte Vergil Bucolica, weil alle Stücke (mit Ausnahme des vierten) das Hirtenleben zur Grundlage nehmen; in Handschriften wurde das einzelne Gedicht mit dem Namen Ecloga bezeichnet. Die Sammlung ist von Vergil selbst gemacht worden, denn am Schluss der Georgica weist er durch den Anfangsvers der ersten Ecloge auf dieselbe hin; man wird die Ansicht aussprechen dürfen, dass auch die übrigen Gedichte in der jetzigen Reihenfolge von ihm zusammengestellt waren. Bezüglich der Anordnung hat der Dichter uns einige Winke in den Gedichten gegeben; die 10. Ecloge, die er zuletzt geschrieben, steht auch an letzter Stelle; in der 5. Ecloge wird w. 86 u. 87 auf die Eclogen 2 und 3 hingewiesen. Man sollte demnach annehmen, dass für die Anordnung das Prinzip der Zeit massgebend war. Allein diese Annahme ist unrichtig. Die chronologische Richtschnur ist nicht durchweg zur Anwendung gekommen; so ist die erste Ecloge nicht die früheste, sie ist von Vergil an die Spitze der Sammlung gestellt worden, weil sie eine Verherrlichung Octavians enthält. Ausserdem war der Dichter bestrebt, durch Abwechslung Ermüdung des Lesers zu verhüten; es sind daher die Gedichte, welche die Form des Wechselgesangs haben (1, 3, 5, 7, 9), durch diejenigen getrennt, welche dieser Form entbehren (2, 4, 6, 10); selbst die 8. Ecloge begründet keine Ausnahme, denn es sind dort einfach zwei Lieder vom Dichter einander gegenübergestellt.

Serv. Georg. p. 169 L. *Bucolicorum (titulum) transtulit*. Prob. p. 6, 9 K. *Bucolica scripsit, sed non eodem ordine edidit, quo scripsit*. Serv. Bucol. p. 96 L. *incertum est, quo ordine scriptae sint (eclogae)*. Das Prinzip der *variatio* hat zuerst WAGNER ausgesprochen. Noch einen Schritt weiter geht KRAUSE, *Quibus temporibus etc.* p. 6, indem er nachzuweisen versucht, dass überdies die Gedichte verwandter Art voneinander geschieden wurden (1. 9; 22. 8; 3. 7; 4. 6).

**221. Gedichte mit rein ländlichem Charakter.** Wir besprechen zuerst die Eclogen, welche im Stil Theocrits gedichtet sind und sich von



Allegorie im wesentlichen freihalten. Sie gewähren uns eine Vorstellung von der bukolischen Dichtungsgattung. Es sind dies die zweite, dritte, fünfte, siebente und achte; von diesen fünf Eclogen bieten die dritte, siebente und achte einen Wettgesang, in welchem das eigentliche Element der bukolischen Poesie zu suchen ist. In der dritten Ecloge treffen die beiden Hirten Menalcas und Damoetas mit ihren Herden zusammen. Sie ergehen sich eine Zeitlang in gegenseitigen Sticheleien. Endlich fordert Damoetas zu einem Wettstreit im Gesang auf. Er setzt ein Kalb als Wettpreis ein, Menalcas ein kunstvolles, mit Bildnissen geschmücktes Becherpaar. Da kommt der Nachbar Palaemon hinzu, er wird als Schiedsrichter bestimmt. Der Kampf beginnt. Je zwei Hexametern des Vorsängers setzt der Rivale zwei andere gegenüber. Es sind verschiedene Dinge, über die gesungen wird, aber stets bilden die zwei Paare in der Weise eine Einheit, dass auf ein Bild das entsprechende Gegenbild folgt. Auch Zeitgenössisches berühren die Sänger; Damoetas feiert (88) den Asinius Pollio, auf diesen Preis Pollios antwortet Menalcas mit einer Schmähung der Dichterlinge Bavius und Mevius. Mit einem berühmten Rätselpaar schliesst der Kampf. Einen Wettgesang der gleichen Art enthält die siebente Ecloge. Derselbe findet unter dem Vorsitz des Daphnis auf einer Wiese am Mincius zwischen Corydon und Thyrsis statt und wird von Meliboeus erzählt. Hier streiten die Gegner mit je vier Versen gegeneinander. Auch in diesem Gedicht wird mit der Erwähnung des Dichters Codrus der Rahmen des Hirtengedichts überschritten. In einer ganz anderen Form haben wir den Wettstreit in der achten Ecloge, welche dem Asinius Pollio gewidmet ist. Während in der dritten und siebenten Ecloge der Sängerkrieg in eine Anzahl kleiner Kampfesbilder zerfällt, wird hier alles auf einen Wurf gesetzt. Jeder der beiden Gegner produziert sich nur mit einem Lied. Der Gesang des Hirten Damon behandelt das alte Thema über die Untreue der Geliebten; der Morgen ist angebrochen, an dem die treulose Nisa mit Mopsus verbunden werden soll. Sein Lied ist durch einen Schaltvers in neun Strophen geteilt. Es folgt der Hirte Alphesiboeus mit einem Lied, in dem geschildert wird, wie ein verliebtes Mädchen, unterstützt von einer Gehilfin, verschiedene Zaubereien vornimmt, um den Daphnis, der sie verlassen, wieder zu sich zurückzuführen. Auch dieser Sang ist durch einen Schaltvers in Strophen geteilt. Verwandte Komposition zeigt die fünfte Ecloge. Nur findet hier kein Wettstreit statt, in friedlicher Weise singt jeder der beiden Hirten sein Lied. Sie bewundern und beschenken sich gegenseitig. Die beiden Lieder stellen uns in ganz besonders anschaulicher Weise Bild und Gegenbild dar. Während der Hirte Mopsus den dahingeschiedenen Daphnis besingt, feiert Menalcas den zum Olymp erhobenen. Während daher in dem ersten Lied alles voll Trauer ist, finden wir in dem zweiten alles in hellen Jubel aufgelöst. Man hat hier ebenfalls eine Allegorie finden wollen; der in den Olymp eingegangene Daphnis soll der im J. 42 vergötterte Caesar sein; allein der Dichter hat dafür nirgends in seinem Gedicht einen Wink gegeben. Auch führt die wörtliche Interpretation keine Schwierigkeiten herbei. Kein *carmen amoebaeum* ist das zweite Hirtenlied. Der Hirte Corydon schwärmt für den schönen Alexis,

den Liebling seines Herrn. Allein seine Liebe findet keine Erhörung. An einsamen Orten klagt er daher Bergen und Wäldern sein Leid. Zuletzt aber kommt er zu sich und tröstet sich damit, dass, wenn ihn Alexis verschmähe, er eine andere Liebe finden werde.

**222. „Verkleidete“ Hirtengedichte.** Die Stücke, die wir bisher betrachtet haben, waren im Stil Theokrits gedichtet, und es that ihnen wenig Eintrag, wenn hie und da der Boden des bukolischen Gedichts verlassen wurde. Ganz anderer Art sind die Eclogen, zu denen wir uns jetzt wenden. Auch diese Gedichte beruhen auf der ländlichen Scenerie; allein diese ländliche Scenerie mit ihren Hirten ist nur ein Schein, es stecken entweder andere Personen hinter dem Hirtengewand oder es sind Dinge im das Hirtenleben übertragen, die mit demselben nichts zu thun haben. Wir legen zuerst den letzten Fall an dem zehnten Gedicht dar; hier sehen wir, wie ein Stoff aus der natürlichen Sphäre herausgehoben und dem Hirtenleben angepasst werden kann. Dem Dichter Cornelius Gallus ist die Geliebte Lycoris untreu geworden. Der Verlassene wünscht zu seinem Trost eine Pastorale von Vergil. Der Freund schreibt die zehnte Ecloge; ausdrücklich kündigt er sie im Eingang (6 u. 7) als ein Hirtengedicht an. Wir haben zwei Teile, in dem ersten lässt der Dichter nach einer vorwurfsvollen Anfrage an die Musen die Hirten mit der gesamten ländlichen Umgebung um Gallus trauern, auch verschiedene Gottheiten nahen sich, unter ihnen Pan, der mahnt, des Liebesgrams genug sein zu lassen. Darauf antwortet Gallus — und dies ist der zweite Teil. Er will trotzdem, dass seine Liebe von den Hirten besungen werde; ja er wünscht, er wäre selbst ein Hirte geworden, er malt sich ein idyllisches Dasein aus und stellt es in Gegensatz zu seinem jetzigen, er fasst sogar den Entschluss, das Leben eines Hirten oder eines Jägers zu führen. — Plötzlich wird sein Phantasiegemälde unterbrochen durch den rauhen Gedanken, dass sich die Liebe doch nicht bändigen lasse; denn

*Omnia vincit Amor; et nos cedamus Amori.*

Nehmen wir die erste Ecloge: in derselben unterreden sich zwei Hirten; der eine, Meliboeus, von seinem Hofe vertrieben und im Begriff, in die Ferne zu ziehen, stösst auf Tityrus, der sich seines Besitzes in voller Behaglichkeit erfreut. Auf seine Frage, wie das komme, erzählt ihm Tityrus, dass er sein Glück einem jugendlichen Gotte in Rom schulde, der ihn in seinem Eigentum geschützt; er werde ihm steten Dank bewahren. Der Dichter berichtet hier ein Ereignis aus seinem Leben; auch ihm, wie so vielen andern, war die Vertreibung von Haus und Hof durch die Veteranen angedroht worden; da griff Octavian ein und rettete ihm seine Habe. Auf dem Gegensatz der Stimmungen des Geschützten und des Verjagten beruht der Reiz des Gedichts. Auf die durch die Ackerverteilung an die Veteranen entstandenen Wirren bezieht sich weiterhin die neunte Ecloge. Es begegnen sich zwei Hirten, Lycidas und Moeris. Der letztere treibt Böckchen zu seinem neuen Herrn in die Stadt; sein alter Gebieter, Menalcas mit Namen, war verjagt worden. Die beiden Hirten beklagen dies, wir hören, dass dem Menalcas früher seine Gedichte



den Besitz des Gutes gerettet hatten, allein dass jetzt auch über ihn das Verhängnis hereingebrochen, denn im Waffengeklirr hätten die Gedichte keinen Wert. In ihrem Schmerz gedenken sie der Lieder, welche Menalcas gedichtet; sie teilen sich Bruchstücke derselben, soweit sie solche im Gedächtnis haben, mit; darunter ist eines, in dem der Dichter dem Varus hohen Ruhm durch sein Lied in Aussicht stellt, falls nur Mantua erhalten bleibe, Mantua, das leider so nahe bei Cremona liegt. Durch den letzten Zusatz wird die Anspielung auf die Ackerverteilung völlig sicher gestellt. Menalcas ist Vergil. Er, den anfangs Octavians Gunst bewahrt, war jetzt unter Gefahr seines Lebens von den Veteranen vertrieben worden. Er richtet aber seine Hoffnung auf den neuen Legaten Varus und will dessen Hilfe durch ein Lobgedicht sich erringen. An die neunte Ecloge schliesst sich allem Anschein nach die sechste an. In der neunten Ecloge war dem Varus ein Panegyricus versprochen worden; in der sechsten erklärt Vergil, er habe ein Epos über „Könige und Schlachten“ zu schreiben beabsichtigt, allein Apollo habe ihn abgemahnt, er wolle daher, zumal da sich sicherlich Leute finden, welche das Lob des Varus singen werden, sich wieder an die Hirtenpfeife halten, übrigens werde ja auch durch Erwähnung in diesem Hirtenlied Varus verherrlicht. Wir sehen, an Stelle des versprochenen Panegyricus tritt die Widmung unserer Ecloge. Auf diese Einleitung folgt das eigentliche bukolische Lied. Es ist dem Silen in den Mund gelegt, wird aber nicht direkt vorgetragen, sondern erzählt. Silen fing an, so lautet der Bericht, mit der Entstehung der Welt und ging dann zu den verschiedensten Mythen über. In der Mitte wird plötzlich des Dichters Gallus gedacht. Er wird in den Musenchor eingeführt, alles erhebt sich bei seinem Eintritt, der Sänger Linus reicht ihm die Syrinx, welche einst Hesiod gespielt, und mahnt ihn, die Geschichte des gryneischen Orakelhaines zu besingen. Drei Dinge helfen uns, die Komposition des Gedichts zu ergründen, einmal dass Gallus Nachahmer und Übersetzer Euphorions war, dann dass Euphorion einen Hesiod geschrieben, endlich dass wirklich Gallus die Geschichte des gryneischen Orakels aus Euphorion übersetzt hat. Wenn wir dazu nehmen, dass die Einführung des „umherschweifenden“ Gallus in den Musenchor nur die Bedeutung haben kann, dass Gallus statt der Liebeselegien jetzt ein gelehrtes Epyllion schrieb, so werden wir die längst ausgesprochene Vermutung<sup>1)</sup> billigen müssen, dass es eben der Hesiod des Euphorion war, den Gallus übersetzt hatte und dass er mit einem zweiten Werk desselben Euphorion beschäftigt war, in dem die Geschichte des gryneischen Orakels vorkam. Wir werden noch weiter gehen dürfen, wahrscheinlich stand auch der grösste Teil der von Silen mitgeteilten Mythen im Hesiod und wahrscheinlich ist aus den letzten Versen zu schliessen, dass dieselben dem Phöbus in den Mund gelegt waren.<sup>2)</sup> Völlig tritt aus dem Rahmen der ländlichen Gedichte die vierte Ecloge heraus. Gleich im Eingang stellt der Dichter sie als ein Lied höheren Schwungs hin. Sie ist an den Konsul Asinius Pollio gerichtet und verkündet die Ankunft eines neuen goldenen Zeit-

<sup>1)</sup> Vgl. unten bei Gallus.

<sup>2)</sup> RIBBECK, Röm. Dicht. 2, 28.

alters; es sei die letzte Periode des Weltjahrs erschienen; nach deren Ablauf wiederhole sich dasselbe, es komme daher wiederum die goldene Epoche des Menschengeschlechts. Diese neue Ordnung der Dinge bringt der Dichter mit der Geburt eines Knaben in Verbindung und zwar in der Weise, dass, je weiter derselbe in den Jahren fortschreitet, desto reiner sich das goldene Zeitalter entwickelt. Wer ist dieser Knabe? Aus v. 17 muss man auf einen Sohn des Asinius Pollio schliessen. Diese Anschauung war auch im Altertum verbreitet. Wir haben dafür ein Zeugnis des Asconius, der uns berichtet, er habe von Asinius Gallus, dem Sohne des Asinius Pollio, gehört, dass er (Gallus) in dieser Ecloge verherrlicht worden sei.<sup>1)</sup> Wenn wir die spätere Beamtenlaufbahn des Gallus betrachten, so würde in der That seine Geburt in das Konsulatsjahr des Asinius Pollio fallen.<sup>2)</sup> Man hat daran Anstoss genommen, dass diesem Gallus eine so überschwenglich ruhmvolle Laufbahn vorausgesagt wird wie (17)

*pacatumque reget patriis virtutibus orbem.*

Allein diese Übertreibung darf nicht so stark urgiert werden, sie ist wahrscheinlich veranlasst worden durch einen sibyllinischen Spruch, in dem in ebenso überschwenglicher Weise ein Knabe als künftiger Herrscher eines glücklichen Geschlechts gefeiert wurde. Es bleibt noch die Frage übrig, warum gerade mit Pollios Konsulat die Anzeichen einer neuen Ordnung der Dinge in Verbindung gebracht werden. In demselben Jahr, in dem Pollio das Konsulat bekleidet (40), war der brundisinische Frieden und zwar unter Mitwirkung Pollios geschlossen worden. Freilich waren noch nicht alle Streitpunkte beseitigt (v. 14), allein man hatte jetzt Hoffnung auf eine Ära des Friedens. Was Wunder, wenn die Geburt eines Sohnes im Hause Pollios den Dichter veranlasste, seinem Wohlthäter ein begeistertes Denkmal zu setzen!<sup>3)</sup>

**223. Zeit der Abfassung der Bucolica.** Als festen Punkt haben wir das Zeugnis des gewissenhaften Asconius, das uns im Kommentar des Probus überliefert wird, zu betrachten; nach demselben gab Vergil im 28. Lebensjahr bukolische Gedichte heraus. Dieses Lebensjahr hatte der Dichter im Oktober 42 zurückgelegt. Ein zweites Zeugnis, das uns in der Vergilvita Donats erhalten ist, berichtet, dass die bukolischen Gedichte in drei Jahren zum Abschluss kamen. Kombinieren wir beide Zeugnisse miteinander, so gewinnen wir für das Triennium das Intervallum vom Oktober 42 bis Oktober 39. In diese Zeit müssen sonach die Eclogen fallen. Die nächste Aufgabe wäre nun, die Abfassungszeit der einzelnen Eclogen, soweit dies möglich ist, genauer festzustellen. Die vierte Ecloge ist an Asinius Pollio als Konsul gerichtet; da wir das Konsulatsjahr desselben kennen, so ergibt sich mit völliger Sicherheit ihre Abfassungszeit, es ist das Jahr 40. An denselben Asinius Pollio wendet sich

<sup>1)</sup> Servius 2, 121 L. *Asconius Pedianus a Gallo audisse se refert hanc eclogam in honorem eius factam.* Noch ist als eine Schwierigkeit zu bemerken, dass nach Servius manche zwischen Asinius Saloninus und

Asinius Gallus schwanken.

<sup>2)</sup> FEILCHENFELD p. 32.

<sup>3)</sup> Im wesentlichen auch so SELLAR p. 147 (anders Hermes, *Vergilii Bucolica* p. 29).



die achte Ecloge, als er aus seinem dalmatinischen Feldzug zurückkehrte; da dies im Jahr 39 der Fall war, so muss das Gedicht in diesem Jahr geschrieben sein. Nach der Angabe des Dichters ist die zehnte Ecloge die letzte; da die neunte schon in das Jahr 39 fällt, so darf sie nicht vor dieses Jahr fallen, sie kann aber auch nicht später als Oktober 39 verfasst sein, da sonst das Triennium überschritten würde. Für die Chronologie der ersten, neunten und sechsten Ecloge bildet die Ackerverteilung an die Veteranen die Grundlage. Diese Gedichte müssen in der angegebenen Reihenfolge entstanden sein; denn in der ersten Ecloge war der Dichter durch Octavianus' Gunst vor der Vertreibung geschützt worden, in der neunten hatte er nach dem Abgang des Asinius Pollio sein Gut verloren, und rechnet jetzt auf den neuen Legaten Varus, dem er für seine Huld ein Lobgedicht in Aussicht stellt. In der sechsten Ecloge entschuldigt sich der Dichter, dass er statt des Lobgedichts ein bukolisches Lied gebe, in dem jedoch Varus erwähnt worden sei. Die Bedrohungen des Gebietes von Mantua durch die Veteranen gehören dem J. 41 an; in dieses und vielleicht noch zum Teil in das folgende Jahr müssen daher die drei Eclogen fallen. Bezüglich der übrigen Gedichte fehlen uns chronologische Indicien. Fest steht aber, dass das fünfte später ist als das zweite und dritte, da auf dieselben verwiesen wird (5, 86), ferner dass das fünfte vor dem neunten liegt, da in diesem v. 19 der v. 40 der fünften Ecloge verwertet wird. Es sind also diese drei Eclogen die frühesten von allen. Ihnen wird die siebente anzureihen sein.

Probus p. 1 K. *scripsit Bucolica annos natus VIII et XX Theocritum secutus.* p. 7, 7 *Asconius Pedianus dicit (eum) XXVIII annos natum Bucolica edidisse.* Donati Vita p. 60 R. *bucolica triennio perfecit.*

Die Hypothese Schapers. Eine eigentümliche Ansicht bezüglich der Eclogen stellt SCHAPER in seiner Abhandlung „Über die Entstehungszeit der Vergilischen Eclogen, Fleckeis. Jahrb. 89, 633–657, p. 769–794“ auf. Nach ihm schrieb Vergilius die sieben rein bukolischen Gedichte 1. 2. 3. 5. 7. 8. 9 in den Jahren von 42 bis etwa 38. Nach der Vollendung der Georgica und nach der ersten nicht sogleich glücklichen Arbeit am Epos kehrte er noch einmal zu der bukolischen Dichtung zurück und veranstaltete eine neue Ausgabe seiner Idyllen unter dem Namen *eclogae*, in welcher er die Zahl derselben durch die drei letzten (4. 6. 10) vermehrte. Er begann diese Arbeit auf Anraten des Asinius Pollio und vollendete sie in den drei Jahren 27–25“ (p. 794). Diese Ansicht ist in beiden Teilen unhaltbar; weder ist eine zweite Ausgabe der *Eclogae* zu begründen, noch die späte Entstehungszeit der drei Eclogen (4. 6. 10) wahrscheinlich zu machen; wer die sonderbaren Erklärungen wie z. B. die 10. Ecloge beziehe sich auf den verstorbenen Dichter Gallus oder kritische Operationen wie die Ersetzung von Pollio (4, 12) durch orbis (p. 794) betrachtet, wird eine breite Widerlegung der Hypothese nicht für notwendig erachten.

Litteratur: Eine kurze Geschichte der Arbeiten über die Zeitfolge der Eclogen gibt FEILCHENFELD, *De V. Bucolicon temporibus*, Leipz. 1886 p. 5–8. Von den neueren Gelehrten behandeln die Frage noch KRAUSE, *Quibus temporibus quove ordine V. eclogas scripserit*, Berl. 1884 und PRZYGOŁE, *De eclogarum Vergilianarum temporibus*, Berl. 1885 (eine mit guter Methode geschriebene Dissertation).

**224. Würdigung der Bucolica.** Es wird uns berichtet, dass Vergil zuerst mit einem epischen Versuch in das Reich der Poesie eintreten wollte; da lenkte Asinius Pollio die Blicke des jungen Dichters auf Theocrit und führte ihn dadurch auf eine ganz andere Bahn, zur idyllischen Poesie. Als „kleines Gedicht“ stellt das Idyll geringere Anforderungen an die Kräfte des Anfängers als ein Epos; dann mochte auch Vergils

Liebe zur Natur und sein für das Stilleben schwärmender Sinn ihn für die Hirtenpoesie empfänglicher gemacht haben. Mit treuem Fleiss versenkte er sich in die reizenden Gebilde des sicilischen Sängers; Wortschatz, Komposition, Gedankenwelt war ihm geistiges Eigentum geworden. Aber zugleich regte sich in ihm der Drang der Nachahmung; hier stand ihm als leichtester Weg die freie Übertragung der einzelnen Stücke offen, und auf Übungen dieser Art lassen Bruchstücke, die im 9. Gedicht mitgeteilt werden, schliessen. Allein in der vorliegenden Sammlung steht Vergil auf einer höheren Stufe; er ist nicht mehr Übersetzer, sondern Bildner eines gegebenen Stoffs; er führt neue Gebäude auf, aber die Steine hiezu, den Plan, die Einrichtung entlehnt er dem griechischen Original, das eine aus diesem Gedicht, das andere aus jenem nehmend. So ist das stark hervortretende Prinzip seiner Komposition die Kontamination. Und es ist interessant zu sehen, wie der römische Nachahmer mit dem fremden Gut wirtschaftet. Einige Beispiele mögen dies veranschaulichen. Theocrit hatte den liebeskranken Daphnis von der ganzen landschaftlichen Umgebung betrauern lassen (1); Vergil überträgt diese Klagen auf den Dichter Gallus, dem die unglückliche Liebe zur Lycoris Leid gebracht hatte (10). Bei Theocrit jammert der Cyklope Polyphem, weil die Galatea seine Liebe nicht erwidert (11); Vergil verwendet die hier dargebotenen Farben, um die nicht erhörte Liebe Corydons zu Alexis auszumalen (2). Theocrit hatte in der 2. Idylle eine Scene geschildert, in der Simaetha den untreuen Geliebten durch einen Zauberspuk in einer Mondnacht zu sich zurückführen will; Vergil lässt diese Scene in einen Wettgesang zweier Hirten einfließen (8). In der 6. Idylle Theocrits liegt ein Kampf vor und zwar in der Form, dass dem einen Lied des Vormanns ein Lied des Rivalen folgt; in der 7. Ecloge entnimmt Vergil die Einleitung diesem Gedicht, lässt aber die andere Form des Wechselgesangs folgen, in der die Gegner Strophe um Strophe einander entgegenstellen.

Den Anfangspunkt der nachahmenden Thätigkeit Vergils bilden die ländlichen Gedichte Theocrits; aber noch barg der griechische Dichter in sich einen Keim, der zur reicheren Entfaltung aufgeschlossen werden konnte. Theocrit lässt nämlich einigemal verkleidete Personen in seinen Idyllen auftreten, so nennt er sich in dem 7. Simichidas, den zeitgenössischen Dichter Alexander den Ätoler verhüllt er dort wohl unter dem Hirtennamen Tityrus. Diese Verkleidung zog den grübelnden römischen Dichter ungemein an; er schuf sich das allegorische Idyll, in dem er seine persönlichen Verhältnisse, seine Bedrängnisse durch die Ackerverteilungen, den Preis auf seine Gönner und Freunde Asinius Pollio, Octavian, Varus und Gallus in die bukolische Sphäre hineinzog.

Dies sind die wesentlichen Elemente in der Komposition der Vergilischen *Bucolica*. Ein Vergleich des Theocrit und Vergil kann nur zu Ungunsten des Nachbildners ausfallen. Theocrits Dichtung hat, wenn sie auch durchweg Kunstdichtung ist, doch ihre natürliche Grundlage in den Liedern der sicilischen Hirten; in der lombardischen Tiefebene, der Heimat Vergils, ist für die Entfaltung eines charakteristischen Hirtenlebens und Hirten-treibens kein rechter Boden; es müssen daher, wenn der Römer das Drama



der griechischen Vorlage an den Mincio verlegt, Inkongruenzen sich herausstellen. Die Vergilische bukolische Poesie ist durch und durch Treibhauspflanze, sie entbehrt der natürlichen Frische und der dramatischen Lebendigkeit, die wir so sehr an Theocrit bewundern, sie verleugnet nicht den Charakter des Gemachten und den Mangel an Originalität, denn das vierte Gedicht ausgenommen, das sich ganz von dem bukolischen Genre entfernt, gewahren wir überall die Vorbilder und die peinliche, wenn auch saubere Arbeit des Nachtreters. Das Hereinziehen fremdartiger Verhältnisse in die Hirtenwelt erzeugt ein Zwielicht, das unseren Augen wehe thut. Wenn wir daher von einer überfeinerten Kultur gedrückt uns nach dem einfachen Naturleben zurücksehnen, so greifen wir nicht zu den krankhaften Gebilden Vergils, sondern wir flüchten uns zu den anmutigen Schöpfungen Theocrits; und in ihrer Lektüre finden wir Ruhe und Frieden.

β) Die Georgica.

**225. Skizze der Georgica.** Auf Anregung des Maecenas schrieb Vergil sein ländliches Gedicht, die Georgica; ihm hat der Dichter seine Schöpfung auch zugeeignet. Der Inhalt wird im Eingang angekündigt:

*Quid faciat laetas segetes, quo sidere terram  
Vertere, Maecenas, ulmisque adiungere vitis  
Conveniat, quae cura bouum, qui cultus habendo  
Sit pecori, apibus quanta experientia parcis,  
Hinc canere incipiam.*

Derselbe ist ein vierfacher und diesem vierfachen Inhalt entsprechen die vier Bücher der Georgica. Das erste Buch handelt über den Ackerbau, das zweite über die Baumkultur, das dritte über die Viehzucht, endlich das vierte über die Bienenpflege. Auch den Gartenbau hätte Vergil noch geschildert, allein bei der Lehre von den Bienen angekommen, wollte er dieses sich an die Bienenzucht anschliessende Thema nicht mehr durchführen, sondern dasselbe andern überlassen (4, 148). Wenn wir vorläufig von dem poetischen Schmuck, den Einleitungen und den Exkursen absehen, tritt uns folgende Gliederung des Stoffs entgegen: Der erste Gesang beginnt mit der Pflege des Feldes und zwar sowohl vor als nach der Saat; dann geht er zu den Dingen über, welche der Landmann ausserdem ins Auge zu fassen hat, zu den Ackergeräten, der Tenne, den Kriterien der Fruchtbarkeit, der Behandlung des Samens; es folgt der Bauernkalender, der eine Anweisung für die Zeit der verschiedenen ländlichen Beschäftigungen enthält, und diesem das Wetterbuch. Im zweiten Gesang erörtert Vergil die Entstehung der Bäume und Gesträucher auf natürlichem und auf künstlichem Weg, den Anbau derselben, ihre Verschiedenheit und wendet sich hierauf zu der speziellen Kultur des Weinstocks; zum Schluss berührt er kurz die Gewächse, welche keine intensive Kultur erheischen, z. B. Oliven, Obstbäume. Die Viehzucht behandelt das dritte Buch in der Weise, dass es zuerst auf die Pferde und die Rinder eingeht, dann die Schaf- und Ziegenzucht darlegt, dort die Fortpflanzung, hier die Weide, Wolle und Milch, die Gefahren, die Seuchen ins Auge fassend. Das anmutigste Buch ist das den Bienen gewidmete vierte; wir folgen gern dem

Dichter, wenn er uns über die Wohnung, das Schwärmen, den Haushalt, die Zeidelung, die Krankheiten und endlich über die künstliche Erzeugung der Bienen in anschaulicher Weise belehrt.

Servius 1, 2 Th. *proposuit Maecenas Georgica*. Der Gartenbau, den Vergil weggelassen, fand bald von einer anderen Persönlichkeit aus dem Kreise des Maecenas eine litterarische Bearbeitung, nämlich von Sabinus Tiro. Plin. n. h. 19, 177 *ferro quoque non expedire tangi rutam, cunilam, mentam, ocimum auctor est Sabinus Tiro in libro cepuricon quem Maecenati dicavit*.

**226. Abfassungszeit der Georgica.** Am Schluss der Georgica stellt sich der Dichter selbst dem Leser vor und belehrt ihn über die äusseren Umstände seiner Dichtung, über Zeit und Ort. Er erzählt, dass, als er mit den Georgica beschäftigt war, Octavian im fernen Osten weilte und „am Euphrat donnerte“ <sup>1)</sup> (4, 561).<sup>2)</sup> Sonach ist klar, dass die Georgica vollendet waren, ehe Octavian von seinem Kriegszug aus dem Osten zurückkehrte. Diese Rückkehr fand aber im Sommer des J. 29 v. Ch. statt.<sup>3)</sup> Und über das J. 29 hinaus führen keine Spuren des Gedichts. Dass wirklich das Gedicht damals fertig war, dafür ist der sprechendste Beweis, dass Vergil dasselbe dem Octavian nach dessen Heimkehr vorlas. Aller Wahrscheinlichkeit nach war das Werk nicht lange vorher zur Vollendung gekommen. Wäre es geraume Zeit vor der Vorlesung abgeschlossen gewesen, so würde es vermutlich auch an das Licht der Öffentlichkeit getreten sein. Wir werden daher höchstens bis in das Jahr 30 zurückgreifen dürfen. Wie bei den Bucolica, so arbeitete Vergil auch an diesem Gedicht verhältnismässig lange Zeit. Derselbe, anscheinend auf Asconius zurückgehende Bericht, der uns belehrte, wie viel Jahre der Dichter auf die Eclogen verwendete, unterrichtet uns auch über das Intervall, durch welches Anfang und Ende der Georgica voneinander getrennt waren. Dasselbe umfasste sieben Jahre. Der Dichter begann also mit seiner Schöpfung im J. 36 oder 37. Da die Bucolica nicht über das J. 39 hinaus erstreckt werden können, so würde zwischen den Bucolica und den Georgica ein Zeitraum von einigen Jahren liegen, welche den Vorbereitungen für die neue Dichtung zugewiesen werden können. Die Anspielungen auf Zeitereignisse des Dichters reichen von 36 oder 37 bis 29. Auf Grund derselben die Abfassungszeit der einzelnen Bücher zu bestimmen, ist unfruchtbar, da die siebenjährige Arbeit an dem Gedicht durch Nachträge die Zeitgrenzen verschob.

Donats Vita p. 60 R. *georgica VII perfecit annis*. Serv. Vita p. 2, 9 Th. *georgica, quae scripsit emendavitque septem annis*. Donat l. c. p. 61 *georgica reverso post Actiacam victoriam Augusto atque Atellae reficiendarum faucium causa commoranti per continuum quadri-duum legit, suscipiente Maecenate legendi vicem quotiens interpellaretur ipse vocis offensione*.

Über die Abfassungszeit der Georgica ist die grundlegende Abhandlung RIBBECKS, *De georgicon temporibus* in den Proleg. p. 13 vor allem zu berücksichtigen. Ausserdem untersuchen die Chronologie der Georgica BORGIVS, *De temporibus quibus Vergili Georgica scripta et perfecta sint*, Halle 1875; derselbe setzt nach den Zeitanspielungen die Abfassung in die Jahre 32--29, nimmt aber wegen des Zeugnisses des Asconius für die Emendation noch die Jahre 29--26 in Anspruch. Eine scharfe Trennung der *compositio* und *emendatio*

<sup>1)</sup> August 30 zog Octavian von Ägypten nach Asien und brachte noch in diesem Jahr die Provinz zur Ruhe.

<sup>2)</sup> Man hat diese Verse für einen fremden Zusatz erklären wollen, allein dies geht

ebensowenig als wenn man das Schlussgedicht der Amores bei Ovid (3, 15) oder das Gedicht bei Properz (1, 22) tilgen wollte.

<sup>3)</sup> Dio 51, 21.



ist unmöglich. Unrichtig bestimmt SCHAPER (*De Georgicis a V. emendatis*, Berl. 1873) die 7 Jahre, indem er noch die zwischen einer ersten und zweiten Ausgabe liegende Zeit hinzurechnet; er setzt für die Abfassung die Jahre 31—29 fest, und lässt die zweite Ausgabe im J. 25 erscheinen. VAN WAGENINGEN, *De Vergili Georgicis*, Utrecht 1888 p. 24 gibt als das Resultat seiner Untersuchung, Vergil habe sich in den Jahren 33 und 32 auf das Werk vorbereitet, 31—28 dasselbe geschrieben, endlich 27 dasselbe verbessert und den Schluss neu gestaltet. Zuletzt ist die Abfassungszeit der Georgica mit gutem Urteil untersucht von PULVERMACHER (*De Georgicis a Vergilio retractatis*, Berl. 1890 p. 7—30).

Zeitanspielungen enthalten folgende Stellen: 1, 24 1, 509 2, 161 2, 171 (erst zur Zeit der Beendigung des Werks hinzugefügt, vgl. PULVERMACHER p. 118) 2, 495 3, 26 (erst später von der Hand des Dichters hinzugefügt, vgl. PULVERMACHER p. 118) 4, 560.

**227. Die Ausgaben der Georgica.** Vergil gab die Georgica selbst heraus; es wird dies bald nach der Vorlesung derselben vor Octavian geschehen sein. Allein gewisse Spuren führen darauf, dass von dem Dichter eine zweite Ausgabe veranstaltet wurde. Es wird uns nämlich berichtet, dass das letzte Buch in der Schlusspartie einen Panegyricus auf den Dichter Cornelius Gallus enthalten habe; da aber dieser Cornelius Gallus sich infolge der Ungnade Octavians im J. 27 den Tod gegeben, soll der Herrscher den Wunsch ausgesprochen haben, dass jene Partie geändert werde. Daraufhin habe der Dichter das Lob des Gallus durch die mythologische Erzählung vom Aristaeus oder, wie eine andere Quelle bezeugt, vom Orpheus ersetzt. Man hat die Glaubwürdigkeit des ganzen Berichts bestritten.<sup>1)</sup> Die Entscheidung wird von dem Nachweis abhängen, ob etwa noch Störungen auf eine ursprünglich anders geartete Fassung hindeuten; denn für das litterarische Schaffen gilt der Satz, dass derselbe Moment der Konzeption niemals völlig wiederkehrt. Wir legen daher den Zusammenhang dar. Der Schriftsteller hatte von den Krankheiten der Bienen gesprochen. Im Anschluss daran behandelt er auch den Fall, dass alles Bienenvolk umkommt, und schlägt als Rettungsmittel die künstliche Erzeugung der Bienen vor, eine Erfindung des Aristaeus, welche besonders in Ägypten grossen Nutzen stifte. Das Verfahren wird in kurzem mitgeteilt. Es folgt der Mythos von Aristaeus. Dieser hatte durch Krankheiten und Hunger seine Bienen verloren; in seinem Schmerz wendet er sich an seine Mutter, die Nymphe Cyrene, und macht ihr Vorwürfe. Cyrene weist den bekümmerten Sohn an den Meergott Proteus, der aber nur gefesselt seine Weisheit kundgibt. Aristaeus begibt sich zu Proteus; man sollte nun meinen, der Meergott hätte dem Aristaeus mitgeteilt, was er zu thun habe, um wieder Bienen zu erhalten; wir erwarten dies um so mehr, als Aristaeus ausdrücklich Errettung aus seiner Not als Zweck seines Kommens angibt (4, 449):

*venimus, hinc lapsis quaesitum oracula rebus.*

Allein Proteus enthüllt nicht die Zukunft, sondern die Vergangenheit; er deckt die Ursache des Unglücks auf, aber spendet keine Ratschläge; er offenbart, dass die Verwünschungen des Sängers Orpheus auf Aristaeus lasten, weil er der Gattin des Orpheus nachgestellt und diese auf der Flucht durch den Biss einer Schlange den Tod gefunden habe. Merkwürdigerweise erzählt dann Proteus die Trauer des Orpheus und seine

<sup>1)</sup> Zuletzt ist dies von PULVERMACHER in der erwähnten Abhandlung *De Georgicis a Vergilio retractatis*, Berl. 1890 geschehn.

Fahrt in die Unterwelt. Erst Cyrene sagt dem Sohn, was er zu thun habe, um wieder in den Besitz von Bienen zu gelangen. Hier liegt ein offenkundiger Mangel der Komposition vor. Die Schilderung der Orpheussage passt nicht hieher, in dem Munde des nur durch Zwang zum Wahrsagen zu bestimmenden Proteus erregt sie noch mehr Befremden. Auch muss, wie bei Ovid (Fasti 1, 363), Proteus den Weg der künstlichen Bienenzeugung mitgeteilt haben. Hier hat also ursprünglich etwas anders gestanden; es wäre thöricht, nach dieser Erkenntnis nicht die erhaltene Überlieferung einer zweiten Ausgabe zu verwerfen. Das später gestrichene Lob des Dichters Gallus wird ehemals an dieser Stelle seinen Platz gehabt haben; denn dessen Erwähnung war ja dadurch motiviert, dass die Erfindung des Aristaeus angeblich besonders in Ägypten Segen stiftete und Gallus Statthalter dieses Landes war. Nach der Streichung des Panegyricus kam die Orpheusepisode hinzu; weiterhin wurden die Ratschläge der Mutter zugeteilt.

Noch eine zweite Störung bemerken wir; v. 285 kündigt der Dichter an, er wolle den Aristaeusmythos von seinem Ursprung an verfolgen; an diese Ankündigung reiht sich mittels der Partikel „nam“ die Bemerkung von der Anwendung der Erfindung in Ägypten an. Vermutlich war bereits hier des Cornelius Gallus gedacht. Die ganze Erzählung von Aristaeus erst der späteren Ausgabe zuzuweisen, ist unthunlich; denn nur die künstliche Erzeugung der Bienen in Ägypten bot Vergil einen Anlass, die Rede auf Gallus zu lenken; jene Kunst konnte aber nicht leicht ohne die Aristaeussage berührt werden. Sonach werden wir die Berichte von einer zweiten Ausgabe der Georgica in ihrem Kern für wahr halten müssen. Auch andere, selbst abenteuerliche Erzählungen werden unter dieser Annahme verständlich, wie z. B. die des Gellius 6 (7) 20, von der späteren Ersetzung des Wortes *Nola* durch *ora* (2, 225). Fortgepflanzt wurde die zweite Ausgabe.

Zeugnisse für die beiden Rezensionen: Servius Ecl. 10, 1 *fuit autem (Gallus) amicus Vergilii, adeo ut quartus Georgicorum a medio usque ad finem eius laudes teneret, quas postea iubente Augusto in Aristaei fabulam commutavit*. Georg. 4, 1 *sane sciendum, ut supra diximus, ultimam partem huius libri esse mutatam. Nam laudes Galli habuit locus ille, qui nunc Orpheus<sup>1)</sup> continet fabulam, quae inserta est, postquam irato Augusto Gallus occisus est*.

Das Verhältnis der beiden Ausgaben in der Schlusspartie sucht VAN WAGENINGEN durch Konjekturen also näher zu bestimmen (p. 103): *in priore recensione post v. 286 continuabantur v. 317 sqq. usque ad v. 459, sed reliqua oratio Protei alia erat; deerant autem v. 460—531 de Orpheo, quod etiam apparet e v. 530 „At non Cyrene“ cet., quam deam in nova recensione alio modo in scenam reducere poeta non potuisse videtur. Post versum 459 pro Orpheus fabula sequebantur olim, opinor, v. 532—547, qui postea matri tributi sunt, quibus subiungebantur illa de Aegypto dicta (v. 287—294), sed ampliora, ut etiam cum iis Galli, Aegypto praefecti, laudes coniungerentur, et ipsa apium recreandarum inventio (v. 295—314). Andere Spuren einer doppelten Rezension will RIBBECK, Proleg. p. 32 nachweisen.*

Aus dem Auftrag Vergils (Donat. p. 64 R.) *eidem Vario ac simul Tuccae scripta sua sub ea condicione legavit, ne quid ederent quod non a se editum esset* zu schliessen, dass die zweite Ausgabe nach seinem Tod erschienen ist (RIBBECK, Proleg. p. 29), erachte ich für bedenklich; ich glaube, dass lediglich die Herausgabe der noch nicht erschienenen Aeneis durch diese Worte untersagt wird. Die anderen Werke waren bereits herausgegeben. Dieser Gegensatz tritt auch hervor in den Worten des Servius (p. 2, 9 Th.) *Georgica — scripsit emendavitque septem annis. — Aeneidem — scripsit annis undecim, sed nec emendavit nec edidit*.

**228. Quellen der Georgica.** Bei der Frage nach den Quellen der Georgica müssen wir genau scheiden zwischen dem landwirtschaftlichen Stoff und zwischen dem Rüstzeug der poetischen Rede.<sup>2)</sup> In letzterer Be-

<sup>1)</sup> Die Lesart ist allerdings schwankend, RIBBECK (p. 22) gibt an: Orpheus Vatic. 3317, Aristaei et Orfei Paris. 7959, Aristaei

Orpheus Vossianus und Barberinus. Aristaei et ist ersichtlich spätere Interpolation.

<sup>2)</sup> Vgl. VAN WAGENINGEN p. 108.



ziehung konnten verschiedene Dichter Vergil von Nutzen sein; wir finden in den Georgica Nachwirkungen der homerischen Gesänge, der Fundgrube aller Poesie, wir finden Spuren der Lektüre Hesiods, wir finden endlich auch Anklänge an die alexandrinischen Dichter, an Apollonius Rhodius, an Theocrit, Bion, Parthenius und Callimachus. Den landwirtschaftlichen Stoff konnte Vergil aus eigener Erfahrung und aus Büchern schöpfen. Auf die erste Quelle der Erkenntnis beruft er sich an mehreren Stellen seines Gedichts, wie 1, 193 1, 318 4, 125. Dass er aber auch den Unterricht durch Bücher nicht verschmähte, heben alte Zeugnisse mehrfach hervor. Die landwirtschaftliche Litteratur der Römer war verhältnismässig gut bestellt, das übersetzte Werk des Karthagers Mago, die Schriften des alten Cato und Varros konnten hinreichende Belehrung über das landwirtschaftliche Detail gewähren. Besonders des letzteren zur Zeit des Beginns der Georgica erschienene Buch über die Landwirtschaft war sicher in den Händen Vergils; im dritten Gesang zeigen sich in der That die starken Einwirkungen jenes Werks. Am meisten aber scheint sich der Dichter an Hygin angeschlossen zu haben, den Columella geradezu Vergils Lehrmeister für die Georgica nennt. Die Schriften dieses Grammatikers (über Landwirtschaft und über die Bienen) boten dem Dichter auch Sagenhaftes und Mythologisches dar. Bei dieser Reichhaltigkeit der Hilfsmittel brauchte Vergil nicht nach griechischen Fachschriftstellern zu greifen; die von Servius behauptete Abhängigkeit von Xenophons Oeconomicus bestätigt sich bei näherem Zusehen nicht; auch ein Studium des Theophrast und des Aristoteles ist nicht anzunehmen.<sup>1)</sup> Anders dagegen steht es mit den griechischen Lehrgedichten über die Landwirtschaft; solche mussten, da Vergil in der römischen Litteratur kein Muster hatte, studiert werden. Ein sachkundiger Zeuge, Quintilian, teilt uns mit, dass der landwirtschaftliche Dichter Nicander für Vergil Vorbild war. Dieser hatte nicht bloss Ackerbau, Viehzucht und Baumkultur behandelt, sondern auch in einer eigenen Schrift,<sup>2)</sup> den *Μελισσοποικία*, das Bienenwesen. Der Titel „Georgica“ stammt wahrscheinlich von Nicanders Gedicht her. Leider sind wir bei dem Verlust desselben nicht im stande, den Grad der Abhängigkeit Vergils von seinem Meister zu ermitteln. Auch das Lehrgedicht des Menekrates aus Ephesos mit dem Titel *ἔργα* wurde vielleicht benutzt.<sup>3)</sup> Dagegen ist eine tiefer gehende stoffliche Einwirkung von Hesiods *Ἔργα καὶ Ἡμέραι* trotz eines entgegengesetzten Zeugnisses nicht zuzugeben. Ausser den eigentlichen landwirtschaftlichen Dichtern hat Vergil auch die astronomischen zu Rat gezogen. In den Lehren über die Anzeichen des Wetters folgt er sowohl in der ganzen Anordnung als im einzelnen dem astronomischen Gedicht Arats; wie dieser schildert er zuerst die Vorboten des stürmischen Wetters, dann die des heiteren; wie jener erörtert er zuerst die am Monde, dann die an der Sonne sichtbaren Wetterphänomene; nur dadurch unterscheiden

<sup>1)</sup> Auch die Angabe des Plinius n. h. 18, 321 *Vergilius etiam in numeros lunae digerenda quaedam putavit Democriti secutus ostentationem* muss eine irrige sein, da weder eine Beziehung auf 1, 336 noch auf 1, 276,

wie angenommen wurde, vorliegt. Vgl. MORSCH p. 87.

<sup>2)</sup> SCHNEIDER in seiner Ausg. p. 122.

<sup>3)</sup> Über dieses Gedicht vgl. MORSCH p. 41.

sie sich, dass der griechische Dichter mit den Wetterzeichen des Mondes und der Sonne beginnt, der römische mit denselben schliesst. Bei der Übertragung ging es nicht ohne einige sachliche Flüchtigkeiten ab, allein in der Anmut der Sprache und in dem Gebrauch lieblicher Bilder übertrifft die Kopie weit das Original. Auch die Stelle über die Zonen (1, 233) ist griechisches Gut; dasselbe entstammt dem Hermes des Eratosthenes.

Aus dem Dargelegten ersehen wir, dass Vergil nicht eine Quelle seinen Gedichten zu Grund legte, sondern mehrere; der aus verschiedenen Autoren geschöpfte Stoff erhielt seinen einheitlichen Charakter durch den Geist und die Kunst des Dichters.

Die poetische Einwirkung der verschiedenen Dichter bezeugt Gellius (9, 9, 3) *scite et considerate Vergilius, cum aut Homeri aut Hesiodi aut Apollonii aut Parthenii aut Callimachi aut Theocriti aut quorundam aliorum locos effingeret, partim reliquit, alia expressit*. Die Nachahmungen behandelt sorgfältig MORSCH, *De Graecis in Georgicis a Vergilio expressis*, Halle 1878, hinter dem KNOCHE, *Vergilius quae graeca exempla secutus sit in Georgicis*, Leipz. 1877 weit zurücksteht.

Über die benutzten Fachschriftsteller siehe Servius Georg. 1, 43 *sane sciendum Xenophontem scripsisse unum librum Oeconomicum, cuius pars ultima agriculturam continet; de qua parte multa ad hoc opus Vergilius transtulit, sicut etiam de georgicis Magonis Afri, Catonis, Varronis, Ciceronis quoque libro tertio oeconomicorum, qui agriculturam continet*. Allein dass Vergil Xenophons Oeconomicus beigezogen, leugnet mit Recht MORSCH p. 85. Von den lateinischen Fachschriftstellern ist die Benützung Varros zweifellos; es ist Zweck der Dissertation VAN WAGENINGENS (p. 184), diesen als die Hauptquelle nachzuweisen (*satis apparet, praecepta agriculturae Vergilium non e Graecis fontibus hausisse, sed contra eum ubique cum Varrone convenire*). Allein im wesentlichen beschränkt sich die Benützung Varros auf den dritten Gesang (bis v. 413). „Cum V. per priores libros per pauca a Varrone repetat summamque rerum longe alio consilio digerat, in tertii carminis et dispositione et singulis praeceptis illius auctoritatem maxime amplectitur.“ REITZENSTEIN, *de scriptorum rei rusticae libris deperditis* p. 20, der dies im einzelnen nachweist, ferner nach 413 eine neue Quelle (vielleicht Mago) annimmt (p. 21). — Colum. 1, 1, 13 *nec postremo quasi paedagogi eius (Vergili) meminisse dedignemur, Julii Hygini*.

Die Zeugnisse für die Benützung der griechischen Lehrgedichte Nicanders sind: Quint. 10, 1, 56 *Audire videor undique congerentes nomina plurimorum poetarum. Quid? Herculis acta non bene Pisandros? Quid? Nicandrum frustra secuti Maecr atque Vergilius?* (Ausführlich erklärt diese Stelle und weist die Änderung UNGERS Valgius statt Vergilius zurück MORSCH p. 54.) Ausdrücklich wird Nicander (ungewiss, mit welchem Buch) als Quelle Vergils für die 3, 391 berührte Erzählung von Pan angegeben (Macrob. 5, 22, 10). Da auch noch andere Stellen die Benützung der vorhandenen Gedichte Nicanders darthun, so wird man an Nicander als einem Vorbild für Vergil festhalten müssen, zumal da Cicero demselben das Lob spendet (de or. 1, 16, 69): *de rebus rusticis hominem ab agro remotissimum Nicandrum Colophonium poetica quadam facultate, non rustica scripsisse praeclare*. Freilich bleibt noch als offene Frage, ob nicht auch Hygin aus Nicander geschöpft und daher das Meiste erst durch Hygin auf Nicander zurückgeht, vgl. REITZENSTEIN, *de scriptorum rei rusticae libris deperditis* p. 23 Anm.

Zeugnisse für die astronomischen Dichter als Quellen sind: Macrob. 5, 2, 4 *vulgo nota sunt quod (Vergilius) Theocritum sibi fecerit pastoralis operis auctorem, ruralis Hesiodum et quod in ipsis Georgicis tempestatis serenitatisque signa de Arati Phaenomenis traxerit*. Die Behauptung bezüglich des Hesiod ist unrichtig: *vix duo praecepta de ipsa re rustica apud Vergilium ad Hesiodum redeunt* (MORSCH p. 39). Prob. p. 42 K. *hanc universam disputationem* (1, 233) *certum est Vergilium transtulisse ab Eratosthene, cuius liber est hexametris versibus scriptus, qui Hermes inscribitur*.

**229. Kunst des Dichters.** Die Georgica entstanden auf Anregung des Maecenas (3, 41), ihm ist daher auch das Gedicht, wie die mehrfache Anrede an denselben zeigt (1, 2 2, 41 4, 2), gewidmet. Einen glücklicheren Stoff konnte Vergil nicht erhalten, denn derselbe eignet sich zur poetischen Darstellung in ganz vorzüglichem Grade. Die Landwirtschaft ist eine der edelsten Beschäftigungen des Menschen, sie erfreut uns durch die Mannig-



faltigkeit der Arbeiten, durch den Wechsel zwischen Schaffen und Ruhen, durch den Verkehr mit den Haustieren; sie birgt in sich Scenen idyllischen Glücks, sie reizt zum Eindringen in das Walten der Natur. Mit voller Begeisterung hat Vergil sich diesem Gegenstande hingegeben; er sieht mitleidig herab auf die abgegriffenen mythologischen Themata (3, 4); hohes Selbstgefühl schwellt seine Brust, dass er der erste Römer diesen Stoff in das Reich der Poesie geführt und das „askräische Lied“ (2, 176) auf römischem Boden erklingen liess. Wie einst Lucretius sich gerühmt, dass er auf unbetretenen Pfaden der Musen einherwandle, so singt auch unser Dichter (3, 291):

*sed me Parnasi deserta per ardua dulcis  
raptat amor; iuvat ire iugis, qua nulla priorum  
Castaliam molli devertitur orbita clivo.*

Es hiesse Vergil verkennen, wenn man seinem Gedicht den patriotischen Zweck zuschreiben würde, zur Hebung der gesunkenen Landwirtschaft beizutragen. Vergil setzt sich als oberstes Ziel, den Leser durch die Süßigkeit der Poesie zu erfreuen. Es ist ihm demnach nicht um peinliche Vollständigkeit zu thun, wie er selbst verkündet (2, 42):

*non ego cuncta meis amplecti versibus opto,  
Maecenas, pelagoque volans dare vela petenti.*

Auch die trockensten Lehren in ein anmutiges Gewand zu kleiden, das strebt der Dichter an und das versteht er meisterlich. Nehmen wir z. B. die Vorschrift der Bewässerung (1, 107):

*et cum exustus ager morientibus aestuat herbis,  
ecce supercilio clivosi tramitis undam  
elicit? illa cadens raucum per levia murmur  
saxa ciet, scatebrisque arentia temperat arva,*

so sehen wir, dass statt eines dürren Satzes der Phantasie ein liebliches Naturbild dargeboten wird.<sup>1)</sup> Oft genügt ein einziges Epitheton, in dem Leser eine angenehme Nebenvorstellung zu erwecken; z. B. wenn der Dichter ein Wetterzeichen des Mondes beschreibt. Sein Vorbild Arat sagt trocken (803)

*πάντα δ' ἐρευνθομένη δοκέειν ἀνέμοιο κελεύθους,*

Vergil dagegen (1, 430):

*at si virgineum suffuderit ore ruborem,  
ventus erit; vento semper rubet aurea Phoebe.*

Jedermann wird fühlen, welche Poesie allein in dem „virgineus“ eingeschlossen liegt. Aber noch in anderer Weise sorgt der Dichter für die Belebung seiner Darstellung; er flicht nämlich wie Perlen in eine Krone Episoden in sein Gedicht hinein. An die Bemerkung, dass oft des Menschen Thun durch fremde Gewalt zerstört wird, reiht er nach einem Blick auf das goldene Zeitalter eine Schilderung, wie durch den von Jupiter geschaffenen Wandel der Dinge der menschliche Geist, um der Not zu entgehen, zu Erfindungen gedrängt wurde (1, 121). Die Betrachtung der Erzeugnisse der verschiedenen Länder führt zu einem begeisterten Lob Italiens (2, 136). In die Vorschriften vom Pflanzen klingt hinein der Preis des Frühlings, in dem alles keimt und sprosst wie zur Zeit, als die Welt entstand

<sup>1)</sup> Mit Recht herangezogen von BIESE, Entwickl. d. Naturgefühls bei den Römern p. 62.

(2, 323). Liebliche Bilder des dritten Buchs sind die kämpfenden Stiere (220), die umherziehenden Hirten Libyens (339) und das Gegenstück, die frierenden Scythen (349). Eine hübsche ländliche Idylle ist dem vierten Buch einverleibt in der Schilderung des Schaffens des corycischen Gärtners in Tarent (125). Regelmässig wird am Ende eines Gesangs ein farbenreiches Gemälde gegeben. Die Lehre von den Wetterzeichen der Sonne erinnert den Dichter an die Unglückszeichen, welche sich an den Tod Caesars anschlossen (1, 463); er entwirft ein in Grau gemaltes Bild jener Tage und geht dann über zu einem ergreifenden Gebet für die Erhaltung Octavians inmitten der umtosenden Gefahren. Der zweite Gesang wird gekrönt von einer entzückenden Beschreibung des ländlichen Stillebens und einem eingewobenen Preis der Naturerkenntnis. Den Schluss des dritten Buchs bildet die norische Tierseuche, die Vergil mit voller Kunst zur Anschauung bringt, den Schluss des vierten Gesangs die Erfindung der künstlichen Erzeugung der Bienen durch Aristaeus, womit der Mythos von Orpheus und Eurydice verbunden wird. Auch die Einleitungen zu den einzelnen Büchern sind gut gemacht, indem die betreffenden ländlichen Gottheiten um ihren Schutz gebeten werden; im ersten wird auch Octavian als Hort des Landmanns angerufen (1, 41):

*ignarosque viae mecum miseratus agrestis  
ingredere et votis iam nunc adsuesce vocari.*

Diese Kunst des Dichters bewirkt es, dass wir ihm ohne Ermüdung durch das ganze Gedicht hindurch folgen. Ja unsere Spannung wächst fortwährend, da der Stoff mit jedem Buch interessanter und belebter wird. In der Sprache ist der Fortschritt, den Vergil gegenüber Lucretius gemacht hat, ein ungeheurer. Es ist eine Zartheit in derselben, welche den Leser gefangen nimmt. So vereinigt sich alles, um die Georgica zu einem der anziehendsten Werke der römischen Litteratur zu machen. Jeder, dem nicht aller Sinn für Poesie verschlossen ist, wird gerne verweilen bei den anmutigen Bildern ländlichen Treibens.

Dass in den Episoden Vergil am meisten seinem Genius folgte, wird nicht zu bezweifeln sein; doch sind auch hier Einwirkungen griechischer Muster zu konstatieren; z. B. in dem Preis des ländlichen Lebens weist der Gedanke von der Justitia (2, 473) auf Arat (105) hin. Eine vollständige Entlehnung scheint bei der Aristaeusfabel eingetreten zu sein; denn zu 4, 361 *at—amnem* bemerken die Berner Scholien (p. 975 HAGEN) „*hunc versum ex Hesiodi γυναικῶν catalogo transtulit*“ (HAUPT, Opusc. 3, 361). Der von Homer II. 18, 39 abweichende Nymphenkatalog lässt eine griechische Vorlage als unabweisbar erscheinen (vgl. MORSCH p. 70).

#### γ) Die Aeneis.

**230. Äussere Geschichte der Aeneis.** Noch ehe Vergil an die Bucolica herantrat, trug er sich mit dem Gedanken einer epischen Dichtung.<sup>1)</sup> Als er die Georgica schrieb, kündigte er wiederum ein episches Gedicht mit den Worten (3, 46) an:

*mox tamen ardentis accingar dicere pugnas  
Caesaris et nomen fama tot ferre per annos,  
Tithoni prima quot abest ab origine Caesar.*

<sup>1)</sup> Wohl über die Albanerkönige (Serv. Ecl. 6, 3); dann vgl. noch oben p. 26.



Aus diesen Versen muss man folgern, dass sich dieses beabsichtigte Gedicht nicht mit der Aeneis deckte, sondern die Thaten Octavians zum Gegenstand nehmen wollte. Es war ein glücklicher Gedanke, dass Vergil von diesem Projekt zurückkam und den Stammvater des Herrschergeschlechts, Aeneas, sich zum Helden erkor; denn damit gewann er einen fruchtbareren Boden für seine Dichtung, die entlegene Zeit der Sage. Wie Servius andeutet, entsprang diese neue Idee dem Geiste Octavians. Auch an der Aeneis arbeitete Vergil geraume Zeit; es werden elf Jahre angegeben und selbst dann hatte das Gedicht noch nicht die letzte Feile empfangen. Da Vergil im J. 19 v. Ch. starb, so muss er mit demselben im J. 29 v. Ch., also nach der Vollendung der Georgica begonnen haben. Gegen 26 v. Ch. war bereits in Dichterkreisen bekannt geworden, dass Vergil sich mit der Aeneis beschäftige, denn Propertius überlässt die Seeschlacht bei Actium zu besingen dem Vergil (3, 34, 63):

*qui nunc Aeneae Troiani suscitât arma  
iactaque Lavinis moenia littoribus.  
cedite Romani scriptores, cedite Grai;  
nescio quid maius nascitur Iliade.*

Wir sehen, welche hohe Erwartungen sich an das Gedicht knüpften, wir sehen aber weiterhin aus dieser Stelle, dass man immer noch neben der Aeneis ein zweites Epos über die Thaten Octavians erwartete.<sup>1)</sup> Es ist natürlich, dass sich auch Augustus für die im Werk begriffene Dichtung sehr interessierte. Als er im cantabrischen Kriege verweilte (25 v. Ch.), liess er eindringliche Bitten an Vergil gelangen, ihm doch die Entwürfe oder eine Probe der Aeneis zuzuschicken, allein der Dichter sah sich damals ausser stand, dem Herrscher zu willfahren. Über die Kompositionsweise liegt uns ein für die Beurteilung der Schöpfung nicht unwesentlicher Bericht vor. Er skizzierte sich zuerst den Stoff in 12 Büchern in Prosa. Diese Skizze brachte er aber nicht der Reihe nach in die poetische Form, sondern er griff heraus, wozu ihn Zufall oder Neigung führte. Auch hielt er sich nicht lange bei Einzelheiten auf, da es ihm vor allem darauf ankam, einmal das Ganze im Rohbau aufzurichten; daher die vielen unvollständigen Verse. Dem Augustus las er einige der fertig gewordenen Bücher vor; sie machten grossen Eindruck. Nachdem die Dichtung im ersten Entwurf vollendet war, beschloss er nach Griechenland und Asien zu reisen, um dieselbe vollends abzurunden. Seine Absicht wurde durch den Tod vereitelt. Was sollte nun mit dem vollendeten und wiederum doch nicht vollendeten Gedicht geschehen? Nach der Intention des Verfassers, die sich in verschiedenen Handlungen aussprach, sollte dasselbe entweder dem Untergang geweiht oder (was wohl die richtige Version ist) von der Publikation ausgeschlossen werden. Augustus befahl dagegen die Herausgabe. L. Varius und Plotius Tucca unterzogen sich dieser Aufgabe in der Weise, dass sie, abgesehen von unwesentlichen Änderungen, die Aeneis so gaben, wie sie der Dichter hinterlassen; der sprechendste Beweis hiefür sind die unvollendeten Verse. Auch deuten inhaltliche Widersprüche zwischen den einzelnen Büchern auf das Fehlen der letzten Hand.

<sup>1)</sup> Auf diese Erklärung führt das Wörtchen „nunc“.

Titel des Gedichts. Nach Serv. Aen. 6, 752 hiess das Gedicht später *Gesta populi Romani* (*in antiquis invenimus, opus hoc appellatum esse non Aeneidem, sed gesta populi Romani; quod ideo mutatum est, quia nomen non a parte, sed a toto debet dari*).

Serv. I 2, 12 Th. *postea ab Augusto Aeneidem propositam scripsit annis undecim, sed nec emendavit nec edidit: unde eam moriens praecepit incendi*. Über das Verlangen des Augustus, Teile der Aeneis kennen zu lernen, vgl. Donat p. 61 R. *cui (Augusto) tamen multo post perfectaue demum materia tres omnino libros recitavit, secundum, quartum, sextum*. Anders Serv. zu Aen. 4, 323 (p. 521 Th.) *recitavit voce optima primum libros tertium et quartum*. Allein für die Bücher II und IV wird die Angabe Donats auch durch andere Indicien bestätigt. So wird in jenen Büchern Italien deutlich als Ziel der Wanderfahrten bezeichnet (2, 780 4, 345); in Buch III dagegen ist Aeneas anfangs über das Ziel der Reise im Unklaren (3, 7 3, 94, welche Stelle in direkten Widerspruch mit 4, 345 tritt). Diese Diskrepanz erklärt sich in einfacher Weise durch die Annahme, dass Vergil, als er zu der Erzählung der Irrfahrten schritt, sah, dass er, um Aeneas länger von Italien fernzuhalten und noch an andere Orte gelangen zu lassen, über die letzte Bestimmung noch Ungewissheit verbreiten müsse. Da sich für zwei Bücher das Zeugnis Suetons bestätigt, so ist aller Grund vorhanden, an der Richtigkeit der Angabe auch für das 6. Buch festzuhalten, zumal da noch ein Nebenumstand (die Erschütterung der Octavia bei der Vorlesung) berichtet wird. Im Widerspruch stehen übrigens auch hier Verse mit solchen des dritten Buchs, vgl. 6, 115 || 3, 41 f. Man sehe ausser CONRAD'S *Quaest. Verg.*, Trier 1863 RIBBECK, Proleg. p. 56; SCHUELER, *Quaest. Verg.* p. 1—20, der das Ergebnis seiner Untersuchungen in folgende Worte zusammenfasst (p. 20): *primi scripti sunt libri II IV VI, id quod Suetoni idonei auctoris testimonio satis confirmatur, post scriptus est primus liber, atque ad extremum, interim aliis opera data ut septimi, octavi, noni certe partibus, liber III et V*.

Donat. p. 59 R. *Aeneida prosa prius oratione formatam digestamque in XII libros particulatim componere instituit prout liberet quidque et nihil in ordinem arripiens. ut ne quid impetum moraretur quaedam imperfecta transmisit, alia levissimis verbis veluti fulsit, quae per iocum pro tibicinibus interponi aiebat ad sustinendum opus, donec solidae columnae advenirent*.

Die Herausgabe der Aeneis. Vor Antritt seiner Reise hatte Vergil für den Fall seines Todes dem Varius den Auftrag gegeben, die Aeneis zu verbrennen. In seiner Krankheit wollte er selbst das Gedicht vernichten. Diese Nachrichten sind vermutlich Übertreibungen der letztwilligen Verfügung (Donat. p. 64 R., vgl. oben p. 33 im letzten Absatz) Vergils, dass sein Gedicht nicht publiziert werde.

Den Befehl des Augustus zur Herausgabe der Aeneis bezeugt Donat p. 63 R. *L. Varius et Plotius Tucca: qui eius Aeneida post obitum iussu Caesaris emendarunt*. — Später nennt er (p. 64 R.) nur den L. Varius als Herausgeber.

Über die Thätigkeit des Varius (und Tucca) vgl. l. c. p. 64 R. *edidit auctore Augusto Varius sed summam emendata, ut qui versus etiam imperfectos sicut erant reliquerit*. Serv. 2, 12 Th. *Augustus, ne tantum opus periret, Tuccam et Varium hac lege iussit emendare, ut superflua demerent, nihil tamen adderent*. Als getilgte Verse werden die bekannten *ille ego, qui quondam* des ersten Buches und die Verse 567—588 des zweiten Buches angegeben. Allein die Notiz von der Streichung der Eingangsverse geht, wie aus Donat p. 64 R. ersichtlich, auf den Grammatiker Nisus zurück, welcher sich wieder auf Hörensagen beruft. Dieselbe ist daher ebenso unglaublich als jene, dass Varius die Ordnung der Bücher geändert habe. Die Verse 2, 567—588 fehlen in der guten Überlieferung und sind nicht gestrichen (Serv. zur St.), sondern interpoliert worden, um eine Lücke auszufüllen (RIBBECK, Proleg. p. 93; SCHUELER p. 21).

**231. Übersicht des Inhalts der Aeneis.** Bereits sieben Jahre befand sich Aeneas, der Sohn des Anchises und der Venus, nach der Zerstörung Trojas auf Wanderungen, um sich eine neue Heimat zu suchen. Das erste Buch setzt ein mit der Erzählung von der Abfahrt des Aeneas von Sicilien. Durch einen Seesturm werden die Trojaner an die libysche Küste verschlagen. Aeneas erscheint vor der Königin von Carthago, Dido, welcher Venus heisse Liebe zu dem Fremdling einflösst. Auf Verlangen der Königin erzählt Aeneas seine Schicksale, im zweiten Buch die Zerstörung Trojas, im dritten seine Irrfahrten. Zuerst kommen Aeneas und seine Leute mit ihrer Flotte nach Thracien; sie gedenken sich hier niederzulassen, allein von dem Schatten des Polydorus gewarnt, verlassen sie



das Land und segeln nach Delos. Durch ein Orakel, das sie hier empfangen, glauben sie sich nach Kreta verwiesen. Allein Pest und Hungersnot, welche die dort Angekommenen befällt, zeigt, dass die Auslegung des Orakels irrig war. Aeneas steckt sich jetzt Italien als Ziel. Sie brechen auf, werden aber auf die strophadischen Inseln geworfen. Auf der Weiterfahrt landen sie in Actium, wo sie zu Ehren Apollos Spiele veranstalten. Von da gelangen sie nach Epirus und treffen den Seher Helenus, den Sohn des Priamus als Herrscher des Landes. Dieser offenbart, dass ihnen vom Schicksal Italien als neue Heimat beschieden sei. Sie brechen dahin auf, verfehlen aber in der Dunkelheit den Weg und gelangen nach Sicilien. In Drepanum verliert Aeneas seinen Vater Anchises durch den Tod. Der erneute Versuch, Italien zu erreichen, wird wiederum durch einen Sturm vereitelt, der sie an die libysche Küste wirft. Damit endet die Erzählung. Der vierte Gesang schildert in eindringlicher Weise die Liebe der Dido zu Aeneas. Sie sucht den trojanischen Helden bei sich festzuhalten, allein Aeneas, seiner höheren Bestimmung eingedenk, trennt sich. Aus Schmerz über die Trennung gibt sich die Königin den Tod. Mit dem fünften Buch setzen sich die Irrfahrten der Trojaner fort. Neuerdings langt Aeneas in Sicilien an und veranstaltet zu Ehren seines Vaters glänzende Leichenspiele. Der Schatten des Anchises weist ihn an das sibyllinische Orakel. Nachdem Aeneas die Frauen und die Schwachen in Sicilien zurückgelassen, landet er mit der übrigen Mannschaft bei Cumä in Italien. Gegenstand des sechsten Buchs ist die Zusammenkunft mit der Sibylla und der unter deren Führung vollzogene Gang in die Unterwelt. Die Irrfahrten des Aeneas haben damit ihr Ende erreicht, es beginnt die Zeit der kriegerischen Kämpfe.

*maior rerum mihi nascitur ordo,  
maius opus moveo,*

singt der Dichter (7, 44).

Es erfolgt im siebenten Buch die Ankunft der Trojaner in Latium. Dort herrschte der König Latinus, dem das Orakel geworden war, dass seiner Tochter Lavinia ein Gatte aus der Fremde werde. Durch das Wunder der „verzehrten Tische“ erkennt Aeneas, dass sie endlich das ihnen vom Schicksal bestimmte Land gefunden haben. Aeneas schickt eine Gesandtschaft an Latinus, um einen bescheidenen Sitz für seine heimischen Götter zu erlangen (229). Der König verspricht ihnen das Gewünschte und erkennt zugleich, dass für die Erfüllung des Orakels bezüglich der Lavinia jetzt die Zeit gekommen sei. Über diese für die Trojaner günstige Wendung der Dinge erbittert, dringt Juno in eine der Furien, Krieg anzuregen. Diese erfüllt mit Hass die Gattin des Königs Amata, dann den Turnus, den König der Rutuler, der die Lavinia für sich begehrte. Die Verwundung eines Hirsches durch Ascanius gibt das Signal zum Zusammenstoß. Latinus bleibt, seines gegebenen Wortes eingedenk, dem Kampf fern, der von Turnus gegen Aeneas begonnen wird. Das Buch schliesst mit dem Katalog der dem Turnus zu Hilfe geeilten Streitkräfte. Darunter befinden sich Mezentius, Fürst von Caere mit seinem Sohn Lausus und die volskische Heldenjungfrau Camilla. Das Glanzstück

des folgenden achten Buchs ist die Beschreibung des Schildes, welchen Vulcan für Aeneas gefertigt, und auf dem er Scenen aus der römischen Geschichte bis auf Augustus zur Darstellung gebracht hatte. Ausserdem wird berichtet, wie sich sowohl Turnus als Aeneas nach Bundesgenossen umsehen. Durch ein Traumbild wird Aeneas auf den Arkader Euander, der auf dem Palatin seinen Sitz hatte, gewiesen. Euander gewährt ihm auch Hilfe, er stellt eine Reiterschar unter der Führung seines Sohnes Pallas, rät aber zugleich, Hilfe bei den Etruskern in Caere zu suchen, welche sich gegen ihren Fürsten Mezentius empört hatten, denselben, der jetzt auf Seite des Turnus stand. Aeneas folgt seinem Rat. Die folgenden Bücher enthalten Kampfbilder. Das neunte Buch führt uns den Angriff auf das trojanische Lager in Abwesenheit des Aeneas vor, dann den Kampf und Heldentod des Nisus und Euryalus, endlich das Eindringen des Turnus in das gegnerische Lager. Die Not war aufs höchste gestiegen, da langt Aeneas, wie uns der Dichter im zehnten Gesang schildert, mit dreissig Schiffen aus Etrurien an. Es entspinnt sich eine heisse Schlacht, in der der Sohn Euanders durch Turnus hingestreckt wird. Durch ein Scheinbild des Aeneas wird der Rutulerfürst von Juno aus dem Getümmel hinweggeführt. Jetzt tritt Mezentius hervor; er sowohl wie sein Sohn Lausus fallen durch die Hand des Aeneas. Im elften Buch folgt ein Waffenstillstand zum Zweck der Beerdigung der Toten. Die Latiner fangen an, des Krieges überdrüssig zu werden; es tritt eine Friedensströmung zu Tage, die auch von Latinus geteilt wird. Turnus ist dagegen für Fortsetzung des Krieges. Während dieser Verhandlungen rückt Aeneas zu dem Sitz des Latinus gegen Laurentum vor. Ein Treffen wird geliefert, in dem die Heldenjungfrau Camilla den Tod findet. Aeneas lagert vor der Stadt. Das letzte zwölfte Buch bringt den Untergang des Turnus. Er wollte den Streit durch einen Zweikampf mit Aeneas zur Entscheidung bringen. Dieser geht auf den Vorschlag ein; es wird ein feierlicher Vertrag geschlossen. Allein die Rutuler brechen denselben. So wurde der Kampf aufs neue entfacht. Mit grosser Erbitterung gehen die Gegner aufeinander los. Aeneas wird verwundet, aber rasch durch seine Mutter geheilt. Nachdem der Streit längere Zeit gewüthet, richten die Trojaner ihre Angriffe auf die Stadt. Der Schrecken und die Verwirrung treibt die Königin Amata in den Tod. Jetzt findet der Zweikampf zwischen Turnus und Aeneas statt, der Rutulerfürst wird getödet.

**232. Die Aeneassage.** Wie wir gesehen, liegt der Aeneis die Aeneassage zu Grund; zum Verständniss des Epos ist daher die Geschichte dieser Sage vor allem notwendig. Ihren Ausgangspunkt nimmt sie von den Versen Homers (Il. 20, 303):

*νῦν δὲ δὴ Αἰνείας βίη Τρώεσσιν ἀνάξει  
καὶ παίδων παῖδες τοὶ κεν μετόπισθε γένωνται.*

Hier wird dem Aeneas die Herrschaft über die Troer verheissen. Durch die Cykliker kommt ein neues Moment hinzu, indem Aeneas nach der Zerstörung Trojas auf den Berg Ida wandert, also noch in der Heimat bleibt.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> WÖRNER, Die Sage p. 3.



Eine ungemein fruchtbare Idee für die Weiterentwicklung der Fabel war, dass Aeneas ausser Land über das Meer zieht. Damit wurden die Wanderungen ein Bestandteil der Sage, alle Orte, die den Aphroditenkultus angenommen hatten, wurden jetzt leicht zu Stationen auf der Wanderfahrt des Aeneas. Der erste Zeuge für diesen bedeutsamen Fortschritt ist der sicilische Dichter Stesichorus (640—555). Auf der Tabula Iliaca, welche auf dessen Iliupersis beruht, sind einer Darstellung die Worte beigegeben: „Aeneas mit den Seinigen, wie er nach Hesperien (d. h. Italien) abfährt.“<sup>1)</sup> Die Irrfahrten des Aeneas beschreiben uns Dionys von Halicarnass 1, 46—55 und Vergil. Sie bieten wesentliche Differenzen dar; die hervorstechendsten sind, dass Vergil den Aeneas bei der Dido in Carthago und bei der cumäischen Sibylle verweilen lässt. In eine neue Entwicklungsstufe tritt die Sage, als Aeneas mit Rom verknüpft wurde und Rom als das neue Ilion galt, mithin die Römer als Abkömmlinge der Trojaner betrachtet wurden. Schon der Geschichtschreiber Timaeus, der zur Zeit des Pyrrhus lebte, kennt diesen Zusammenhang von Ilion und Troia.<sup>2)</sup> Von den römischen Schriftstellern ist Naevius der älteste, welcher von des Aeneas Niederlassung in Latium erzählt.<sup>3)</sup> Bei Naevius wie bei Ennius ist Romulus Sohn der Tochter des Aeneas, also sein Enkel.<sup>4)</sup> Allein diese Auffassung des Zusammenhangs von Rom und Ilion widerstritt der einheimischen Überlieferung, nach welcher Romulus Sohn des Mars war und Rom erst lange Zeit nach dem trojanischen Krieg gegründet wurde. Es kam daher eine andere Version auf und dieser folgt Vergil (1, 265). Aeneas gründet Lavinium und herrscht über dasselbe drei Jahre. Aber dreissig Jahre nach Laviniums Erbauung verlässt sein Sohn Ascanius diese Stätte und erbaut Alba longa; dort regierte des Aeneas Geschlecht (die Silvier) dreihundert Jahre, bis Rhea Silvia von Mars die Zwillinge gebar, welche Rom gründeten.<sup>5)</sup> Im wesentlichen folgt dieser Fassung auch Cato; aus ihm lernen wir ausführlicher den Teil der Sage kennen, welcher die Kämpfe, die Aeneas nach seiner Landung zu bestehen hat, schildert. Zuerst nimmt Latinus, der König der Aboriginer, Aeneas gegenüber eine freundliche Haltung ein und gibt ihm seine Tochter Lavinia zur Frau. Es entstehen Zerwürfnisse und es kommt zu drei Schlachten, in der ersten fällt Latinus, und Turnus, der ihm Hilfe gebracht, wird besiegt; in der zweiten Schlacht finden wir Turnus verbündet mit dem etruskischen König Mezentius, Turnus wird getötet und Aeneas verschwindet;<sup>6)</sup> in der dritten kommt Mezentius durch die Hand des Ascanius um.<sup>7)</sup> Vergil schliesst sich an Cato an, allein nicht ohne mannigfache Änderungen; die wesentlichsten sind, dass er die drei Kämpfe zusammengezogen,<sup>8)</sup> den Latinus am Streit unbeteiligt sein, endlich den Aeneas über Mezentius und zuletzt auch über Turnus Herr werden lässt.

<sup>1)</sup> Zweifel regt an KINDERMANN, *De fabulis etc.*, Leyd. 1885 p. 20.

<sup>2)</sup> SCHWEGLER 1, 304.

<sup>3)</sup> SCHWEGLER 1, 305. CAUER, *Die röm. Aeneass.* p. 101.

<sup>4)</sup> Serv. Aen. 1, 273.

<sup>5)</sup> CAUER p. 106.

<sup>6)</sup> Serv. Aen. 4, 620.

<sup>7)</sup> CAUER p. 173. KINDERMANN, *De fabulis etc.* p. 52, wo auch die übrigen Zeugnisse über die italische Eroberung übersichtlich zusammengestellt und verglichen sind.

<sup>8)</sup> CAUER p. 174.

Lange Zeit hindurch blieb die der Aeneassage zu Grund liegende Idee: Rom ist die Fortsetzung von Ilion. Offizielle Anwendung von diesem Zusammenhang wird seit dem ersten punischen Krieg gemacht.<sup>1)</sup> Um nur einen Fall anzuführen, in einem Schreiben an den König Seleucus (wahrscheinlich Callinicus) stellte der Senat ihm Bundesgenossenschaft in Aussicht, wenn er den Iliern als den Blutsverwandten der Römer Steuerfreiheit bewillige (Suet. Claud. 25). Auch durch Einführung neuer Kulte, besonders solcher, welche der Venus gewidmet waren, fand jene Idee ihren Ausdruck.<sup>2)</sup> Allein zur Zeit Sullas bekam die Aeneassage einen neuen Gehalt. Damals wurde es üblich, die Stammbäume der römischen Geschlechter auf trojanische Helden, Genossen des Aeneas, zurückzuführen. Dionys. 1, 85 berichtet, dass 50 Familien auf diese Weise ihrem Geschlecht einen altertümlichen Glanz verliehen. Varro konnte daher eine eigene Monographie über „die trojanischen Familien“ schreiben. Aber von allen diesen Familientraditionen gewann nur eine einzige eine erhöhte Bedeutung und führte die letzte Entwicklungsstufe der Aeneassage herbei: Die Julier leiteten ihr Geschlecht von dem Sohn des Aeneas, Ascanius, her und legten sich dadurch den Ursprung von der Venus bei. Um diese Verknüpfung der Julier mit Ascanius zu begründen, wurde Julius, der Ahnherr des Geschlechts, mit Ascanius identifiziert, d. h. diesem noch der Name Julius beigegeben; und zwar nahm er den Beinamen in dieser Form erst nach der Zerstörung Iliens an, während er vorher Ilus hiess (Aen. 1, 268). Caesar betonte mit Vorliebe diese göttliche Abkunft.<sup>3)</sup> Damit wurde die Sage in den Dienst der Verherrlichung eines bestimmten Geschlechts gestellt. Während früher die Fortsetzung von Ilion in und durch Rom die Idee der Sage war, tritt jetzt die Fortsetzung des einst regierenden Geschlechts durch Augustus und damit die Legitimierung desselben für die Herrschaft in den Vordergrund. Diese jüngste Phase der Sage ist das Fundament des Vergilischen Gedichts.

Litteratur: Über die älteren Werke vgl. das Referat SCHWEGLERS, Röm. Gesch. 1, 279, der die klarste Übersicht über die Sage gibt. CAUER, *De fabulis graecis ad Romam conditam pertinentibus*, Berl. 1884. Ders., Die römische Aeneassage von Naevius bis Vergilius (Fleckeis. Jahrb. 15 Suppl. p. 97). NISSEN, Fleckeis. Jahrb. 91 p. 379. WÖRNER, Die Sage von den Wanderungen des Aeneas, Leipzig 1882 (vgl. auch dessen Artikel in Roschers Mythol. Lexikon 1, 158). PRELLER-JORDAN, Röm. Mythol. 2, 310. ZOELLER, Latium und Rom, Leipz. 1878 p. 70. HILD, *La légende d'Enée avant Virgile*, Par. 1883.

**233. Die Komposition der Aeneis.** Es war keine leichte Aufgabe, aus dieser Sage, deren Fundament ein durchaus rationalistisches ist, eine das Herz erfreuende Dichtung herauszuarbeiten. Mittelpunkt der Handlung musste Aeneas werden; das Schicksal erkor sich ihn zum Helden und machte ihn zum Gründer des römischen Reichs und Ahnherrn des Regentenhauses. Diese seine hohe Mission wird ihm durch Wunderzeichen und Wahrsagungen stets vor Augen gestellt. Schon bei dem Fall von Ilion

<sup>1)</sup> Die Sage ist aus politischen Gründen kultiviert worden; als Rom mit dem hellenistischen Völkerverein in Berührung kam, wollte es ebenbürtig erscheinen. So war in Bayern die Abstammung des Volks von den Kelten zur Zeit der Napoleonischen Allianz

offiziell; man wollte mit den Protektoren auf einer Linie stehen.

<sup>2)</sup> CAUER p. 99.

<sup>3)</sup> App. b. civ. 2, 68 Suet. Caes. 6 Dio 43, 43 Cic. Ep. 8, 15.



deutet eine auf dem Haupte des jungen Ascanius emporlodernde Flamme auf Grosses hin (2, 680). Der Schatten der Crëusa zeigt ihm die Stätte seiner Zukunft, die Gestade des Tiber (2, 780). Das Gleiche thut die Harpye Celaeno, indem sie zugleich ein Erkennungszeichen für das richtige Land, das Wunder der „verzehrten Tische“ mitteilt (3, 256). Vom Priamiden Helenus erhalten sie ein neues Erkennungszeichen, das Wunder von der weissen Sau mit den dreissig Ferkeln (3, 390). Anchises spricht in einem Traumbild von dem niederzuwerfenden Latium (5, 730). Auch die Sibylle prophezeit heisse Kämpfe ob Lavinium (6, 83). So wird dem Helden fortwährend und immer mit neuen Zügen das Fatum, dessen Erfüllung in seine Hände gelegt ist, vor Augen gehalten und als er Gefahr läuft, in Carthago in die Netze der Dido verstrickt zu werden, wird er durch den Götterboten gemahnt, seiner hohen Bestimmung, durch sein Geschlecht dem Erdkreis Gesetze vorzuschreiben, eingedenk zu sein (4, 275 u. 231). Dem Ziel seines Epos entsprechend, der herrschenden Dynastie ein weithin leuchtendes Denkmal zu setzen, weiss der Dichter auch das Lob des Augustus in sein Gedicht einzustreuen. Es geschieht dies dadurch, dass entweder ein Gott oder sonstwer den Schleier der Zukunft hinwegzieht. Gleich im ersten Buch (261 f.) verkündet Juppiter die Schicksale des Aeneas und seines Geschlechts, die Gründung von Lavinium, von Alba longa, von Rom; dabei weist er auf den künftigen erlauchten Sprossen des Geschlechts hin, dessen Ruhm bis zu den Sternen steigen werde, und dem es beschieden sei, ein die Welt umspannendes Reich des Friedens und der frommen Gesittung zu begründen. In der Unterwelt lässt Anchises die Seelen, die zu einem neuen Leben in der Oberwelt auserwählt sind, an den Blicken des Aeneas vorüberziehen, es sind die künftigen Grössen der römischen Geschichte; unter denselben ragt Augustus hervor, unter welchem in dem bis zu den Indern sich erstreckenden römischen Reich das goldene Zeitalter emporblühen wird (6, 789). Auch dem so grosse Hoffnungen erregenden M. Claudius Marcellus, dem Schwestersohn des Augustus, den er zu seinem Nachfolger ausersehen, der aber in der Blüte der Jahre hinweggerafft wurde, tönt ein begeistertes Lob aus dem Munde des Anchises (6, 867). Endlich wird auf dem Schild, den Vulkan für Aeneas fertigt, der Sieg des Augustus bei Actium in anschaulicher Weise verherrlicht (8, 675).

Für den Aufbau seines Werks ergab sich dem Dichter ein ungeheurer Vorteil, er konnte an die allgemein bekannte und poetisch ausgestaltete trojanische Sage anknüpfen; er konnte sich Homer, den Vater aller Poesie, zum Führer erkiesen. Für die Wanderungen des Aeneas boten sich als Musterbild dar die Irrfahrten des Odysseus, für die Kämpfe des Aeneas in Latium der hin und her wogende Streit vor den Mauern Ilions. Der für hohe Ziele begeisterte Sänger schreckte nicht vor dem Wagnis zurück, Odyssee und Ilias in seinem Werk zu vereinigen, danach erfolgt der Aufbau, die sechs ersten Bücher sind die lateinische Odyssee, die sechs letzten die lateinische Ilias. In der Schilderung der Wanderungen des Aeneas benutzt er das Kunstmittel Homers, indem er einen Teil derselben erzählen lässt und dadurch eine episodische Partie des Gedichts erlangt; vor der Dido schildert Aeneas seine Erlebnisse von dem Fall Ilions bis zur Landung

in Carthago. Auch an die Abenteuer des Odysseus konnte das Gedicht vielfach anknüpfen; es begegnen uns die bekannten Gestalten des Cyklopen, dann Scylla, Charybdis und die Circe. Noch mehr, ganze Partien konnten aus Homer kopiert werden. Die Fahrt des Odysseus in die Unterwelt erhielt ihr Gegenstück in der gleichen Fahrt des Aeneas; den Spielen, die zu Ehren des Patroklos gefeiert wurden, traten die Spiele, die Aeneas seinem verstorbenen Vater veranstaltete, an die Seite. Aber der fleissige römische Dichter wollte auch die nachhomerischen poetischen Schätze seinem Werk zu Gute kommen lassen; er flicht daher die wunderschöne Erzählung von der Eroberung Iliions nach den kyklischen Dichtern ein; eine noch glänzendere Perle gab ihm die Didosage; schon Naevius hatte von der Begegnung der Dido und des Aeneas berichtet; so wie die Erzählung aus der Hand des Dichters gekommen ist, stellt sie eine kleine Tragödie dar und erinnert uns an den tiefen Kenner des menschlichen Herzens, an Euripides, vielleicht in dem einen und dem andern Zug noch an Apollonius des Rhodiens Schilderung von der Liebe der Medea.

Auch in dem zweiten Teil verrät sich überall der Nachahmer und zwar zunächst wiederum des Homer. Dem Aeneas muss ein Achill gegenüber treten, es ist Turnus (6, 89); der Helena ähnelt Lavinia, um sie streiten sich Turnus und Aeneas; bei Latinus wird man unwillkürlich an Priamus denken. Wie Homer seinen Schiffskatalog, so hat Vergil seine Aufzählung der Stämme Latiums, die sich um Turnus geschart haben (7, 641). Dem Achilles wird ein kunstvoller Schild von Hephaestos geschmiedet, ebenso dem Aeneas. Der nächtliche Schleichgang der Helden Diomedes und Odysseus ins feindliche Lager wird kopiert in dem gleichen Abenteuer des Nisus und des Euryalus, zugleich aber ein treues Bild aufopfernder Freundschaft gezeichnet. Wie Achilles eine Zeitlang vom Kampfe sich fernhält, so ist auch Aeneas anfangs dem Streit entzogen; hier wie dort führt dieses Fernbleiben eine grosse Notlage herbei. Ein Vertragsschluss, der den Krieg durch Zweikampf der in erster Linie Beteiligten entscheiden will, Bruch dieses Vertrages und infolgedessen neuer, um so erbitterter Kampf sind dem römischen wie dem griechischen Dichter eigen. Das Entscheidungstreffen zwischen Turnus und Aeneas, in dem der Held der Rutuler fällt, erweckt in der Seele des Lesers vielfache Erinnerungen an den tragischen Zusammenstoss des Hector und des Achilles. Selbst im einzelnen gewahren wir Abfälle vom reichen Tisch des griechischen Sängers, Gleichnisse, Bilder, der epische Wortschatz sind nach ihm gebildet. Auch die lateinische Ilias greift über Homer hinaus; so wird für die Camilla Penthesileia in der Aethiopis des Arktinos als Leitstern vorgeschwebt haben; wem er in der Gestaltung der schrecklichen Allekto folgt, können wir nicht mehr feststellen; der Selbstmord der Amata entwickelt ein tragisches Motiv. Der Kampf gliedert sich dramatisch durch das Auftreten einzelner Persönlichkeiten, in jedem Buch strahlt eine Perle, für die Erschütterung des Gemüths hat der Dichter in trefflicher Weise Sorge getragen. Mit dem Tod des Turnus ist der Zweck des Epos erfüllt; die Hindernisse, die sich dem Werke des Aeneas entgegenstellten, sind beseitigt; da über seine Ziele in dem Gedicht volle Klarheit verbreitet ist, so bot sich nichts mehr dar,



wodurch der Leser hätte gefesselt werden können, der Dichter schloss daher seinen Sang.

Zeugnisse über Nachahmungen. Macrob. 5, 17, 4 *de Argonauticorum quarto, quorum scriptor est Apollonius, librum Aeneidos suae quartum totum paene formavit ad Didonem vel Aenean amatoriam incontinentiam Medae circa Jasonem transferendo.* 5, 2, 4 *eversionem Troiae cum Sinone suo et equo ligneo ceterisque omnibus quae librum secundum faciunt a Pisandro ad verbum paene transcripsit.* Beide Zeugnisse beruhen auf offenkundiger Übertreibung. Die Nachahmungen, besonders aus Ennius siehe bei Macrob. 6, 1, 8 Gell. 1, 21, 7 *non verba sola, sed versus prope totos et locos quoque Lucreti plurimos secutum esse Vergilium videmus.*

**234. Würdigung der Aeneis.** Auf die Römer machte die Aeneis einen mächtigen Eindruck; es ist dies nicht zu verwundern, war sie doch das erste Epos, das eine Idee in kunstvollem Aufbau durchführte; die Epen des Naevius und Ennius konnten mit ihrer annalistischen Fassung nicht in einen Wettstreit eintreten; auch die folgende Zeit hatte nichts Ähnliches an die Seite zu stellen. Mit Stolz blickten daher die Römer auf ihren Dichter, den sie kühn mit Homer verglichen, ja über ihn stellten. Es kam hinzu, dass das Gedicht den Segnungen des Prinzipats einen schwungvollen Ausdruck gab und das römische Nationalgefühl durch lebhaften Hinweis auf das gewaltige römische Reich und auf den hohen Beruf des römischen Volks befriedigte. Kein Römer wird ohne Begeisterung die Worte gelesen haben (6, 851):

*tu regere imperio populos, Romane, memento;  
(hae tibi erunt artes) pacique imponere morem,  
parcere subiectis et debellare superbos.*

Diese starke Bewunderung der Aeneis zog sich mit der Bewunderung des Dichters, des „Verkünders des Messias“ auch ins Mittelalter hinüber. Die Neuzeit, die keinen andern Massstab als den ästhetischen anlegen kann, steht dem Gedicht kühler gegenüber. Schon die Sage vermag nicht unsere Sympathien zu erregen. Wir empfinden dieselbe sofort als ein künstliches Produkt. Für die Fortsetzung von Ilion in Rom bietet sich eben gar kein natürlicher Anhalt dar; nicht einmal der Name kommt der Sage zu Hilfe. Um diese Schwierigkeit zu beseitigen, nimmt der Dichter zu einer Fiktion seine Zuflucht; Juno erbittet sich die Gunst, dass der Name Troia verschwinde. Und Juppiter willfahrt der Bitte und verkündet (12, 834):

*sermonem Ausonii patrium moresque tenebunt,  
utque est, nomen erit; commixti corpore tantum  
subsident Teucri. Morem ritusque sacrorum  
adiciam faciamque omnis uno ore Latinos.*

Damit ist Troia in Rom eigentlich beseitigt. Unsere Sympathien sind naturgemäß bei den Eingeborenen, welche den heimischen Boden verteidigen, nicht bei den fremden Eindringlingen. Auch diese Disharmonie scheint der Dichter zu fühlen und sie dadurch abzuschwächen, dass er die Trojaner als Pioniere der Kultur bei den wilden italischen Stämmen auftreten lässt (5, 730 9, 603).<sup>1)</sup> Noch störender wirkt auf uns die Verbindung des Aeneas mit Romulus, weil dadurch eine wirklich nationale Überlieferung künstlich in einen andern Rahmen eingereiht wurde. Ebenso wenig wie

<sup>1)</sup> Dieses Moment hebt richtig hervor NETTLESHIP, *Lectures* p. 106.

der Sagenstoff vermag der Held des Epos eine Anziehungskraft auszuüben. Aeneas handelt ja nicht aus inneren Beweggründen, er ist in den Händen des Fatum und lässt sich von den Göttern wie eine Puppe hin und her schieben. Ein einziges Mal pulsiert eigenes warmes Leben in ihm, als er von der Liebe zur Dido ergriffen war. Als aber die Stunde der Trennung kam, weiss er dem in Schmerzen aufgelösten Weib keinen andern Trost entgegenzuhalten als den kühlen, dass das Fatum ihn nach Italien rufe; doch werde er, solange er lebe, der Geliebten eingedenk sein. Für einen solchen Helden, der in der Unterwerfung unter den höheren Willen der Götter seine Lebensaufgabe sieht, ist das passendste Prädikat „*pius*“. Selbst wenn er in den Kampf, dem er merkwürdigerweise anfangs ausweicht, eingreift, werden wir der Vorstellung nicht los, dass infolge des Fatum über den Ausgang kein Zweifel sein kann. So kommt es, dass unsere Herzen nicht für Aeneas schlagen, sondern für den heldenmütigen Turnus, der im heissen Ringen mit dem fremden Mann, der ihm noch dazu die erkorene Braut entführen will, rühmlich unterliegt, und für die unglückliche Dido, die ihre Liebe zu dem Mann des Fatum mit dem Tode büssen muss. Selbst untergeordnete Personen wie Euander, Pallas, Mezentius u. a. flossen uns Interesse ein, nur die Hauptperson, Aeneas, lässt uns gleichgültig. Dann ist es die fortwährende Vermischung zweier Welten, der trüben Vergangenheit und der sonnenbeschiedenen Gegenwart, welche einem reinen Genuss störend entgegentritt; aus der Vergangenheit soll ein Licht fallen auf die Gegenwart, aus der Gegenwart werden umgekehrt Dinge in die Vergangenheit gerückt. Die Idee, indirekt durch ein Epos das herrschende Geschlecht zu feiern, hat diesen Zwitterzustand geschaffen. Auch die Götterwelt, ohne welche die Aeneis gar nicht gedacht werden kann, entbehrt der Frische; das Eingreifen der höheren Gewalten nimmt nur zu oft einen äusserlichen mechanischen Charakter an; es sind keine naive, sondern gemachte Götter. Endlich ist es ein unverkennbarer Mangel an Originalität, welcher die Bewunderung des Gedichts in erheblichem Masse reduzieren muss. Es ist ganz erstaunlich, wie der Dichter Schritt für Schritt dem Homer folgt. Allein nicht immer gerät die Kopie; und nur zu oft wird das, was im Original an seinem Platz war, in einen anderen Gedankenkreis versetzt, unpassend und schief. Und auch bei Vergil nehmen wir an vielen Stellen diesen Fluch der Nachahmung wahr. Obzwar wir nach dem Gesagten über die Aeneis als Ganzes kein günstiges Urteil zu fällen vermögen, so steht doch unleugbar fest, dass das Gedicht Einzelschönheiten immerhin genug bietet. Szenen wie die Eroberung von Ilion, die Liebe der Dido, die Heldenschau in der Unterwelt, die aufopfernde Freundschaft des Nisus und Euryalus, der Tod des Pallas und die Klage um ihn werden stets in den Herzen fühlender Leser ihr Echo finden.

Litteratur (knappe Auswahl): NETTLESHIP, *Suggestions introductory to a study of the Aeneid (Lectures and Essays)*, Oxford 1885. PLÜSS, *Vergil und die epische Kunst*, Leipz. 1884 (phantastisch). NEERMANN, *Über ungeschickte Verwendung homerischer Motive in der Aeneis*, Ploen 1882. CAUER, *Zum Verständnis der nachahmenden Kunst des Vergil*, Kiel 1885.



d) Appendix Vergiliana (die sog. Jugendschriften Vergils).

**235. Bestandteile der Appendix Vergiliana.** Ausser den Werken Vergils, die wir eben kennen gelernt haben, gab es bereits im Altertum unter seinem Namen noch eine Sammlung vermischter Gedichte, welche seine Jugendversuche umfassen sollte. Sowohl Donat, der auf Sueton zurückgeht, als Servius legen für diese Sammlung Zeugnis ab. Beide zählen auf: *Culex*, *Dirae*, *Aetna*, *Ciris*, *Catalepton*, *Priapeia* und *Epigrammata*, bei Servius kommt noch *Copa* hinzu. Die Zugehörigkeit der *Copa* erscheint aber als zweifelhaft, da Servius die Zahl der Schriften schwankend auf 7 oder 8 angibt. Ein (jetzt aufgelöstes) *Corpus* sog. Virgilischer Gedichte ist auch auf uns gekommen; vergleichen wir den Bestand desselben mit den obigen Zeugnissen, so finden wir dieselben Stücke wie bei Servius und Donat, nur fehlen die *Priapeia* und die *Epigrammata*, die Überlieferung kennt statt dieser Gedichte nur ein *Catalepton*. Allein in diesem *Catalepton* stehen drei *Priapeia*; es fehlen also bloss noch die *Epigrammata*. Nun wird aber von Quintilian (8, 3, 29) ein Gedicht des *Catalepton* (nr. 2 p. 163 B.) als ein „Epigramm“ bezeichnet, ebenso spricht Marius Victorinus p. 137 K. von einem zweiten (nr. 12 p. 173 B.) als einem „Epigramm“. Durch diese Zeugnisse ist erwiesen, dass das *Catalepton* auch *Epigramme* enthielt. Die Lösung der Schwierigkeit ergibt sich jetzt von selbst; das *Catalepton* umfasst zwei Unterabteilungen, die *Priapeia* und die *Epigramme*; Servius und Donatus (oder vielmehr ihre Quelle) hatten also in ihrer Sammlung ganz dieselben Stücke, wie wir sie haben; nur irren sie darin, dass sie neben dem *Catalepton* noch als eigene Schriften die *Priapeia* und die *Epigramme* aufzählen, ein Irrtum, der sich durch den ungewöhnlichen Ausdruck *Catalepton* leicht erklären und entschuldigen lässt.

Die in dem *Corpus* vereinigten Gedichte haben sich nicht zufällig zusammengefunden, sondern sind von einem Sammler zusammengestellt worden, wie sich aus den zwei Schlusdistichen ergibt:

*vate Syracosio qui dulcior Hesiodoque  
maior, Homereo non minor ore fuit,  
illius haec quoque sunt divini elementa poetae  
et rudis in vario carmine Calliope.*

Wann die Sammlung gemacht wurde, lässt sich nicht mit Bestimmtheit ermitteln, ebensowenig wie dieselbe betitelt war. Wir besprechen die einzelnen Stücke mit Ausnahme der *Dirae*, da dieselben bereits I § 99 berücksichtigt werden mussten.

Die Bestandteile der Sammlung. Donat. p. 58 R. *poeticam puer adhuc auspicatus in Balistam ludi magistrum ob infamiam latrociniorum coopertum lapidibus distichon fecit:*

*monte sub hoc lapidum tegitur Balista sepultus;  
nocte die tutum carpe viator iter.*

*deinde catalecton et priapia et epigrammata et diras, item cirin (et cupam fügt BÄHRENS hinzu) et culicem, cum esset annorum XVI, cuius materia talis est u. s. w. . . scripsit etiam de qua ambigitur Aetnam. Mox cum res Romanas inchoasset, offensus materia ad bucolica transiit. Serv. Aen. p. 1, 8 Th. primum ab hoc distichon factum est in Ballistam latronem (folgt dasselbe); scripsit etiam septem sive octo libros hos: Cirin Aetnam Culicem Priapeia Catalepton Epigrammata Copam Diras.* Das *Catalepton* kommt vom griechischen

κατὰ λεπτόν, durch welchen Ausdruck die kleineren Gedichte den grösseren gegenübergestellt wurden. Dass unter den grösseren Gedichten sich auch die Copa befindet, erscheint auffällig, allein, wie bereits oben angedeutet, gehörte vielleicht die Copa nicht ursprünglich zur Sammlung. Aus diesem Catalepton wurde später durch Hypostase ein deklinationsfähiges Wort; wir finden bei Ausonius p. 139 Sch. (13, 5) *die quid significant Catalepta Maronis*. Andererseits wurde durch Verderbnis Catalecta (BERGK, Opusc. 2, 745), und diesen Titel führen in der Regel (nach Abtrennung der Priapea<sup>1)</sup>) die Epigramme.

Der Titel der Sammlung. Mit der handschriftlichen Überlieferung setzen sich in Widerspruch RIBBECK (*Appendix Verg.* p. 4) und BÄHRENS (PLM. 2, 36), wenn sie den Namen „Catalepton“ auf die ganze Sammlung beziehen. Einen Gesamttitel können wir nicht mit Sicherheit eruieren, Diomedes p. 512 K. citiert „*praelusiones*“, in manchen Handschriften finden wir *septem ioca iuvenalia Virgilii* oder auch *Virgilii iuvenalis ludi libellus*.

Die Geschichte der Überlieferung. BÄHRENS PLM. 2, 5 gibt folgende Grundzüge: *servatum erat ex antiquitate lacerum quoddam exemplar opuscula pseudovergilianum eo quem in hac editione exhibemus ordine (scilicet Culicem Diras Copam Aetnam Cirin Priapea Epigrammata sive Catalepta) continens, id exemplar — incunte medio aeo in duas partes ita discissum est ut prior Culicem Diras Copam Aetnam —, altera reliqua poemata comprehenderet his duabus partibus varie consuluit fortuna; nam cum posterior nisi a consuetis quas tempus adspargere solet maculis non deformata ad nos pervenerit, prioris non ita quieti fuere fata*. Erst später wurden mit der Sammlung vereinigt die Gedichte: De Est et Non, De viro bono, De rosis nascentibus, und das Moretum. Von diesem sind die zwei ersten (und wahrscheinlich auch das dritte) von Ausonius. Vgl. BÄHRENS p. 10.

Zeit der Sammlung. Zusammengestellt können die Gedichte nicht vor der Nero-nischen Zeit sein, denn eines dieser Gedichte, der Aetna, setzt die *quaestiones naturales* des Philosophen Seneca voraus (p. 52). — SONNTAG, Über die Appendix Verg., Frankf. 1887.

**236. Culex (Die Mücke).** Das Thema des aus 414 Hexametern bestehenden Gedichts ist so abgeschmackt als möglich. Ein Hirt geht auf die Weide. Als die Sonne stark brennt, legt er sich zur Ruhe und fällt in tiefen Schlummer. Da kommt eine Schlange, der sicher der Schlafende zum Opfer gefallen wäre, wenn ihn nicht eine Mücke im rechten Augenblick gestochen hätte. Der Hirte erwacht plötzlich, fährt nach der Mücke und schlägt sie tot; allein zu gleicher Zeit sieht er die Schlange; er ist so glücklich, dieselbe vor ihrem mörderischen Beginnen unschädlich machen zu können. Nachts erscheint ihm im Schlafe die Mücke und klagend über ihr Schicksal gibt sie eine weitläufige Beschreibung der Unterwelt. Der Hirte errichtet ihr einen mit den schönsten Blumen geschmückten Grabeshügel mit dem Elogium:

*parve culex, pecudum custos tibi tale merenti  
funeris officium vitae pro munere reddit.*

Das Ganze würde noch leidlich motiviert sein, wenn etwa die unbestattete Mücke nicht in das Totenreich hätte kommen können und daher um Beerdigung gebeten hätte.<sup>2)</sup> Allein der Verfasser durfte diese Bitte nicht stellen lassen, um Bilder der Unterwelt dem Leser vorführen zu können. Die Gemeinplätze und die Schilderungen sind es offenbar, durch welche er seine Kunst zeigen will. So gibt er uns ein Lob des Land-lebens (58—97), eine Zeichnung des schattigen Ruheplatzes (109—156), eine Beschreibung der Schlange (163—182), endlich — und das sollte wohl seine Glanzleistung sein — eine Ausmalung der Schattenwelt mit ihren Bewohnern (216—375). Das Epyllion ist einem Octavius gewidmet;

<sup>1)</sup> NAEKE, Val. Cat. p. 228 *omiserunt Heynius et qui proximi ante Heynium, carmina ad Priapum spectantia tria* und vorher *neque dubium mihi quidem videtur, quin re-*

*stituenda sint Catalectis tria exclusa ab Heynio carmina.*

<sup>2)</sup> BAUR p. 375.



die Widmung geht dem eigentlichen Gedicht, das mit der Anrufung des Apollo, der Musen und der Flurgöttin Pales beginnt, voraus; dieser Octavius wird v. 25 *venerande* genannt, an zwei Stellen (26 und 37) *puer*;<sup>1)</sup> es wird ihm ewiger Ruhm verheissen und ein langes Leben für ihn erfleht.

**237. Der Autor des Gedichts.** Es fragt sich, wer dieser Octavius ist. Und mit dieser Frage treten wir an die Erörterung der Autorschaft des Gedichts. Nach der feierlichen Art, mit der derselbe behandelt wird, muss man glauben, es ist Octavian. Allein Octavian lässt sich schwer mit Vergil als Verfasser in Einklang bringen. Denken wir an die Zeit, in der Octavius sich bereits Octavian nannte (44), so stört die Anrede Octavius, auch würde dann Vergil den Culex schon in reiferen Jahren verfasst haben, das Gedicht würde ganz nahe an die Eclogen herangerückt werden müssen; allein diese Annahme ist unmöglich, denn die Differenzen zwischen den Eclogae und dem Culex sind zu gross. Wollten wir aber die Abfassung des Culex in eine Zeit zurückverlegen, in der Octavian noch Octavius hiess und in der Vergil noch in unreifen Jahren stand, so würden wir auf ein Alter des Octavius stossen, in dem er unmöglich die Aufmerksamkeit des Dichters auf sich ziehen konnte. Wir können aber auch nicht an einen andern Octavius denken, etwa an den Historiker Octavius, denn auf diesen würden ja schon die überschwenglichen Epitheta nicht passen. Wir sehen, bereits durch diese kurze Betrachtung ist die Autorschaft Vergils erschüttert. Sie wird völlig unhaltbar, wenn wir die dichterische Kunst des Produkts ins Auge fassen. Diese bietet uns einen merkwürdigen Gegensatz dar, auf der einen Seite die peinlichste Sorgfalt in Bezug auf die metrische Technik z. B. in Bezug auf die Zulassung der Elisionen,<sup>2)</sup> auf der andern Seite völlige Geschmacklosigkeit. In beiden Dingen tritt der Autor mit Vergil in Widerstreit. Einmal hat dieser nicht jene einschnürenden metrischen und prosodischen Regeln befolgt, die sich der Culexdichter auferlegt, dann steht seine Kunst der Komposition so hoch über der, welche im Culex ausgeprägt ist, dass keine Altersdifferenz diesen Unterschied erklären kann. Wer den göttlichen Funken nicht in der Jugend hat, wird ihn auch nicht im Alter haben. Das Gedicht kann nicht von Vergil sein. Dieser Schlussfolgerung scheint aber eine grosse Schwierigkeit entgegenzustehen. In der Litteratur begegnet uns mehrere Male ein Vergilischer Culex; Lucan kennt einen solchen, auch Statius und Martialis reden in deutlicher Weise von einem solchen. Es ist nicht wahrscheinlich, dass diese Dichter einen andern Culex vor sich hatten als den unsrigen, denn sonst müssten wir annehmen, dass der Culex dieser Dichter verloren ging und dann erst der unsrige ans Tageslicht trat; allein in eine spätere Zeit führt weder die Sprache noch die Metrik. Wir werden daher zu statuieren haben, dass vor diesen Dichtern (also

<sup>1)</sup> Mit verwerflicher Willkür hat zweimal BÄHRENS dieses „*puer*“ beseitigt, v. 26 durch *pater*, v. 37 durch *fero*. Es ist selten ein Text mit grösserer Schonungslosigkeit behandelt worden als dieser Culex von BÄHRENS.

<sup>2)</sup> z. B. nur dreimal werden lange Vokale oder Diphthonge elidiert (68. 288. 400), bei Vergil dagegen ziemlich oft, vgl. HAUPT, Opusc. I p. 92.<sup>4</sup> BAUR p. 368. Dazu BÄHRENS p. 26.

vor der Neronischen Zeit) unser Culex Vergil unterschoben wurde. Der Fälscher benützt die echten Gedichte Vergils,<sup>1)</sup> und da er ein Jugendgedicht desselben geben will, fingiert er eine Anrede an den *puer Octavius*; allein es fliessen auch Züge hinein, die von dem nachmaligen Octavian hergenommen sind.

BÜCHELER, Rh. Mus. 45, 324 *Ovidio vix posterior quaesitae doctrinae specimen artificiosum edidit suppositurus, nisi de Octavio sententia me fallit, Vergilio aut vati alii qui hoc quasi ludo ante sexaginta annos adulescentem delectasset principem.* Ob Vergil selbst in seiner Jugend einen Culex geschrieben, der von ihm vernichtet wurde oder verloren ging, kann immer noch als eine offene Frage belassen werden. BÄHRENS spricht die Vermutung aus, dass vielleicht das oben ausgeschriebene Elogium von Vergil herrührt und der Anlass zum Gedicht wurde, wie für die Ciris die Verse der Georgica.

Die den Culex bezeugenden Stellen sind: Suetons *vita Lucani* p. 50 R. *ut praefatione quadam aetatem et initia sua cum Vergilio comparans ausus sit dicere „et quantum mihi restat ad Culicem.“* Stat. *Silv. praef. lib. I sed et Culicem legimus et Batrachomyomachiam etiam agnoscimus; nec quisquam est illustrium poetarum, qui non aliquid operibus suis stilo remissiore praeluserit.* In dem Genethliacon Lucani (*Silv. 2, 7, 73*) heisst es: *haec primo iuvenis canes sub aevo ante annos culicis Maroniani.* Martial. 8, 56, 19 *Protinus Italiam concepit et arma virumque, Qui modo vix Culicem flevit ore rudi.* 14, 185 *Accipe facundi Culicem, studiose, Maronis, Ne nucibus positis arma virumque legas.* Da Lucan in der Zeit Neros lebte, so musste also damals schon der unechte Culex vorhanden gewesen sein. Dem Donat lag sicher unser Culex vor (p. 58 R.).

Einen Vergilischen Kern des Gedichts, der aber durch weitgehende Interpolationen ganz überschüttet worden sei, nimmt HEYNE an, in seiner Ausgabe macht er diese Interpolationen äusserlich kenntlich. Diese Ansicht kann durch nichts begründet werden. Trotzdem ist sie in neuer Zeit wieder aufgefrischt worden von HILDEBRANDT, Stud. auf dem Gebiet der röm. Poesie und Metrik I. T. Vergils Culex, Leipz. 1887. — BAUR, Fleckeis. J. 93, 357. LEDERER, Ist Vergil der Vf. von Culex und Ciris, Leipz. 1890.

Zur Komposition des Gedichts gibt treffliche Bemerkungen BIRT, *De Halieuticis* p. 51. Über ähnliche Themata hatten schon die Griechen gedichtet. Zenob. 4, 64 *Κίσσαυς Κῶος · οὗτος ἦν ὁ πολυθρέμματος · τούτῳ φασὶν ἔγχεσθαι ἐπιφαινομένην κατ' ἔτος τὸ κάλιστα τῶν προβάτων ἀρπάζειν · καὶ τὸν Κίσσαυιν ἀνελεῖν αὐτήν · φαινομένην δὲ αὐτῷ κατ' ὄναρ κελεύσαι καταδάσαι αὐτήν · τὸν δὲ μὴ φροντίζοντα παγγενῇ ἀπολέσθαι.*

Überlieferung: Die weitaus beste Handschrift ist der Vossianus L. O. 81 s. XV.

**238. Der Aetna.** Dieses Gedicht, das uns in furchtbar entstellter Gestalt überliefert ist (646 Hex.), will die Theorie des Vulkanismus darlegen. Da der Vesuv damals als ausgebrannt galt und daher wenig mehr beachtet wurde, musste der Aetna den Hintergrund für die Theorie bilden. Diese Theorie hat drei Dinge zu erklären; die bewegende Kraft, die Entstehung des Feuers und das Material für das Feuer. Die bewegende Kraft ist die Luft, die in den leeren Räumen, von denen die Erde durchzogen wird, vorhanden ist; zusammengedrängt entfacht sie den Brand; Nahrung für das Feuer ist bes. das Gestein, welches *lapis molaris* heisst. So fasst der Dichter seine Grundanschauung in dem Epilog zusammen (566):

*haec operis forma est, sic nobilis uritur Aetna  
terra foraminibus vires trahit, urget in artum  
spiritus, incendi vincuntur maxima saxa.*

Seine Lehre entwickelt der Dichter in durchaus sachgemässer Weise. Hierbei unterlässt er aber nicht, in begeisterten Worten auf den hohen Wert der Naturerkenntnis hinzuweisen (224):

*non oculis solum pecudum miranda tueri  
more, nec effusis in humum grave pascere corpus;  
nosse fidem rerum, dubiasque exquirere causas,  
ingenium sacrare caputque attollere caelo.*

<sup>1)</sup> Genauere Ausführung bei BAUR p. 369.



Wir werden an Lucretius erinnert, nur dass im Aetna die grossartige Weltanschauung fehlt, welche den Worten jenes Poeten ein so grosses Gewicht verleiht. Er eifert gegen die unwürdigen Sagen, welche die Naturerscheinung des Aetna erklären sollen, er klagt, dass die Leute so viele Orte ihrer Merkwürdigkeiten wegen besuchen, an dem grossartigen Schauspiel des Aetna teilnahmslos vorübergehen; er sieht geringschätzig auf die Dichter herab, welche die abgedroschenen mythologischen Themate behandeln. Allein auch er muss der Phantasie seinen Tribut darbringen, er schliesst sein Gedicht mit der schönen Erzählung der Brüder von Catane. Diese dachten bei einem Ausbruch des Aetna an nichts anderes, als ihre greisen Eltern zu retten; sie nahmen sie auf ihre Schultern und während alle übrigen, welche ihr Hab und Gut zu bergen suchten, den verheerenden Flammen zum Opfer fielen, ging ihnen das Feuer aus dem Wege.

**239. Abfassungszeit und Autor des Aetna.** Die Autorschaft Vergils trägt Donat bei diesem Gedicht zweifelnd vor;<sup>1)</sup> in der handschriftlichen Überlieferung wird dagegen dasselbe ohne weiteres dem Vergil beigelegt. Auf den ersten Blick sieht man, dass des Dichters Individualität eine ganz andere ist als die Vergils. Geschrieben muss der „Aetna“ vor 79 n. Ch. sein; in diesem Jahr fand der bekannte Ausbruch des Vesuv statt; eine solche merkwürdige Erscheinung hätte der Verfasser nicht übergehen können. Weiterhin ist gesichert, dass derselbe die Schriften Senecas, in erster Linie die *Quaestiones naturales* fleissig für sein Werk benutzt hat. Da die genannte Schrift Senecas nicht später als 65 n. Ch. geschrieben sein kann, so hätten wir als Grenzen für die Abfassungszeit die Jahre 65—79 n. Ch. anzunehmen. Ist sonach die Zeit des Gedichts ins Reine gebracht, so stösst dagegen die Bestimmung des Autors auf unlösbare Schwierigkeiten. Ausgangspunkt der Untersuchung ist der 79. Brief Senecas an Lucilius. In demselben erwartet Seneca von seinem Freunde zu hören, was die Umschiffung Siciliens Neues gebracht habe; er rät ihm auch die Besteigung des Aetna an und erwartet, dass Lucilius in seinem Gedicht den Berg beschreiben und den allen Dichtern geläufigen Gemeinplatz „streifen“ werde. Dies habe Ovid und Vergil gethan; auch Cornelius Severus sei durch diese Vorgänger nicht davon abgeschreckt worden. Aus diesen Worten hat Scaliger auf Cornelius Severus als Verfasser geraten; allein der ist ein Schriftsteller der augusteischen Zeit, welcher nach dem oben Gesagten das Gedicht nicht zugewiesen werden kann. Viel ansprechender ist die ebenfalls auf diese Stelle sich stützende Vermutung WERNSDORFS, dass Lucilius den Aetna verfasst habe. Für den spricht nicht Weniges; er lebte in der von uns bestimmten Epoche, er war als Freund Senecas sicherlich mit dessen Schriften bekannt, als kaiserlicher Prokurator hatte er reichlich Gelegenheit, sich mit dem Aetna zu beschäftigen, er war überdies Schriftsteller (Sen. ep. 46), ja Dichter (Sen. N. Q. 4, 2, 2 Ep. 8, 10 24, 20), der in einem dichterischen Werk sogar Sicilisches<sup>2)</sup> wie die Sage von Arethusa (Sen. N. Q. 3, 26, 5), behandelt hatte.

<sup>1)</sup> WAGLER p. 63.

<sup>2)</sup> Ein Hexameter ist Sen. N. Q. 3, 1, 1 angeführt (BÄHRENS, FPR. p. 362).

Allein der Hypothese stellt sich ein Hindernis entgegen; das Zeugnis Senecas setzt ein Gedicht voraus, in dem die Beschreibung des Aetna als Episode gedacht wird. Ein solches Gedicht aber hat Lucilius nicht geschrieben, denn an den Stellen der *naturales quaestiones*, an denen Seneca des Gedichts gedenkt, ersehen wir zwar, dass Sicilien der Gegenstand desselben war, allein der Philosoph schweigt von demselben da, wo er seine Theorie der Erdbeben und der feuerspeienden Berge entwickelt. Es bleibt also nur die Annahme übrig, dass Lucilius (nach den *nat. quaest.*) ausser jenem Gedicht über Sicilien in späterer Zeit noch ein zweites über den Aetna verfasst habe. Diese Vermutung ist sicherlich möglich, allein sie lässt sich nicht beweisen. Sonach ist die Frage nach dem Autor dieses Lehrgedichts in der Schwebe zu lassen.

Seneca Ep. 79, 4 *donec Aetnam describas in tuo carmine et hunc sollemnem omnibus poetis locum attingas; quem quominus Ovidius tractaret, nihil obstitit quod iam Vergilius impleverat: ne Severum quidem Cornelium uterque deterruit. Omnibus praeterea feliciter hic locus se dedit* (WAGLER p. 61). — Gegen BÄHRENS, der den Aetna in die augusteische Zeit setzt (p. 31), wendet sich mit Recht WAGLER p. 41, ebenso gegen KRUCZKIEWICZ, der die Autorschaft Vergils festhalten will (Krakau 1883) p. 62.

Die Abhängigkeit des Aetna von Seneca, bes. dessen *nat. quaest.* erörtert nach JACOBI (p. XVIII) genau und unsichtig WAGLER p. 40; besonderen Wert legt (p. 57) er auf die Übereinstimmung von N. Q. 3, 16, 4 = Aetna 302 und 303.

Die Überlieferung. Am besten war der verschollene Codex Gyraldinus; wir kennen aber dessen Lesarten nur zu v. 138—287. In zweiter Linie steht der vollständige Cantabrigiensis s. X/XI, die beste von den erhaltenen Handschriften (WAGLER p. 1—48).

Ausgaben: Von JACOB (mit Übersetzung), Leipz. 1826; von MUNRO (englisch), Cambridge 1867; von M. HAUPT in seiner Vergil Ausgabe; von BÄHRENS, PLM. 2, 88. Um die Kritik dieses ungemein verdorbenen Gedichts hat sich die grössten Verdienste M. HAUPT erworben, vgl. dessen Opusc. — WAGLER, *De Aetna quaest. crit.*, Berlin 1884.

**240. Ciris.** Als Verfasser der Ciris stellt sich in der Einleitung ein schon bejahrter, durch das politische Leben hindurchgegangener Mann dar, der, als er das Gedicht ausarbeitete, in Athen weilte. Es soll nur ein Intermezzo sein und ein in jungen Jahren begonnenes Werk zu Ende geführt werden. Später will der mit philosophischen Studien beschäftigte Autor ein Gedicht „über das Weltall“ schreiben. Die Ciris ist einem Messalla gewidmet, der (36) als „gelehrter Jüngling“ angeredet wird, vermutlich der älteste Sohn des Redners Messalla, Messallinus (Cons. 3 v. Ch.).<sup>1)</sup> Das Epyllion behandelt den Mythos von der Scylla, der Tochter des megarischen Königs Nisus. Die Macht der Liebe, die zum Verrate am Vater führt, ist der Kern dieser Sage. Minos belagerte Megara, Nisus ist aber durch eine purpurne Locke geschützt, denn solange diese unversehrt bleibt, hat er keine Gefahr zu befürchten (124). Da entbrannte die Tochter des Nisus, Scylla, in Liebe zu Minos. Die Leidenschaft siegt über die Pflicht, sie schneidet die Locke des Vaters ab. Megara wird von Minos genommen, aber die Verräterin erntet nicht die Früchte ihres Verrats. Sie wird von Minos ans Schiff angebunden und durch das Meer geschleift, bis sie in einen Meervogel, Ciris (von *καίρειν* = abschneiden), verwandelt wird. Auch der Vater erfährt nach seinem Tode eine Metamorphose; da er wieder das Tageslicht schauen will, wird er in einen Seeadler (*haliaeetos*) verwandelt, der die Ciris mit grimmigem Hass verfolgt; denn

<sup>1)</sup> Das ist die Ansicht TEUFFELS, Pauly Realencycl. 6, 2657.



*quacumque illa levem fugiens secat aethera pinnis,  
 ecce inimicus atrox magno stridore per auras  
 insequitur Nisus; qua se fert Nisus ad auras,  
 illa levem fugiens raptim secat aethera pinnis.*

Mit diesen Worten, welche sich auch in Vergils Georg. 1, 406 finden, schliesst das Gedicht. Der unnatürliche Mythos weist auf die alexandrinische Richtung hin, in der That lesen wir, dass Parthenius diesen Stoff in seinen Metamorphosen behandelt hat.<sup>1)</sup> Nach Art der Alexandriner sucht der Dichter seine Belesenheit kundzugeben, er berichtet daher im Eingang (54) die verschiedenen Sagen von Scylla; bei der Britomartis erläutert er kurz die anderen Namen derselben (303); endlich bringt er seine geographischen Kenntnisse als Schmuck des Gedichts an. In der Form verrät die häufige Anwendung der Parenthese den Alexandriner. Um eine gleichmässig über alle Teile des Mythos sich erstreckende Dichtung ist es dem Verfasser nicht zu thun. Manches wird nur ganz kurz behandelt, z. B. das Verhältnis des Minos zur Scylla, wie der weitere Verlauf der Sache nach dem Verrat der Scylla. Auch greift der Dichter sogar der Entwicklung der Handlung vor (190). Nur einige Teile werden aus dem Mythos ausgewählt und zwar solche, welche ein *πᾶθος* in sich schliessen; es ist dies einmal der erste Schritt der Scylla zur verbrecherischen That; sehr anmutig wird geschildert, wie Scylla nachts von ihrem Lager sich erhebt, um zur Ausführung ihres Vorsatzes zu schreiten; wie sie von der sorgsamsten Amme Carme überrascht wird, wie sie sich zum Geständnis ihrer Liebe herbeilässt, wie Carme ihr rät, auf dem Weg der Güte die Verbindung mit Minos vom Vater zu erwirken, wie der Versuch scheitert und wie endlich, nachdem alles missglückt, auch die Amme Mithelferin im Verbrechen wird. Die zweite Scene, welche der Dichter zum Gegenstand seiner Bearbeitung macht, ist die Bestrafung der Scylla. Hier fällt alles Gewicht auf die Wehklagen, welche die vom Schiff durchs Meer geschleifte Sünderin ausstösst. Es lässt sich nicht in Abrede stellen, dass diese Schilderungen den Leser packen und rühren und die Kunst des Dichters in günstigem Licht erscheinen lassen. In der Form zehrt der Verfasser von den Früchten Catulls und Vergils; man kann sein Gedicht fast einen *Cento* aus beiden nennen. Um so bewunderungswürdiger ist aber, dass auch hier die Spuren der Nachahmung überwunden sind und die Darstellung einen durchaus einheitlichen Charakter an sich trägt.

Die verschiedenen Phasen der Sage ordnet übersichtlich ROHDE, Gr. Roman p. 93 Anm. 3. In der Bearbeitung der Sage von Ovid Metamorph. 8, 1—151 treten die aufkeimende Liebe der Scylla, ihre Selbstüberredung zur That, ihre Strafrede an den abfahrenden Minos als Glanzseiten hervor. — KREUNEN, *Proleg. in Cirin*, Utrecht 1882.

Die Nachahmungen aus Vergil und Catull stellt BÄHRENS zusammen PLM. 2, 186.

Überlieferung: Für die Partie von v. 454 an ist der zuverlässigste Zeuge der Bruxellensis s. XII, für das übrige vorzugsweise der Helmstadiensis (Guelferbytanus) 332 s. XV.

**241. Das Catalepton (Poetische Kleinigkeiten).** Catalepton ist, wie p. 49 dargelegt, das hypostasierte *κατὰ λεπτὸν*, und bezeichnet nach dem Vorgang des Dichters Aratus eine Sammlung kleiner Gedichte. In

<sup>1)</sup> MEINEKE, *anal. Alex.* p. 272 *carmen* | *haud improbabili coniectura suspicatur Hey-*  
*ad Parthenii imitationem compositum esse* | *nins.* Ebenso ROHDE, Griech. Rom. p. 93.

demselben sind nach den Handschriften 3 Priapeia und 14 andere kleine Gedichte, welche von einigen Autoren Epigramme genannt werden, vereinigt.

Die drei Priapeia haben einen Gemeinplatz gemeinsam, die Schilderung der Gaben, die dem Priapus in den verschiedenen Jahreszeiten gespendet werden. Man wird daher wohl auf drei Autoren schliessen müssen, welche denselben Gedanken variiert haben.<sup>1)</sup> Dem Urheber der Sammlung war vielleicht dieses gemeinsame Motiv Anlass, die drei Gedichte zusammenzustellen. Von Vergil dürfte keines herrühren.

Unter den übrigen kleinen Gedichten befinden sich aber solche, welche mit Wahrscheinlichkeit Vergil beigelegt werden können. So wird der Meister die ergreifenden Choliamben nr. 5 (7) geschrieben haben, in denen er von der Rhetoren- und Grammatikerschule Abschied nimmt, um sich der Philosophie des Epikureers Siro zuzuwenden:

*ite hinc, inanes, ite, rhetorum ampullae,  
inflata rhuso non Achaio verba  
et vos, Selique Tarquitique Varroque,  
scolasticorum natio madens pingui  
ite hinc, inane cymbalon iuventutis;  
tuque o mearum cura, Sexte, curarum,  
vale, Sabine; iam valetet formosi:  
nos ad beatos vela mittimus portus,  
magni petentes docta dicta Sironis,  
vitamque ab omni vindicabimus cura.  
ite hinc, Camenae, vos quoque ite iam sane,  
dulces Camenae, (nam fatebitur verum,  
dulces fuistis); et tamen meas cartas  
revisitote, sed pudenter et raro.*

Auch das ebenfalls sehr zarte Gedicht nr. 8 (10), in dem der Dichter sich und die Seinigen der Villa, die früher im Besitze Sironis war, in dem Zeitensturm zur Aufnahme empfiehlt, werden wir als echt betrachten. Die Stücke nr. 1 und nr. 7 (9) sind an Vergilische Freunde gerichtet; in dem ersten wird Tuccas Ruhmredigkeit in Bezug auf ein Liebchen verspottet, in dem zweiten der „*dulcissimus*“ Varius angeredet. Für die Echtheit spricht, dass alle diese Produkte ihren Stoff aus dem Leben Vergils schöpfen oder sich auf seinen Freundeskreis beziehen; sie enthalten ferner nichts, was seiner unwürdig wäre. Gewöhnlich wird noch Gedicht nr. 14 (6) als aus dem Leben Vergils gegriffen zu den echten gezählt; der Dichter verspricht hier in hübscher Weise der Venus reiche Opfer, falls er mit seiner Aeneis glücklich zu Ende komme. Allein einer der feinsten Kenner dieser Poesien, BÜCHELER, hält das Gedicht wegen der darin vortretenden Grundanschauung und wegen der Nachahmung echter Virgilischer Gedichte für eine etwas später fallende Schöpfung.<sup>2)</sup> Ebenso bedenklich ist das geschraubte, äusserst dunkle, auf griechischen Reminiszenzen<sup>3)</sup> beruhende Epigramm nr. 2 auf den altertümelnden Annius Cimber, wengleich Quint. 8, 3, 27 und Ausonius p. 139 Sch. dasselbe als Virgilisch bezeugen. Die Epode 13 (5) weist auf andere Lebensverhältnisse und eine andere Individualität als die des

<sup>1)</sup> BÄHRENS, PLM. 2, 33.

<sup>2)</sup> BÜCHELER p. 524 *alius fecit Ovidio  
fortasse non natu, sed arte minor.*

<sup>3)</sup> BÜCHELER p. 510. (KAIBEL, Rh. Mus. 44, 316).



Dichters hin; da hier allem Anschein nach dieselbe Persönlichkeit verspottet wird wie in nr. 6 (3) und 12 (4), so ist zu vermuten, dass sie alle drei von einem und demselben Dichter herrühren.<sup>1)</sup> Ebenso wenig kann der Panegyricus aus Messalla (nr. 9 oder 11) Vergil angehören, ein durchaus schülerhaftes Machwerk, aus dem man sehen kann, wie das mythologische Beiwerk und die rhetorische Ausmalung gehandhabt wird. Es bleiben noch die merkwürdige Parodie eines catullischen Gedichts (nr. 10 oder 8) auf den Prätor des J. 43 Ventidius Bassus, der sich zuerst Quinctio, dann Sabinus, endlich Bassus nannte,<sup>2)</sup> einen frühern Maultiertreiber, das Epigramm auf Alexander den Grossen als einen Zeugen für die Vergänglichkeit des Menschlichen (3 oder 12), das heitere nach einem Gedicht des Callimachus gearbeitete<sup>3)</sup> Gedicht (11 oder 14), in dem sich der Historiker Octavius Musa gegen die Nachreden, dass sein frühes Ende durch das viele Zechen verursacht sei, mit den Worten verteidigt:

*vobiscum, si est culpa, bibi: sua quemque secuntur  
fata: quid inmeriti crimen habent cyathi?*

endlich nr. 4 (13), ein inniges Freundschaftslied auf denselben Octavius Musa.<sup>4)</sup> Bezüglich dieser Stücke ist das Urteil schwankend. Ich möchte höchstens nr. 4 (13) als vergilisch ansehen.

Den Titel Catalepton erläutern folgende Stellen: Vita Arati p. 55 Westerm. ἔγραψε δὲ καὶ ἄλλα ποιήματα περὶ τε Ὀμήρου καὶ Ἰλιάδος . . . καὶ εἰς Μῦρον τὸν ἀδελφὸν ἐπικήδειον καὶ Διοσημεῖα καὶ Σκυθικὸν καὶ κατὰ λεπτὸν ἄλλα. Strab. 10, 486 Ἀρατος ἐν τοῖς κατὰ λεπτὸν. Vgl. R. UNGER, Fleckeis. J. 113, 430.

Überlieferung: Die beste Handschrift ist der Bruxellensis s. XII, von der zweiten, jüngeren Familie sind die reinsten Vertreter der Helmstadiensis 332 s. XV und der Monacensis 18895 s. XV. Nach gewissen Störungen berechnet BÜCHELER p. 525 die Zahl der Zeilen auf einem Blatt des Archetypus auf 42.

Litteratur: NAEKE in Valerius Cato p. 228; RIBBECK, *Appendix Vergiliana* p. 1—14; BÄHRENS, PLM. 2, 35. Treffliche Beiträge zur Kritik und Erklärung der Gedichte gibt BÜCHELER, Rh. Mus. 38, 507—525.

**242. Copa (Die Schenkwirtin).** In diesem 19 Distichen umfassenden Gedicht wird uns eine vor ihrem Lokal tanzende, Castagnetten schlagende syrische Wirtin vorgeführt, welche den Wandersmann einladet, ob der Sonnenglut Rast zu machen und in ihre Kneipe einzukehren. In lebhafter Weise schildert sie, was alles das Leben Erfreuende dort zu finden sei, Gaben der Ceres, des Amor und des Bacchus. Das Idyll schliesst mit einer Aufforderung, das Leben zu geniessen:

*pone merum et talos. pereat qui crastina curet!  
mors aurem vellens, vivite' ait, venio'.*

Der Gewährsmann des Charisius p. 63, 11 K. hielt das Gedicht für vergilisch: *quamvis Vergilius librum suum Cupam inscripserit*. Allein der Ton spricht dagegen.

Die Abfassungszeit bestimmt BÜCHELER also (Rh. Mus. 45, 323): *scriptam ego Copam post Propertii librum ultimum arbitror, sed quia pentametri clausula nondum lege nova adstricta apparet, proxime a. 738/16*.

Überlieferung: Wie beim Culex ist der Vossianus L. O. 81 s. XV die massgebende Handschrift.

<sup>1)</sup> BÜCHELER p. 519.

<sup>2)</sup> BÜCHELER p. 519.

<sup>3)</sup> HAUPT, Opusc. 2, 146.

<sup>4)</sup> RIBBECK, *Appendix Vergiliana* p. 9.  
BÄHRENS p. 34.

## ε) Andere Pseudovergiliana.

**243. Moretum (Das ländliche Frühstück).** Ausser der Appendix Vergiliana tragen noch zwei Produkte in der Überlieferung den Namen Vergils, das Moretum und die Elegiae Maecenatis. In dem ersten Gedicht wird ein ländliches Gericht geschildert, das „Moretum“ heisst. Dasselbe wurde in der Weise zubereitet, dass verschiedene Kräuter, Knoblauch, Eppich, Raute und Koriander in einem Mörser zerstoßen, mit Salz, Käse, Öl und Essig versetzt und dann zu einem Klosse geformt wurden. Dieser Kräuterkloss bildete mit Brot das Frühstück des Landmanns Simylus. Der Dichter malt mit frischen Farben, wie Simylus sich dieses Frühstück zurecht macht. Wir sehen, wie sich der Bauer beim Hahnenruf von seinem Lager erhebt, wie er das Feuer anbläst, wie er sich das entsprechende Quantum Getreide aus der Vorratskammer holt und wie er dasselbe auf der Handmühle mahlt. Wir hören, wie er die Magd, Scybale die Afrikanerin, herbeiruft und ihr befiehlt, heisses Wasser zu machen. Der Dichter erzählt weiter, dass Simylus das Gemahlene knetet und in den Ofen schiebt, dass er in den Garten geht, um sich die für das Moretum notwendigen Kräuter zusammenzusuchen. Es folgt die anmutige Ausmalung der Operationen, welche der Kräuterkloss erfordert. Inzwischen ist auch das Brot im Ofen fertig geworden, der Landmann kann jetzt sein Frühstück verzehren; nachdem er dies gethan, wandert er aufs Feld hinaus.

Wir haben hier nur einige Striche des Gemäldes gegeben, die ausserordentlich feine Kleinmalerei, über welche der Dichter gebietet, kann nur aus der Lektüre des Gedichts selbst geschöpft werden. Von Vergil kann das liebliche Idyll nicht sein; der Stil ist ein anderer; aber es liegt der Vergilischen Zeit sehr nahe. Ein griechisches Muster wird dem Dichter vorgelegen haben. Hatte doch Parthenius von Nicaea ebenfalls ein „Mörsergericht“ (*μυτιώσις*) geschrieben und bei der einflussreichen Stellung, welche der Griechen in Rom in der litterarischen Gesellschaft einnahm, ist eine Nichtberücksichtigung dieses Epyllion nicht wahrscheinlich. Schon früher (§ 92) hatten wir daher für das Moretum des Sueius als Vorbild dieses alexandrinische Werk vermutet. Wie sich beide Bearbeitungen voneinander unterscheiden, können wir nicht mehr feststellen. Nur aus den zahlreichen eingeflochtenen römischen Zügen des erhaltenen Moretum lässt sich folgern, dass dasselbe keine Übertragung, sondern eine freie Bearbeitung war.<sup>1)</sup>

**Autorschaft.** Isaac Vossius hat nach seiner Angabe in einer ambrosianischen Handschrift die Notiz gefunden: *Parthenius Moretum scripsit in Graeco, quem Vergilius imitatus est.* Allein die Beglaubigung dieser Nachricht ist doch zu gering, um darauf Schlüsse zu bauen. In die Appendix Vergiliana kam das Moretum erst im Mittelalter. Über den Stil bemerkt NAEKE p. 238 „*stilus—elaboratus et consummatus, at a Virgiliano tamen, qualis est in Bucolicis et Georgicis, diversus.*“

<sup>1)</sup> Die griech. Vorlage leugnet BÜCHELER, Rh. Mus. 45, 323 *frustra quaesivi argumentum quo conversum esse de graeco Moretum comprobaretur; nihil ad hanc rem valent graeca personarum nomina aut indoles poetae tenuis ac subtilis nutrita ut consentaneum*

*est in sinu Hecales, contra faciunt non pauca ad vitam romanam adumbrata ut semodius frumenti, Afra fusca, quadrae panis, Vesta pistorum, nundinae et macellum urbis, nomen moreti a mortariis ductum.*



Zeit des Gedichts. Ein Kriterium hat SCALIGER in dem Verse (76)

*gratque nobilium requies lactuca ciborum*

erkannt. Lattich diente sonach zur Zeit des Dichters als Nachtisch. Zur Zeit des Martialis, also zur Zeit Domitians, gehörte Lattich zum Voresen (13, 14)

*cludere quae cenas lactuca solebat avorum*

*dic mihi, cur nostras inchoat illa dapes?*

Die von Martial vorgenommene Versetzung des im *Moretum* geschilderten Gebrauchs in die Zeit der Grossväter führt in eine Vergil naheliegende Epoche.<sup>1)</sup> Daher LACHMANN, Lucrez p. 326 (*Moretum*) *carmen Vergilianis aetate par esse existimo*.

Über die Überlieferung vgl. BÄHRENS, PLM. 2, 178. — REICHENBACH, Die Echtheit des M., Znaim 1883.

**244. Die zwei Elegien auf Maecenas.** Von Henoch aus Ascoli wurde im 15. Jahrh. ein Gedicht auf den Tod des Maecenas nach Italien gebracht, welches dem Vergil beigelegt war. SCALIGER erkannte, dass mit dem Vers 145 ein neues Produkt anhebe und dass sonach in dem Fund zwei Elegien stecken. Während die erste Elegie sich auf den gestorbenen Maecenas bezieht, ist der Gegenstand der zweiten der sterbende, während in der ersten der Dichter spricht, vernehmen wir in der zweiten Maecenas selbst. Beide Stücke rühren aber von einem Autor her. Das erste will er auf Anregung des Lollius zur Verteidigung des Maecenas geschrieben haben. In dem zweiten gedenkt Maecenas im Sterben nochmals in treuer Anhänglichkeit des Augustus und ruft ihm ein letztes Lebewohl zu. Die beiden Gedichte sind schlechte, schülerhafte, mit Lesefrüchten und einigem mythologischen Beiwerk versetzte Arbeiten; der metrischen Technik nach zu schliessen, scheinen sie aber noch aus dem ersten Jahrhundert unserer Ära zu stammen.

Zeit der Abfassung. Im Eingang der ersten Elegie verkündet der Verfasser dass er vor kurzem den Tod eines Jünglings dichterisch beweint habe, jetzt müsse er das Ende eines Greisen, des Maecenas, beklagen. Wer der Jüngling war, verrät<sup>2)</sup> er uns in der zweiten Elegie, es ist Drusus, der im J. 9 v. Ch. starb, während Maecenas 8 v. Ch. aus dem Leben schied. Da wir nun wirklich ein *Epicedium* auf den Tod des Drusus haben, so müssten wir also unsern Dichter auch für den Verfasser jener *Consolatio* halten. Und dass wirklich zwischen den Elegien und der *Consolatio* Beziehungen stattfinden, erhärtet besonders ein kühner, beiden Schöpfungen gemeinsamer Ausdruck „*Caesaris illud opus*“ (Cons. 39 El. 2, 6), womit ausgedrückt werden sollte, dass Augustus den Drusus erzogen. Allein die sofort in die Augen springende grosse Verschiedenheit der dichterischen Kunst lässt den Gedanken an einen und denselben Verfasser der *Consolatio* und der Elegien unmöglich aufkommen; denn der Autor der *Consolatio* ist ein ganz leidlicher Dichter, der Verfasser der Elegien dagegen ein Stümper. Somit ist die Angabe von der Autorschaft der *Consolatio* eine Fiktion; und vielmehr zu statuieren, dass in den Elegien die *Consolatio* nachgeahmt wurde. Wenn es nun richtig ist, dass die *Consolatio* nach Seneca fällt, so müssen auch die Elegien später als Seneca sein und die angebliche Anregung des (aus Horaz bekannten M.) Lollius (10) ist ebenfalls eine Fiktion. Auch dem Elegiendichter lag Seneca vor, die Vorwürfe, die der 114. Brief gegen Maecenas schleudert, sucht er in der ersten Elegie zu widerlegen.

Litteratur: Ausgaben von RIBBECK, *Append. Vergil.* p. 193, von BÄHRENS, PLM. 1, 125. — HAUPT, *Opusc.* 1, 347. HÜBNER, *Hermes* 13, 239. SCHENKL, *Wien. Stud.* 2, 69. SCHANTZ, *De incerti poetae consol. etc.* p. 13. WIEDING, *De aetate consol.* p. 38.

**245. Rückblick auf die Vergilischen Dichtungen.** Nachdem wir die unter dem Namen Vergils überlieferten Gedichte gemustert und die echten von den unechten geschieden, erübrigt noch, eine kurze Charakte-

<sup>1)</sup> Vgl. noch BÜCHELER, *Rh. Mus.* 45, 322.

<sup>2)</sup> Dies Moment scheint mir ganz besonders für einen Autor zu sprechen.

ristik seiner Poesie zu versuchen. Bei der Analyse der einzelnen Werke Vergils hat sich als ein hervorragendes äusseres Moment die lange Zeit ergeben, die er auf jedes derselben verwenden musste. Zu den zehn Stücken der *Bucolica* brauchte er drei, zu den vier Büchern der *Georgica* sieben, zu den zwölf Gesängen der *Aeneis* elf Jahre. Es war sonach ein sehr langsamer Arbeiter, und es wird uns ausdrücklich bezeugt, dass er nur wenige Verse im Tage zustande brachte (Quint. 10, 3, 8); er feilte fort und fort an denselben herum und verglich sich deshalb mit einer Bärin, welche ihren plumpen Jungen durch beständiges Ablecken die gehörige Form gebe (Donat. p. 59 R.). Vergil gehörte also nicht zu den Dichtern, welche eine gärende Ideenwelt in ihrem Inneren bergen; er ist im wesentlichen auf Nachahmung angewiesen, es fehlt ihm die Originalität. Für diesen Mangel spricht auch, dass sein poetisches Schaffen stark von fremden Impulsen abhing, bei den *Eclogen* von der Einwirkung des Asinius Pollio, bei den *Georgica* von der des Maecenas, bei der *Aeneis* von der des Augustus. Allein trotzdem hat er Bewunderungswürdiges geschaffen, er besass etwas, was auch der andauerndste Fleiss nicht ersetzen kann, die tiefe poetische Empfindung. Und da wo diese Empfindung ungehindert ausströmen kann, ist er am glücklichsten. Darum sind auch die *Georgica* sein gelungenstes Werk. Hier, in diesen lieblichen Bildern ländlichen Lebens entfaltet sich der Genius des Dichters am reichsten; seine Liebe zur Natur und seine Begeisterung für Italien erklangen auf den Saiten am hellsten. In den *Bucolica* und in der *Aeneis* dagegen ist seine dichterische Ader mehrfach unterbunden; trotz der vielen Schönheiten, die uns entgegen treten, ruht ein krankhafter Zug auf jenen Gebilden. Vergil mag dies selbst gefühlt haben; denn in einem Brief an Augustus klagt er, mitten in dem Schaffen an der *Aeneis* stehend, dass er sich durch eine „Verirrung seines Geistes“ an diese Aufgabe gewagt (Macrob. Sat. 1, 24, 11), und die ängstliche Scheu, das noch nicht ausgefeilte Werk der Öffentlichkeit zu übergeben, und seine hierauf bezüglichen Anordnungen für den Fall seines Todes mögen in diesem Gefühl ihre Wurzel gehabt haben. Es ist, wie NIEBUHR<sup>1)</sup> sagt, dass die Natur Vergil eigentlich zum lyrischen Dichter bestimmt hatte. Und einzelne Gedichte in dem *Catalepton*, die wir mit aller Wahrscheinlichkeit ihm zuschreiben müssen, wie z. B. das p. 54 mitgeteilte, lassen eine Süssigkeit der Poesie erkennen, wie sie nur ein echter Lyriker uns bieten kann.

Überlieferung der Vergilischen Gedichte. Für Vergil stehen uns sehr alte Handschriften zur Verfügung. In Kapitalschrift sind 7 geschrieben und zwar folgende:

1) Codex Mediceus 39, 1 in Florenz (s. V). Diese Handschrift hat nach den *Bucolica* eine *subscriptio*, aus der wir erfahren, dass Turcius Rufius Apronianus Asterius als Consul ordinarius des Jahres 494 das Exemplar seines Bruders Macarius rezensiert habe. Der *subscriptio* folgen 8 Distiche über diese seine Thätigkeit, abgedruckt in RIESES Anthol. nr. 3; BÄHRENS, PLM. 5, 110. Da die Schrift der *subscriptio* von der des Textes abweicht und etwa dem 6. oder 7. Jahrh. angehört, so ist klar, dass diese *subscriptio* erst in dieser Zeit in die Handschrift kam und zwar nachdem diese mit einem von Turcius Asterius rezensierten Exemplar des Macarius verglichen worden (RIBBECK, Proleg. p. 223). Die Handschrift enthält *notae* (RIBBECK, Proleg. p. 158) und Scholien (IHM, Rh. Mus. 45, 622). Abgedr. von FOGGINI, Florenz 1741. HOFFMANN, Der Cod. Medic. 39, 1 d. V., Berl. 1889.

2) Codex Palatinus-Vaticanus 1631 s. IV oder V, früher in Heidelberg.

<sup>1)</sup> Vorles. über röm. Gesch., hgg. von M. ISLER 3, 132.



3) Codex Vaticanus 3867 s. IV oder V, eine Bilderhandschrift mit metrischen Argumenten.

4) Schedae Vaticanae 3225, mit Bildern. Abdruck (mit den Bildern) von BOTTARI, Rom 1741.

5) Schedae Sangallenses.

6) Schedae Veronenses rescriptae. Es sind 51; dieselben haben Scholien.

7) Schedae Berolinenses et Vaticanae. In Berlin befinden sich drei Blätter einer Vergilhandschrift, welche mit den schedae Vaticanae 3256, welche 4 Blätter umfassen, zusammengehören.

Facsimile von 1, 2, 3, 4, 5, 7 in den *exempla cod. lat.* von ZANGEMEISTER-WATTENBACH. Aus keiner dieser sieben Quellen gewinnen wir einen vollständigen Text Vergils. Wegen dieses fragmentarischen Charakters gebricht es an einem ausreichenden Fundament für Untersuchungen über das Stemma dieser Handschriften. Im Codex Mediceus fehlt nur Weniges. Gegenüber diesen alten Zeugen können die jüngeren keine besondere Autorität beanspruchen wie die von RIBBECK herangezogenen: der Gudianus 70 s. IX, der Bernensis 172 s. X, der Bernensis 165 s. IX, der Bernensis 184 s. IX, der Minoraugiensis s. XII.

Gesamtausgaben (mit Auswahl): von HEYNE-WAGNER, 4. Aufl., Leipz. 1830—41. vol. I—III umfassen die Buc., Georg. und die Aen., vol. IV (*carmina minora*) von J. SILLIG, vol. V *Virgili carmina ad pristinam orthographiam revocata*. Ed. PH. WAGNER. Von FORBIEGER, 4. Aufl., Leipz. 1872—75, im 3. Band auch die *carmina minora*. Kritische Hauptausgabe von O. RIBBECK (Vol. I. Buc. et Georg., II—III Aen., IV Appendix Vergiliana); hiezu kommen noch *Prolegomena critica*, Leipz. 1859—1868 — mit ausgewähltem Apparat von LADEWIG, Berl. 1866. THILO, Leipz. 1886. — Textausgaben von M. HAUPT, 2. Aufl., Leipz. 1873, O. RIBBECK, Leipz. 1867. — Schulausgaben von PH. WAGNER mit lat. Kommentar, Leipz. 1861, von LADEWIG-SCHAPER (Weidmann), KAPPES (Teubner), KLOUČEK mit deutschen Noten.

Spezialausgaben: Vergils ländl. Gedichte (Text, Übers. und Erklär.) von J. H. VOSS, Bd. I und II Eclogae, 2. Aufl., Altona 1830; Bd. III und IV Georg., Altona 1800. KOLSTER, Vergils Eclogen in ihrer strophischen Gliederung nachgewiesen mit Commentar, Leipz. 1882, Buc. erklärt von E. GLASER, Halle 1876. Georg. von dems., Halle 1872. Aen. ed. P. HOFMAN PEERLKAMP, Leyd. 1843. Kommentar zum 1. und 2. Buch der Aen. von WEIDNER, Leipz. 1869.

Erläuterungsschriften: KVIČALA, Vergilstudien, Prag 1878. Neue Beitr. zur Erkl. der Aen., Prag 1881. PLÜSS, Vergil und die epische Kunst, Leipz. 1884.

### §) Wirkungen der Vergilischen Poesie.

#### 246. Aufnahme der Vergilischen Dichtung bei den Zeitgenossen.

Die Werke Vergils riefen bei ihrem Erscheinen eine grosse Gärung hervor und wurden, wie dies bei allem hervorragenden Neuen zu geschehen pflegt, mit gemischten Empfindungen aufgenommen. Neben den Stimmen hoher Bewunderung gewahren wir auch ganz entschiedene Äusserungen grosser Feindseligkeit. Gegen seine Bucolica wurden Antibucolica gerichtet, man wollte durch die ätzende Schärfe der Parodie den Dichter lächerlich machen. Allein nach den Proben, die uns zufällig zur ersten und dritten Ecloge erhalten sind, müssen diese Antibucolica ein einfältiges Produkt gewesen sein. Ebenso albern ist die Parodie von Georg. 1, 299; man sieht, dass die Gegner Vergils diese schneidige Waffe nicht zu führen vermochten. Ernstlicher waren die Angriffe, mit denen man der Aeneis zu Leibe ging. Mit Argusaugen durchspähte man dieselbe, um Fehler aufzudecken; dies that z. B. Herennius und Carvilius Pictor, der seinem Buch den pikanten Titel „Aeneidengeissel“ (Aeneidomastix) gab. Eine besonders ergiebige Fundgrube für die Bekämpfung Vergils boten dessen zahlreiche Nachahmungen dar, welche auch dem oberflächlichsten Blicke nicht entgehen konnten. Eine Zusammenstellung der Entlehnungen musste ja den Mangel an Originalität auf seiten des Dichters klar vor Augen stellen. So hatte Q. Octavius Avitus in einem Werk von 8 Büchern die

„Ὀμοιοῦντες“ der Aeneis dargelegt. Wollte einer noch schärfer auftreten, so sprach er statt von Entlehnungen und Nachahmungen natürlich von Plagiaten oder Diebstählen wie Perellius Faustus. Auch grammatische Nörgler durchstöberten die Vergilischen Gedichte und brachten dann ihre armselige Gelehrsamkeit auf den Markt. Selbst M. Vipsanius Agrippa mäkelt an dem Stil Vergils (Donat. p. 65 R.). Allein den Feinden traten die Genossen der neuen Dichterschule als geschlossene Phalanx gegenüber; nicht bloss rühmten sie gegenseitig sich und ihre Hervorbringungen wie z. B. Horaz den Preis der Bucolica verkündet (Sat. 1, 10, 44):

*molle atque facetum  
Vergilio adnuerunt gaudentes rure Camenae*

und Properz von der Aeneis als einem Gedicht spricht, welches die Ilias in Schatten stellen würde (p. 38), sondern sie gingen auch gemeinschaftlich auf die Gegner los. Zu ihrem Schaden mussten dies die Dichter Mevius und Bavius erfahren. Sie werden von den Genossen um die Wette verhöhnt. Vergil setzt ihnen einige Gedenkverse in der 3. Ecloge (90); Horaz spendet dem Mevius ein Geleitsgedicht für eine Reise, in dem er ihm Schiffbruch und jammervollen Tod wünscht (Ep. 10); endlich Domitius Marsus fällt über die Dichterlinge in seiner „Cicuta“ her, indem er eine schmutzige Familiengeschichte, durch welche sie in Zwietracht gerieten, zum Besten gibt. Anders trat für den Freund L. Varius Rufus ein; er schrieb eine eigene Schrift, in der er sich allem Anschein nach das Ziel steckte, das wahre Bild Vergils nach allen Seiten hin festzustellen; und aus dieser Schrift wird der ausgezeichnete Gelehrte Asconius Pedianus in seiner Broschüre „Gegen die Verleumder Vergils“ (*contra obtrectatores Vergili*) geschöpft haben; durch diese Darlegungen fielen die Anschuldigungen der Gegner von selbst zusammen. Sie liessen auch keine nachhaltigen Spuren in der Litteratur zurück und hätte Macrobius in den Gesprächen, die sich um die Person des Vergil gruppieren, nicht auch einem Gegner das Wort gegönnt, so wären jene Angriffe fast ganz verhallt. Die vornehme, gebildete Welt, darunter der Inhaber der Regierungsgewalt, stellte sich auf die Seite Vergils. Aber auch das grosse Publikum brachte ihm die wärmsten Sympathien entgegen; selbst sein schwächstes Produkt, die Bucolica, wurden auf dem Theater mit Beifall durch Sänger vorgetragen (Donat. p. 60 R.); und wenn der schüchterne Dichter sich einmal von seinem Studiensitz nach Rom begab, erregte er einen solchen Auflauf, dass er sich nur durch Flucht in das nächste Haus der Neugierde entziehen konnte.

Die Parodien. Numitorius. Als Urheber der zwei Parodien der Bucolica nennt Donat. p. 65 R. *numinatoris*, *numinatoriis*, *numinatorus*, wofür RIBBECK (Proleg. p. 99), HAGEN (Fleckeis. J. Suppl. 4, 687) und WÖLFELIN (Philolog. 24, 154) Numitorius gesetzt haben. Auch Ecl. 2, 24 ist durch Veränderung der Interpunktion eine Parodie entstanden. Allein diese falsche Interpunktion hat ein Vergiliomastix aufgestochen (RIBBECK, Proleg. p. 99).

Q. Octavius Avitus' Werk. Überliefert ist „*homoeuthelonton*“ (*homaeo-thelonton*) *octo volumina* (Donat. p. 65 R.). Für das erste schreibt REIFFERSCHIED „*homoeon elenchon*“. Allein wenn man sich erinnert, dass in der griechischen Philologie Ὀμοιοῦντες als Buchtitel vorkommt (Ath. 15 p. 690e, 4 p. 170e), so wird man mit HAGEN l. c. p. 688 Ὀμοιοῦντων als die richtige Verbesserung erachten.

Cornificius Gallus. Eine grammatische Nörgelei bezog sich auf den Gebrauch des Plurals „*ordea*“ Georg. 1, 210. Der Spottvers lautet:

*ordea qui dixit, superest ut tritica dicat.*



Von Servius zur Stelle wird der Vers dem Bavus und Mevius zugeteilt; allein diese Zuteilung eines Verses an zwei Dichter ist an und für sich verdächtig. Es kommt hiezu, dass Cledonius p. 43 K. denselben dem Cornificius Gallus zuschreibt. Die Verschiedenheit der Angabe ist wohl dadurch zu erklären, dass die Quelle des Servius keinen Namen des Obtrectator vorfand und daher die bekannten Obtrectatores Mevius und Bavus durch Konjekturen substituierte. Das öfters citierte Werk *de etymis deorum* werden wir weder dem Genossen Catullus Q. Cornificius (vgl. oben p. 155) noch dem Cornificius Gallus, sondern dem Serv. Aen. 3, 332 genannten Cornificius Longus beilegen. — BÄHRENS, FPR. p. 341.

**247. Vergils Fortleben im Altertum.** Das Fortleben Vergils und sein mit der Zeit wachsender Ruhm beruht in erster Linie auf der Schule. In dieselbe aber wurde er eingeführt durch Q. Caecilius Epirota, den Freigelassenen des Atticus. Von da an hatte der Dichter eine feste Stellung im Unterricht, ja er bildete den Mittelpunkt desselben. Die Eigenschaften, die ihn für diese Stellung besonders qualifizierten, ist der reine Stil, das reiche Gemüt, das sich in seinen Werken ausspricht, dann der nationale Zug, der besonders seine Aeneis durchdringt. Schon die elementare Stufe des Lesens lehnte sich an ihn an (Quint. 1, 8, 5); dass der Autor aber auch in den späteren Klassen beibehalten, dass er nicht einmal, sondern wiederholt vorgenommen wurde, wird uns ebenfalls an jener Stelle berichtet. Die Elemente der Grammatik und Metrik wurden an ihm erlernt und geübt. Die Art dieser Studien veranschaulicht uns ein Produkt der späteren Zeit, Priscians *Partitiones versuum XII Aeneidos*. Wir haben hier in Fragen und Antworten die Analyse der Verse nach grammatischen und metrischen Gesichtspunkten; es sind die *ἐπιμερισμοί*, wie sie die griechische Grammatik im Homer zu handhaben pflegte. Aber auch für die ersten schriftlichen Arbeiten auf dem Gebiet der Prosa sowohl als der Poesie musste Vergil den Stoff leihen. Als eine prosaische Übung diente die Erzählung nach ihm; noch zur Zeit des hl. Augustin machten die Schüler solche Versuche (Conf. 1, 17, 27). Für die Versifikation aber boten sich viele Situationen in der Aeneis dar, welche einer weiteren Ausführung fähig waren. Wir haben noch solche an den Meister sich anlehrende dichterische Exerzitien (PLM. 4, 187. 188). Selbst ausserhalb der Schule begegnen wir derartigen Arbeiten. Rufius Festus Avienus (366) schrieb die vergilischen Sagen in Jamben.<sup>1)</sup> Eine sehr beliebte Schriftstellerei war die Abfassung der Inhaltsangaben zu den Werken Vergils und den einzelnen Büchern; ohne Spielereien und Künsteleien ging es freilich hier nicht ab.

Bei der engen Verbindung, in welcher der grammatische und rhetorische Unterricht stand, wird man sich nicht darüber verwundern, dass Vergil auch in die Rhetorschule seinen Einzug hielt. Wurde doch ganz ernstlich die Frage debattiert, ob er mehr als Redner oder mehr als Dichter aufzufassen sei. Eine Untersuchung hierüber stellte P. Annius Florus in einer Schrift an, von der die Einleitung erhalten ist. Der Kommentator Tiberius Claudius Donatus sprach geradezu den Satz aus, dass in Vergil der grösste Redner<sup>2)</sup> stecke und dass daher derselbe am besten von den Rhetoren interpretiert werde.<sup>3)</sup> Sein noch erhaltener Kommentar

<sup>1)</sup> Serv. Aen. X 272 *Avienus, qui iambis scripsit Vergilii fabulas*.

<sup>2)</sup> Vgl. *praef.* (Die Stelle unten p. 67.)

<sup>3)</sup> Dasselbe widerfuhr Homer; so schrieb

ist daher auch durchweg rhetorisch gehalten. Nicht bloss zur Darlegung der rhetorischen Regeln diente der römische Dichter, es wurden ihm auch Themata zum rhetorischen Unterricht entnommen. Von Titianus und Calvus bezeugt uns dies Servius, an einer andern Stelle erwähnt er eine aus Vergil gezogene Deklamation, von Ennodius existiert eine mit dem Thema „Rede der Dido beim Abzug des Aeneas“ (p. 505 HARTEL).

Es ist klar, dass bei einer solchen intensiven Behandlung in der Schule Vergil sich ganz im Bewusstsein der gebildeten Welt festsetzen musste. Der heilige Augustin (de civ. d. 1, 3) sagt, dass derselbe so vom jugendlichen Geiste aufgenommen wurde, dass seine Worte jederzeit zur Verfügung standen. Dies hatte zur Folge, dass die nachfolgenden Dichter, besonders die epischen, sich von seiner poetischen Diktion nährten. So begegnet uns noch in der augusteischen Zeit ein Gedicht, die Ciris, welches stark auf Nachahmung Vergils aufgebaut ist.<sup>1)</sup> Aber auch den Anlass zu einem nichtigen Spiel gab diese völlige Beherrschung des Sängers durch das Gedächtnis. Die Leute gefielen sich darin, aus Versen und Versteilen desselben Gedichte mit einem ganz verschiedenen Inhalt zusammenzusetzen. Es sind dies die Centonen. Die wichtigsten und bekanntesten derselben sind der des Hosidius Geta, der so eine Tragödie Medea zusammenstoppelte, und der *cento nuptialis* des Ausonius. Selbst zu christlichen Stoffen wurden diese Flickgedichte verwendet, so arbeitete die Dichterin Proba aus dem Heiden die heilige Geschichte zusammen.

Die Bedürfnisse der Schule wirkten auch tief auf die Wissenschaft ein, welche, solange Litteraturwerke als das passendste Mittel zur Jugendbildung erachtet werden, mit ihr immer Beziehungen unterhalten muss, die Grammatik oder Philologie. Man kann sagen, dass sich um Vergil die grammatischen Studien gruppieren. Ein ganz äusserliches Kennzeichen ist hiefür der schlagendste Beweis. Die Citate aus ihm sind so zahlreich, dass wir, wie ein trefflicher Forscher bemerkt,<sup>2)</sup> aus denselben seine Poesien, wenn sie verloren gegangen wären, im wesentlichen rekonstruieren könnten. Wenn nicht alles trügt, begannen die Spezialforschungen über Vergil mit der Erörterung einzelner Fragen kritischer oder exegetischer Natur. Die Arbeiten,<sup>3)</sup> die von dem berühmten Grammatiker C. Julius Hyginus, von Modestus und dem bekannten Lehrer des Persius Annaeus Cornutus citiert werden, scheinen sämtlich diesen Charakter gehabt zu haben. Den ersten zusammenhängenden Kommentar schrieb Aemilius Asper, etwa zur Zeit Domitians;<sup>4)</sup> wie aus den ziemlich häufigen Anführungen zu vermuten, legte er sowohl in der Kritik wie in der Exegese Besonnenheit an den Tag. Alle diese Forschungen waren, wenn sie auch die Kritik berücksichtigten, doch überwiegend grammatisch-exegetischer Art. Es muss längere Zeit nach der Entstehung des Schriftwerks vergehen, bis sich solche Textesverschiedenheiten bemerklich machen, dass methodisches Eingreifen notwendig erscheint. Die erste wahrhaft kritische Ausgabe Vergils ist ein Werk des

Telephus περί τῆς καθ' Ὀμηρον ἡρωικῆς und περί τῶν παρ' Ὀμήρῳ σχημάτων ἡρωικῶν. Vgl. BERGK, Gr. Literaturgesch. I, 878.

<sup>1)</sup> Vgl. p. 54.

<sup>2)</sup> COMPARETTI, Virgil im Mittelalter.

Deutsch von DÜTSCHKE p. 30.

<sup>3)</sup> RIBBECK, Proleg. p. 114.

<sup>4)</sup> In spätere Zeit setzt ihn LAEMMERHIRT, Comm. Jen. 4, 401.



Grammatikers M. Valerius Probus aus der Zeit Neros. Er führte die Recensio vermittels kritischer Zeichen nach der Methode Aristarchs durch; ohne Zweifel eine bedeutende Leistung, deren Nachwirkungen auch heute noch nicht erloschen sind. Von den späteren Interpreten nennen wir Velius Longus aus der Zeit Trajans, dessen Kommentar zur Aeneis bezeugt ist, und Q. Terentius Scaurus aus der Zeit Hadrians. Reichere Nachwirkungen knüpfen sich an den Kommentar des Aelius Donatus, der auch Terenz interpretierte. Derselbe erstreckte sich auf alle drei Gedichte, das Vorwort, die *vita* und die Einleitung zu den Bucolica haben sich daraus gerettet. Donats Einfluss auf die Vergilexegese ist nach einer Seite hin verhängnisvoll geworden; bei ihm finden wir die Allegorie schon in einem Masse ausgebildet, dass wir die Verirrungen späterer Zeit begreiflicher finden. Ein Beispiel möge unsere Behauptung begründen. In der Reihenfolge der dichterischen Werke Bucolica, Georgica, Aeneis erblickt Donat einen Hinweis auf die sich ablösenden drei Kulturstufen: Hirtenleben, Ackerbau, Krieg. Gegenüber diesem phantastischen Verfahren verhält sich der folgende Kommentator Servius, der Donat viel benützt hat,<sup>1)</sup> im ganzen nüchtern und schulmässig. Die allegorische Erklärung wurde bei Vergil begünstigt durch die Bucolica, da hier bekanntlich vieles in Verkleidung erscheint. Sie wurde aber auch begünstigt durch die wichtige Stellung, welche er durch den Unterricht erhielt. Vergil war das Buch der Bücher; man gewöhnte sich infolgedessen in dem Dichter, der ja, wie nicht zu leugnen ist, bedeutende Kenntnisse durch Studien sich erworben, die Summe alles Wissens verkörpert zu sehen. Eine solche Anschauung muss zur künstlichen Interpretation greifen, sie ist gezwungen, fremdartige Gedanken dem Autor unterzuschieben, sie sucht wie einst die *ἐνστατικοί* bei Homer überall wichtige, der Lösung harrende Probleme.<sup>2)</sup> Die Idee vom alles wissenden Vergil tritt uns besonders klar in einem Werk des Macrobius zu Tage; in Form von Gesprächen wird seine grosse Gelehrsamkeit nach den verschiedensten Seiten hin dargelegt. Mit der Vorstellung von dem weisen Vergil verbindet sich leicht der Gedanke, dass dieser auch die Zukunft wisse. Vergilische Verse dienten daher als Orakelsprüche und als Wahrsagungen (*Sortes Vergilianae*).

Das Ansehen Vergils war ein so gewaltiges, dass sich das Bedürfnis regte, ihn auch den griechisch Sprechenden zugänglich zu machen. Es wurden daher Übertragungen seiner Werke in das Griechische veranstaltet. Ein Epiker Arrianos übersetzte die Georgica.<sup>3)</sup> Der unter Claudius so mächtig gewordene Freigelassene Polybius verfasste wie eine Paraphrase Homers in lateinischer, so eine Vergils in griechischer Sprache.<sup>4)</sup>

Die metrischen Argumente zu Vergil sind zusammengestellt bei BÄHRENS, PLM. 4, 161. Es sind da Dekasticha über die 12 Bücher der Aeneis, welche, wie die ebenfalls 10 Verse umfassende Vorrede besagt, Ovid gemacht haben will. Es folgen p. 169

<sup>1)</sup> THILO Servius 1, LXXV *a nullo autem superiorum commentatorum plura Servius petivit quam ab Aelio Donato, quem ipse saepius quam ceteros commemoravit atque ita quidem plerumque, ut sententias eius refutaret.*

<sup>2)</sup> Es sind dies die *Quaestiones, quae*

*solvendae sunt* (COMPARETTI p. 54 Anm. 3 und 5).

<sup>3)</sup> Suidas s. v. (p. 174 BEKKER). Vgl. MEINEKE, *Anal. Alex.* p. 370.

<sup>4)</sup> Seneca Consol. ad Polyb. 7, 26 (p. 327 FICKERT).

nach einer *praefatio* von drei Distichen die Argumente des Sulpicius (Apollinaris) von Carthago, des Lehrers des Gellius, zu den 12 Büchern der Aeneis in je 6 Hexametern. Diese Hexasticha enthalten zugleich die Künstelei, dass sie mit den ersten Worten des betreffenden Buchs beginnen. Hieran schliessen sich (p. 173) nach einer tetrastichischen Vorrede ein Tetrastichon zu den Bucolica, eines zu den Georgica, je eines zu jedem der 12 Bücher der Aeneis; auch hier wird in der ersten Zeile immer auf den ersten Vers des betreffenden Buchs angespielt. Noch stärker trat die Künstelei hervor, wenn als Form des Arguments das Monostichon gewählt wurde. Solche Monosticha sind vorhanden auf die 12 Bücher der Aeneis (p. 176) und solche (p. 177) auf die Bucolica, die 4 Bücher der Georgica und die 12 Bücher der Aeneis (also zusammen 17). Noch schwieriger war es, den Inhalt eines Buchs durch ein Hemistichion auszudrücken, also in ein Monostichon zwei Bücher einzuschliessen. Auch von dieser Künstelei liegt zur Aeneis eine Probe vor (p. 178). In den Wettkämpfen der 12 Weisen spielt auch Vergil eine Rolle; dem Basilus werden 12 Monosticha über die Aeneis beigelegt (PLM. 4, 151); auch Pentasticha zu der Aeneis sind auf die 12 Weisen verteilt (PLM. 4, 136).

Die rhetorischen Übungen nach Vergil bezeugt Serv. Aen. 10, 18 *et Titianus et Calvus, qui themata omnia de Vergilio elicuerunt et deformarunt ad dicendi usum*. 10, 532 *sane qui in Vergilium scripsit declamationes, de hoc loco ait ex persona Aeneae u. s. w.*

Vergilische Centonen sind zusammengestellt bei BÄHRENS, PLM. 4, 191—240. Es sind ausser einem am Anfang verstümmelten *de alea*, Narcissus, Mavortii iudicium Paridis, Hippodamia, Hercules et Antaeus, Progne et Philomela, Europa, Alceste, *De ecclesia* (wahrscheinlich von Mavortius, vgl. v. 110), Medea des Hosidius Geta (vgl. Tertullian *de praescript. haeret.* c. 39), Luxorii Epithalamium Fridi. Über den Cento der Proba vgl. ASCHBACH, Sitzungsber. der Wien. Akad. 64, 369. — BORGES, *De centonibus Homer et Verg.*, Kopenh. 1828. HASENBALG, *de centonibus*, Putbus 1846. DELEPIERRE, *tableau de la littérature du Centon*, Lond. 1875.

**248. Erhaltene Vergil-Kommentare.** Von den zahlreichen Erläuterungsschriften zu Vergil sind einige auf die Nachwelt gekommen. Es sind folgende:

1. Der Kommentar des Servius. Servius war ein Grammatiker des vierten Jahrhunderts, von dem uns noch andere Schriften erhalten sind. Seine Exegese erstreckt sich auf sämtliche Gedichte Vergils; der Kommentar zur Aeneis wurde früher verfasst als die Kommentare zu den Bucolica und den Georgica, da in den letzten auf den ersten Bezug genommen wird.<sup>1)</sup> Das Werk des Servius ist uns in einer doppelten Gestalt überliefert, in einer kürzeren und in einer ausführlicheren. Die ausführlichere wurde zum erstenmal von P. DANIEL im J. 1600 veröffentlicht. Für die kürzere Fassung haben wir zahlreiche Handschriften, dagegen für die weitere nur wenige. Die erstere trägt in der Überlieferung den Namen des Servius, die letztere dagegen ist anonym. Das Verhältnis der beiden Fassungen ist nicht das, dass etwa die kürzere ein Auszug der umfassenderen ist, auch nicht das, dass beide Fassungen einem vollständigeren Kommentar entnommen sind, die erste mit mehr, die andere mit weniger Auslassungen. Das Verhältnis ist vielmehr dies, dass dem kürzeren Kommentar Zusätze aus verschiedenen, meist sehr guten Quellen beigegeben wurden. In dem kürzeren Kommentar haben wir ein einheitliches Werk, die Zusätze, obwohl sie von einem Mann gemacht wurden,<sup>2)</sup> spiegeln dagegen die verschiedenen Quellen. Nur der kürzere Kommentar gehört dem

<sup>1)</sup> Vgl. G. 1, 488 B. 7, 26. Der Kommentar zu den Bucolica ging dem zu den G. voraus, wie die Verweisung G. 4, 101 darthut.

<sup>2)</sup> THILO p. LXVI *cum eadem per totum commentarium ratione eisdemque artificii*

*Serviana et aliena inter se conexa sint, non diversis temporibus et gradatim quasi, sed ab uno homine vel certe unius hominis consilio ea res videtur confecta fuisse.* THILO hält ihn für einen römischen Christen (p. LLVII).



Servius<sup>1)</sup> an. Derselbe verfolgt den Zweck, den Vergil nach der damals gebräuchlichen Schulmethode zu erklären; er berücksichtigt darum besonders das Grammatische, den Ausdruck und die Wortbedeutung. Servius geht mit sehr grosser Ausführlichkeit zu Werk, denn in ihm lebt ja der Gedanke, dass sich in Vergil das höchste Wissen verkörpert hat und dass daher alles von der höchsten Wichtigkeit ist. Die Arbeit des Servius hat für uns keinen hohen Wert, sie ist interessant, um die Exegese seiner Zeit zu erkennen, allein sie bereichert nicht in erheblichem Masse unsere Kenntnisse. Die Zusätze dagegen sind für uns ausserordentlich wichtig. Sie sind eine unschätzbare Fundgrube für die römischen Altertümer. Die darauf bezüglichen Notizen wurzeln alle in der Idee, dass Vergils Schilderungen der römischen Vorzeit durchaus auf genauer Kenntnis der alten Sitten und Einrichtungen beruhen.<sup>2)</sup> Auch die Citate aus alten, verloren gegangenen Schriftstellern leisten uns sehr gute Dienste.

Für den ergänzten Kommentar sind die Quellen und zwar für die Buc. und G. der codex Lemovicensis, jetzt Vossianus 80 in Leyden s. X, der geht von B. 4, 1 bis G. 1, 278; für die Aeneis ist die Überlieferung eine doppelte, die Bücher I und II beruhen auf dem Cassellanus (ehemals Fuldensis) s. IX/X (und dem Parisinus 1750 s. X, der jedoch nur einen Teil eines Codex repräsentiert, indem mit demselben noch der Vossianus 79 in Leyden zu verbinden ist). Für die Bücher III—XII sind massgebend vor allem der Codex Floriacensis s. IX/X, der wie der vorige in zwei Hälften zerrissen ist, in den heutigen cod. Bern. 172 (III—V) und in den Parisinus 7929 (VI—XII), dann der Turonensis, jetzt Bernensis 165.

Über die handschriftlichen Quellen des nicht ergänzten Kommentars des Servius vgl. THILO p. LXXVII. In seiner Ausgabe scheidet THILO die beiden Bestandtheile durch die Schrift, indem er die Ergänzungen mit liegenden Lettern druckt.

Für den Standpunkt, auf dem Servius steht, sind die Eingangsworte des 6. Buchs bezeichnend: *totus quidem Vergilius scientia plenus est, in qua hic liber possidet principatum, cuius ex Homero pars maior est. et dicuntur aliqua simpliciter, multa de historia, multa per altam scientiam philosophorum, theologorum, Aegyptiorum, adeo ut plerique de his singulis huius libri integras scripserint pragmatias.*

Litteratur: Grundlegende kritische Ausgabe von THILO [und HAGEN] (vol. I Leipz. 1881; vol. II Leipz. 1884, vol. III fasc. 1 Leipz. 1887). KIRCHNER, *De Servi auctoribus grammaticis quos ipse laudavit* (Fleckeis. Jahrb. Supplb. 8, 467. Dazu das Brieger Progr. 1883.). WISSOWA, *De Macrobi fontibus*, Bresl. 1880 p. 55, LINKE, *Quaest. de Macrobi fontibus*, Bresl. 1880 führen den Gedanken durch, dass der Kommentar des Servius nicht von Macrobius benutzt wurde, dass aber aus Macrobius Notizen in den ergänzten Servius geflossen sind, welche letztere Ansicht HALFPAP, *Quaest. Serv.*, Greifsw. 1882 p. 3 bestreitet. — THOMAS, *Essai sur Servius*, Paris 1880 (und Supplement). LAEMMERHIRT, *De praeceptorum scriptorum locis a Servio allatis*, Dissert. Jen. 4, 313. NETTLESHIP, *Lectures* (Oxf. 1885) p. 322.

2. Der rhetorische Kommentar des Tiberius Claudius Donatus zur Aeneis. Vergil war, wie wir oben darlegten, nicht bloss eine Fundgrube für die Grammatiker, sondern auch für die Rhetoren. Es ist daher nicht zu verwundern, dass gegen Ende des 4. Jahrhunderts die Aeneis von Tiberius Claudius Donatus (der nicht mit Aelius Donatus verwechselt werden darf<sup>3)</sup>) rhetorisch-ästhetisch kommentiert wurde. Auf das Sachliche geht der Erklärer nicht ein, dies verspart er sich nach der an seinen Sohn Ti. Claudius Maximus Donatianus gerichteten Vorrede für eine spätere

<sup>1)</sup> Die Beweise hiefür siehe bei THILO, Proleg. p. XII und HALFPAP p. 1 und p. 32.

<sup>2)</sup> Eine Stelle möge dies zeigen, wo die Erläuterung von *auspicibus coeptorum operum* gegeben wird: *auspicia omnium rerum sunt, auguria certarum; auspicari enim cuius etiam peregre licet, augurium agere nisi in patriis*

*sedibus non licet; peritissime ergo Vergilius veteris consuetudinis meminit cum facit Aeneam, quia peregre, id est in Thracia agit, auspicantem, id est, auspicibus coeptorum operum.*

<sup>3)</sup> Vgl. VAN DER HOEVEN, *ep. ad Surin-garum de Donati comm.*, Leovardiae 1846.

Zeit. Daher kann dieser Kommentar nur für die Geschichte des rhetorischen Betriebs in Betracht kommen, er ist auch seit der Basler Ausgabe des Jahres 1613 (in Verbindung mit Vergil) nicht mehr erschienen.

Praef.: *Si Maronis carmen competenter attenderis et eorum mentem comprehenderis, invenies in poeta rhetorem summum; atque inde intelliges Vergilium non grammaticos, sed oratores praecipuos tradere debuisse.* Der in der Vorrede angekündigte Realkommentar sollte wohl ein Catalogus der Personen, Völker, Flüsse, Berge u. s. w. sein und den Anhang zu den rhetorischen *Interpretationes* bilden (BURCKAS, *De T. Cl. D. in Aen. comm.*, Jena 1888).

3. Die Veroneser Scholien. ANGELO MAI entdeckte in Verona einen Palimpsesten der Kapitelsbibliothek nr. 38, dessen ältere Schrift Scholien zu Vergil (Buc., G. u. Aeneis) enthielt. Es sind 51 Blätter. Diese Scholien gab MAI im J. 1818 heraus. Obwohl uns nur Trümmer vorliegen, so müssen wir doch dieselben sehr hoch schätzen. Wir erhalten einmal wichtige Beiträge für die Geschichte der Vergilexegese, es sind besonders berücksichtigt Cornutus, Asper, Velius Longus und Haterianus. Der wertvollste Bestandteil dieser Scholien sind aber die Überreste aus verlorenen älteren Schriften.

Neu verglichen und herausgegeben wurden diese Scholien von H. KEIL in *M. Valerii Probi commentarius*, Halle 1848; nach KEIL hat eine abermalige genaue Untersuchung der Scholien A. HERMANN vorgenommen; eine vorläufige Übersicht der von ihm gewonnenen Resultate teilte BÜCHELER, *Fleckeis. J.* 93, 65 mit. Später hat HERMANN über diese Scholien in zwei Donaueschinger Programmen (1869, 1873) gehandelt. Neu ist seine Beobachtung, dass Aen. 3, 691 eine andere Hand beginnt (HALFAP p. 33).

4. Der Kommentar des M. Valerius Probus zu den Bucolica und den Georgica. JOHANNES BAPTISTA EGNATIUS gab zuerst diesen Kommentar aus einem codex von Bobio Venedig 1507 heraus. Das Werk beginnt mit einem Lebensabriss Vergils, teilt dann eine dreifache Ansicht über den Ursprung der bukolischen Poesie mit, macht weiterhin Bemerkungen über Versmass und Stil des bukolischen Gedichts, über den Anlass zu diesen Gedichten, über ihre Anordnung, über Vortrag und über den verschiedenartigen poetischen Charakter. Der Kommentar ist fast durchweg auf Sacherklärung gerichtet, er behandelt daher besonders die Mythen, das Geographische, das Astronomische u. s. w. Die grammatisch-kritische Seite ist dagegen so gut wie nicht berücksichtigt. Eine solche Interpretationsmethode will nun nicht recht zu dem Bilde stimmen, das wir aus Sueton und anderen Quellen von Probus gewinnen. Es kommen hinzu Irrtümer und Absurditäten, die wir jenem berühmten Kritiker in keiner Weise zuteilen können. Man hat daher, um der überlieferten Autorschaft des M. Valerius Probus gerecht zu werden, den Ausweg beschritten, nur einen Kern des Kommentars auf Probus zurückzuführen. Allein ein solcher Kern hebt sich in dem Werk nicht ab; denn er ist durchaus einheitlich gestaltet. Man wird also höchstens das Eine zugeben können, dass sich M. Valerius Probus unter den Quellen des Verfassers befunden. Auf die Thatsache, dass M. Valerius Probus der Kommentar in der Überlieferung beigelegt ist, dürfte nicht zu viel Wert zu legen sein, da ja auch eine zweifelloose Schrift des Grammatikers Sacerdos dem Probus zugeeignet wurde. Dass diese Scholien einige Überreste antiker Gelehrsamkeit haben, stellt selbst eine flüchtige Lektüre heraus; ein leuchtender Beweis ist der merkwürdige längere Traktat über die Elemente der Welt



(p. 10—21 K.), welcher etwa den sechsten Teil des ganzen Kommentars ausmacht.

Eine Übersicht der gelehrten Scholien des Kommentars gibt RIBBECK, Proleg. p. 164. Ausser dem genannten Traktat ist noch interessant der über die Zonen p. 40. Für die Mythen war vielleicht Hauptquelle Asclepiades' *Ταχυδούμενα* (62, 11 K. 46, 27).

Die jetzt massgebende kritische Ausgabe ist von KEIL (Halle 1848). Die Spuren unserer Überlieferung führen bloss auf den genannten Codex Bobiensis, der aber jetzt verloren ist. Zu seiner Herstellung dienen die editio Egnatii, der Vaticanus 2930 s. XV und der Parisinus 8209 s. XV.

Über die irrige Zuteilung des Kommentars an M. Valerius Probus vgl. RIESE, *De commentario qui M. V. P. dicitur*, Bonn 1862, KUEBLER, *De M. V. P. commentariis Vergil.*, Berl. 1881, der ihn (p. 40) dem 4. Jahrh. zuweist. (BECK, *De V. P.*, Groningen 1886.)

Mit der Ausgabe des Kommentars des Valerius Probus verbindet KEIL auch die *Quaestiones Vergilianae* des Grammatikers Asper aus einem Pariser Palimpsest. Die Fragmente sind fast nicht lesbar. Den Charakter der behandelten Gegenstände mögen folgende *Quaestiones* veranschaulichen: *Plurale ponit pro singulari* (p. 113); *Videamus quomodo numeret* (p. 114); *nunc quemadmodum generalibus et specialibus utatur ostendam ac primum specialia pro generalibus posita* (p. 114). Diese *Quaestiones* sind höchst dürftige Auszüge aus den Schätzen des Grammatikers, für uns ohne allen Wert.

5. Die Berner Scholien zu den *Bucolica* und *Georgica*. Für diese Scholien ist die Hauptquelle der Berner Codex 172 (s. IX/X). Derjenige, welcher sie zusammengestellt hat, gibt auch seine Gewährsmänner an, aus denen er, von Unwesentlichem abgesehen, geschöpft hat; es sind dies Titus Gallus, Gaudentius und Junius Philargyrius. Von diesen drei Kommentatoren werden aber nur Gaudentius und Junius Philargyrius sowohl in den *Eclogen* als in den *Georgica* citiert, Titus Gallus dagegen bloss in dem ersten Buch der *Georgica* und zwar lediglich zu Anfang.<sup>1)</sup> Wir müssen daraus schliessen, dass der Epitomator den Kommentar des Titus Gallus bald von der Benützung ausschloss. Wann diese drei Kommentatoren lebten, lässt sich nicht mit voller Bestimmtheit sagen. Aller Wahrscheinlichkeit nach gehören sie dem 5. Jahrhundert an. Über den Zusammensteller verbreitet einiges Licht eine irische Glosse im Scholion zu G. 2, 115 (p. 895 H.). Nach derselben werden wir als die Heimat desselben Britannien zu betrachten haben.<sup>2)</sup> Die Zeit des Epitomators wird in dem Intervallum s. VII—IX liegen.

Die subscriptio. Am Ende der *Bucolica* lesen wir (p. 839 H.): *haec omnia de commentariis Romanorum congregavi, id est Titi Galli et Gaudentii et maxime Junilii Flagrii Mediolanensis(sic)*. Allein MOMMSEN (Rh. Mus. 16, 446) behauptet mit Recht, dass, da Gallus in den *Eclogen* nicht citiert werde, die Worte an den Anfang der *Georgica* gehören. Zerrüttet ist die *Subscriptio* unter dem ersten Buch der *Georgica* (p. 885 H.). Der Name Junilii Flagrii ist aus Junius Philargyrius entstellt.

Die Kommentare des Junius Philargyrius. Von Junius Philargyrius haben wir ausser diesen Auszügen der scholia Bernensia aus einem Kommentar zu den *Eclogen* noch zweierlei Exzerpte, ein längeres und ein kürzeres, in den Handschriften Laur. 45, 14 s. X und im Parisinus 7960 s. X.<sup>3)</sup> Der kürzere Auszug hat den Titel *explanatio Junii Philargirii Grammatici in Bucolica Valentiniano*, der ausführlichere den Titel *explanatio Junii Philargirii gramatici*. Diese Scholien exzerpierte Angelus Politianus aus dem genannten Laurentianus, und nach seinem jetzt nicht mehr vorhandenen Apographon veröffentlichte die Exzerpte Fulvius Ursinus im Jahre 1587. Die ganze Scholienmasse ist so nach noch nicht publiziert. Neben diesem Kommentar zu den *Eclogen* gab Ursinus auch noch einen Kommentar des Philargyrius zu den *Georgica*. Diesen entnahm er dem Vaticanus 3317 s. X/XI, in dem diese Scholien denen des Servius fast immer mit den Worten

<sup>1)</sup> Es sind 11 Stellen: 2, 3, 8, 13, 25, 28, 31, 40, 54, 81, 149.

<sup>2)</sup> Sein Name war vielleicht Adananus (THELO, Rh. Mus. 15, 132 Proleg. ad Serv. I,

p. LXVIII).

<sup>3)</sup> Beide Handschriften enthalten auch eine *Brevis expositio* zu G. I und II 1—90.

et aliter beigelegt sind. Allein im Vaticanus ist Philargyrius nicht genannt. Die Zuteilung dieses Kommentars an Philargyrius beruht auf einem Irrtum des Fulvius Ursinus, nicht des Angelus Politianus, wie früher THILO (Rh. Mus. 15, 135) angenommen hatte. Abgedruckt ist derselbe bei LION 2, 327 und THILO. Er enthält wertvolle Bestandteile.<sup>1)</sup>

Als Appendix zu den scholia Bernensia gibt HAGEN p. 984 *Figurae Graecorum*, eine Erläuterung der Figuren durch Vergilische Beispiele, p. 987 *scholia ex codice Bernensi 165 excerpta*; endlich p. 996 *medii aevi excogitata de Vergilii vita atque scriptis ex codice Bernensi 167*.

Litteratur: *Scholia Bernensia ad Vergili Buc. atque Georgica*. Ed. HAGEN (Fleckeis. J. 4. Supplementb. p. 674). THILO, Rh. Mus. 14, 535 15, 119. MOMMSEN, Rh. Mus. 16, 442.

**249. Der Vergil des Mittelalters.** Im Laufe der Zeit war, wie wir gesehen haben, Vergil zum Repräsentanten der höchsten Weisheit geworden. Zu ihrer Aufdeckung führte ein Weg: die allegorische Erklärung. Bis zu welcher Entartung diese Erklärungsweise herabsinken konnte, setzt in ein besonders helles Licht das Buch des Fabius Planciades Fulgentius, eines Christen des 6. Jahrhunderts über den Inhalt Vergils (*expositio Vergilianae continentiae*). Sein Ziel ist, den verborgenen Inhalt der Aeneis mittels der allegorischen Deutung darzulegen. Er hat seinem Werk die Einkleidung gegeben, dass er Vergil bittet, ihm seine Weisheit zu enthüllen. Derselbe erfüllt die Bitte und setzt in mürrischer, finsterner Weise auseinander, dass die Aeneis ein Bild des menschlichen Lebens sei. Es ist ganz unglaublich, zu welchen masslosen Verirrungen diese Methode führte. Allein das Mittelalter bewunderte diese Thorheiten. Alles, was auf Vergil Bezug hatte, konnte damals auf Interesse rechnen. Die vierte Ecloge, in welcher man eine Ankündigung des Erscheinens Christi erblickte, sicherte dem römischen Dichter allgemeine Verehrung, überdies blieb er stets eine wichtige Grundlage für die Grammatik, und in der Schule nahm er noch immer seinen Platz ein. Für das hohe Ansehen, dessen er sich bei den Grammatikern erfreute, möge das Faktum als Beleg dienen, dass sich ein obscurer Sprachmeister den Namen Virgilius Maro beilegte. Der Wahnsinn, den dieser Mann auskramt, ist entsetzlich, allein nach den zahlreichen Handschriften, in denen er verbreitet ist, muss man schliessen, dass sein verrücktes Zeug eifrige Leser fand. In dieses entsetzliche Dunkel fällt wie ein heller Lichtstrahl die Verklärung Vergils durch den grössten Dichter des Mittelalters, durch Dante, der ihn sich als Repräsentanten der menschlichen Weisheit zum Führer für seine Wanderung erkor. Für diese Wahl mag bestimmend gewesen sein die ungemein hohe Begeisterung, welche Dante für die Vergilische Dichtung hegt, die im Mittelalter allgemein herrschende Idee von der grossen Weisheit des Römers, die mit ihm unauflöslich verbundene allegorische Interpretationsmethode, endlich die in der Aeneis zum Ausdruck gekommene römische Weltherrschaft. Zur Zeit Dantes hat noch ein anderer Dichter Vergil behandelt; wir denken an das Gedicht Dolopathos, das ursprünglich in lateinischer Sprache geschrieben war, später in französische Verse gebracht wurde. Dolopathos ist nach dem Dichter König von Sicilien, der seinen Sohn Lucinian Vergil zum Unterricht übergibt. Auch hier tritt stark die Vorstellung von Vergil als dem alles wissenden Mann hervor; er sieht das Unglück Lucinians voraus und errettet ihn aus grosser Gefahr.

<sup>1)</sup> THILO Servius III 1 p. XIII „*pleraque — tribuenda esse puto — primo vel alteri post Christum saeculo.*“



Auch in der höfischen Poesie des Mittelalters hat Vergil seine Stelle. Die Liebe der Dido, der Streit um die Lavinia waren Stoffe, die jener Zeit zusagten. Aus der deutschen Litteratur ist HEINRICH VON VELDECKES Eclit bekannt, die nach einem französischen Muster gedichtet wurde.

Nicht unwichtig für die Weiterbildung der Vergilischen Individualität ist der Eintritt des Dichters in die Volkssage. Dieselbe hat ihren Ausgang in Neapel. An diesem Ort, an dem Vergil gern zu Lebzeiten verweilte und wo seine Gebeine ruhen, bildete sich die Idee von ihm als dem guten Genius der Stadt, dem Retter aus der Not, dem Talisman in Gefahren. Auch dieser Gedanke steht in unleugbarem Zusammenhang mit dem ihm zugeschriebenen alles umspannenden Wissen. Dasselbe erhielt eine lokale Färbung dadurch, dass es Neapel zu gute kam. Als die Sage aber an andere Orte gelangte, die keine engeren Beziehungen zu Vergil hatten, musste sich sein Bild modifizieren, aus dem Helfer in der Not wurde jetzt ein Zauberer. Die Sage vom Zauberer Vergil gewann eine ausserordentliche Verbreitung und nahm noch neue Bestandteile in sich auf.

Das Nachleben Vergils ist vortrefflich behandelt von COMPARETTI, Virgil im Mittelalter. Übers. von DÜTSCHKE, Leipz. 1875. GENTHE, Vergils Ecl. übers. mit Einleitung über Vergils Leben und Fortleben als Dichter und Zauberer, Leipz. (2. Aufl.) 1855. ZAPPERT, Vergil im Mittelalter (Denkschr. der Wien. Akad. philos.-hist. Kl. 2. Bd. 2. Abt. p. 17). ROTH, Der Zauberer Vergilius (Pfeiffers Germania 4, 257). CREIZENACH, Die Aen., die 4. Ecl. und die Pharsalia im Mittelalter, Frankf. 1864. TUNISON, Virgil in the middle age, Cincinnati 1889.

**250. Vergil in der Neuzeit.** Die fast abgöttische Verehrung, zu der Vergil im Mittelalter emporstieg, konnte der neuen Zeit gegenüber nicht standhalten. Mit dem Schwinden der mittelalterlichen Ideen musste sich auch sein Ansehen mindern. Nur bei den Nationen, die ihren Stamm- baum bei den Römern suchen, hat der Vergilkultus noch immer einen fruchtbaren Boden. Um von den Äusserungen eines blinden Enthusiasmus abzusehen, wollen wir das Urteil eines sonst besonnenen und gelehrten Italieners, des Prof. DOMENICO COMPARETTI hier anführen. In seinem schönen Buch „Vergil im Mittelalter“ lässt er sich<sup>1)</sup> zu folgender exorbitanten Bewunderung der Aeneis hinreissen: „Das Werk Vergils ist und bleibt, wenn man es, wie recht und billig, nach seiner Stellung und nach einem geschichtlichen Massstabe betrachtet, ein Gedicht, das seinesgleichen weder vorher noch nachher hat; der Zauber, den es durch Jahrhunderte auf die Gebildeten ausübte, hat seine volle Berechtigung.“ In der Wertschätzung Vergils musste die tiefere Erkenntnis Homers, welche bei den germanischen Stämmen angebahnt wurde, einen Wandel hervor- rufen. Ein Urteil wie das bekannte Voltaires: „Homère a fait Virgile, dit-on; si cela est, c'est sans doute son plus bel ouvrage,“<sup>2)</sup> beweist nur zu deutlich, dass der berühmte Mann die Homerische Poesie nicht gekannt hatte. Als die Engländer und die Deutschen in die tiefen Schachte des homerischen Volksepos eingedrungen waren, musste man den grossen Abstand, der Vergil von Homer trennt, fühlen. Wer einmal seine Seele in die Ilias und in die Odyssee versenkt, wird der Aeneis nicht mehr den Lorbeerkranz zuerteilen; und wer die Süssigkeit der Idyllen Theocrits genossen, wird nicht

<sup>1)</sup> p. 13 nach der Übersetzung von H. DÜTSCHKE.

<sup>2)</sup> Vgl. SELLAR, *The Roman poets* p. 67.

mehr für die Bucolica schwärmen.<sup>1)</sup> Der Anstoss zu einer unparteiischen Würdigung Vergils ging von England aus: MARKLAND war es, der zuerst über die Aeneis eine harte, mit der herrschenden Verherrlichung stark in Widerspruch tretende Ansicht aussprach. Es kann natürlich nicht unsere Aufgabe sein, eine grössere Sammlung kritischer Raisonsnements<sup>2)</sup> über Vergil zu geben. Wir greifen nur drei Urteile heraus und zwar das eines Philosophen, das eines Philologen und das eines Historikers. HEGEL zieht in seiner Ästhetik (3, 370) einen Vergleich zwischen Homers Gesängen und Vergils Aeneis und legt an einer Reihe von Einzelzügen die Superiorität des ersteren dar. BOECKH bemerkt in der Encyclopädie (p. 684): „Es fehlt (der Aeneis) die homerische Naivetät; alles ist mühsame, wenn auch feingebildete Nachahmung und der Inhalt schon so romantisch, dass die Stanzas der SCHILLER'schen Übersetzung ihm vollkommen angemessen sind.“ Besonders interessant ist die längere Auseinandersetzung NIEBUHRS,<sup>3)</sup> aus der wir nur einige Hauptsätze ausziehen: „Seine Eclogen sind eine nichts weniger als glückliche Nachahmung des Theokrit, sie wollen auf römischem Boden etwas schaffen, was nicht da ist. — Glücklicher ist sein Lehrgedicht über den Landbau, es hält sich auf einer mittleren Stufe, man kann nichts anderes als Löbliches davon sagen. Die ganze Aeneis ist von Anfang bis zu Ende ein misslungener Gedanke, das hindert aber nicht, dass sie voll einzelner Schönheiten ist, sie zeigt eine Gelehrsamkeit, von der der Historiker nie genug lernen kann. — Traurig ist, dass die Nachwelt gerade das Misslungene so überschätzte; zu begreifen ist es allerdings, da man ihn nicht mit Homer vergleichen konnte, den man gar nicht kannte, die ausserordentlichen Schönheiten thaten ihre volle Wirkung.“

Allein die Kritik verwundet nicht bloss, sie heilt auch. Sie hat zwar die Aeneis und die Bucolica, die lange Zeit über Gebühr gepriesen wurden, in den Schatten gerückt, aber dafür hat sie die Georgica auf den Thron gesetzt. Sie hat erkannt, dass in diesem Gedicht sich die dichterische Kunst Vergils am schönsten entfaltet hat.

## 2. Q. Horatius Flaccus.

**251. Sein Leben.** Q. Horatius Flaccus wurde am 8. Dezember 65 v. Ch. in Venusia in Apulien an der Grenze von Lucanien als der Sohn eines Freigelassenen geboren. Obwohl der Vater nur im Besitz eines mageren Güthens (S. 1, 6, 71) war, so setzte er doch alles daran, seinem Sohne eine bessere Erziehung zu geben. Die von Flavius in Venusia geleitete Elementarschule, welche auch die Söhne der Centurionen besuchten, war für dieses Ziel ungenügend; der Vater entschloss sich daher, mit seiner Familie nach Rom überzusiedeln (S. 1, 6, 76). Hier betrieb er das Geschäft

<sup>1)</sup> Interessant ist es zu sehen, wie manchmal der Beifall, der dem Römer gespendet wurde, im Grunde genommen dem Griechen gilt. So bewunderte MACAULAY die Stelle Ecl. 8, 37 *saepibus*—error als „the finest lines in the Latin language“ und freute sich, als er entdeckte, dass auch Voltaire diese Stelle

als die schönste im ganzen Vergil ansah. Allein dieselbe ist nur eine Übertragung aus Theocrit (SELLAR p. 150).

<sup>2)</sup> Eine solche liefert PLÜSS, Vergil p. 2 Anm. 2.

<sup>3)</sup> Vorträge über röm. Gesch. herausgg. von ISLER 3, 130.



eines *coactor* (S. 1, 6, 86) d. h. er kassierte die bei den Auktionen erwachsenen Einzelforderungen ein; bei der hohen Bedeutung, welche dieses Institut im römischen Wirtschaftsleben einnahm, scheint das Geschäft nicht unlukrativ gewesen zu sein.<sup>1)</sup> In der Hauptstadt besuchte der junge Horaz die Schule eines Lehrers, der seines Amtes besonders mit der Rute wartete, des *plagosus Orbilius*; derselbe las mit seinen Schülern die Odyssee in der veralteten Übersetzung des Livius Andronicus (Ep. 2, 1, 70); aber auch die Ilias wurde in seiner Schule erklärt (Ep. 2, 2, 42). Dass Orbilius nicht der einzige Lehrer des Horaz war, ersehen wir aus S. 1, 6, 81. Rührend wird dort beschrieben, wie der Vater bei „allen“ Lehrern selbst den beaufsichtigenden Pädagogen machte, um den Sohn von jedem Verderben frei zu halten. Seine Erziehungsmaxime war in erster Linie, durch den Hinweis auf bekannte Vorkommnisse des Lebens, auf die Folgen eines Lasters, auf Beispiele zu wirken (S. 1, 4, 105). Als Horaz den herkömmlichen Schulkursus durchgemacht hatte, begab er sich zu seiner höheren Ausbildung nach Athen (Ep. 2, 2, 43), wo er besonders der Philosophie oblag. Aus diesem Studium wurde er in bewegter Zeit durch die Ankunft des Brutus in Athen (44 v. Ch.) herausgerissen (Ep. 2, 2, 47). Wie andere junge Römer schloss er sich dessen Heer an und erhielt die Stelle eines *Tribunus militum* (S. 1, 6, 48). Er machte die Schlacht bei Philippi (42 v. Ch.) mit und wurde in die Flucht des geschlagenen Heeres des Brutus hineingezogen (C. 2, 7, 9). Dieser Ausgang des Bürgerkrieges blieb auch für Horaz nicht ohne schwere Folgen. Unter den Gebieten, welche von den siegreichen Machthabern zur Entschädigung der Veteranen bestimmt waren, befand sich auch die Heimat des Dichters, Venusia (App. B. C. 4, 3). Durch diese Massregel verlor er Haus und Hof (Ep. 2, 2, 51). „An den Schwungfedern beschnitten“ kam er, als den Unterlegenen Amnestie gewährt war, nach Rom; doch besass er noch so viel väterlichen Guts, um sich in die Korporation der Schreiber einzukaufen und zwar in die der Quästoren, deren Wirkungskreis<sup>2)</sup> die Führung der öffentlichen Rechnungsbücher war. Dieses Amt gewährte Horaz ein genügendes Auskommen und freie Zeit, um sich in der Poesie zu versuchen. An einer vielbesprochenen Stelle (Ep. 2, 2, 51) sagt er von dem Entstehen seiner Dichtung:

*paupertas inpulit,<sup>3)</sup> audax  
ut versus facerem.*

Diese Worte sind nichts anderes als eine Abbiegung des alten Satzes: „Die Not macht erfinderisch,“ indem sie speziell das Erfinderische in dem aggressiven Charakter seiner Satiren und Epoden, in der *audacia* erblicken. Es ist nicht statthaft, aus denselben egoistische Motive, welche Horaz zur Dichtkunst geführt hätten, abzuleiten. Richtig ist es, dass allerdings Horazens Gedichte auch seine äussere Lage verbessert haben; denn durch sie wurden die Gönner der Litteratur und der kaiserliche Hof auf ihn aufmerksam. Vergil und Varius stellten den dichterischen Genossen dem

<sup>1)</sup> Vgl. über den *coactor* die instructive Abhandlung von MOMMSEN, „Die Pompej. Quittungstafeln“ (Hermes 12, 97); dann CALLEMER, „Un Commissaire-Preneur à Pompée“ (Nouvelle Revue historique de droit français

et étranger 1 [1877] p. 397).

<sup>2)</sup> MOMMSEN, Röm. Staatsr. 1, 273.

<sup>3)</sup> So ist zu interpungieren, nicht aber *audax* auf *paupertas* zu beziehen.

Maecenas vor (S. 1, 6, 54). Dies geschah im Frühjahr 38 (S. 2, 6, 40), neun Monate später (S. 1, 6, 61 im Winter 38/37) liess Maecenas den Dichter wieder rufen und nahm ihn unter seine Hausfreunde auf. Von da an war er der materiellen Sorgen überhoben. Ums Jahr 33 v. Ch. erhielt er von seinem Gönner ein Landgut in den Sabinerbergen,<sup>1)</sup> das ausser dem Gutshof noch fünf „Feuerstellen“ in sich fasste (Ep. 1, 14, 2). In einem Brief an Quinctius beschreibt er dasselbe in anmutiger Weise (Ep. 1, 16).

Jedenfalls durch Maecenas kam Horaz auch in Beziehungen zu Augustus. Gern hätte derselbe ihn näher an sich herangezogen und ihn zu seinem Sekretär gemacht, allein Horaz wollte seine Freiheit nicht preisgeben. Auch in seinen Dichtungen hielt er sich, obwohl er mit vollem Herzen auf Seiten der neuen Ideen stand und dem Hofe seine dichterischen Huldigungen darbrachte, doch in einer gewissen Zurückhaltung. Sein Leben verfloss in stiller Behaglichkeit auf seinem Landgut und in Rom. Er starb den 27. November 8 v. Ch.

Die Hauptquelle für das Leben des Horaz sind seine Schriften. Ausserdem hat sich die *vita* aus dem Werk Suetons *de viris illustribus* in die Horazhandschriften hinübergerettet (REIFFERSCHEID, *rel. Suetoni* p. 44). Auch Porphyrio hatte eine Biographie verfasst; vgl. S. 1, 6, 41 *in narratione, quam de vita illius habui, ostendi*.

Litteratur: MASSON, *vita Horatii*, Leyden 1708. TEUFFEL, Horaz, Tübing. 1843. WEBER, Q. Hor. Fl. als Mensch und als Dichter, Jena 1844. KARSTEN, Q. Hor. Fl., aus dem Holländ. übers. von SCHWACH, Leipz. 1863. GERLACH, Leben und Dichtungen des H., Basel 1867. L. MÜLLER, Horaz, eine litterar-hist. Biogr., Leipz. 1880. WEISSENFELS, Horaz, Berlin 1885. — ARNOLD, Das Leben des Hor. und sein philos., sittl. und dicht. Charakter, Halle 1860. — ESTRÉ, *Horatiana prosopographia*, Amsterd. 1846. JAFFE, *De personis Horat.*, Halle 1885. KIESSLING, *De pers. Horat. commentatio* im Lektionsverzeichnis, Greifsw. 1880. — TEUFFEL, *De Horatii amoribus* (Jahns Archiv 6, 325 7, 648). WEBER ebenda 9, 248.

**252. Erste Satirensammlung.** Als Horaz nach der Schlacht bei Philippi nach Rom kam und froh sein musste, in der Korporation der Schreiber eine Unterkunft zu finden, da war es die Poesie, durch die er seinem gepressten Herzen Luft machte. Er versuchte sich in der Art und Weise des Archilochus und dichtete Epoden, aber noch geeigneter fand er für seine Studien das Feld, das Lucilius angebaut hatte, die Satire. Sie wurde ihm das geeignete Organ für die Plaudereien, mit denen er sich und seine Leser in angenehmer Weise unterhalten wollte. Stoff konnte das äussere und innere Leben des Dichters in reicher Fülle darbieten. Und in der That, der Dichter plaudert in seinen Satiren über die mannigfachsten Gegenstände. Er berichtet über Vorkommnisse seines Lebens, so erzählt er uns ein Witzwort aus dem Rechtsstreit des Ritters P. Rupilius Rex aus Praeneste und des Bankiers Persius aus Clazomenae, der vor dem Richterstuhl des Brutus ausgefochten wurde (7); in der 5. Satire gibt er ein Tagebuch seiner mit Maecenas unternommenen Reise nach Brundisium; es ist eine sehr ergötzliche Erzählung; in einer andern schildert er uns höchst anschaulich die Pein, die ihm ein aufdringlicher Mensch verursachte, der sich auf der Strasse an ihn herandrängte, um Zutritt zu Maecenas zu erlangen, und trotz aller Winke sich nicht abschütteln liess (9); eine nächtliche, mit einem Knalleffekt abschliessende Beschwörungsgeschichte ver-

<sup>1)</sup> Die Satire 2, 3 setzt den Besitz desselben voraus. Horaz nimmt bauliche Änderungen (308) vor, scheint also eben Eigen-

tümer geworden zu sein. Die erwähnte Satire ist nicht vor 33 v. Ch. geschrieben (vgl. KIESSLING p. 148).



nehmen wir aus dem Munde des Gartengottes Priapus (8). Aber auch an soziale und ethische Probleme wagt sich der junge Dichter heran. Er malt uns die Gefahren, denen sich die Ehebrecher aussetzen (2), er wendet sich gegen die lieblosen Beurteiler und die Splitterrichter (3), er findet in der Habsucht der Menschen den Grund ihrer Unzufriedenheit mit ihrem Lese und ihres Neides (1). Auch persönliche Verhältnisse macht er zum Gegenstand seiner Verse. Besonders war es das Verhältnis zu Maecenas, das gegen hämische Missdeutungen geschützt werden musste. Er thut uns daher in einer Satire kund (6), wie er mit Maecenas bekannt geworden, wie er von seinem Vater nach festen Grundsätzen erzogen worden sei, wie es ihm, dem Sohn eines Freigelassenen, durchaus nicht beifalle, über seinen Stand hinauszustreben, wie er aber auch keinen Grund habe, sich seines Ursprungs zu schämen. Zur Verteidigung seiner Satirendichtung und zur Darlegung seines Verhältnisses zu Lucilius ergriff er zweimal das Wort, einmal hatte er es mit zwei Klassen von Gegnern zu thun, mit solchen, welche sich an der Form stiessen und mit solchen, welchen der aggressive Inhalt tadelnswert erschien (4). Da er in dieser Satire Lucilius in Bezug auf die Form stark mitgenommen hatte, so sucht er, wahrscheinlich weil dieses Urteil Missfallen erregt hatte, später seinen Tadel auf ein richtiges Mass herabzusetzen (10).

Diese Dichtungen waren anfänglich nicht für die Veröffentlichung durch den Buchhandel bestimmt (S. 1, 4, 71); nur in Freundeskreisen wurden sie vorgelesen. Allein späterhin, ungefähr im Jahre 35 v. Ch., stellte er zehn Stück zu einem Buch zusammen. Die Ordnung der hier vereinigten Satiren ist keine zufällige, sondern eine vom Dichter gewollte. An die Spitze tritt eine Satire, in der Maecenas angeredet wird; es sollte dadurch das ganze Buch seinem Gönner gewidmet werden. Die Mitte (6) nimmt eine Satire ein, in welcher wiederum die Persönlichkeit des Maecenas in den Vordergrund tritt. Die letzte Satire kann endlich gut die Stelle eines Epilogs vertreten.

Chronologie der ersten Satirensammlung. Da mehrere Satiren des ersten Buchs (1. 3. 5. 6. 8. 9. 10) eine innigere Bekanntschaft des Dichters mit Maecenas voraussetzen, so kann die Herausgabe des Buchs nicht vor 37 v. Ch. angesetzt werden. Wenn aber die zweite Satirensammlung später entstand und später herausgegeben wurde, so müssen wir weiter folgern, dass die Edition des ersten Buchs nicht nach 33 v. Ch., über welches Jahr die dritte Satire des 2. Buchs nicht zurückdatiert werden darf, statthatte. Ob man aus der Nennung des Bibulus (1, 10, 86) dessen Anwesenheit in Rom als Unterhändler des Antonius und damit das Jahr 35 als Abschluss des ersten Buchs folgern darf, ist zweifelhaft. — BRANDES, *De editione utriusque libri satirarum Horatii*, Halle 1885.

**253. Die Epoden.** Neben den Satiren pflegte Horaz, wie wir sahen, die Epoden. Im Laufe der Zeit war ihm eine Reihe von Stücken erwachsen. Von Maecenas gedrängt (Ep. 14) entschloss er sich auch zu einer Sammlung dieser Produkte seiner Muse. Er vereinigte 17 Gedichte zu einem Corpus und ordnete sie nach metrischen Rücksichten. Die ersten 10 Gedichte sind in dem Mass

$\bar{\cup} \text{ } \text{ } \cup \text{ } - \text{ } \bar{\cup} \text{ } \text{ } \cup \text{ } - \text{ } \bar{\cup} \text{ } \text{ } \cup \text{ } -$   
 $\bar{\cup} \text{ } \text{ } \cup \text{ } - \text{ } \bar{\cup} \text{ } \text{ } \cup \text{ } -$

gedichtet d. h. es folgt auf einen jambischen Trimeter ein jambischer Dimeter. Der kürzere Vers erscheint dem längeren gegenüber als eine *clau-*

*sula* und führt den Namen *ἐπιδός*. Die sieben sich anschliessenden Gedichte weisen verschiedene Masse auf. Meist wird auch hier ein längerer Vers durch einen kürzeren abgeschlossen. Von dieser metrischen Erscheinung führte das ganze Buch in späterer Zeit den Namen „Epoden“. Allein in manchen Stücken tritt jene Erscheinung gar nicht hervor, so besteht das letzte Gedicht aus lauter Trimetern, in Nr. 11 geht der kürzere Vers voraus, in Nr. 13 sind beide Verse nahezu gleichlang. Horaz selbst hat seine Sammlung „Jambi“ genannt.<sup>1)</sup> In diesen Gedichten ist Horaz Nachahmer der archilochischen Jambenpoesie. Wenn er aber sich berührt (Ep. 1, 19, 23):

*Parios ego primus iambos  
ostendi Latio, numeros animosque secutus  
Archilochi, non res et agentia verba Lycamben,*

so ist das eine offenkundige Übertreibung; denn schon vor Horaz haben Catull und seine Genossen in dieser Dichtungsgattung Ausgezeichnetes geleistet. Dagegen ist es richtig, dass Horaz mit diesen Gedichten neue Masse bei den Römern einführte, besonders das aus zwei jambischen Reihen bestehende Epodenmass. Zeigt sich Horaz als glücklicher Nachahmer des Archilochus in der Form, so steht er dagegen in Bezug auf den dichterischen Gehalt weit hinter dem Griechen zurück. Bei Archilochus ist die Dichtung ein treuer Spiegel seines Lebens; seine leidenschaftliche Natur findet in den Jamben die Waffe, um alle ihm angethane Unbill zu rächen; in seinem bewegten Leben hat er aber deren genug erfahren. Dagegen ist Horazens Leben, nachdem er die Folgen der Schlacht bei Philippi überwunden, von aufregenden Szenen frei. Es kann daher seine Jamben nicht die archilochische Kraft durchdringen; ja es finden sich Stücke darunter, die gar nichts Aggressives enthalten, wie das erste Gedicht, in dem Horaz von Maecenas, der in den Krieg zieht, nicht zurückgelassen sein will; ebenso ist die Aufforderung zum frohen Lebensgenuss, wie sie Nr. 13 ausspricht, ohne allen bitteren Beigeschmack; nicht minder harmlos ist das 14. Gedicht, in dem sich Horaz bei Maecenas entschuldigt, dass er die Sammlung der Jamben noch nicht zu Ende geführt, ferner das Gedicht 11, in dem er seine Liebespein dem Pettius klagt. Manche Gedichte sind nur teilweise aggressiv; interessant sind in dieser Hinsicht das zweite und das sechzehnte, beide sind Idyllen, das erste schildert uns das Glück des ländlichen Stillebens, das andere führt uns auf die Inseln der Glückseligen; allein im ersten Stück ist durch den Schluss, durch den die ganze Verherrlichung des Landlebens in den Mund eines Wucherers gelegt wird, im zweiten durch den Eingang, der ein strafendes Wort an die durch die Bürgerkriege sich zerfleischenden Römer richtet, der jambische Charakter einigermassen gewahrt. In der Mitte erinnert an Archilochus das Gedicht 9; indem Horaz den Maecenas zu einer Feier des Sieges bei Actium auffordert, werden harte Worte gegen Antonius geschleudert. Die übrigen 10 Stücke der Sammlung dagegen sind mehr im Geiste des Archilochus geschaffen; etwas von loderndem Ingrimme verraten das Schmähdgedicht auf einen reichen

<sup>1)</sup> Epod. 14, 7 C. 1, 16, 3 und 24 (*me quoque pectoris Temptavit in dulci iuventa* | *Fervor et in celeres iambos Misit furem*). Ep. 1 19, 23.



Parvenu (4), die Drohung an einen feigen Kläffer (6), das verwünschende Propempticon für den Dichter Mevius (10), die Abwehr alter und hässlicher Frauen (8 u. 12), die Mahnrede an die sich in einen neuen Bürgerkrieg stürzen wollenden Römer (7). Nicht ernst gemeint sind die furchtbaren Verwünschungen eines Knoblauchgerichtes, mit dem Maecenas den Dichter bewirtet hat (3). In gedämpftem Ton erklingt die Klage über die Untreue der Neaera (15). Eigenen Charakter haben die zwei Gedichte auf die Canidia; in dem ersten (5) wird sie verhöhnt, indem eine Scene vorgeführt wird, in der sie einen Knaben mordet, um aus dessen Mark und Leber einen Liebestrank zu brauen; das zweite, das Schlussgedicht der ganzen Sammlung, enthält ein Zwiegespräch zwischen Horaz und Canidia. Der Dichter bittet ironisch um Schonung, dagegen droht ihm die Giftmischerin unerbittlich mit neuen Qualen.

Aus der gegebenen Übersicht erhellt, dass die Epoden zwei ganz heterogene Bestandteile umfassen, das aggressive Gedicht und das Lied, und dass beide Formen manchmal ineinander übergehen. Nachdem die Sammlung dieser Gedichte, welche den Zeitraum von 40—31 umspannen, geschlossen war, kam der Dichter nicht mehr auf diese Dichtungsart zurück. Das aggressive Gedicht hatte eine höhere Stufe bereits in der Satire erhalten, indem der Angriff sich von dem Individuellen auf das Allgemeine lenkte; das Lied fand späterhin so reiche Pflege, dass dasselbe in voller Selbständigkeit erscheinen konnte.

Chronologie der Epoden. Die Zeitanspielungen führen von 40 v. Chr. bis 31 v. Chr.; in jenem Jahr ist das 16. Gedicht verfasst, dagegen weist das 9. auf den bei Actium eben erfochtenen Sieg (2. Sept. 31); noch vorher war in demselben Jahr das 1. Stück gedichtet. Wir werden also die Herausgabe der Sammlung ins folgende Jahr 30 v. Chr. zu setzen haben. — TEUFFEL, Die Abfassungsz. der Epoden, Zeitschr. f. Altertumsw. 1844 (508), 1845 (506). LEIDLOFF, *De epodon Hor. aetate*, Holzminden 1856.

**254. Zweite Satirensammlung.** Das erste Buch der Satiren war bereits geraume Zeit in den Händen des Publikums. Es kamen dem Dichter jetzt Urtheile zu, darunter ablehnende. Den einen missfiel die Schärfe des Inhalts, den andern die schlottrige Form (S. 2, 1, 1). Da trat er mit einer neuen Sammlung hervor, in der die Komposition andere Wege einschlug. Während in den Satiren des ersten Buchs mit einer durch die Natur des Gegenstandes (8) begründeten Ausnahme der Dichter selbst seine Ansichten von Menschen und Menschenleben entwickelt, lässt er jetzt andere Personen reden. So bezeichnet er in der zweiten Satire ausdrücklich seine Betrachtungen über die Genügsamkeit als Gedanken des Landmanns Ofellus, der selbst durch widrige Schicksalsschläge seine Zufriedenheit nicht einbüsste. In der dritten Satire erhalten wir die Lehre des Stoikers Stertinius über das Paradoxon, dass ausser dem Weisen alle Menschen Thoren seien und dass jede Thorheit eine Verrücktheit sei. Diese Lehre trägt aber Stertinius durch den Mund eines seiner Anhänger, des bankerott gewordenen Damasippus, vor. Ein ähnliches Verfahren hält Horaz in der vierten Satire ein, in der ein gastronomischer Cursus nicht durch den Meister selbst, sondern durch einen Hörer Catius gegeben wird. Höchst komisch wird in der fünften Satire eine Anleitung zur Erbschleicherei dem Seher Tiresias beigelegt, den Ulixes bei seiner Fahrt in die Unter-

weß gefragt hatte, wie er, nachdem er alles verloren, zu Reichtum gelangen könne. Das stoische Paradoxon, dass nur der Weise frei ist, alle übrigen Menschen aber Sklaven sind, erörtert der Sklave Davus, geschützt durch die Freiheit der Saturnalien, in der siebten Satire vor seinem Herrn, dem Dichter. Seine Philosophie hatte er von dem Thürhüter des Stoikers Crispinus. Einen heiteren Abschluss der Satirensammlung bildet die achte Satire, in welcher der Komiker Fundanius ein Diner bei dem reichen Nasidienus Rufus, der durch die stetigen gastronomischen Erläuterungen seine Gäste belästigt und, als der über das Triklinium gespannte Vorhang herabstürzte, ausser Rand und Band kam, anschaulich schildert. Ausserdem, dass Horaz andere Personen statt seiner sprechen lässt, strebt er auch noch dramatische Gestaltung an; er führt nämlich in den Satiren 3, 4, 7, 8 sich, in der 5. den Ulixes als Hörer und Mitredenden ein.

Gegen das neue Kompositionsgesetz scheinen die erste und sechste Satire zu verstossen. Allein diese Ausnahmen sind durchaus gerechtfertigt; in beiden Satiren spricht er nämlich von seinen eigenen Angelegenheiten, in der ersten verteidigt er seine Satirenschreiberei gegen die Angriffe seiner Gegner, in der sechsten schildert er sein zufriedenes Stilleben auf seinem Landgut und stellt demselben das Jagen und Treiben in Rom entgegen. Aber auch diese beiden Satiren sucht er soweit als möglich der neuen Kompositionsform zu nähern; die erste gestaltet er dramatisch, indem er seine Verteidigung vor dem Juristen Trebatius abhält, in der sechsten wird aber der Gegensatz des Stadt- und Landlebens, nachdem ihn Horaz in so überaus anmutiger Weise geschildert, zuletzt auch von dem Gutsnachbar Cervius durch die Erzählung von der Stadt- und Landmaus anschaulich gemacht und dadurch die neue Kompositionsform sozusagen noch nachträglich durchgeführt.

Chronologie der zweiten Satirensammlung. Da Horaz in der zweiten Sammlung eine völlig andere Kompositionsform als in der ersten eingeschlagen, so ist es ganz unwahrscheinlich, dass die beiden Sammlungen gleichzeitig entstanden sind. Es kommt hinzu, dass die Zeitanspielungen, soweit wir sie erkennen können, später sind als die im ersten Buch vorkommenden. Die Sammlung kann nicht vor 31 v. Ch. herausgegeben sein, denn in dieses Jahr und zwar gegen Ende desselben fällt die 6. Satire (BRANDES p. 8). Also werden wir mit der Herausgabe ins Jahr 30 v. Ch. kommen (KIESSLING, Einleitung p. XII).

**255. Charakteristik der Satirendichtung.** In der Satire setzte Horaz die Richtung des Lucilius fort; allein es trennte doch beide Dichter eine weite Kluft. Lucilius hatte sehr wenig Gewicht auf die Form gelegt; sein schlottriger Versbau, sein Mangel an Sorgfalt in der Komposition, die bunte Mischung von Griechisch und Lateinisch werden von Horaz wiederholt getadelt. Diese Formlosigkeit durfte sich der augusteische Dichter nicht mehr erlauben, da war der Geschmack doch schon zu entwickelt und die Verstechnik fortgeschritten. Ebenso wenig konnte der Venusiner in der Anwendung mannigfacher Versmasse dem alten Satiriker folgen, er setzte den Hexameter als den einzig zulässigen Vers in den Satiren fest. Auch der Gedankenwelt Horazens waren nicht viele Berührungspunkte mehr mit der Lucilischen gemeinsam. Es war eine andere Zeit mit anderen Ten-



denzen angebrochen; die Republik hatte sich ausgelebt und die Monarchie die Gemüter versöhnt, für politische Erörterungen, welche bei Lucilius so stark hervortraten, war jetzt kein Raum mehr. So blieben noch die Kreise der Litteratur, des Familienlebens, eigene und fremde Verhältnisse für die neuen Satiren übrig. Um diese Poesie in ihrem Charakter näher zu bestimmen, müssen wir zunächst auf den Dichter selbst zurückgreifen. Da finden wir nun, dass er seine Satiren gar nicht als eigentliche Poesie betrachtet, sie sind ihm in Verse gebrachte Prosa. Er nennt sie daher wie seine Briefe, nachdem er mit seinen Oden das Reich der echten Poesie betreten haben wollte (Ep. 1, 4, 1 2, 1, 250 2, 2, 60) nur *sermones* d. h. Plaudereien. Die Plaudereien setzen eine fingierte Person voraus, etwa den Leser, mit dem sich der Dichter unterhält und der hier und da durch Einwürfe sich bemerklich macht. Im zweiten Buch wird aber in der Regel ein wirklicher Dialog eingeführt. Die Plauderei braucht sich nicht an strenge Ordnung der Gedanken zu halten, auch braucht sie nicht den Gegenstand nach allen Seiten hin auszuschöpfen; es genügt, wenn das Auffällige, das was gerade in den Wurf kommt, besprochen wird. Aber es ist klar, dass die Plauderei doch den Charakter der Kunst an sich tragen soll. Sie muss daher so beschaffen sein, dass sie den Leser erheitert und erfrischt. Wird diese Forderung erfüllt, so kann der Dichter über alles Mögliche plaudern; seine Dichtungsgattung setzt ihm keine Schranken. Er kann sich mit dem Leser unterhalten über eine harmlose Anekdote, wie über den Streit zwischen Rupilius Rex und Persius, über ein Reisebild wie in der fünften Satire des ersten Buchs, über ein einfaches Erlebnis wie in der letzten Satire desselben Buchs. Aber seine Unterhaltung kann sich auch einem ethischen Problem zuwenden. Hier muss sich uns die innere Natur des Dichters erschliessen und solche Satiren werden daher die grösste Anziehungskraft ausüben. Die ganze Liebenswürdigkeit des Dichters tritt in denselben zu Tage. Indem er über das Verkehrte plaudert, macht er keinen von Grimm erfüllten Strafprediger, durch die ungeschminkte Darstellung löst sich die Thorheit selbst auf; mit lachendem Mund verkündet er das Wahre (1, 10, 14):

*ridiculum acri  
fortius et melius magnas plerumque secat res.*

Die Lebensweisheit, die uns in diesen Schöpfungen dargereicht wird, entlehnt der Dichter zum Teil aus den Griechen. Man gewahrt den Einfluss des Cynikers Menippus wie z. B. in der 5. Satire des zweiten Buchs, noch mehr scheint Horaz einem andern Schriftsteller zu verdanken, dessen Benützung entschieden aus Ep. 2, 2, 60 gefolgert werden muss. Es ist dies Bion aus Borysthenes, welcher „der Philosophie ein blumiges Gewand anlegte.“ Dessen *διατριβαί* waren ganz wie manche Horazische Satiren Plaudereien, nur prosaische über ethische Probleme. Aber man merkt diese Benützung kaum mehr; der Römer hat die griechische Weisheit so in sich aufgenommen, dass sie einen Teil seines Wesens bildet.

Über Bion als Quelle des Horaz vgl. HEINZE, *De Horatio Bionis imitatore*, Bonn 1889. (Dazu Rh. Mus. 45, 519.) HENSE, *Teletis reliq.* p. LXVI. Die Benützung des Menippus von Seite des Horaz leugnet ROWE, *Quaeritur quo iure Horatius in satiris Menippum imitatus esse dicatur*, Halle 1888, allein mit Unrecht.

**256. Erste Liedersammlung.** Mit den Epoden hatte Horaz den Versuch gemacht, das jambische Epodenmass des Archilochos in Rom einzubürgern. In seinen reiferen Jahren steckte er sich noch ein höheres Ziel, auch das äolische Lied des Alcaeus und der Sappho sollte auf dem italischen Boden erklingen. Es war dies kein kleines Wagnis, denn es trennten Jahrhunderte die Zeit des Dichters von jener zarten Blüte der Poesie, auch bewegte sich die damalige Litteraturströmung in ganz anderem Bette, in der alexandrinischen Dichtung, welche zeitlich wie sachlich den Römern am nächsten lag. Wie viel Jahre Horaz dem grossen Werk gewidmet, können wir nicht mit Bestimmtheit sagen, die in den Liedern liegenden chronologischen Indicien führen uns nicht über das Jahr 30 v. Ch. zurück. Nach beiläufig sieben Jahren (23 v. Ch.) hatte er so viel Lieder beisammen, dass er drei Rollen füllen konnte. Er vereinigte zwanzig zum zweiten Buch, dreissig zum dritten, man sieht die Einwirkung der runden Zahl; in das erste Buch musste er, wollte er nicht auf die Aufnahme mancher Gedichte eines äusseren Prinzips wegen verzichten, alles einreihen, was er für die Publikation bestimmt hatte, so kamen in dieses Buch 38 Lieder. Um den Lesern gleich eine Vorstellung seines metrischen Könnens zu geben, eröffnete er die Sammlung mit lauter Oden von verschiedenem Masse. Es werden hier (mit Ausnahme der 2, 18, 3, 12 gebrauchten) alle Metra gewissermassen in Parade vorgeführt, welche in den drei Theilen der Sammlung vorkommen. Nachdem der Dichter einmal diese Tafel entworfen, wollte er sie auch für die Anordnung der übrigen Oden des ersten Buchs, ja auch der Oden der folgenden zwei Bücher zu Grunde legen und damit zugleich das Prinzip der Abwechslung soweit als möglich zur Geltung bringen. Daneben verfolgt er noch andere Rücksichten bei der Anordnung. Das erste Wort, das wir in der Sammlung lesen, ist Maecenas; er suchte dadurch anzudeuten, dass sie dem Patron als Gabe dargebracht werde. Auch die folgenden Oden des ersten Buchs verdanken ihre bevorzugte Stellung dem Bestreben des Dichters, seinen Freunden und Gönnern ein ehrendes Denkmal zu setzen. Das zweite Buch wird eingeleitet durch eine Ode an Asinius Pollio; denn auch diesem einflussreichen Kritiker gebührte ein Ehrenplatz. Einen besonders glänzenden Eingang erhielt der dritte Theil der Sammlung. An der Spitze desselben erschien ein Cyclus von sechs Gedichten, die sogenannten Römeroden, denen von jeher die grösste Bewunderung gezollt wurde. Anfang und Ende der Sammlung wurde dadurch zusammengeschlossen, dass das erste und das letzte Gedicht in demselben Versmass erscheint. Die Stoffe, welche den einzelnen Liedern zu Grund liegen, sind sehr mannigfaltig. Es ist kaum eine bemerkenswerte Situation des Menschenlebens, welche nicht an die eine oder die andere Ode angeknüpft werden könnte. Bald ist es die Freundschaft, bald die Liebe, bald das Vaterland, bald die Götterwelt, bald das fröhliche Zechgelage, bald das stille Leben in der Natur, bald ein Ereignis des Tags, bald die Welt der Gedanken, welche seine Leier bewegt. Für jede Stimmung finden sich anklingende Töne. Ernstes und Heiteres, Hohes und Niedriges, Phantastisches und Realistisches, Leichtes und Tiefsinniges schwirren bunt durcheinander. Als er auf sein mühevolltes Schaffen zurück-



blickte, überkam ihn das Gefühl einer hohen Befriedigung. Im Geiste sah er, wie sein Lied zu allen Völkern des Erdkreises dringen werde, selbst zu denen, welche noch von der Kultur unberührt geblieben; er ahnte, dass er sich ein Denkmal begründet, das der Zeiten Flucht nicht zerstören könne, und das Herz vor Freude geschwellt, brach er in den Jubelruf aus:

*Non omnis moriar.*

Die Paradeoden. Auf die Absicht des Dichters, durch die ersten Oden dem Leser gleich die verschiedenen Formen seiner metrischen Kunst vorzuführen, machte CHRIST aufmerksam (Münchn. Sitzungsber. 1868 I p. 36 Anm. 12). Wie weit sich die Paradeoden erstrecken, ist strittig. CHRIST nimmt die ersten 9, KIESSLING (p. 63) die ersten 12 als Probestücke, da das Metrum der 10. Ode, obwohl sapphisch wie die 2., doch zum Teil andere Normen befolge, also eine Variation des sapphischen Masses zum Ausdruck bringe, da ferner die 11. Ode das noch nicht vertretene grössere Asclepiadeum anwende, da endlich der Dichter mit der 12. Ode wieder zum Metrum und Stoff des 2. Gedichts zurückkehre.

Die Verteilung der übrigen Gedichte nach dieser Tafel legt ELTER dar (Wiener Stud. 10, 158). Die Rücksichtnahme auf Freunde und Gönner in den ersten Oden erörtert BÜCHELER (*Ind. lect.*, Bonn 1878/9 p. 15). Es ist eine Beobachtung RIESES (Fleckeis. Jahrb. 1866, 474), dass der Dichter, da er im dritten Buch gleich zu Anfang sechsmal im alcäischen Versmass gedichtet, erst im 17. wieder darauf zurückkam, um Übersättigung des Lesers zu verhüten.

Chronologie der drei ersten Odenbücher. Wegweiser war hier LACHMANN (Kl. Schr. p. 155). Vgl. KIESSLING, in den Philol. Unters. von Kiessling und Wilamowitz 2, 48. In dem ersten Epistelbuch, welches nach dem Schlussgedicht im J. 20 v. Ch. herauskam, findet sich ein Brief (13), in dem H. nochmals den bereits abgereisten Vinnius Asina instruiert, wie er des Dichters Rollen (*volumina*) dem Princeps überreichen soll. Diese *volumina* können nichts anderes gewesen sein als die drei Bücher Oden. Diese Überreichung eines Dedikationsexemplars seiner Gedichte musste also vor 20 v. Ch. erfolgt sein. Augustus ging Ende 22 v. Ch. nach Sicilien und von da nach dem Osten. Da nun der Bote nach der Beschreibung des Dichters den Landweg nimmt (v. 10), so muss Vinnius sich seines Auftrages entledigt haben, ehe Augustus nach Sicilien und dem Orient ging, also vor Ende 22 v. Ch. Wir können aber noch weiter hinaufgehen; Marcellus, der Ende 23 v. Ch. starb, muss noch am Leben gewesen sein, sonst würde H. kaum in der Weise, wie dies 1, 12, 45 geschehen, an ihn erinnert haben. Weiter: Horaz feiert in mehreren Liedern den Schwager des Maecenas, L. Licinius Murena (2, 10 3, 19). Dieser Mann wurde aber in der zweiten Hälfte des Jahres 23 v. Ch. in eine Verschwörung verwickelt, die sein tragisches Ende herbeiführte. Man wird kaum annehmen können, dass Horaz jene Lieder nach diesem Ereignis noch in seine Bücher aufgenommen hätte. Es handelt sich noch um den *terminus post quem*. Als das jüngste Ereignis erscheint 1, 24 der Tod des Quintilius Varus, den Hieronymus (II 143 Sch.) in das Jahr 23 (nur ein codex 24) setzt. Für das Jahr 23 spricht auch die Aufnahme des Sestius in die Paradeoden, welche erst dann recht verständlich wird, wenn die betr. Ode (4) geschrieben wurde, nachdem Sestius Mitte 23 das Konsulat angetreten hatte. Sonach ist die Herausgabe der drei Bücher im Jahre 23 höchst wahrscheinlich. Die älteste Ode ist 1, 37 *nunc est bibendum*, sie fällt in das Jahr 30 v. Ch. (BÜCHELER, *Ind. lect.*, Bonn 1878/9 p. 14).

**257. Die erste Epistelsammlung.** Als die drei Bücher Oden im J. 23 v. Ch. erschienen waren, drängte es den Dichter wieder zu den „Plaudereien“, den Erstlingsfrüchten seiner Muse, zurückzukehren; er nahm sie aber in einer neuen Form, der des Briefs, auf. Auch unter dieser Form wusste Horaz mehrere Spielarten zu vereinigen. Bald sind es wirkliche Briefe wie der an Julius Florus (3), an Celsus Albinovanus (8), an Junius (12), Produkte, welche ganz besonders reizend und anmutig ausfielen; bald sind es Fiktionen, wie der Brief an Vinnius Asella, der die drei Bücher Oden an Augustus überbringen soll (13) oder der an seinen Verwalter (14). Dem Inhalt nach sind die Briefe entweder individuell, in welchem Fall aber der Dichter auch gern weiter ausgreift, oder sie erörtern allgemeine Gedanken. Nichts erscheint dem Dichter wichtiger als die Lehre vom Glück des Lebens. Die praktische Lebensphilosophie

ist der schönste Schmuck dieser Briefe. Wir vernehmen das „*nil admirari*“, d. h. die Mahnung, sich von allem leidenschaftlichem Wesen frei zu halten und die äusseren Dinge zu nehmen, wie sie wirklich sind (6), wir begegnen dem stoischen Grundgedanken, dass die Tugend hinreicht, ein glückliches Leben zu schaffen (16), wir erfreuen uns an dem warmen Lob des friedlichen Stillebens auf dem Lande (10 und 14), wir stossen auf die bekannten Sätze: „Lasse die Sorge fahren (3, 26); lebe so als wenn der heutige Tag der letzte sei“ (4, 13), wir lesen das begeisterte Lob des Weins (5, 16), kurz überall werden uns die Früchte einer gereiften Lebensanschauung in goldner Schale geboten und der Sentenzen sind so viele, dass sich ein kleines Brevier daraus herstellen lässt. Auch ganz praktische Lehren sind von der Darstellung nicht ausgeschlossen; und in dieser Beziehung ist besonders merkwürdig das Briefpaar (17 und 18), welches über den Umgang mit der vornehmen Welt in feiner Weise belehrt. Von seinen persönlichen Geschicken erzählt der Dichter nicht viel, doch hat er in einem Brief an Maecenas (19) seine litterarischen Verhältnisse berührt und den Nachahmern wie den Kritikern seiner Oden scharfe Dinge gesagt. Immer mehr reift in ihm der Gedanke, die Poesie zu verabschieden und der Philosophie sich zu widmen. In einem zweiten Brief an Maecenas entwirft er dies als sein Programm und stellt daher diesen Brief an die Spitze des Buchs. Die „Plaudereien“ betrachtet er ja nicht als eigentliche Dichtung. Diese Muse ist ihm nur eine „*pedestris*“ (S. 2, 6, 17). Es war noch der Epilog zu machen. Als solchen wählt er eine Anrede an das Büchlein, das jetzt in die Welt hinaus will und dem er einige Verhaltensmassregeln mit auf den Weg gibt.

Chronologie des ersten Epistelbuchs. Nach dem Epilog (27) hatte Horaz im J. 21 v. Ch., in welchem M. Lollius und Q. Aemilius Lepidus Konsuln waren, 44 Dezember zurückgelegt. Da Horaz am 8. Dez. 65 v. Ch. geboren wurde, so sind jene Worte des Epilogs vor dem 8. Dez. 20 und nach dem 8. Dez. 21 geschrieben. Da aber das 12. Gedicht wegen Vers 27 in den Sommer d. h. nach der Ernte (v. 28) 20 v. Ch. fällt, so muss der später geschriebene Epilog nach Mitte 20 v. Ch. verfasst sein. Die Herausgabe des Buchs gehört also diesem Jahr an. Die Zeitspuren lassen sich zurückverfolgen bis zum Jahre 23 v. Ch., in dem er (vgl. Brief 13) die drei Odenbücher an Augustus gelangen liess (GAEBEL, Stettiner Programm des J. 1888).

**258. Die Litteraturbriefe (zweite Briefsammlung).** Als im J. 20 v. Ch. Horaz sein erstes Epistelbuch in die Welt hinaussandte, war er, wie wir eben sahen, des Dichtens müde geworden. Sein Geist sehnte sich nach dem Trost der Philosophie und er war entschlossen, der Poesie Lebewohl zu sagen. Als daher Maecenas zur Fortsetzung der lyrischen Dichtung drängte, wies er darauf hin, dass die Jugend und der jugendliche Geist verschwunden (1, 1, 4 u. 10):

*nunc itaque et versus et cetera ludicra pono;  
quid verum atque decens, curo et rogo et omnis in hoc sum.*

Diese Stimmung scheint längere Zeit angehalten zu haben. Auch in einem Schreiben an Julius Florus, der sich in der Kohorte des Tiberius befand und ebenfalls *carmina* d. h. Oden (2, 1, 25) haben wollte, will Horaz vom Dichten nichts mehr wissen, auch hier bekennt er sich zur Philosophie als Führerin des Lebens (141):

*nimirum sapere est abiectis utile nugis  
et tempestivum pueris concedere ludum,*



*ac non verba sequi fidibus modulanda Latinis,  
sed verae numerosque modosque ediscere vitae.*

In anmutiger Weise setzt er auseinander, dass er für die Liederdichtung schon zu alt sei, denn mit den Jahren sei auch Scherz, Spiel und Liebe dahingegangen, dass Rom mit seinem entsetzlichen Lärm ihn keinen poetischen Gedanken fassen lasse, dass er der tausendfachen Rücksichten auf die leicht erregbaren und eitlen Kollegen überdrüssig geworden, dass es schwer sei, dem so verschiedenen Geschmack des Publikums Genüge zu leisten, dass er durch seine Dichtungen erreicht, was Ziel seines Strebens war; wozu also ein neues Wagnis? Dies sei aber um so weniger angebracht, als das Dichten grosse Sorgfalt und mühevollen Arbeit notwendig mache. Horaz glaubte jetzt die Zeit gekommen, in der er statt selbst poetisch zu schaffen, lieber seine Ideen über dieses Schaffen den lernbegierigen Anfängern kundgeben könne. An Material fehlte es ihm nicht; er brauchte nur in den Born seiner reichen Erfahrung zu langen, er konnte auch das eine oder das andere griechische Werk nützen wie das des Neoptolemos aus Parion, der gegen Ende des dritten Jahrhunderts über Poesie schrieb. In einem grossen Brief, den er an die Pisonen (Vater und zwei Söhne) richtet, führt er sein Vorhaben durch, er verkündet dort (306):

*nū scribens ipse, docebo,  
unde parentur opes, quid aliat formetque poetam.*

Der Brief ist uns unter dem Namen „*Ars poetica*“ geläufig; allein man darf nicht eine systematische Poetik<sup>1)</sup> in demselben suchen. Es ist Horaz nicht um Vollständigkeit, nicht um strenge Ordnung und nicht um tiefgehende philosophische Begründung zu thun. Zwanglos wie in einem Gespräch mit einem andern entwickelt er seine aus der Erfahrung geschöpften Gedanken, wie sie ihm eben zukamen. Nachdem er zuerst von der künstlerischen Einheit des Dichtwerks, von der richtigen Wahl des Stoffs und der kunstgemässen Auswahl des Ausdrucks gesprochen, geht er zu Betrachtungen über die dramatische Poesie und das Satyrdrama über, dann bringt er Aphorismen über das poetische Schaffen im allgemeinen mit genauer Berücksichtigung der römischen Verhältnisse. Eine Fülle packender, grossenteils in geflügelte Worte verwandelter Gedanken sind hier ausgestreut, wie dass die Dichter nützen oder unterhalten wollen, dass der echte Dichter, der beides zu vereinigen weiss, den Sieg davonträgt, dass den Dichtern nicht die Mittelmässigkeit gestattet ist, dass er aus dem Leben schöpfen muss, dass auch der gute Homer manchmal schläft, dass das hinausgesandte Wort nicht mehr zurückkehrt und dass man daher sein Produkt bis zum neunten Jahr zurückhalten soll, dass die Beurteilung der Gedichte von seiten der Freunde, die auf einen guten Tisch und andere Vorteile rechnen, verdächtig ist u. s. w. So lose die Sätze auch aneinander gereiht sind, so mannigfaltig ihr Inhalt ist, es durchzieht sie doch eine Grundidee, nämlich dass die Dichtkunst nicht bloss Sache des Talents, sondern auch des Fleisses ist und dass dem Dichter Belehrung und Unterweisung in hohem Grade not thut, besonders damit er Fehlerhaftes vermeide.

<sup>1)</sup> WEISSENFELS, Ästhetisch-kritische Analyse der *ars poetica*, Görlitz 1880,

Es darf angenommen werden, dass diese zwei Briefe, in denen ein gereifter Mann aus dem Leben heraus über Litteratur sein Urteil abgibt, in den Kreisen der Gebildeten grosses Aufsehen hervorriefen. Sie erregten auch das Interesse des Kaisers; denn wir müssen die zwei Briefe für diejenigen halten, welche Augustus, wie Sueton erzählt, zu der Klage veranlassten, dass der Dichter seiner gar nicht Erwähnung gethan. Eine solche Klage konnte Horaz natürlich nicht unbeachtet lassen; er schrieb daher einen Brief an Augustus, in dem er ebenfalls litterarische Fragen erörterte. So beurteilte er abfällig die damals aufgekommene Richtung, die alten Autoren auf Kosten der neuen zu bewundern, er berührt die Dichtwut seiner Zeit, nicht ohne auch die günstige Seite dieser Krankheit hervorzuheben, er klagt über den Verfall der dramatischen Dichtkunst, da das Publikum nur noch Sinn für glänzende Äusserlichkeiten habe, endlich empfiehlt er dem Herrscher die Pflege der Buchpoesie als der besten Verkünderin der glänzenden Thaten.

Diese drei Briefe stellte Horaz zu einem Buch zusammen; natürlich musste der an Augustus gerichtete an die Spitze treten. Die *Ars poetica*, welche den letzten Platz einnahm, löste sich später ab und verband sich mit andern horazischen Gedichten.

Chronologie der Litteraturbriefe. Im ersten Brief entschuldigt sich der Dichter (111), dass er sein Versprechen, der (lyrischen) Poesie Lebewohl zu sagen, nicht gehalten und daher als grösserer Lügner denn die Parther befunden werde. Nun ist bekannt, dass Horaz, nachdem er im J. 23 die drei Bücher Oden veröffentlicht hatte, die lyrische Poesie als abgeschlossen erachtete und dass erst die Aufforderung des Augustus, das Säkularlied (17 v. Ch.) und anderes zum Preis seines Hauses zu dichten, ihn wieder zu dieser Dichtungsart zurückführte. Es ist sonach klar, dass der erste Brief nach dem J. 17 v. Ch., in welchem die lyrische Poesie wieder aufgenommen wurde, geschrieben sein muss. Da weiterhin der Brief auf Oden des 4. Buchs anspielt, besonders auf die im J. 15 v. Ch. entstandene 14., so kann derselbe nicht vor diesem Jahr entstanden sein. Also wird der Brief etwa ins Jahr 14 fallen.

In dem zweiten Brief will Horaz der ganzen Poesie Lebewohl sagen und sich dem Studium der Lebensweisheit hingeben. Von poetischen Arbeiten frei ist die Zeit von der Herausgabe des ersten Epistelbuchs (20 v. Ch.) bis zur Abfassung des Säkularlieds (17 v. Ch.). Da in dem Eingangsbrief des ersten Epistelbuchs an Maecenas der gleiche Grundgedanke durchgeführt ist, dieser Brief aber aller Wahrscheinlichkeit nach zur Zeit der Publikation des Buchs geschrieben wurde (20 v. Ch.), so werden wir auch unsere aus der gleichen Stimmung hervorgegangene Epistel nicht lange nach demselben ansetzen, etwa 19 v. Ch.

Schwierig ist die chronologische Fixierung des dritten Litteraturbriefs, der *Ars poetica*. Die einzige Stelle, die eine brauchbare Schlussfolgerung gestattet, scheint Sueton in der *vita Horatii* darzubieten, wo es heisst (p. 46 R.): *scripta quidem eius usque adeo probavit mansuraque perpetuo opinatus est, ut non modo saeculare carmen componendum iniunxerit, sed et Vindelicam victoriam Tiberii Drusique privignorum suorum eumque coegerit propter hoc tribus carminum libris ex longo intervallo quartum addere; post sermones vero quosdam lectos nullam sui mentionem habitam ita sit questus „irasci me tibi scito, quod non in plerisque eiusmodi scriptis mecum potissimum loquaris; an vereris ne apud posteros infame tibi sit quod videaris familiaris nobis esse?“ expresseritque eclogam ad se cuius initium est: Cum tot sustineas.* Da in dem ersten Buch der Epistel Augustus öfters erwähnt ist, so müssen wir uns nach anderen „sermones“ (also mehreren) umsehen und zwar nach solchen, welche, wie *eiusmodi* andeutet, einer Gattung angehören. Diese Forderung lässt sich aber nur erfüllen, wenn wir die zwei Litteraturbriefe, den Brief an Florus und den an die Pisones, als die von Augustus gelesenen Produkte betrachten. Der Brief an die Pisones würde daher wie der an Florus vor dem Brief an Augustus (2, 1) liegen. Dafür spricht auch die Gleichartigkeit gewisser Gedanken in beiden mit breiterer Ausführung in der *Ars*. Ferner ist bemerkenswert, dass Horaz in der *Ars* nicht als produktiv (*nil scribens ipse*) angesehen sein will (305). Allerdings ist bei dieser Annahme die Angabe Porphyrios über die Persönlichkeit der Pisones nicht aufrecht zu halten. Er sagt nämlich (p. 344 M.): *hunc librum, qui inscribitur De*



*Arte Poetica, ad Lucium Pisonem, qui postea urbis custos fuit, eiusque liberos misit; nam et ipse Piso poeta fuit et studiorum liberalium antistes.* Da der Vater L. Piso 48 v. Ch. geboren war, also bei dem Tod des Horaz Anfangs der vierziger Jahre stand, konnte er nicht wohl schon 19 v. Ch. so erwachsene Söhne haben, dass sie als *iuvenes* sich bezeichnen liessen. Wir müssen daher an andere Pisonen denken; als solche stellen sich uns dar: Gnaeus Calpurnius Piso, der im J. 23 v. Ch. mit Augustus das Konsulat bekleidete und wohl etwas älter als Horaz war, als Vater, dann dessen Söhne Gnaeus (Cons. 7 v. Ch.) und Lucius (Cons. 1 v. Ch.). Beide konnten um 19 v. Ch. als *iuvenes* angeredet werden.

Litteratur: Die Chronologie der zwei Litteraturbriefe wurde im wesentlichen festgestellt von VAHLEN, Monatsber. der Berl. Akad. d. J. 1878 p. 688. An diese Abhandlung schliesst sich an MOMMSEN, Die Litteraturbriefe des Horaz, Hermes 15, 103. Vgl. KIESSLING, Philol. Unters. 2, 58. Die frühere Abfassung des Pisonenbriefs legte dar MICHAELIS in den *Comment. Momms.* 420. Analyse des ersten Briefs von VAHLEN, Zeitschr. f. österr. Gymn. 1871 p. 1.

Der Brief an die Pisonen, dem schon Quintilian 8, 3, 60 den Titel „*de arte poetica*“ gibt, bildete ursprünglich mit dem Brief an Augustus und dem Brief an Florus das zweite Buch der Episteln; als späterhin noch im Altertum (vor Terentius Scaurus) eine Horazausgabe zusammengestellt wurde, welche die 4 Bücher der Oden (mit dem *carmen saeculare*), 1 Buch Epoden, 2 Bücher Satiren und 2 Bücher Episteln zählte und anordnete, wurde der am Schluss der Sammlung stehende Pisonenbrief als eigenes Buch, als 10. gerechnet. Dadurch selbständig geworden, löste sich derselbe leicht ab und verband sich mit den Oden. Seine ursprüngliche Stelle hinter den zwei Briefen des zweiten Buchs gaben ihm zurück H. Stephanus und Cruquius.

Die Benutzung einer griechischen Quelle bezeugt Porphyrio p. 344 M. in den allgemeinen Bemerkungen über die *Ars*: *in quem librum concessit praecepta Neoptolemi τοῦ Ἡρακλεῶνός de arte poetica non quidem omnia, sed eminentissima.* — MICHAELIS, *de autoribus, quos H. in arte poetica secutus esse videatur*, Kiel 1857. NETTLESHIP, *Lectures* p. 168.

**259. Charakteristik der Briefe.** Die Briefe haben mit den Satiren gemein, dass sie ebenfalls keine Dichtung im strengsten Sinn des Wortes sein wollen. Auch sie sind Plaudereien, allein diese Plaudereien wenden sich nicht mehr an eine beliebig angenommene Persönlichkeit, sondern an eine aus dem Freundeskreis des Dichters. Während daher die Satiren direkt zum Publikum sprechen, sprechen die Episteln durch das Medium des Adressaten zu demselben. Es ist leicht ersichtlich, dass schon für die Wahl der Materie der Angeredete, an den sie zuerst gelangen soll, von Wichtigkeit ist; nicht minder ist es für die Durchführung. Es muss daher dem Brief immer etwas Individuelles innewohnen; ja manche Stücke sind, wie wir gesehen haben, sogar durchaus individuell gehalten, d. h. es sind wirkliche Briefe. Die Gattung war schon vor Horaz angebaut worden. Zur Zeit des dritten punischen Kriegs hatte Spurius Mummius poetische Episteln geschrieben. Allein dies blieb doch nur ein vereinzelter Versuch ohne nachhaltige Wirkung. Erst durch Horaz erhielt der poetische Brief seine hohe Stellung in der Litteratur.

Seit Horaz die Satiren herausgegeben, war eine Reihe von Jahren verflossen; der Dichter war in ein reiferes Alter getreten; seine Auffassung der Dinge hatte ihre Schärfe verloren und war milder geworden. Sein Geist war jetzt ganz von philosophischen Problemen erfüllt; während er in den Satiren den Philosophen wuchtige Hiebe versetzt, vertieft er sich jetzt selbst in Gedanken über das Wahre und Gute; nicht ein bestimmtes System ist es, dem er folgt, er nimmt das ihm Zusagende, wo er es findet:

*nullius addictus iurare in verba magistri,  
quo me cumque rapit tempestas, deferor hospes,*

bekannt er mit Freimut (Ep. 1, 1, 14). Es ist ihm ja nicht um theoretische Spekulation zu thun, sondern um praktische Weisheit. Ausser den Fragen

des Lebens beschäftigen ihn in hohem Grade die Probleme der Litteratur. Auf beiden Gebieten werden uns die köstlichsten Schätze mitgeteilt. Man würd ausser Goethes Faust kaum ein Werk nennen können, das so viel zu den geflügelten Worten beigetragen als Horazens Briefe. Sie sind das reifste Denkmal seiner Poesie, sie gehören zu den edelsten Erzeugnissen der römischen Dichtung, sie sind und werden bleiben, solange eine höhere Kultur besteht, ein anmutiges Lebensbrevier, das jeden anziehen wird, der die Kunst des Lebens zu würdigen weiss.

BERNING, Der Geist der Horaz. Briefe, Recklinghausen 1856. VOGEL, Die Lebensweisheit des Hor., Meissen 1868. KIRCHHOFF, Die Stellung des Hor. zur Philos., Hildesh. 1873. BECK, Hor. als Kunstrichter und Philosoph, Mainz 1875.

**260. Zweite Liedersammlung.** Im Jahre 23 v. Ch. waren die drei Odenbücher veröffentlicht worden; Horaz wandte sich jetzt einer neuen Litteraturgattung zu, den Episteln, und lehnte die Aufforderung des Maecenas, wiederum die lyrische Dichtung zu pflegen, ab. Doch noch einmal griff er, als er die Mittagshöhe des Lebens bereits überschritten hatte und den fünfziger Jahren nahe war, zur Leier, nicht aus eigener Wahl, sondern auf Anregung von oben. Im Jahre 17 v. Ch. erhielt er nämlich den offiziellen Auftrag, das Festlied für die Säcularfeier zu verfassen. Noch mehr, Augustus drang damals auch in ihn, die Siege seiner Stief- söhne Tiberius und Drusus durch seinen Sang zu feiern. Horaz willfahrte dem Herrscher, er dichtete das Festlied, das am dritten Tag im apollinischen Tempel auf dem Palatin von 27 Knaben und 27 Mädchen gesungen wurde, er dichtete auch Lobeshymnen auf die Neronen, auf Augustus und anderes; was sich ihm so ausser dem Festhymnus ergab, stellte er gegen 13 v. Ch. zu einem neuen Buch zusammen, dem vierten und letzten seiner Oden. Der Dichter mochte fühlen, dass nicht ohne einige entschuldigende Worte diese Spätlinge hinausgegeben werden konnten. Im Eingangsgedicht fleht er daher zu Venus, ihn nicht neuerdings mit ihrem harten Joch zu bedrücken; der Knabe Ligurinus soll die Liebesflamme wieder angefacht haben. Allein dieser Ligurinus ist natürlich eine Schattengestalt, wie die Phyllis (11) und die alternde Lyce (13), die in diesen Liedern erscheinen. Fast möchte man vermuten, dass Horaz den Ligurinus einführte (1 und 10), um auch noch der in den vorausgegangenen drei Büchern vernachlässigten Knabenliebe ein Plätzchen in seinen Oden zu gönnen. Anziehender sind zwei Frühlingslieder, in dem einen (7) wird der Wiederkehr der Jahreszeiten unser Los gegenübergestellt; sind wir einmal in den Orkus gewandert, so kehren wir niemals mehr daraus zurück, in dem zweiten Lied (12) knüpft der Sänger an das Wiedererwachen der Natur eine Einladung an Vergil zu einem Glas Wein, allein mit der Bedingung, dass er Nardenöl mitbringe. Des Maecenas wird nur ein einziges Mal gedacht (11, 1, 9), aber in durchaus herzlicher Weise. Desto mehr beschäftigt sich dieses Buch mit dem kaiserlichen Haus, die patriotischen Oden machen die Glanzseite dieses Buchs aus. Da finden wir eine Ansprache an die Chöre, die das *carmen saeculare* vortragen sollen (6), das Lied, das der Sehnsucht nach der Heimkehr des Augustus zarten Ausdruck verleiht (5), das schöne Gedicht auf Drusus, der wie ein mächtiger Aar unter die Feinde fährt (4),



ein zweites auf die Siege der Neronen (14), beidemale zu dem Preis auf Augustus sich erhebend, endlich am Schluss zur Krönung des Ganzen den Hymnus auf die segensreiche Herrschaft des Augustus. Damit hatte der Dichter dem regierenden Geschlecht gegeben, was er geben konnte; zu weiterem, wie z. B. zu epischem Panegyricus, fühlte er keine Neigung, an Julius Antonius schreibt er (2), dass diesem als Epiker das würdige Lob des Augustus vorbehalten sein müsse.

Jetzt, am Ende seiner lyrischen Laufbahn stehend, noch vor kurzem als Festdichter ausgezeichnet, durfte er sich in vollem Selbstgefühl sagen, dass seine Hand nicht umsonst die Harfe gerührt. Er durfte von der Macht des Dichters sprechen, der durch sein Lied die Unsterblichkeit verleiht (8 und 9). Glücklicherweise konnte er sich preisen, dass auch ihm einst die Muse in die Wiege gelächelt (3), er durfte freudigen Herzens darauf hinweisen, dass er es seinem Sang verdanke, dass die Vorübergehenden auf ihn deuten, dankerfüllt konnte er der Muse sagen:

*Quod spiro et placeo, si placeo, tuumst.*

Über die Entstehung des *carmen saeculare* und des 4. Buchs vgl. Suet. p. 46 R. (die Stelle ist oben p. 83 im letzten Absatz ausgeschrieben).

Über die Chronologie der Gedichte dieses Buchs vgl. die Spezialschrift von TUSELMANN, *Quaest. chronolog. Horat.*, Progr. v. Ilfeld 1885.<sup>1)</sup> Keine Zeitandeutung enthalten die Oden 3, 7, 8, 10, 11, 12, 13. Mehr oder weniger bestimmt lassen sich die übrigen datieren. Die chronologischen Indicien umfassen das Intervallum von 17 v. Ch., in welchem Jahr das *carmen saeculare* und das Prooemium (6) gedichtet wurden, bis 13 v. Ch. Zur Feststellung des letzten Termins dient die Rückkehr des Augustus aus Gallien nach langer Abwesenheit (seit 16 v. Ch.) im Juli 13 v. Ch.; kurz vorher wird das 5. Gedicht geschrieben sein. — VAHLEN, Monatsber. der Berl. Akad. d. J. 1878 p. 690.

Versbau. Auch in der metrischen Gestaltung zeigen manche Abweichungen auf veränderte Anschauungen, auf eine Entwicklung hin. So hat sich Horaz im *Carmen saeculare* und in diesem Buch von dem Zwang befreit, im sapphischen Vers die Cäsur an der fünften Stelle eintreten zu lassen (nur siebenmal ist diese Cäsur nicht beachtet: 1, 10, 16 18 1, 12, 1 1, 25, 11 1, 30, 1 2, 6, 11 vgl. KIESSLING p. 64), er gestattet sich jetzt auch die Cäsur an der sechsten. Der Auftakt in der alcäischen Strophe ist stets lang. Ein weiterer Fortschritt besteht darin, dass er in dieser zweiten Periode noch mehr bestrebt ist als früher, Sinnesabschnitt und metrischen Schluss am Ende der Strophe nicht zusammenfallen zu lassen. Endlich ist er wieder empfindlicher gegen die Verschleifungen geworden (LEHR'S in seiner Ausgabe p. III; TUSELMANN p. 17).

**261. Charakteristik der Oden.** Um die Odendichtung des Horaz richtig zu würdigen, muss man vor allem im Auge behalten, dass sie kein frisch sprudelnder Quell ist und dass sie nicht aus innerem Drang hervorgegangen ist. Horaz war schon ein reifer Mann, als er sich in dieser neuen Gattung versuchte. Seine Oden sind ein Produkt der Nachahmung der äolischen und anakreontischen Lyrik. Er ist aber keineswegs blosser Übersetzer, er bewegt sich auch in dem von jenen griechischen Lyrikern gezogenen Rahmen selbständig, aber selbst seine freieren Schöpfungen baut er gern auf Motiven der griechischen Originale auf. Hierbei widerfährt es ihm sogar, dass er den ursprünglichen Gedanken nicht festzuhalten vermag. So nimmt die 9. Ode des ersten Buchs ihren Ausgang von der Schilderung einer Winterlandschaft bei Alcaeus, allein indem der Dichter zum Genuss des Daseins einladet, erscheinen plötzlich statt des Eises und

<sup>1)</sup> Über die Abfassungszeit des 2. Gedichts und den in demselben vorkommenden

Julius Antonius handelt BÜCHELER, Rh. Mus. 44, 318.

Schnees Liebespaare, die im Freien ihr loses Spiel treiben.<sup>1)</sup> Wir haben in den Oden ein Werk des Fleisses, und der Dichter vergleicht selbst seine Thätigkeit mit dem rastlosen Schaffen der Bienen (4, 2, 27):

*ego apis Matinae  
more modoque,  
grata carpentis thyma per laborem  
plurimum circa nemus uvidique  
Tiburis ripas operosa parvus  
carmina fingo.*

Seine Lyrik ist daher eine reflektierende und kann niemals den tiefgehenden Eindruck erzeugen, wie die innerlich erlebte Poesie Catulls. Auch die Leidenschaftlichkeit des Gefühls, welche uns bei Properz so anzieht, gelht ihr gänzlich ab. Wenn aber trotzdem Jahrhunderte zu Horaz als ihrem Liebling emporgeblickt haben, so beruht dies ausser der Klarheit seines Denkens und der schönen, durch das Metrum wunderbar gehobenen Diktion darauf, dass kein Dichter das allgemein Menschliche so zum reinen Ausdruck gebracht hat, wie er. Es sind bekannte Gedanken, die vor unseren Augen auftauchen,<sup>2)</sup> aber sie ergreifen uns doch wunderbar. Oder wer wird nicht eine innere Rührung empfinden, wenn uns der Dichter sagt: Geniesse das Heute, du weisst nicht, ob du das Morgen siehst (1., 11, 8 1, 9, 13). Der Tod geht selbst nicht an dem Königspalast vorüber, uns alle trifft das Los des Sterbens, den einen früher, den andern später (3., 1, 15 2, 3, 26). Sind wir einmal in den Orkus hinabgestiegen, so gibt es keine Wiederkehr wie in der Natur (4, 7, 21). Pfeilschnell eilen die Jahre dahin (2, 14, 1) und nur zu bald ist dein Haupt gebleicht (2, 11, 7). Alles ist vergänglich (2, 11, 9), magst du noch so viel Schätze aufeinander häufen, du musst sie lachenden Erben hinterlassen (2, 14, 25). Was quälst du dich also mit Plänen? (2, 16, 25 2, 11, 11) Zufriedenheit macht glücklich (2, 16, 13), nicht das Jagen nach Geld und Gut, denn der Habsüchtige gleicht dem Wassersüchtigen, das Leiden beider kann nicht gestillt werden (2., 2, 13). Wer nach Vielem jagt, dem geht Vieles ab (3, 16, 42). Der süsse Schlaf flieht oft den Palast, während er die Hütte aufsucht (3, 1, 21). Die Sorge steigt mit aufs Schiff und setzt sich hinter dem Reiter aufs Pferd (3, 1, 38). Wandle auf der goldenen Mittelstrasse (2, 10, 5) und halte dich von allen Extremen frei, sowohl von schmutzigem Geiz als von unsinniger Verschwendung. In allen Lagen des Lebens bewahre dir den Gleichmut (2, 3, 1). Solche Sätze stammen nicht aus einer hohen, von Idealen getragenen Gedankenwelt, sie sagen aber, dass Dichter sein auch heisst Mensch sein. Als bester Verkünder einfach menschlicher Gedanken wird Horaz stets menschlich fühlende Gemüter bezaubern; durch seine Gedichte klingt das Wort:

*Homo sum: humani nil a me alienum puto.*

ARNOLD, Die griech. Stud. des Hor., Halle 1855, 1856. TEUFFEL, Die horaz. Lyrik und deren Kritik, Tüb. 1876. PLÜSS, Horazstudien — über horazische Lyrik, Leipz. 1882. ROSENBERG, Die Lyrik des Horaz, Gotha 1883. GEBHARDI, Ein ästhetischer Kommentar zu den lyrischen Dichtungen des H., Paderborn 1885. LEUCHTENBERGER, Die Oden des Horaz

<sup>1)</sup> KIESSLING, Philol. Unters. 2, 63.

<sup>2)</sup> SCHNEIDEWIN, Die Horaz. Lebensweise, Hannover 1890, der die Lebensweise,

heitsoden 1, 4 1, 7 1, 9 1, 11 2, 2 2, 3 2, 10 2, 11 2, 14 2, 16 2, 18 3, 1 3, 16 4, 7 4, 12 untersucht.



für den Schulgebr. disponiert, Berlin 1889. GEBHARD, Gedankengang horaz. Oden in dispositioneller Übers. im Festpr. des Wilhelmsgymn. München 1891, wo im Eingang über die Litteratur referiert wird. MOMMSEN, Über die sechs Oden des 3. B. (Festpr. in der Sitzung der preuss. Akad. 24. Jan. 1889).

**262. Verstechnik der Oden.** Die von Horaz gebrauchten Masse haben in der Regel ein ganz anderes Gepräge als seine griechischen Muster. Lange Zeit hielt man die Modifikationen der ursprünglichen Metra für eine künstlerische Neuerung des Dichters. Allein die genauere Erforschung der antiken metrischen Tradition hat vielmehr ergeben, dass er seine Verstechnik wesentlich aus den Lehren seiner Zeit geschöpft hat. Diese Lehren aber beruhen auf der Vorstellung, dass die komplizierten Masse von zwei Grundtypen, den allgemein gebräuchlichen Metra des Hexameter und des jambischen Trimeter, abzuleiten seien. Infolge dieser Ableitung aber wurden unwillkürlich die sekundären Metra den primären ähnlich gestaltet; daher kommt es, dass bei einem aus dem Hexameter abgeleiteten Kolon der Trochäus des Originalversmasses regelmässig durch einen Spondeus ersetzt wird und ein Logaödikon wie der Pherecrateus statt

der Form - ∪ - ∪ ∪ - ∪

die Form - - - ∪ ∪ - ∪

erhält. Die zweite von Horaz ebenfalls angenommene Neuerung jener Schultheorie besteht in der möglichst scharfen Gliederung der Verse durch die Cäsur. Auch hier mögen die Grundtypen nicht ohne Einfluss gewesen sein, wie z. B. die häufige Cäsur des sapphischen Verses

*integer vitae | scelerisque purus*

an die Penthemimeres des Hexameter erinnert.

Für die von Horaz durchgeführte Strophenbildung war eine Entdeckung von MEINEKE und LACHMANN von grosser Bedeutung; beide Gelehrte fanden, dass die Verszahl aller Oden (eine einzige 4,8 ausgenommen, in der aber die Interpolation zweifellos ist) ein Vielfaches von 4 (4x) darstellen, und zogen daraus den richtigen Schluss, dass alle Gedichte in vierzeiligen Strophen komponiert seien. Für gewisse Strophenformen wie die alcäische, welche auf der Vierzeiligkeit aufgebaut sind, brachte das entdeckte Gesetz keine Neuerung. Allein daneben gibt es auch monostichische und distichische Gedichte; diese erhielten erst durch das LACHMANN-MEINEKE'sche Gesetz ihren vierzeiligen Aufbau. Ein Zwang, Sinnesabschnitt und metrischen Abschluss am Ende der Strophen zusammenfallen zu lassen, besteht für Horaz nicht; im Gegenteil, er ist eher bestrebt, dieses Zusammenfallen so viel als möglich zu vermeiden. Die gebräuchlichsten Strophenformen des Horaz sind die asclepiadeischen in mehreren Formen, die sapphische und die alcäische.

Die Erkenntnis, dass Horaz in seiner Verstechnik der zu seiner Zeit üblichen Schultheorie folgt, verdanken wir CHRIST (Sitzungsberichte der bayer. Akad. Jahrg. 1868 Bd. 11, 1—44). — KIESSLING, Die metr. Kunst des H. im 1. Bd. seiner Ausg. Bock, *De metr. Horr. lyricis*, Kiel 1880. REICHARDT, *De metrorum lyric. Hor. artificiosa elocutione*, Marb. 1889.

**263. Rückblick auf die horazische Dichtung.** Nachdem wir das poetische Schaffen des Horaz nach allen Seiten hin verfolgt haben, wollen wir auf den zurückgelegten Weg zurückschauen und vor allem die Chronologie seiner Dichtungen in tabellarischer Form vorführen:

Erste Satirensammlung, abgeschlossen	c. 35
Epodenbuch, umfasst die Jahre	40—31
Zweite Satirensammlung, abgeschlossen	c. 30
Erste Liedersammlung	23
Erste Epistelsammlung	20
Die Litteraturbriefe, umfassen die Jahre	19—14
Zweite Liedersammlung, umfasst die Jahre	17—13.

Diese Übersicht lehrt uns, dass die Entwicklung der horazischen Poesie in drei Stufen erfolgt; sie beginnt mit Nachahmungen des Archilochus und des Lucilius, schreitet dann zu dem äolisch-anakreontischen Lied und kehrt endlich mit den Episteln zu ihrem Ausgangspunkt, aber in modifizierter Gestalt zurück. Dass nochmals ein Liederherbst unter den letzten Dichtungen erscheint, beruht auf einem äusseren Anlass. Diese Entwicklungsgeschichte zeigt uns, dass die der prosaischen Rede sich nähernde „Plauderei“ die Gattung ist, zu der sich Horaz durch inneren Drang hingezogen fühlte (S. 2, 1, 28). Seine Lyrik ist, wie wir gesehen, nicht ein Produkt jugendlichen Ringens, sie ist eine Frucht des reiferen Alters, sie ist ein künstliches Gewächs und vorwiegend reflektierender Natur wie die Plaudereien. Horazens Poesie wurzelt nicht in einer hohen idealen Weltanschauung, sie ist nicht der Niederschlag grosser innerer Kämpfe wie die des Lucrez und die des Catull, sie ist Realpoesie und verrät, wie ein geistreicher Forscher gelegentlich bemerkte, den Libertinensohn nicht. Wie sein Leben, nachdem er den republikanischen Traum abgeschüttelt, unter dem Schirm der Monarchie ruhig dahinfloss, so war auch seine Dichtung ein Spiegelbild eines gefestigten und sich völlig klaren Daseins. Ausserhalb der Kämpfe des Lebens stehend, aufs ängstlichste auf Wahrung seiner Unabhängigkeit und Selbständigkeit bedacht, blickt er sicheren Auges in die Welt hinaus und sieht die Dinge an, wie sie sind. Seinem klaren Geiste entgehen auch die Verkehrtheiten des gesellschaftlichen Treibens, der litterarischen Strömungen nicht, allein sie verbittern nicht seine Stimmung und trüben nicht seinen Humor. Eine grosse Reihe von Lebensbildern von packender Realität zieht an uns vorüber, kernige Sätze reifster Lebensweisheit werden überall eingestreut, es gesellt sich hinzu eine durchsichtige, von allem Überspannten und Krankhaften sich frei haltende Darstellung. Nicht der Dichter der Jugend, welcher alles noch von Gold umwoben erscheint, ist Horaz, nein, er ist der Dichter des Mannes. Wer die Mittagshöhe des Lebens überschritten und mit stiller Wehmut auf die zerronnenen Ideale der Jugend zurückblickt, wer sein Auge nicht mehr vorwärts, sondern rückwärts schweifen lassen muss, wird, wenn er die Summe seiner Tage zieht, sich sagen müssen, dass vor etwa zweitausend Jahren ein Römer gelebt, der richtig erkannt hat, dass alles vergänglich ist, und dass in der inneren Zufriedenheit und in der frohen Hingabe an die Gegenwart doch ein gut Teil des menschlichen Glücks besteht.

Allgemeine Litteratur über die Abfassungszeit der horaz. Gedichte: GGROTEFEND bei Ersch und Gruber, Allg. Encyclop. 2, 10 (1833). 457. Die schriftstellerische Laufbahn des H., Hanau 1849. FRANKE, *Fasti Horatiani*, Berl. 1839. TEUFFEL, Proleg. zur horaz. Chronologie (Zeitschr. f. d. Altertumsw. 1842, 1103). ZUMPT vor WÜSTEMANN'S AAusg. der Sat. p. 20. CHRIST, *Fast. Horat. epicrisis*, Münch. 1877.

Überlieferung: Die Kritik des Horaz beruht auf dem codex antiquissimus



Blandinius. Eine Stelle ist hier das wahre Schibolet, nämlich Sat. 1, 6, 126, wo dieser Codex das einzig Richtige hat (nur der Gothanus B. 61 kommt noch nahe), nämlich *fugio campum lusumque trigonem*, während alle übrigen *fugio rabiosi tempora signi* lesen. Es ist ganz unmöglich, die eine Lesart aus der andern durch paläographische Verklagenswerten Verblendung. Eine solche Handschrift, die an einer so merkwürdigen Stelle allein das Richtige hat, die selbst eine über Porphyrio zurückgehende Überlieferung darbietet, zu vernachlässigen, wäre unverantwortlich. Allein diese Handschrift existiert heutzutage nicht mehr; wir kennen sie nur<sup>1)</sup> aus den Mitteilungen des Cruquius. Dieser Professor in Brügge, der mehrere Horazausgaben veranstaltete, sah sich nach verschiedenen Horazhandschriften um. Unter anderem zog er auch 4 codices des Benediktinerklosters auf dem Blandinischen Berg bei Gent zu Rat, welche er sich nach Brügge kommen liess (1565). Diese Handschriften wurden bald nach ihrer Zurücksendung mit dem Kloster in den Wirren der Bilderstürmer ein Raub der Flammen. Über die Zuverlässigkeit der Angaben des Cruquius hat sich ein Streit entsponnen. BERCK stellte nämlich die These auf (Opusc. 1, 737), dass die Angaben des Cruquius über die von ihm benutzten Handschriften des Horaz zum Teil auf Fälschung beruhen und dass es darum ihm immer unbegreiflich erschienen sei, wie man darauf die Kritik des Dichters basieren kann. Mit grossem Eifer eigneten sich diese These die beiden Horazherausgeber HOLDER und KELLER an; sie packten aber die Sache noch schärfer an, sie bestritten sowohl die Glaubwürdigkeit des Cruquius als die Vortrefflichkeit des Blandinius. Allein mit der Leugnung der Glaubwürdigkeit des Cruquius fällt die Frage nach der Vortrefflichkeit seines codex eigentlich weg (KELLERS Epilog. p. 800 f.). Wir sind in der Lage, die Zuverlässigkeit des Cruquius jetzt noch einer Prüfung zu unterziehen. Eine der von ihm verglichenen Handschriften ist noch vorhanden, es ist der Codex Carrionis oder Divaei in Leyden (n. 127 A). HÄUSSNER hat in der Schrift „Cruquius und die Horazkritik, Bruchsal 1884“ diese Prüfung vorgenommen und daraus den Satz gewonnen (p. 54), „dass den Angaben des Cruquius jeder normative Wert für die Horazkritik abzusprechen sei“. Allein dass diese Schlussfolgerung eine völlig irrite ist, hat KUKULA, der dem Blandinius eine eigene Arbeit gewidmet (*De Cruquii codice vetustissima*, Wien 1885), in einer sehr unsichtigen und besonnenen Abhandlung der österr. Gymnasial-Zeitschrift 36, 193 dargethan und das Ergebnis gewonnen, dass bei 550 Lesarten etwa 30 gröbere Verstösse des Cruquius zu verzeichnen sind, dass dieselben aber nicht auf seine mangelnde *fides*, sondern auf seine mangelnde Kenntnis und Unerfahrenheit zurückzuführen sind. Es ist also nicht zu bestreiten, dass sich ein sehr annähernd richtiges Bild des *Bland. antiquissimus* aus Cruquius herstellen lässt (HOEHN, *De Codice Blandinio antiquissimo*. Jena 1883 p. 24 und 25). Über den Wert des Codex kann aber ein irgendwie zu begründender Zweifel nicht aufkommen; die Angriffe KELLERS in den Epilog. p. 801 lassen sich leicht widerlegen. MEWES (Über den Wert des cod. Bland. vetustissimus, Berl. 1882 p. 15 und p. 19), HOEHN p. 51 haben numerisch festgestellt, wie viel von den bekannten Lesarten des codex als richtig und welch geringer Bruchteil als falsch zu erachten sei.

Ausgaben: α) Gesamtausgaben: Die epochemachende Ausgabe von BENTLEY, Cambridge 1711, neu abgedruckt Berl. 1869; ORELLI-HIRSCHFELDER-MEWES, Berl. 1885 (mit lat. Kommentar); DILLENBURGER, Bonn 1881 (mit lat. Kommentar); RITTER, Leipz. 1856 (ebenfalls mit lat. Kommentar). — Von KELLER und HOLDER, Leipz. 1864—70 (krit. Ausg.); dazu O. KELLER, Epilog., Leipz. 1879—1880; LEHRS, Leipz. 1869 (eine durch die Athetesen verunglückte Leistung). -- Deutsch kommentierte Ausgabe von DÜNTZER, Paderborn 1868; SCHÜTZ, Berl. 1880—83; KIESSLING 1884—1889 (vortreffliches Werk). — Textausgaben von MEINEKE, Berl. 1854; HAUPT-VAHLEN, Leipz. 1881; LINKER, Wien 1856; L. MÜLLER, Leipz. 1879 (1885); KELLER et HÄUSSNER, Prag 1885.

β) Satiren von HEINDORF, Bresl. 1815, 3. Aufl. von DÖDERLEIN 1859 (vortreffliches Buch); KIRCHNER (übersetzt und erklärt Leipz. 1854—57, der Kommentar zu B. III von TEUFFEL); HOFMAN-PEERLKAMP, Amsterd. 1863. Lat. und deutsch von DÖDERLEIN (reich an originellen, zum Teil paradoxen Einfällen); KRÜGER (mit Episteln), 12. Aufl. Leipz. 1889; FRITZSCHE, Leipz. 1875, 1876; BREITHAUPT, Gotha 1888.

γ) Oden und Epoden: Von HOFMAN-PEERLKAMP, 2. Aufl. Amsterd. 1862. L. MÜLLER mit Anmerk., Giessen 1882. Schulausgaben von ROSENBERG, Gotha 1883, NAUCK (13. Aufl. Leipz. 1889).

δ) Episteln lat. und deutsch von DÖDERLEIN, Leipz. 1856, 1858. FELDBAUSCH, Leipz. und Heidelb. 1863 (in Prosa), von O. RIBBECK, Berl. 1869; ANTON, Gotha 1888. — *Arts poetica* von PEERLKAMP, Leyden 1845.

<sup>1)</sup> Denn dass der Codex auch von Petrus Nannius benützt worden, ist mit Unrecht behauptet worden (MATTHIAS, *Quaest. Blandin.*, Halle 1882. Vgl. HOEHN p. 6, HÄUSSNER p. 5).

**264. Horaz im Altertum.** Auch die Wertschätzung der Autoren hat ihre Geschichte; die verschiedenen Zeiten urteilen nicht in gleicher Weise über denselben Schriftsteller. So ist es zweifellos, dass der Lieblingsdichter der Römer selbst Vergil war, während man Horaz den antiken Lieblingsdichter der modernen Zeit nennen kann. Der Grund dieser Erscheinung ist nicht schwer zu finden. In dem einen hat die Idee des Römertums einen prägnanten Ausdruck gefunden, in dem andern ist ein entschieden kosmopolitischer Zug wirksam. Gleichwohl muss auch auf seine Zeitgenossen Horaz einen mächtigen Eindruck gemacht haben. Als er nach längerer Pause die Früchte seines zweiten Liederfrühlings herausgab, konnte er in dem schönen Lied an Melpomene (4, 3) sich rühmen, dass ihn sein Volk zu seinen Dichtern zähle und die Leute auf den Strassen auf ihn, den Sänger Roms, deuten. Und dass seine Dichtung wirklich eine Macht geworden war, geht daraus hervor, dass Augustus ungeheuren Wert darauf legte, von Horaz genannt zu werden und dass er den Dichter ermunterte, die Thaten seiner Stiefsöhne zu besingen (Suet. p. 46 R.). Auch stellte sich die Schar der Nachahmer ein. Besonders regten, wie es scheint, die Oden als etwas ganz Neues den Schaffenstrieb anderer Talente an.<sup>1)</sup> Ovid nennt uns einen Rufus als Sänger der Pindarischen Lyra (P. 4, 16, 28), ein Freund des Horaz, Titius (Ep. 1, 3, 9 Tibull. 1, 4, 73),<sup>2)</sup> unternahm ebenfalls das gefährliche Wagnis, Pindar dem römischen Volke zu erschliessen, später ist nach dem Zeugniß Quintilians (10, 1, 96) Bassus in der Lyrik thätig, und der jüngere Plinius erzählt uns von einem Passennus Paulus, der zuerst Properz, dann Horaz als seinen Meister verehrte (ep. 9, 22). Auch der Grammatiker Remmius Palaemon wird durch seine Beschäftigung mit Horaz dazu gekommen sein,<sup>3)</sup> sich in „verschiedenen und nicht gewöhnlichen Metra“ (*variis nec vulgaribus metris*), wie es heisst, zu versuchen. Doch alle diese Versuche hat die Zeit hinweggefegt; auf günstigeren Boden fiel die Satirendichtung; es ist bekannt, dass diese Gattung durch Persius und Juvenal fortgesetzt wurde, es ist nicht minder bekannt, dass die eifrige Lektüre des Horaz in Persius noch ersichtlich ist.<sup>4)</sup> Ja Horazens litterarisches Ansehen war in so hohem Grade gestiegen, dass selbst unechte Produkte unter seinem Namen ins Publikum drangen; noch zu Suetons Zeit (p. 47 R.) waren solche Falsifikate, Elegien und ein Prosa-brief in Umlauf. Schliesslich kam Horaz auch in die Schule, ein Schicksal, das er sehr fürchtete (Ep. 1, 20, 17), dem er aber kaum entgehen konnte. Es war nämlich damals die Sitte aufgekommen, Autoren der jüngsten Gegenwart dem Unterricht zu Grund zu legen. So berichtet uns Sueton (de gr. 16), dass der Grammatiker Q. Caecilius Epirota über Vergil und „andere neue Dichter“ las. Und Horaz konnte mit Rücksicht auf diese Einrichtung es als einen thörichten Wunsch der Schriftsteller hinstellen, dass ihre Werke in den Elementarschulen diktiert werden (Sat. 1, 10, 74). Wann unser Dichter Schulschriftsteller wurde, können wir nicht genauer

<sup>1)</sup> KIESSLING in der Kieler Philologen-  
veers. 1870 p. 30.

<sup>2)</sup> Beide identifiziert REIFFERSCHIED, *con-*  
*iect. nova* p. 7.

<sup>3)</sup> Suet. de gr. 23. Vgl. HEYNE-MANN, *De*  
*interpol.* p. 68.

<sup>4)</sup> HEYNE-MANN p. 63.



bestimmen. Fest steht, dass er zu Zeiten Quintilians in den Schulen behandelt wurde, denn sonst hätte der Rhetor keine Einschränkung für die Interpretation des Dichters verlangen können (1, 8, 6). Zu Juvenals Zeiten schmückten die Büsten von Vergil und Horaz die Schulzimmer,<sup>1)</sup> ein Beweis, dass beide Autoren Gegenstand des Unterrichts waren. Die Einführung des Horaz in die Schule musste zu seiner methodischen Erläuterung führen. Wohl die erste Frucht dieser Thätigkeit sind die in den Handschriften enthaltenen Überschriften zu den verschiedenen Gedichten. Diese Überschriften sind besonders für die Oden charakteristisch; sie geben die Person an, an welche die Lieder gerichtet sind, bestimmen das Metrum nach den Kola und geben kurz Inhalt und Charakter an.<sup>2)</sup> So bildete sich sogar ein kleiner Litteraturzweig „über die Personen bei Horaz“. <sup>3)</sup> Auch das Bedürfnis der kritischen Sichtung, der Recensio, wird sich infolge der starken Verbreitung des Dichters bald eingestellt haben. In der Zeit Neros erschien die erste kritische Ausgabe des venusinischen Sängers. Sie ward besorgt von dem römischen Aristarch M. Valerius Probus, der sie auch nach der Methode des Meisters, d. h. vermittels Anwendung kritischer Zeichen durchführte. Der Interpreten Horazens können der Natur der Sache nach nicht wenige gewesen sein. Die Namen der meisten sind für uns verschollen; doch von einigen hat sich eine Kunde erhalten. So werden uns Modestus und Claranus genannt; da zwei Personen dieses Namens als Grammatiker auch Martial (10, 21) erwähnt, werden wir dieselben als identisch mit den Horazexegeten betrachten und sie dem Sinn der Martialstelle gemäss dem domitianischen Zeitalter zuweisen. Man kennt zwar auch einen Modestus, der Freigelassener des Augusteers Hyginus war; allein diesen anzunehmen, ist weniger geraten, vielmehr wird Modestus zugleich der von Vaticanus 3317 zu Verg. Georg. 2, 497 angeführte Aufidius Modestus sein, den Plutarch (quaest. symp. 2, 1, 5 p. 632 A) als seinen Zeitgenossen bezeichnet. Ebenso wenig wird man bei Claranus an den denken, welchen der Philosoph Seneca als hochbetagten Mann seiner Freundschaft gewürdigt (Ep. 66, 1). Die hadrianische Epoche brachte das bekannte litterarhistorische Werk Suetons, aus dem die Biographie des Dichters entnommen ist, sie brachte auch einen Kommentar des Q. Terentius Scaurus, der hiefür eine Ausgabe des Horaz in 10 Büchern — die der *poëtica* als eigenes Buch gezählt — zu Grunde legte. Es folgte in der Antoninenzeit<sup>4)</sup> Helenius Acro, der ausser Horaz auch Terenz und Persius erläuterte.

Alle diese Kommentare sind verloren gegangen, doch steckt manches davon in den vorhandenen Horazscholien, die wir im folgenden Paragraphen besprechen werden. Ausser den gelehrten Werken zeigt sich das Fortleben des Horaz ganz besonders in den Nachwirkungen, welche die Lektüre des Dichters bei den Autoren zurückgelassen hat. Man hat diese Nachwirkungen bis zum Ausgang der nationalen Litteratur verfolgt.<sup>5)</sup> Und dass damals

<sup>1)</sup> FRIEDLÄNDER, Sittengesch. 3, 378.

<sup>2)</sup> KIESSLING, *De Horatian. carminum inscriptionibus*, Greifsw. 1876. ZARNCKE, *De vocab. graecanicis in inscript. carm. Horat.*, Strassb. 1880 (Fleckeis. Jahrb. 123, 785).

<sup>3)</sup> Porph. zu Sat. 1, 3, 21 und 90.

<sup>4)</sup> SCHOTTMÜLLER, *De Plinii libris gramm.* 1, 32.

<sup>5)</sup> HERTZ hat dies gethan in 5 Bresll. Programmen unter dem Titel *Analecta ad Carminum Horatianorum historiam*, Berlin 1876—1882. Auch HAUPT hatte sich die

nnoch Leute, deren Denken in dem alten Römertum wurzelte, an ihrem Hooraz festhielten, dafür legt eine uns in einer Reihe von Horazhandschriften überlieferte Subscriptio Zeugnis ab. Aus derselben ersehen wir, dass der *Coonsul ordinarius* des J. 527, Vettius Agorius Basilius Mavortius, unterstützt von seinem Mitarbeiter Felix, eine Rezension des Horaz gemacht. Diese Subscriptio steht hinter den Epoden. Da die gewöhnliche Reihenfolge der Horazischen Gedichte in den Handschriften ist: Oden, Ars poetica, Epoden, Carmen saeculare, Episteln, Satiren, so stellt sich jene Notiz von Mavortius wie eine Subscriptio zum ersten Teil der Horazischen Poesien da; es ist daher zweifelhaft, ob sich die mavortische Rezension auf den ganzen Horaz erstreckt hat.

**265. Erhaltene Horazkommentare.** Wir haben deren folgende:

1. Scholien des Pomponius Porphyrio. Anscheinend im 4. Jahrhundert hat dieser Grammatiker, der auch, wie es scheint, Lucan kommentierte (schol. Luc. 1, 214), diese Scholien zusammengestellt. In denselben tritt der historisch-reale Gesichtspunkt sehr in den Hintergrund, dagegen wiegt stark das Grammatische und Rhetorische vor. Die Überlieferung des Kommentars ist eine feste, d. h. wir haben (abgesehen von zufälligen Störungen) ein einheitliches Werk eines Verfassers.

Da er Sueton citiert (ep. 2, 1, 1), so muss er nach Hadrian gelebt haben. Der *Terminus ante quem* ist schwieriger zu bestimmen. Es hängt alles davon ab, ob das Citat des Grammatikers Charisius, der etwa 360 anzusetzen ist, *ut Porphyrio ex Verrio et Festo* auf den im ersten Jahrzehnt des dritten Jahrhunderts schreibenden Julius Romanus, den jener gewöhnlich ausschreibt, zurückgeht oder ein eigener Zusatz des Charisius ist. Die letztere Abnahme ist die wahrscheinlichere.

2. Die Pseudoacronischen Scholien. Ganz anders als bei Porphyrio liegt die Sache bei einer zweiten Scholienmasse, welche man früher Acro beilegte. Allein der Name dieses Horazkommentators erscheint in keiner älteren Handschrift; erst im 15. Jahrhundert taucht Acro in Verbindung mit diesen Scholien auf, jedenfalls nach der Vermutung eines Gelehrten. Diese Scholien variieren in den verschiedenen Handschriften auf mannigfaltige Weise, so dass wir eigentlich eine Schar von Pseudoacronen haben. Trotzdem scheint ein fester Kern aus denselben herausgeschält werden zu können.<sup>1)</sup>

KIESSLING, *De person. Horat.* p. 6, 5 „*haec compilatio quam variis modis vel breviata vel dilatata vel cum Porphyrii commentis denuo contaminata ita, ut primaria eius forma prorsus paene obscurata sit, in libris propagetur abunde docent, quae Usenerus (De schol. Hor.) protulit exempla: attamen semper unius grammatici opellam quantumvis transformatam agnoscere posse mihi videor.*“ — KUKULA, *De tribus pseudoacron. scholiorum recensionibus*, Wien 1883.

3. Der Kommentator Cruquianus. Wir verstehen unter dieser Bezeichnung die Erklärungen, welche sich der Prof. Cruquius in Brügge aus verschiedenen Handschriften und Ausgaben zusammengetragen. Es ist also eine Scholienmasse, welche erst durch ihn ihre Individualität erhielt.

JORDAN, *De commentatore Hor. Cruquiano*, Königsb. 1883. MATTHIAS in den *Quaest. Blandin.* p. 29—51.

Citate aus den horaz. Gedichten von Suet. und Quintil. bis hinab in die Zeit, wo unsere Handschriften beginnen — über 1200 — gesammelt (Opusc. 3, 47). Vgl. jetzt die testi-

monia bei KELLER-HOLDER.

<sup>1)</sup> Wichtig für den Kommentar ist der Parisinus 7900<sup>a</sup>.



Ein Unstern waltete über der Herausgabe der zwei ersten Scholienmassen. Zwei unbrauchbare Ausgaben sind hier zu verzeichnen, die von PAULY, Prag 1858 und die von HAUTHAL, 2 Bde., Berl. 1864. 1866. Die erste Recensio des Porphyrio, die diesen Namen verdient, veranstaltete W. MEYER, Leipz. 1874 nach der Münchner Handschrift 181 s. X.

Litteratur: USENER, *De scholiis Horat.*, Bern 1863. O. KELLER, Scholiasten des Horaz in den *Symbola philol. Bonnensium* p. 491. SCHWEIKERT, *De Porph. et Aconis scholiis Horat.*, Münster 1865. *De Acrone qui fertur Hor. scholiasta*, Kobl. 1871.

266. Horaz in der Neuzeit. Wenn Horaz auch im Mittelalter dem Vergil weit nachstand, so lassen sich doch auch in dieser Zeit seine Spuren verfolgen. Alcuin und seine Schule beschäftigte sich mit der Erklärung des Dichters, ein noch in einer Wiener Handschrift erhaltener fortlaufender Kommentar zur *Ars poetica* gibt davon Zeugnis.<sup>1)</sup> In einem Tierepos des 10. Jahrh., *Ecbasis captivi* betitelt, liegt die Verwertung des Horaz offenkundig zu Tage. Die grosse Anzahl der erhaltenen Handschriften ist der beste Beweis dass man in den Klöstern auch gern Horaz las. Es würde gewiss ein anschauliches Bild von dem grossen Einfluss des Römers auf die mittelalterliche Litteratur ergeben, wenn man seinen Spuren dort überall nachgehen wollte; allein dies ist bis jetzt nicht geschehen. Wir wenden uns daher gleich zur neuen Zeit. Hier stossen wir zuerst auf die Nachahmer, welche in lateinischen Gedichten der Muse des Horaz nach-eiferten. Es ist dies eine ungeheuer grosse Schar, die von der Humanistenzeit bis in unsere Tage reicht; manche haben es auf diesem Feld sogar zu einem vorübergehenden Ansehen gebracht, wie die Jesuiten Balde (1603—1668) und Sarbiewski (1596—1640). Aber auch auf die nationalen Litteraturen hat der antike Lieblingsschriftsteller grossen Einfluss geübt. In unbewusster Nachwirkung, in absichtlicher Nachahmung, in Übertragung lebte der Römer weiter. In der einen oder anderen Periode ist er sogar Mittelpunkt für die dichterische Thätigkeit geworden, wie dies z. B. in der Zeit unserer sogenannten anakreontischen Dichter der Fall war.<sup>2)</sup> Selbst der Kirche blieb sein Einfluss nicht verschlossen, dass unter die geistlichen Lieder auch alcaeische Strophen wie „Nun preiset alle Gottes Barmherzigkeit“, sapphische wie „Christe, du Beistand deiner Kreuzgemeinde“ Aufnahme gefunden haben, wem verdanken wir es in letzter Linie anders als Horaz?<sup>3)</sup> Das Fortleben des venusinischen Dichters in den modernen Litteraturen zu verfolgen, ist uns wegen der Überfülle des Stoffes unmöglich. Dagegen müssen wir aus den philologischen Studien des Horaz die zwei Epochen herausgreifen, welche durch die Namen BENTLEY und PEERL-KAMP bezeichnet werden. Der Engländer BENTLEY hatte bereits, ehe er an Horaz herantrat, eine unsterbliche Leistung hinter sich, es war dies die geniale Untersuchung über die sogenannten Briefe des Tyrannen Phalaris, in der sich eminenter Scharfsinn, reiche Gelehrsamkeit, lichtvolle, erfrischende Darstellung zu dem höheren Zweck verbanden, Echtes und Unechtes zu scheiden. Dieser erstaunlichen Leistung folgte bald eine andere, welche nicht minder die gelehrte Welt aufrütteln sollte als die erste; wir meinen seine Horazausgabe, welche mitten unter heftigen persönlichen Kämpfen,

<sup>1)</sup> *Schol. Vindob. ad Hor. a. p.* ed. ZECHMEISTER, Wien 1877 (*Zeitschr. f. österr. Gymn.* 28, 516).

<sup>2)</sup> GERVINUS, *Deutsche Literaturgesch.* 5, 224.

<sup>3)</sup> FRITZSCHE, *Jahrb. f. Philol.* 88, 169.

an denen BENTLEYS Leben so reich ist, im J. 1711 ans Tageslicht trat. Hatte der Engländer in seiner ersten Schrift eine glänzende Probe der höheren Kritik gegeben, so lieferte er hier eine ebenso glänzende Probe der Wortkritik. In seinen kritischen Operationen vernachlässigte er zwar keineswegs die Überlieferung, wie denn z. B. sein scharfer Blick den hohen Wert des ältesten codex Blandinius erkannte, allein der Schwerpunkt seiner Kritik liegt nicht nach dieser Seite hin. Der liegt vielmehr darin, dass er mit hohem Selbstgefühl, wie es nur ein Vorrecht des Genies ist, den Satz proklamierte, dass der Gedanke höher steht als hundert Handschriften und dass eine durch Sinn und Zusammenhang gerechtfertigte Konjekturen ebensoviel wert ist als eine durch hundert Handschriften bezeugte.<sup>1)</sup> Diesem Grundsatz entsprechend scheut er sich daher auch nicht, seine Konjekturen in den Text zu setzen. Die Rechtfertigung der Konjekturen von der „ratio“ aus will daher nichts von dem „Probabile“, das sich auf diesem Gebiet breit machte, wissen, sondern steuert mit souveräner Verachtung des toten Buchstabens festen Schritts auf das „Certum“ hin. Es ist überall der Massstab der Korrektheit, welcher für die Emendation bestimmend ist. Darin liegt der ungeheure Reiz dieser Kritik, zugleich aber ihre Schwäche. Denn nur zu leicht läuft eine solche Methode Gefahr, zu wenig die Individualität des Schriftstellers zu berücksichtigen und statt den Abschreiber diesen selbst zu korrigieren. Und dies hat BENTLEY unzähligemal gethan. Allein trotzdem ist seine Arbeit für den Dichter in hohem Grade förderlich gewesen, weil sie uns zur tieferen Erkenntnis seines Wesens verhalf und nicht bloss seine Licht-, sondern auch seine Schatten-seiten kennen lehrte, denn aus der BENTLEY'schen Konjekturen ersehen wir, wie oft noch der Dichter von der Vollkommenheit des Ausdrucks entfernt ist. Die Bewegung, welche diese Horazausgabe hervorrief, war eine gewaltige und das Entsetzen der autoritätsgläubigen Menge nicht gering. Es erschienen Pamphlete, der Aristarchus Anti-Bentlejanus von R. JOHNSON 1717, endlich die Ausgabe von A. CUNNINGHAM, Hagae 1721. Zehn Jahre hatte dieser schottische Edelmann daran gesetzt, den BENTLEY'schen Horaz zu vernichten. Allein sein Bemühen war vergeblich. Jene Gegenschriften sind verschollen, während der BENTLEY'sche Horaz noch heute den unvergänglichen Ruhmeskranz trägt. Nach BENTLEY kamen die Horazstudien in eine Stagnation, welche über hundert Jahre andauerte. Da brachte das Jahr 1834 eine neue tiefgehende Gärung der Geister, veranlasst durch die Ausgabe der Oden und Epoden von HOFMAN PEERLKAMP. In anmutiger Weise erzählt der Holländer, wie er von Jugend auf Horaz aufs eifrigste studiert, wie er dann BENTLEY und andere Herausgeber aufs gewissenhafteste zu Rate zog und wie er trotzdem, als er den Dichter seinen Zuhörern interpretieren sollte, hiebei auf unübersteigliche Hindernisse stiess. Da alle Hilfsmittel hier versagten, so erwachte in ihm der Gedanke, dass Horaz mit Unechtem versetzt sei. Und dieser Gedanke löste ihm, wie er glaubte, alle Schwierigkeiten. So gab er denn seinen

<sup>1)</sup> Zu Carm. 3, 27, 15: *nobis et ratio et res ipsa centum codicibus potiores sunt*; zu 1, 23, 5: *nihil profecto hac coniectura certius*

*est suoque ipsa lumine aequae se probat, ac si ex centum scriptis codicibus proferretur.*



Horaz heraus, in dem etwa der vierte Teil der Oden für unecht erklärt war. Auch PEERLKAMP teilt den Fehler mit BENTLEY, dass er nicht an den Dichter, wie er ist, mit allen seinen Vorzügen und Schwächen herantrat, sondern gleich den Massstab der Vollkommenheit mitbrachte,<sup>1)</sup> dass er sich einen Idealhoraz konstruierte und das was von demselben abwich, für unterschoben erklärte. Da bei PEERLKAMP naturgemäss subjektiv-ästhetische Ansichten einwirken, so kann seine Argumentation bei weitem nicht den siegesgewissen, erfrischenden Charakter erhalten wie der BENTLEY'sche Kommentar; man gewinnt nur zu oft den Eindruck des krankhaften Nörgelns. Das Beispiel PEERLKAMPS reizte natürlich zur Nachahmung; besonders seitdem G. HERMANN die Partei des holländischen Gelehrten ergriffen, stellte sich eine grosse Schar von Nachtretern ein, welche, jeder in seiner Weise, den Horaz säuberten. Den Gipfelpunkt erreichten diese Bestrebungen in GRUPPES Minos und Aeacus und in der Horazausgabe von LEHRS. Schon das letzte Buch aber konnte keine Bewegung mehr hervorrufen und erweckte mehr das Gefühl des Bedauerns, dass dieser Gelehrte seinen Ruhm durch eine so „unverständliche“ Arbeit schädigen konnte. Denn mittlerweile waren die Wogen der Interpolationsflut zurückgeworfen, man erkannte, dass das Vorgehen PEERLKAMPS ein geistreicher Irrtum war, man wurde sich bewusst, dass durch die noch sehr im Rückstand befindliche Interpretation des Dichters jene Verblendung möglich war. Nur sehr wenige Früchte sind durch diese Interpolationswut für Horaz gezeitigt worden; das Meiste ist unbrauchbar und liegt längst hinter uns in wesenlosem Scheine.

Dem unmethodischen Verfahren PEERLKAMPS trat M. HAUPT entgegen und legte die Kriterien für die Annahme von Interpolationen dar (Opusc. 3, 55). Von mittelalterlicher Interpolation kann gar keine Rede sein, denn die Überlieferung ist eine geschlossene. Nach HAUPT hat HEYNEMANN, *De interpolationibus in carminibus Horatii*, Bonn 1871 feste Prinzipien für die Scheidung des Echten und Unechten aufzustellen versucht. Allein obwohl er die Zahl der nach seiner Ansicht zu begründenden Interpolationen sehr reduziert — vgl. die Übersicht p. 56. 70 —, so nimmt er deren noch immer zu viel an.

### 3. L. Varius Rufus.

**267. Gedichte des Varius Rufus.** Der Dichter ist als Freund des Vergil und Horaz bekannt. Seine Freundschaft für letzteren bekundete er dadurch, dass er mit Plotius Tucca die Aeneis nach des Dichters Tod herausgab; Horaz aber führte er und Vergil — ein wichtiges Ereignis — bei Maecenas ein (Sat. 1, 6, 55). Den drei Freunden Varius, Vergil und Tucca setzt der venusinische Sänger ein schönes Denkmal, er nennt sie (Sat. 1, 5, 41):

*animae, quales neque candidiores  
terra tulit, neque quis me sit devinctior alter.*

Varius war ein sehr angesehener Dichter, von ihm rühmt Horaz, dass niemand des Heldenlieds solcher Meister sei wie er (Sat. 1, 10, 43). Vergil klagt unter fremder Hülle, dass er bisher nichts des Varius und des Helvius Cinna Würdiges gesungen (Ecl. 9, 35); auf ihn als den rechten Mann, Agrippas Thaten zu besingen, weist Horaz C. 1, 6 hin.

<sup>1)</sup> Er sagt (Od. 1, 16, 13): *equidem Horatium non agnosco nisi in illis ingenii monumentis quae tam apta et rotunda sunt, ut nihil demere possis, quin elegantiam minuas.*

Zwei Epen sind von Rufus bekannt; unsere Kenntnis über das erste verdanken wir Macrobius. In den Kapiteln, in denen er die Nachahmungen Vergils aufzeigen will, werden uns vier Stellen, welche einem Gedicht mit dem Titel „*de morte*“ nachgebildet sind, aufgezeigt. Da eine der Nachahmungen in der 8. Ecl. (Macrobius 6, 2, 20 = Ecl. 8, 85) vorliegt, so muss dasselbe vor 39 v. Ch., in welches Jahr diese Eclogie fällt, geschrieben sein. Den Titel bezieht man auf den Tod Caesars. Unter den Fragmenten ist das umfangreichste das, welches in schöner Weise uns einen einer Hirschkuh nachspürenden Hund ausmalt. Ein zweites Epos war der Panegyricus Augusti (Porph. p. 287 M.). Aus der Titulatur „Augustus“ werden wir schliessen müssen, dass dasselbe nicht vor 27 v. Ch. fällt, da in diesem Jahr Octavian jenen Beinamen erhielt. Aus diesem Panegyricus hat Horaz, um den Freund zu ehren, eine Stelle seiner Ep. 1, 16 einverleibt (v. 27), welche ein feines Lob des Augustus enthält:

*tene magis saluum populus velit an populum tu,  
servet in ambiguo, qui consulit et tibi et urbi,  
Iuppiter.*

Am meisten Ruhm brachte dem Dichter aber die Tragödie Thyestes ein. Zufällig ist die Didaskalie des Stückes erhalten. Nach derselben wurde das Drama im J. 29 an den Spielen zur Feier des Sieges bei Actium aufgeführt; es trug dem Dichter eine Gratifikation von 1 Million Sestertien ein. Die Medea Ovids und der Thyestes des Varius gelten als die tragischen Meisterwerke der Kaiserzeit.

Die Didaskalie steht im Paris. 7530 (s. VIII): *Lucius Varius cognomento Rufus Thyesten tragoediam magna cura absolutam post actiacam victoriam Augusto ludis eius in scaena edidit; pro qua fabula sestertium deciens accepit. Tacit. dial. 12 nec ullus Asinii aut Meessalae liber tam illustris est quam Medea Ovidii aut Varii Thyestes. Quint. 10, 1, 98 Varii Thyestes cuilibet graecarum comparari potest* (Anspielung auf das Stück bei Hor. C. 1, 6, 8).

Varius' Schrift über Vergil. Aus Quint. 10, 3, 8 *Vergilium paucissimos die composuisse versus auctor est Varius* hat SPALDING mit Recht geschlossen (vgl. auch Gell. 17, 10, 2), dass Varius über Vergil ein Buch geschrieben „*in quo praeter alia de singulis amici operibus quo tempore facta et edita quaque ratione composita essent edocuit lectores*“ (RIBBECK, *Proleg. in Verg.* p. 89).

KÖRTE hat (Rh. Mus. 45, 172) dargelegt, dass in des Epikureers Philodemus Schrift *περὶ πολιτείας* ein Varius und ein Quintilius angeredet war. In dem Varius erkennt er unsern Tragiker L. Varius Rufus, auf den er auch Quint. 6, 3, 78 bezieht, wo von einem L. Varro (so zu schreiben statt des überlieferten Vareo) Epicureo, Caesaris amico die Rede ist, in dem Quintilius aber den Quintilius Varus aus Cremona. Wie sehr die epikureische Philosophie den ganzen Kreis beschäftigte, wissen wir.

Litteratur: WEICHERT, *De L. Varii et Cassii vita et carminibus*, Grimma 1836. UNGER, *L. Varii de morte eclogae reliquiae*, Halle 1870. 1878. Die Fragmente in PLF. p. 337.

#### 4. Aemilius Macer.

268. Die drei didaktischen Gedichte des Aemilius Macer. In dem Tristia 4, 10, 43 lesen wir die Verse:

*saepe suas volucres legit mihi grandior aeo,  
quaque necet serpens, quae iuvet herba Macer.*

Es ist keinem Zweifel unterworfen, dass in diesen Versen drei Gedichte eines Macer ihrem Inhalt nach umschrieben werden, ein Gedicht über die Vögel, eines über den Biss giftiger Schlangen, endlich eines über die Heilkräuter. Der Dichter ist beträchtlich älter als Ovid und daher verschieden



von einem andern jüngeren Macer, der Epiker ist und mit dem Ovid eine Reise durch Asien und Sicilien machte (P. 2, 10, 21). Der didaktische Dichter ist Aemilius Macer, dessen Tod Hieronymus ins Jahr 16 v. Ch. setzt (2, 143 Sch.). Von diesen drei Gedichten kennen wir die zwei ersten auch den Titeln nach, das erste war eine Ornithogonia, das zweite war Theriaka überschrieben; von dem ersten Gedicht wird in Fragmenten das zweite Buch citiert, bei dem zweiten ausdrücklich angegeben, dass es aus zwei Büchern bestand (fr. 9 B.). Das botanische Werk wird nicht mit Namen erwähnt, wir können aber Fragmente mit der allgemeinen Bezeichnung Aemilius Macer demselben zuweisen (vgl. fr. 11, 12, 13 B.). Die Quellen für die drei Gedichte waren natürlich griechische Dichter. Eine Ornithogonia lief unter dem Namen des Boios um; da wir sonst keine kennen, so wird diese Dichtung die Quelle Macers gewesen sein. Für die Theriaka stellt sich naturgemäss als Vorbild das gleichnamige Werk Nikanders ein, für das Lehrgedicht von den Kräutern dessen Georgica. Und als Nachahmer Nikanders hat bereits Quintilian den Aemilius Macer erkannt (10, 1, 56). Der Rhetor gibt uns auch eine Beurteilung desselben; er nennt ihn „humilis“ (10, 1, 87).

Im Quellenverzeichnis des Plinius erscheint Aemilius Macer in den Büchern 9, 110. 11. 17, und mit der üblichen Verschreibung „Licinio Macro“ in den Büchern 19, 21 (222). 28. 29. 32. Allein noch lange nach Plinius scheinen seine Werke gelesen worden zu sein; der sogenannte Cato empfiehlt Macers Kräuterbuch (prol. 2):

*quodsi mage nosse laboras  
herbarum vires, Macer haec tibi carmina dicit.*

Wohl durch diese Stelle wurde im Mittelalter der Name Macer ein „symbolischer“. So nahm das Gedicht des Odo Magdunensis den Namen „Macer“ an. Vgl. Rose, Hermes 8, 163.

Über die *Ornithogonia* des Boios vgl. KNAACK, *Analecta Alexandrino-Rom.* p. 1—112; Bemerkungen über die Theriaka p. 11 n. 17. Die Berner Scholien zu Lucan notieren zu 9, 701: *serpentum nomina aut a Macro sumpsit de libris Theriaca (nam duos edidit) aut quaesita a marsis posuit.* Die Übereinstimmung Lucans mit Nikander (vgl. KNAACK p. 11, 17) zeigt auf Nikander als Quelle Macers. UNGER, *De Macro Nicandri imitatore*, Friedl. 1845.

## 5. Cornelius Gallus.

**269. Die Liebeselegie.** Dem Epos folgte in der griechischen Litteratur die Elegie. Schon die äussere Form lässt erkennen, nach welcher Seite hin die Weiterentwicklung vor sich ging. Die Elegie knüpft zwar durch den Hexameter an die epische Dichtung an, allein durch ein neues Element, das aber von dem Hexameter abgezweigt wurde, durch den Pentameter gewann sie ein epodisches Mass und damit eine kleine Strophe. Durch diese Veränderung der metrischen Form wird der gleichmässig fortlaufende Fluss der Rede aufgehoben; die auf- und abwogenden Stimmungen vermag der Dichter auch durch ein Auf- und Abwogen der metrischen Form kundzugeben. So steht denn die Elegie in der Mitte zwischen dem Epos und der Lyrik, mit der ersten hat sie die Erzählung, mit der zweiten die innere Bewegung gemeinsam. Bald überwiegt das erste Moment, bald das zweite. Selbst nachdem sich die reinen lyrischen Formen herausgebildet hatten, blieb die Zwittergattung kräftig genug, um sich ihr Fortleben zu sichern. In der alexandrinischen Zeit wurde sie, nachdem man der langen und langweiligen Epen überdrüssig geworden war, die Königin der Poessie.

Zwar ist sie hier nicht mehr wie ehemals in Jonien ein Spiegelbild der Kämpfe der Gegenwart, allein sie findet reichen Ersatz in der Schilderung der Leidenschaft, welche alle Menschenherzen am meisten ergreift, der Liebe. Auch die erotische Elegie hält an der Mittelstellung zwischen Epos und Lyrik fest. Für die Erzählung bot die Mythologie reichen Stoff dar, es konnten ja ähnliche Situationen wie die waren, von denen der Dichter bewegt wurde, dem Leser vorgeführt werden. In solchem mythologischen Beiwerk gefielen sich die Elegiker jener Zeit ausserordentlich, und die Römer, welche sich vor allem an die alexandrinische Elegie anlehnten, folgten hierin mit grossem Eifer ihren griechischen Vorbildern, es war für den elegischen Dichter fast eine Notwendigkeit, dass er *doctus* sei, d. h. dass er in der Sagenwelt gehörig Bescheid wisse. So liess sich z. B. Cornelius Gallus von dem Griechen Parthenius ein Compendium von Liebesabenteuern anfertigen, um dasselbe bei seinen elegischen Dichtungen verwerten zu können. Erotische Sagen konnten aber nicht nur als Schmuck, sondern auch für sich gegeben werden, jedoch so, dass auch hier die lyrische Empfindung durchdringt, das Ganze „erzählte Lyrik“ wird. Für den Ausdruck des subjektiven Stimmungsbildes sammelte sich in der Liebeselegie ein Schatz von Bildern, Gedanken und Wendungen; würden alle die zerstreuten Züge gesammelt, so würde man eine Topik der Erotik erhalten. Hier können wir natürlich nur eine flüchtige Skizze entwerfen. Beim Aufkeimen der Leidenschaft spielt Amor die Hauptrolle, bald setzt er den Fuss auf den Nacken seines Opfers, bald richtet er unzählige Pfeile, welche bis ins innerste Mark dringen, auf dasselbe. Nur zu rasch erkennt der Getroffene, dass gegen Amors Macht weder Bacchus noch eine andere Gottheit zu helfen vermag. Was Wunder, wenn er ihm als Sieger erscheint, der wie nach einer gewonnenen Schlacht in einem glänzenden Triumphzug einherzieht. Der Jüngling steht da, getroffen von der Schönheit der Geliebten, die Augen werden ihm zu Führern in der Liebe. Ihr Gesicht ist so weiss wie Milch oder Schnee, sie gleicht der zarten Lilie, noch mehr, sie überstrahlt alle Göttinnen durch ihre hehre Gestalt. Diese braucht, so meint der Liebende, keine künstliche Nachhilfe. Auf der andern Seite kommt ihm aber auch der Gedanke, dass diese holde Blüte nicht ewig dauert und dass sie daher, ehe sie verwelkt, gebrochen werden muss. Seine Empfindungen lässt der Jüngling im Liede ausströmen, er verhüllt die Geliebte unter einem Pseudonym, aber er wählt es in der Regel so, dass der wirkliche und der fingierte Name im Metrum übereinstimmen.<sup>1)</sup> Das Lied ist nach des Sängers Ansicht der höchste Lohn für die Geliebte, denn es bringt ihr ja die Unsterblichkeit. Um so entrüsteter ist er, wenn sie diesen Dichterpreis gering achtet und lieber nach Geschenken und schnödem Mammon ihre Hand ausstreckt. Da entfallen dem Dichter leicht Klagen über die Verderbtheit der Welt. Dass die Liebe Leid bringt, klingt auch durch die erotische Elegie hindurch. Häufig ist die Klage, dass die Eidschwüre in der Liebe nichts gelten, sondern von den Winden fortgetragen werden und dass das Herz der Gefeierten von

<sup>1)</sup> Vgl. BENTLEY zu Hor. C. 2, 12, 13 (STUEMUND bei Kleemann, *De l. III Tibulli* p. 21).



Eisen oder Stein ist. In seinem Kummer eilt der Arme in den Wald hinaus, um dort sein Weh ausklingen zu lassen und ihren Namen in die Bäume einzuritzen. Was hat er erst zu leiden, wenn er in Sturm und Wetter vor der Thür der Holden steht und trotz alles Flehens nicht eingelassen wird, wie flucht er da über die grausame Thür und über die Alte, welche des Mädchens Sinn auf einen reichen Nebenbuhler gelenkt hat. Zuletzt bleibt dem Unglücklichen nichts anderes übrig als zu einer Zauberin seine Zuflucht zu nehmen, welche die Kunst besitzt, die Ungetreuen wieder zurückzuführen. Hilft alles nichts, so wünscht sich der Dichter den Tod, aber auf dem Grabmal soll geschrieben stehen, wer an seinem Untergange schuld ist.

Diese Gedanken werden zu einem gemeinsamen Gut, wie es bei jeder ausgebildeten Lyrik mehr oder weniger der Fall ist.

Seit Cicero können wir die Spuren der Elegie bei den Römern verfolgen. Von dem Redner selbst wird eine Elegie, wahrscheinlich mit dem Titel „*Thalia maesta*“, erwähnt. Die jungrömische Dichterschule, die spöttisch genannten Sänger des Euphorion haben derselben ihre Neigung zugewendet, auch P. Terentius Varro, welcher die nationale Richtung mit der alexandrinischen verband, schrieb einen erotischen Elegienkranz auf seine Leucadia. Aber als die Hauptrepräsentanten der Elegie galten Gallus, Tibull, Propertius und Ovid. Daher singt Ovid, indem er von Tibull spricht (T. 4, 10, 53):

*successor fuit hic tibi, Galle, Propertius illi,  
quartus ab his serie temporis ipse fui.*

Allgemeines über die Elegie. Diom. p. 484 *elegia est carmen compositum hexametro versu pentametroque* — *quod genus carminis praecipue scripserunt apud Romanos Propertius et Tibullus et Gallus, imitati Graecos Callimachum et Euphorionem*. Quint. 10, 1, 93 *Elegia quoque Graecos provocamus. cuius mihi tersus atque elegans maxime videtur auctor Tibullus, sunt qui Propertium malint. Ovidius utroque lascivior, sicut durior Gallus*.

Pseudonyme für die Geliebten. Apul. apol. 10 *accusent C. Catullum quod Lesbiam pro Clodia nominarit, et Tigidam similiter quod quae Metella erat Perillam scripserit, et Propertium qui Cynthia dicat, Hostiam dissimulet et Tibullum quod ei sit Plania in animo, Delia in versu*.

Litteratur: GRUPPE, Die röm. Elegie, Leipz. 1838. Anthologie von SCHULZE, Beerl. 1884. MALLET, *Quaest. Propertianae*, Gött. 1882, treffliche Dissertation, in der (nach Anleitung DILTHEYS) eine Topik der Erotik entworfen wird. Auch ROHDE, Griech. Rom. enthält sehr nützliche Auseinandersetzungen über die Elegie.

**270. Das Leben des Gallus.** Der Dichter wurde in niederen Verhältnissen (Suet. Aug. 66) zu Forum Julii (Fréjus) 70 v. Ch. geboren. Als Mitschüler des Augustus erwarb er sich dessen Gunst, wodurch er später sehr in die Höhe kam. Im Krieg gegen Antonius hatte er ein Kommando inne, nach der Schlacht bei Actium hielt er Paraetonium gegen Antonius (Dio 51, 9). Nachdem Ägypten römische Provinz geworden war (30), ernannte ihn Augustus zum Präfecten des Landes. Allein der Dichter wusste sein Glück nicht mit Mässigung zu ertragen; er führte schlimme Reden gegen den Princeps und war masslos von sich eingenommen (Ovid. T. 2, 446); seinen Übermut bekundete er besonders dadurch, dass er sein Bildnis überall in Ägypten aufstellen und seine Thaten auf die Pyramiden schreiben liess. Ein früherer Freund Valerius Largus denunzierte ihn; die Folge war, dass ihm Augustus sein Haus und den Aufenthalt in seinen Provinzen unter sagte. Als diese Ungnade bekannt wurde, traten mehrere mit Anklagen

gegeen Gallus vor. Es wurde ihm der Prozess gemacht und Exil und Vermögenskonfiskation gegen ihn erkannt. Diesen Schlag konnte der Dichter nicht verwinden; er gab sich im J. 27 im Alter von 43 Jahren mit eigener Hand den Tod (Dio 53, 23). Seine dichterische Bildung scheint er in der Schule des Valerius Cato erlangt zu haben; es spricht dafür seine Bekanntschaft mit Parthenius, dessen Beziehungen zur jungrömischen Dichterschule wir § 97 dargethan haben; auch ist ein scherzhaftes Gedicht eines der Genossen, des Furius Bibaculus, auf Cato wohl an unsern Gallus gerichtet. Ferner wird uns berichtet, dass der Grammatiker Q. Caecilius Epirota in seinem Hause lebte (Suet. de gr. 16), also wohl des Dichters litterarischer Gehilfe war. Von den zeitgenössischen Dichtern stand Vergil dem Cornelius Gallus am nächsten. Sicherlich hatte Gallus viel zum Emporkommen Vergils beigetragen. Vergil erwies sich ihm auch dankbar; zweimal zeichnete er ihn in seinen Eclogae (6. 10) aus; in den Georgica war die letzte Partie des vierten Buchs ein Panegyricus auf Gallus; dieselbe musste jedoch nach dem Sturz des Gallus auf Andrängen des Augustus beseitigt werden.

Hieronym. 2, 141 z. J. 27 v. Ch. *Cornelius Gallus Foroiulensis poeta a quo primum Aegyptum rectam supra diximus, XLIII aetatis suae anno propria se manu interfecit. Prob. Verg. 6, 1 (Vergilius) insinuat Augusto per Cornelium Gallum, condiscipulum suum.*

**271. Gallus' Liebeslegien (Lycoris).** Der Gegenstand seiner Liebeslegien ist die Lycoris, daher Ovid singen kann (Am. 1, 15, 29):

*Gallus et Hesperis et Gallus notus Eois  
et sua cum Gallo nota Lycoris erit.*

Lycoris ist der Gewohnheit der römischen Dichter entsprechend nicht der wirkliche, sondern nur der dichterische Name der Geliebten. Als sie mit Gallus in Beziehungen stand, konnte sie bereits auf eine bewegte Vergangenheit zurückblicken. Sie war eine Freigelassene des Volumnius Eutrapelus. Bei ihm traf sie Cicero im J. 46 v. Ch. bei einem Mahle (Ep. 9, 26); er nennt sie Cytheris; aus Cic. Phil. 2, 24, 58 erhellt, dass sie Schauspielerin und „Cytheris“ ihr Theatername war. Schon vor dieser Zeit hatte sie ein Liebesverhältnis mit dem bekannten M. Brutus. Nachdem dieser aber die Tochter des Appius Claudius geheiratet, finden wir die Hetäre in den Armen des M. Antonius. Er führte sie sogar auf seinen amtlichen Reisen durch Italien mit sich, was Cicero zu herbem Spott Anlass gibt (l. c. ad Attic. 10, 10, 5 10, 16, 5). Bei seiner Verbindung mit der Fulvia (46) musste er die Libertine entlassen (Cic. Phil. 2, 31, 77). Nun scheint Gallus von ihr Besitz genommen zu haben; allein sie blieb ihm nicht treu; in der 10. Ecloge Vergils lesen wir, dass sie einem Soldaten in den Krieg folgte (vv. 23) und zwar über die Alpen an den kalten Rhein (v. 48).<sup>1)</sup> Die Gedichtsammlung umfasste vier Bücher. Für dieselbe benützte er wohl das erwähnte Büchlein von Liebesabenteuern, welches Parthenius aus Nicaea für seinen Gebrauch zusammengestellt hatte und das uns noch erhalten ist. Sein Muster war der dunkle, schwer verständliche Dichter Euphorion aus Chalkis. Es scheint, dass von diesen Eigenschaften manches auch auf den Nachahmer überging, woraus sich dann erklären würde, dass Quintilian ihn 10, 1, 93 einen *poeta „durior“* nannte.

<sup>1)</sup> Vgl. p. 25.



Über die Lycoris sind die Hauptstellen: Ps. Aurel. Vict. de v. ill. 82 (*Brutus*) *Cytheridem mimam cum Antonio et Gallo poeta amavit*. Serv. zu Ecl. 10, 1 *hic Gallus amavit Cytheridem meretricem, libertam Volumnii, quae eo spreto Antonium euntem ad Gallias est secuta* (was unrichtig ist, da Antonius zur Zeit, als die 10. Ecl. geschrieben wurde, nichts mehr mit der *mima* zu schaffen hatte). Schol. des cod. Medic. zu Ecl. 10, 2 *Lycorin Volumniam Cytherin loquitur quam triumviri Cornelius Gallus et Marcus Antonius amaverunt, quam per potentiam Antonius secum duxit in Gallias ad exercitum proficiscens*. (Porphyrio p. 148 M. *Vergilius in Bucolicis pro Cytheride Lycoridem appellat*.) Die Identität der Lycoris und Cytheris wird geleugnet von VÖLKER 1, 27; FLACH, *Fleckeis*. J. 119, 793; L. MÜLLER zu Propertius p. 138, ohne stichhaltige Gründe. — Über die Elegiensammlung vgl. die Stelle des Servius im folgenden §. Auf dieselbe wird zu beziehen sein Prob. zu Ecl. 10, 50 *Euphorion elegiarum scriptor Chalcidensis fuit, cuius in scribendo secutus colorem videtur Cornelius Gallus*. Aus dieser Sammlung wird der einzige Pentameter stammen, der von Gallus überliefert ist (FPL p. 326).

**272. Gallus' Übersetzungen aus Euphorion.** Dass Gallus ausser den nach alexandrinischem Muster gedichteten Elegien noch Übersetzungen und zwar des Euphorion lieferte, wird uns von Servius ausdrücklich bezeugt. Auch in den Eclogen Vergils wird an zwei Stellen die erotische Poesie in Gegensatz zu den Euphorionischen Übertragungen gebracht. Als Lycoris dem Dichter untreu geworden, gelobt er (Ecl. 10, 50):

*ibo et Chalcidico quae sunt mihi condita versu  
carmina pastoris Siculi modulabor avena.*

Also kein Liebeslied mehr; die bereits vorhandenen Bearbeitungen Euphorions will er zur Flöte des sicilischen Hirten singen. In der sechsten Ecloge wird uns von einer grossen Umwandlung des Dichters erzählt; bisher „irrte“ er am Ufer des Helikonflusses Permessus umher, jetzt wird er aber von einer Muse zum Musensitz geleitet, bei seinem Eintritt erhebt sich der ganze Chor und Linus überreicht ihm die Syrinx, welche früher der askräische Sänger Hesiod gespielt. Unter den Gedichten Euphorions befindet sich ein „Hesiodos“. Die Stelle wird verständlich, wenn wir annehmen, dass Gallus, der vorher leichte, tändelnde<sup>1)</sup> Liebespoesie geschrieben, jetzt ein Werk des Euphorion und zwar den Hesiod bearbeitet hat. Noch mehr. Als Linus die Syrinx dem Gallus überreichte, forderte er ihn auf, über den Ursprung des Apollohains (mit seinem Tempel und Orakel) von Grynium an der Küste Äoliens zu singen. Servius berichtet uns, dass Euphorion diese Sage behandelte und dass Gallus dieselbe aus Euphorion übersetzte. Es wird also eine Anspielung auf die Übersetzung dieses zweiten Euphorionischen Gedichtes, mit der Gallus damals beschäftigt war und von der Vergil bereits Kunde erhalten hatte, vorliegen.

Servius zu Ecl. 10, 1 *Euphorionem transtulit in latinum sermonem et amorum suorum de Cytheride scripsit libros quattuor*. Serv. zu Ecl. 6, 72 wird die Sage vom Apollohain in Grynium und der in demselben vorgekommene Wettstreit des Kalchas und Mopsus erzählt und dann geschlossen: *hoc autem Euphorionis continent carmina, quae Gallus transtulit in sermonem latinum* (nach MEINEKE stand die Sage im 5. Buch der Chiliaden, vgl. Anal. Alex. p. 79). Für die oben vorgetragene Ansicht finde ich den ältesten Gewährsmann in HEYNES Ausg.<sup>3</sup> p. 200: *Fontaninus miro acumine plura Galli carmina ex versibus Vergilianis exsculpsit: ex v. quidem 70 colligere vult, eum latinum fecisse Hesiodum Euphorionis, ex v. 73 eum vertisse latine Chiliadem*. — VÖLKER, *De C. G. vita et scriptis* I Bonn 1840, II Elberf. 1844.

<sup>1)</sup> Ähnlich Prop. 2, 10, 25 *nondum etenim Ascræos norunt mea carmina fontes, sed modo Permessi flumine lavit Amor* (MALLET, *Quaest. Prop.* p. 9).

## 6. C. Valgius Rufus.

**273. Die Elegien des Valgius.** Horaz ermahnt in der 9. Ode des 2. Buchs den ihm befreundeten (S. 1, 10, 82) C. Valgius Rufus, doch endlich einmal von seinen Klagen über den Tod des geliebten Knaben Mystes abzulassen und lieber die grossen Thaten des Augustus durch ein dichterisches Werk zu verherrlichen. Aus diesem Gegensatz ergibt sich, dass Valgius den verstorbenen Mystes in Elegien besungen hatte. Elegien des Valgius werden auch von Servius (Aen. 11, 457) und anderen erwähnt; unter den drei erhaltenen Fragmenten ist das erste am interessantesten, weil in demselben der zeitgenössische Dichter „Codrus“<sup>1)</sup> mit Helvius Cinna auf eine Linie gestellt wird. Über die dichterische Kunst des Valgius gestattet uns die Dürftigkeit der Fragmente nicht, ein Urteil zu fällen; von seinen Zeitgenossen wurde er bewundert; dies zeigte die oben besprochene Ode des Horaz, dies zeigt auch der Dichter des Panegyricus auf Messala, denn er erhebt sich zu dem überschwenglichen Lob, keiner komme Homer so nahe wie Valgius, keiner eigne sich daher so, die Thaten Messallas zu besingen, als Valgius (v. 179).

Auch Epigramme schrieb er; ein einziger Hendekasyllabus ist uns daraus erhalten, vgl. FPR. p. 342 nr. 1. Ausserdem zwei Hexameter (l. c. nr. 5), welche man auf ein bukolisches Gedicht beziehen will (BERGK. Opusc. 1, 552).

**Valgius' gelehrte Arbeiten.** Auch als Gelehrter war Valgius schriftstellerisch thätig. Wir kennen folgende Schriften:

1) Die Übersetzung der Rhetorik Apollodors. Das rhetorische Lehrbuch Apollodors war deshalb so wichtig, weil es auf dem Prinzip aufgebaut ist, dass die Sätze der Rhetorik unumstösslich und ausnahmslos sind. Den gegenteiligen Standpunkt vertraten bekanntlich die Theodorer. Dieses Lehrbuch übersetzte Valgius, und seine Bearbeitung wurde von Quintilian benützt z. B. 3, 5, 17, wo er einige Definitionen rhetorischer Termini aus derselben mitteilt.

2) *De rebus per epistulam quaesitis* (briefliche Untersuchungen). In diesem Miscellaneenwerk, von dem Gellius 12, 3, 1 das zweite Buch citiert, waren, soweit wir sehen können, grammatische Fragen behandelt (vgl. Charis. p. 143. 108).

3) Heilmittellehre. Das Werk war nicht zur Vollendung gekommen; es war dem Augustus gewidmet, der in der ebenfalls nicht vollendeten Vorrede um seinen Schutz gegen alle Leiden der Menschheit angegangen werden sollte. Allein trotz des unfertigen Zustandes kam es in die Hände des Publikums.

Zeugnisse: Quint. 3, 5, 17 *Causam finit Apollodorus, ut interpretatione Valgii discipuli eius utar, ita.* Plin. n. h. 25, 4 *post eum (Catonem) unus illustrium temptavit C. Valgius eruditione spectatus imperfecto volumine ad divum Augustum, inchoata etiam praefatione religiosa, ut omnibus malis humanis illius potissimum principis semper mederetur maiestas* (vgl. Quellen B. 20—27).

RITSCHL ist der Ansicht, dass die Bearbeitung der *Ars* Apollodors ein didaktisches Gedicht war; er will in den von Quint. 5, 3, 17 mitgeteilten Definitionen Senare erkennen (Opusc. 3, 269). Dies ist ganz unwahrscheinlich, da doch wohl der Übersetzer die Form seines Originals beibehielt. Ebenso unwahrscheinlich ist die Annahme R. UNGERS, dass die „Heilmittellehre“ ein didaktisches Gedicht war. Plinius würde dieses Moment kaum übergangen haben. — UNGER, *De Valgii Rufi poematis*, Halle 1848.

## 7. Domitius Marsus.

**274. Cicuta (Epigrammensammlung).** Öfters erwähnt Martial als seinen Vorgänger neben Catull und Peto Domitius Marsus z. B. 5, 5, 6. Es ist daher zu vermuten, dass Domitius Epigramme geschrieben. In der That

<sup>1)</sup> Über diesen Codrus vgl. Vergil Ecl. 5, 11 7, 21 7, 25.



haben wir ein bissiges Epigramm auf die Brüder Bavius und Mevius, die bekannten Dichterlinge, welche volle Gütergemeinschaft hatten, bis durch die Frau des einen dieselbe einen unheilbaren Riss erhielt. Diese Verse citiert nur ein Kommentator zu Vergils *Bucolica* und gibt zugleich als Titel des Buchs, dem die Verse entnommen sind, „*Cicuta*“ an. Derselben Sammlung gehört wohl auch der Hexameter an, in dem der Prügelpädagogik des aus Horaz bekannten Orbilius gedacht wird (p. 347 B.), ferner der, in dem der Grammatiker Caecilius Epirota, der zuerst Vergil und andere moderne Dichter vorlas, „Amme zärtlicher Dichter“ (*tenellorum nutricula vatum*) genannt wird. Endlich werden der Epigrammensammlung angehört haben die bekannten Verse auf den Tod Tibulls (vgl. § 278).

Philargyr. ad Verg. ecl. 3, 90 *Domitius in Cicuta refert*. BERGK schlägt *Scuticca* „Peitsche“ für *Cicuta* vor.

**275. Elegisches.** Als Martialis dem Liebhaber des Thestylus, dem belesenen Dichter Voconius Victor seine Epigramme vorlesen wollte, bat er den geliebten Knaben, die gelehrten Gedichte seines Verehrers etwas wegzulegen und auch den seinigen sein Ohr zu leihen (Mart. 7, 29, 7):

*et Maecenati Maro cum cantaret Alexin,  
nota tamen Marsi fusca Melaenis erat.*

Dieses Distichon lehrt uns die Geliebte des Domitius Marsus kennen; es ist die braune Melaenis; es lehrt uns weiterhin, dass Domitius auch dem Kreis des Maecenas angehörte, endlich dass auch die Melaenis wie Alexiis in Gedichten verherrlicht war. Es werden Elegien gewesen sein. Ihnen werden wir die kleinen poetischen Erzählungen (*fabellae*) anreihen, über welche nur ein einziges Zeugnis, das des Grammatikers Charisius (p. 72, 44) vorliegt. Hier wird uns ein halber Hexameter aus dem 9. Buch angeführt.

**276. Amazonis (Epos über die Amazonen).** In einem Epigramm (4, 29) beklagt es Martial, dass das Seltene höher geschätzt werde als das häufig Vorkommende; von den Beispielen, durch die er diesen Satz erhärten will, ist eines auch aus der Litteratur genommen:

*saepius in libro numeratur Persius uno  
quam levis in tota Marsus Amazonide.*

Persius mit seinem einzigen Buch gilt mehr als der leichte Marsus mit seiner ganzen buchreichen Amazonis. Damals waren die Vindelicier mit den Amazonen in Verbindung gebracht worden, sei es dass der Ursprung jenes Volkes von den Amazonen abgeleitet wurde (Serv. Aen. 1, 243) oder sei es dass man ihre Bewaffnung als eine von den Amazonen, von denen sie aus Thracien vertrieben wurden, angenommene hinstellte (Porph. p. 126 M.). Auf diese Sagen spielt Horaz in den Oden 4, 4, 19 an und es ist eine treffende Vermutung von J. M. GESSNER, dass Horaz an jener Stelle der Amazonis des Domitius Marsus einen Hieb versetzen wollte.

NIPPERDEY zu Tac. Ann. 6, 47 bestreitet die Identität des Dichters der Amazonis mit dem Epigrammendichter Domitius Marsus, er denkt an Vibius Marsus, von dem aber dichterische Produkte nicht bekannt sind. Bezüglich des „*levis*“ bemerkt M. HAUPT (Opusc. 3, 33): *arbitror levem poetam et epigrammatis clarum longo et severo carmine epico displuisse propterea quod levis illud a Martiale additum esse.*

De urbanitate (prosaisches Werk). Auffallend ist, dass der Dichter auch in Prosa schrieb. Freilich war es ein Gegenstand, der mit seinen Epigrammen und *Fabellae* in

Verbindung stand; er behandelte nämlich die Lehre vom schlagenden, pikanten Ausdruck, denen er „*urbanitas*“ nannte. Quintilian zog dieses nach seinem Urtheil sorgfältig abgefasste Werk in seinem Kapitel über das Lächerliche bei; daraus erfahren wir manches sogar im Wortlaut aus demselben, wie z. B. die Definition der *urbanitas*, die Charakterisierung der *urbana dicta* als heitere, ernste und indifferente, endlich die Einteilung der heiteren in lobbende, schmähende, indifferente.

Quint. 6, 3, 102 *Domitius Marsus — de urbanitate diligentissime scripsit*. Seine Definition der *urbanitas* lautet: *urbanitas est virtus quaedam in breve dictum coacta et aptata ad delectandos movendosque homines in omnem affectum, maxime idonea ad resistendum vel lacescendum, prout quaeque res ac persona desiderat*.

Mit Quintilian zeigt Übereinstimmung in bezug auf diese Materie Macrobius im 2. Buch; beide müssen aus derselben Quelle geschöpft haben; diese ist aber wahrscheinlich Domitius Marsus. Es kann daher auch Macrobius zur Kenntnis des verlorenen Werks benützt werden „*in exordio libri, e quo praeter Quint. 6, 3, 102 sq. etiam Macr. 2, 1, 14 fluacuisse videtur, Marsus de urbanitatis notione atque generibus exposuisse videtur, quam disquisitionem excipiebat ipsa iocorum collectio, secundum singulos homines, ni fallor, disposita; hoc enim probabile fit conlato Macrobio, qui vel ordinem in fonte repertum servare soleat*“ (Wissowa, Hermes 16, 502).

Ob Marsus (Quint. 3, 1, 18), an den der berühmte Rhetor Apollodor einen Brief über die unter seinem Namen einlaufenden *Artes* richtete, Domitius Marsus ist, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. Auch der im Quellenverzeichnis zu B. 34 des Plinius genannte „*Marsus poeta*“ macht Schwierigkeiten (URLICH, Quellenreg. zu Plin., Würzb. 1878 p. 11).

## 8. C. Melissus.

**277. Die fabula trabeata.** Wir haben im ersten Teil (§ 53) gesehen, dass sich aus der Palliata, welche sich im grossen Ganzen als die Übersetzung eines griechischen Originals darstellte, eine nationale Form entwickelte, welche zwar auf der Grundlage des attischen Intrigenstücks ruhte, abber der Handlung römisches Gepräge verlieh. Es war dies die Togata, das nationale Lustspiel der Römer. Wir haben aber auch weiterhin gesehen, dass dieser volkstümlichen Gattung ein nur verhältnismässig kurzes Leben vergönnt war, einmal erhielt sie sich nicht rein und mündete wieder in die griechische Palliata ein, dann traten andere Spielarten auf, die Atellana und der Mimus, welche die alten Formen in sich aufnahmen. Da taucht in der Zeit des Augustus jenes nationale Lustspiel in neuer Gestalt auf. Während früher die Togata sich gern in den niederen Sphären der Gesellschaft bewegte, in den Stuben der Handwerker, in den Höfen der Bauern, finden wir sie jetzt in die feinern Kreise versetzt; nicht die *toga* ist jetzt ihr Symbol, sondern das Ehrenkleid des Ritterstandes, die *trabea*. Wenn wir aber ihrer Ursprungsgeschichte nachgehen, so gelangen wir in den Kreis des Maecenas. Dessen Freigelassener C. Melissus aus Spoleto, der nach seiner Freilassung das öffentliche Amt eines Bibliothekars verwaltete, wird als Urheber der *trabeata* bezeichnet. Es ist daher sehr wahrscheinlich, dass diese Wiedererweckung eines abgestorbenen Gebildes dem Maecenas verdankt wird und in seinem bekannten Streben, das nationale Leben nach allen Seiten hin zu kräftigen, seine Wurzel hat. Allein die Unmöglichkeit, etwas Totes wieder lebendig zu machen, sollte auch hier sich bewahrheiten. Ausser einer flüchtigen Anspielung Ovids (P. 4, 16, 30) schweigen die Schriftsteller über das neue Lustspiel. Es scheint keine tiefere Einwirkung hinterlassen zu haben, seine Existenz war eine ephemere; plötzlich aufgeschossen weckte es ebenso rasch wieder dahin. Ausser diesen Komödien fertigte Melissus in seinen alten Tagen noch eine Sammlung von drolligen Ge-



schichten (*Ineptiae*) in 150 Büchern, welche später den Titel „Joci“ erhielten. Auch gelehrte Arbeiten scheint er verfasst zu haben.

Suet. de gr. 21 *ut ipse tradit, sexagesimum aetatis annum agens libellos ineptiarum, qui nunc Iocorum inscribuntur, componere instituit, absolvitque C et L, quibus et alios diversi operis postea addidit. fecit et novum genus togatarum inscripsitque trabeatas.*

In den Quellenregistern des Plinius wird ein Melissus zu den Büchern 7. 9. 10. 111, in denen vom Menschen und von den Tieren gehandelt wird, und in dem B. 35 über die Malerei angeführt. Ferner citiert Serv. Aen. 7, 66 *Melissus, qui de apibus scripsit* (GLÖCKNER, Rh. Mus. 33, 159). Auch in Donats Vergilvita begegnet er als Zeuge (vgl. noch p. 16). An allen diesen Stellen werden wir den Freigelassenen des Maecenas zu statuieren haben.

## 9. Die Dichter des Messallakreises (Albius Tibullus und andere).

**278. Die Messalla'sche Sammlung.** Als der Dichter Tibull im J. 19 v. Ch. starb, konnte Ovid, der ihm ein Trauerlied widmete (Am. 3, 99), rühmend sagen, dass die Elegienbücher Delia und Nemesis das was an Tibull sterblich, lange überdauern werde. Die beiden Bücher waren also damals in der gebildeten römischen Welt bekannt. Geraume Zeit später erhielten dieselben einen Anhang; es wurden hinzugefügt sechs Gedichte, in denen sich Lygdamus als Dichter nennt, ein Panegyricus auf Messalla von einem unreifen unbekannten Poeten, zwei sehr merkwürdige Elegienkränze, von denen der erste die Liebe der Sulpicia zu Cerinthus zum Gegenstand sehr zarter Elegien macht, bald den Dichter, bald Sulpicia sprechen lassend, der zweite, von Sulpicia selbst verfasst, die Blätter enthält, denen sie ihre Liebe zu Cerinthus anvertraute, Erzeugnisse tiefer, echter Empfindung; endlich kam noch hinzu eine wundervolle Elegie und ein Doppeldistichon auf eine nicht genannte Geliebte, zwei Stücke, die wir wiederum Tibull beilegen müssen. Auch nachdem diese Stücke angeschlossen waren, führte das Buch den Namen „Tibull“ weiter. Und unter seinem Namen ist die Sammlung auf uns gekommen. Der Glaube an die Autorschaft Tibulls galt als so selbstverständlich, dass man im Laufe der Zeit ausser dem Epigramm des Domitius Marsus auf den Tod Tibulls:

*te quoque Vergilio comitem non aequa, Tibulle,  
mors iuvenem campos misit ad Elysios,  
ne foret, aut elegis molles qui fleret amores  
aut caneret forti regia bella pede.*

noch eine kurze Biographie Tibulls beischrieb. In dem Archetypus unserer Handschriften standen bereits sowohl das Epigramm als die Vita. Aber woher stammen jene oben genannten Zuthaten und wie haben sie sich zusammengefunden? Tibullus ist bekanntlich das ausgezeichnetste Mitglied des Messalla'schen Dichterkreises. In das Haus Messallas führt uns der Panegyricus. Dahin weisen auch die Lieder der Sulpicia, der Nichte Messallas; ursprünglich nicht zur Herausgabe bestimmt, werden sie von der Familie aufbewahrt worden sein. Der Elegienkranz Tibulls, der an das Liebesverhältnis der Sulpicia anknüpft, kann natürlich nur da gesucht werden, wo die Sulpicialieder sich befinden. Es bleiben noch die Lygdamuselegien und die zwei Gedichte am Schluss der Sammlung, oder, da die Tibullische Herkunft der letzteren ausser Zweifel sein dürfte, nur die ersteren. Allein wer wird Lygdamus vom Messallakreise trennen wollen? Wir werden annehmen dürfen, dass der ganze Anhang zu den zwei Büchern Tibulls

auss dem Messalla'schen Nachlass stammt und es wird gestattet sein, die ganze Sammlung die Messalla'sche zu nennen. Wann dieser Schatz gehoben wurde, lässt sich genau nicht ermitteln, jedenfalls längere Zeit nach dem Tode Messallas (8 n. Ch.). Martial, der in einem Epigramm ein Tibullexemplar seinem Inhalt nach bestimmt, scheint nur die zwei Bücher Tibulls ohne den Anhang gekannt zu haben.

Die beiden Priapeia der Tibullausgaben. Mit Tibull pflegt man noch zwei Priapeia zu verbinden; das erste, ein Epigramm auf ein kleines Heiligtum, soll in der Nähe Paduas gefunden worden sein; das zweite, in reinen Jamben abgefasst, behandelt in eleganter Weise einen schmutzigen Gegenstand. Das letzte fand sich in dem *fragm. Cuiciumum*, nicht aber das erste. Ob beide Gedichte Tibull zum Verfasser haben, lässt sich nicht entscheiden.

Die Abfassungszeit des Nemesisbuchs und der Glyceraelegien. Gewöhnlich nimmt man an, dass das zweite Buch erst nach dem Tod Tibulls herauskam; dass dies nicht richtig und auch das zweite Buch zu Lebzeiten des Dichters ediert wurde, hat zuerst DISSEN behauptet (p. XXII), ULRICH *Studia Tibulliana* p. 29 scharfsinnig erwiesen. Es ist unzweifelhaft, dass Ovid in dem *Epicedion* nach dem ganzen Zusammenhang mit dem Vers (31):

*sic Nemesis longum, sic Delia nomen habebunt*

auf zwei Bücher, in denen die beiden Schönen gefeiert wurden, hindeuten wollte. Da Ovid diese Bücher als allgemein bekannte voraussetzt, so müssen sie schon länger im Publikum kursiert haben, also geraume Zeit vor 19 v. Ch. herausgegeben worden sein. In dem Jahre, die dem Dichter noch zu leben vergönnt waren, wird seine Produktionskraft nicht erloschen sein. Bei Horaz (c. 1, 33) lesen wir von Elegien Tibulls auf eine neue Geliebte, die Glycera. Wir werden dieses Liebesverhältnis auf das mit der Nemesis folgen lassen. Da die drei ersten Odenbücher 23 v. Ch. herausgegeben wurden, so müsste also das Nemesisbuch vor diesem Jahr erschienen sein und dann die Glyceraelegien ihren Anfang genommen haben. Es wird dies kurz vor 23 v. Ch. geschehen sein. Man darf wohl weiter vermuten, dass Tibull die folgenden Jahre an diesen Elegien arbeitete und an ihrer Herausgabe durch den Tod gehindert wurde. Dass die in der Messallasammlung hinzugekommenen zwei Tibulliana ein Überrest dieser Glyceraelegien sind, lässt sich zwar nicht beweisen, ist aber immerhin sehr wahrscheinlich (ULRICH p. 46). Ob dieser Zeit auch der Elegienkranz Tibulls für die Sulpicia, der aller Wahrscheinlichkeit nach ursprünglich nicht für die Herausgabe bestimmt war, angehört, ist ganz ungewiss.

Zeit der Entstehung der Messallasammlung. Ein Epigramm Martials (14, 193) charakterisiert den Inhalt eines zu einem Geschenk bestimmten Exemplars des Tibull durch folgendes Distichon:

*ussit amatorem Nemesis lasciva Tibullum,  
in tota iuvit quem nihil esse domo.*

Es leuchtet ein, dass mit dem Hexameter das Nemesisbuch gemeint ist; der Pentameter wiederholt im wesentlichen einen Vers aus dem Deliabuch (1, 5, 30) und es ist höchst wahrscheinlich, dass er damit dieses Buch bezeichnen wollte (ULRICH p. 67). Ist diese Annahme richtig, so bestand zur Zeit Domitians, in der Martial schrieb, der Tibull nur aus zwei Büchern und entbehrte noch des Anhangs.

Bucheinteilung der Messallasammlung. Im Archetypus unserer Handschriften wird die Appendix als drittes Buch gezählt. Die Teilung desselben, so dass noch ein viertes herauskommt, hat keine Gewähr. Es hätte sonach der Herausgeber der Messallasammlung alles, was er gefunden, zu einem Buch verbunden und als drittes den schon bekannten zwei Tibullischen angereiht. Allein es wäre auch denkbar, dass er alles mit dem kurzen zweiten Buch vereinigte, und auf eine solche Bucheinteilung scheinen gewisse Exzerpte zu führen, welche Stellen aus den Lygdamuselegien unter dem zweiten Buch auführen. Doch kann auch ein Irrtum hier vorliegen (BIRT, Das antike Buchwesen p. 426; ULRICH p. 70).

#### α) Albius Tibullus.

**279. Das Deliabuch.** Der hervorragendste Dichter im Kreise Messallas war Albius Tibullus. Über seine Lebensverhältnisse wissen wir nicht viel mehr als das, was uns seine Lieder bieten. Das Verhältnis zu seinem Gönner erscheint uns hier als ein durchaus edles und von Kriecherei freies.



Er schloss sich zwar der Begleitung Messallas im aquitanischen Krieg an, auch nach dem Orient wollte er ihm folgen und nur Krankheit hielt ihn in Corcyra zurück; allein er machte kein Hehl daraus, dass er an dem Krieg keine Freude habe. Auch mit Horaz stand Tibull in vertrauten Beziehungen, in einer Ode (1, 33) tröstet der Venusier den Freund, denn eine unglückliche Liebe zu Glycera herbes Leid gebracht, in einem Briefe (1, 4) bittet er den auf seinem Landgut bei Pedum lebenden Dichter, der lange nichts von sich hören liess, um ein Lebenszeichen; bei dieser Gelegenheit erfahren wir, dass auch litterarische Probleme zwischen beiden Dichtern verhandelt wurden und dass Tibull über die Satiren des Horaz ein Urtheil abgegeben hatte. Die Richtung, die Tibull in der Poesie verfolgt, ist eine andere als die des Horaz; sein Reich ist die Elegie. Im Jahr 27, wie es scheint, trat er mit einer kleinen Sammlung vor das Publikum. Kurz zuvor hatte er seinem Gönner Messalla ein Geburtstagsgedicht zugeschickt (77) und da es sich zufällig traf, dass derselbe an seinem Geburtstag die Aquitaner schlug, seinen Triumph (Sept. 27) und seine kriegerischen Thaten gefeiert. Mit diesem Gedicht verband er noch neun andere in früherer Zeit entstandene zu dem ersten Buch seiner Lieder. Gleich das älteste (10) mit seinem Thema „Preis dem ländlichen Stilleben, Fluch dem Krieg“ ist für Tibulls Dichtungsart charakteristisch. Um dieselbe Zeit mögen die Marathuslieder (4, 8, 9) entstanden sein, welche ein Verhältniss zu einem Knaben behandeln. Es ist eine widerwärtige Geschichte, die uns besonders da abstösst, wo erzählt wird, dass sich Marathus einem hässlichen und von Podagra gequälten Alten hingegeben, doch wirkt versöhnend, dass in dem Knaben noch die Natur siegt und er sich in die Pholoë verliebt. Die Krone sämtlicher Elegien bilden diejenigen, welche durch den Namen der geliebten Delia, die mit ihrem wahren Namen Plania hiess, zu einem Kranz verbunden werden. Obwohl man von dem Dichter keine Biographie verlangen kann und der Phantasie hier notwendiger Weise ein grosser Spielraum einzuräumen ist, so wird man doch einen Kern in den Schilderungen des Liebesverhältnisses als thatsächlich erachten. Als diesen Kern wird man anzusehen haben, dass Delia anfangs frei und ledig ist (1, 3), dann von einem reichen Liebhaber sich umgarnen lässt (5), endlich sich verheiratet (2, 6). Mit diesem Entwicklungsgang haben wir auch die chronologische Folge der fünf Elegien in Einklang zu bringen. Die schönsten sind die, welche aus der ersten Zeit der Liebe stammen. Als er krank in Corcyra lag und Todesahnungen seinen Geist umschweben, gedenkt er der Seelenangst der Geliebten bei der Trennung und malt sich das Glück aus, das ihn eines Tags plötzlich in die Arme der bei ihrer Arbeit sitzenden und auf die Erzählungen der Alten hörenden Delia zurückführt (33). Nach Rom zurückgekehrt will er nichts mehr vom Feldlager wissen, der kriegerische Lorbeer ist ihm gleichgültig, ihn verlangt nicht nach Reichtum, nur an der Seite seiner Delia findet er in friedlicher ländlicher Beschäftigung sein Glück (1). Die folgenden Elegien zeigen nicht mehr diese Innigkeit. Es trat sogar eine Entfremdung zwischen den Liebenden ein. Durch eine Kupplerin hatte ein Reicher Zugang zur Delia gefunden; der Dichter hatte sich losgesagt, allein er ist nicht fähig, die Trennung zu

ertragen; er erinnert Delia daran, wie er einst um die Kranke besorgt war, wie er sich das Leben mit ihr ausgemalt, er schleudert Flüche auf die elende Kupplerin (5). Von den zwei Gedichten, welche Delia als verheiratete Frau voraussetzen, spiegelt uns das eine (2) die Situation vor, wie der Einlass begehrende Dichter zurückgewiesen wird, das andere (6), ein kaltes und nur zuletzt einen warmen Ton anschlagendes Produkt, schildert das treulose Wesen der Delia ihrem Gatten und bietet sich ironisch auf Grund seiner mit ihr gemachten Erfahrungen als Wächter an — natürlich um sie selbst zu genießen.

Die Vita Tibulls. Ein Kern scheint antik zu sein; denn die Vita enthält Nachrichten, die nicht etwa aus Tibull oder Horaz erschlossen werden können. So wissen wir aus der Vita allein, dass Tibull dem Ritterstand angehörte, dann dass er im aquitanischen Krieg militärische Ehrengaben erhalten. Diese Nachrichten als unglaubwürdige mit SCHULTZ p. 77 zu verwerfen, sind wir durch nichts berechtigt.

Die Delialieder. Dass der eigentliche Name der Delia Plania sei, beruht auf Appul. apol. 10 *accusant . . . Tibullum quod ei sit Plania in animo, Delia in versu*. Es gibt jedoch keine *gens Plania* (vgl. LEO, Philol. Untersuch. von Kiessling und Wilamowitz 2, 222). Unsere Darstellung sucht die Mitte zu gewinnen zwischen denen, welche überall in den Gedichten Realität suchen und denen, welchen fast alles ein Phantasieprodukt des Dichters ist. Der letzteren Ansicht gibt den weitgehendsten Ausdruck LEO (p. 23): „Delia, in poetischer Hinsicht ein Geschöpf des Dichters, aus einer Wirklichkeit hervorgegangen, die wir nicht mehr erfassen können, die zu erfassen der Dichter in seinen Liedern uns keinen Anhalt geben wollte. Die äusserlichen Züge, die das Mädchen in einem Gedicht erhält, sind im nächsten vergessen; die Elegien besingen ein Liebesverhältnis, aber sie geben keine Geschichte eines solchen.“ Gewiss dürfen nicht alle von dem Dichter gebrachten Einzelheiten mosaikartig zu einer Biographie zusammengesetzt werden, allein der dreifache Hintergrund, welchen Tibull seinen Gedichten gibt, wird auch in der Realität seine Wurzel haben. Die Ansicht derjenigen, welche Delias Verheiratetsein in allen Liedern, nicht bloss im 2. und 6., annehmen, wie O. RICHTER, Rh. Mus. 25, 518; BÄHRENS, Tib. Bl. p. 16, hält nicht vor dem klaren Wortlaut der Gedichte stand (RIBBECK, Rh. Mus. 32, 445). In der Anordnung der Deliaelegien wird man den oben angegebenen Entwicklungsgang zu Grunde legen und die zwei die verheiratete Delia voraussetzenden Gedichte an den Schluss rücken (anders GÖTZ, Rh. Mus. 33, 145). Die 3. Elegie ist wahrscheinlich nach der Schlacht bei Actium, als Messalla in den Orient zog, geschrieben (30 v. Ch.). Vgl. SCHULTZ, *Quaest. in Tibulli librum I chronol.* p. 29. Strittig ist, ob die dritte Elegie der ersten vorausgeht oder nachfolgt; für die erste Anschauung vgl. ULRICH, *Stud. Tib.* p. 15, der die ganze Frage einer umsichtigen Revision unterzogen. — LACHMANN, Kl. Schr. 2, 151. DIETTERICH, *De Tibulli amoribus*, Marb. 1844.

Die Marathuselegien. Zwei Probleme knüpfen sich an diese Elegien (4. 8. 9), dass eine ist, in welcher Ordnung sie aufeinander folgen, das andere, wann sie anzusetzen sind, beide nur durch subjektive Erwägungen lösbar. Die Reihenfolge (4. 9. 8), wie sie GRUPPE, wenngleich nicht mit durchweg richtiger Auffassung, angenommen, ist die natürlichste; die überlieferte Reihenfolge will als die chronologische festgehalten wissen SCHEIDEMANTEL in den Comment. Ribbeck. p. 378. Die Abfassung der Marathuslieder vor den Delialiedern statuierten PASSOW, Verm. Schrift. p. 148; TEUFFEL, Studien p. 355; SCHEIDEMANTEL p. 375; ULRICH, *Stud. Tib.* p. 24; andere wie DISSEN p. XX; BÄHRENS, Tib. Bl. p. 23 nach demselben, RIBBECK zwischen denselben (Röm. Dicht. 2, 192). Die erste Ansicht ist die wahrscheinlichste.

Die Chronologie der übrigen Gedichte bietet keine Schwierigkeiten; das 7. Gedicht ist bald nach dem Triumph verfasst, also 27 (SCHULTZ, *Quaest.* p. 12). Da in dem 10. Delia nicht erwähnt ist, so wird es aus der Zeit stammen, in der der Dichter mit ihr noch nicht bekannt war, also aus der Zeit vor den Deliaelegien (PASSOW, Opusc. p. 297).

Herausgabe des Deliabuchs. Über das Jahr 27 v. Ch. hinaus können wir keine Elegie verfolgen; die Herausgabe wird also wohl in diesem Jahr erfolgt sein. Nun hat man sich aber an Ovids Worte (T. 2, 463) erinnert:

*nec fuit hoc illi fraudi, legiturque Tibullus  
et placet, et iam te principe notus erat.*

*Princeps senatus* wurde Augustus im J. 28 v. Ch. Manche haben daher angenommen, dass einzelne Gedichte, z. B. 6. 5, bereits früher bekannt wurden (BÄHRENS, Tibull. Blätter p. 20; SCHULTZ, *Quaest.* p. 38). ULRICH, *Stud. Tib.* p. 21 will *princeps* κατ' ἐξοχὴν gefasst wissen



und auf die Verleihung des Titels Augustus (Jan. 27 v. Ch.) beziehen. Allein mit *te principe* ist nicht gesagt, dass schon 28 v. Ch. Tibull'sche Gedichte (d. h. das Deliabuch) erschienen waren.

**280. Das Nemesisbuch.** Das zweite Buch schildert uns eine neue Liebe des Dichters, die zur Nemesis. Allein dieses Verhältnis berührt uns viel weniger sympathisch, da es keine Lichtblicke darbietet und in Eintönigkeit verläuft. Es ist ein habsüchtiges Mädchen, dessen Gunst Tibull mit seinen Liedern erringen will. Gleich im ersten Gedicht, in dem sie erwähnt wird (3), hat sie ein reicher Mensch niederer Herkunft mit aufs Land genommen; der Dichter ist untröstlich und verwünscht ihn und sein Gut. Allein trotzdem vermag er sich nicht von dem Joch der Leidenschaft frei zu machen, er beklagt, dass ihm seine Gedichte nichts helfen und dass nur das Geld den Zugang zu der Schönen erschliessen kann (4). Aber ohne sie will nun einmal kein Vers gelingen (5, 111). Zuletzt ist der Unglückliche entschlossen, wie er an den in das Feldlager gezogenen Macer schreibt (6), sogar den Kriegerrock anzuziehen, freilich zaubert ihm, während er so droht, die Hoffnung, die Trösterin aller, doch noch den Besitz der geliebten Nemesis vor; er beschwört sie bei dem Schatten ihrer frühzeitig ums Leben gekommenen Schwester, sich seiner zu erbarmen, er sucht sich einzureden, dass die Lena an allem schuld sei. Damit schliesst diese Liebesgeschichte, wie es scheint, unglücklich für den Dichter, denn von einer Erhöhung vernehmen wir nichts. Mit den Nemesisliedern verband Tibull noch drei andere, eine liebliche Schilderung des Ambarvalienfestes (1), ein schlichtes, treuerherziges Geburtstagsgedicht für Cornutus (2) und ein „Fest- und Ehrengedicht in Form eines Gebets, aber aus elegischer Stimmung für den neuen Quindecimvir Messallinus, den Sohn Messallas (5).

Da Ovid in dem Gedichte auf Tibulls Tod (Am. 3, 9, 58) die Nemesis an des Dichters Sterbebett sitzen lässt, so hat man angenommen, dass diese Liebe seine letzte war und er sozusagen in ihr gestorben, dass demnach die vorhandenen Nemesislieder nur ein Fragment dieser Liebe darstellen, und dass es daher wahrscheinlich sei, dass das zweite Buch erst nach Tibulls Tod an die Öffentlichkeit trat. Allein dass die Scenerie in jenem Gedicht fingiert ist und darauf keine Schlüsse gebaut werden dürfen, hat ULRICH, *Studia Tibull.*, Berl. 1889 p. 35 dargelegt (vgl. oben p. 107 über die Publikation des Buchs). In einer andern Abhandlung (*De libri II Tibull. statu integro et compositione*, Fleckeis. Jahrb. Supplementb. p. 382) sucht derselbe Gelehrte durch ausführliche Analyse zu beweisen, dass die Elegien des 2. Buchs nicht, wie man vielfach angenommen, Spuren der mangelnden Feile zeigen.

**281. Charakteristik Tibulls.** Tibull hat die Elegie von dem Druck der Gelehrsamkeit befreit, er hat gezeigt, dass auch ohne mythologische Anspielungen und Ausführungen die elegische Dichtung den Leser fesseln könne. Er verliess daher die Pfade der Alexandriner und bewegte sich mehr in dem Geleise der ionischen Elegie, ohne jedoch zu einem blossen Nachahmer zu werden. Sein Lied will nichts sein als ein Stimmungsbild, er will das, was des Dichters Inneres rührt, in einfacher Weise verkünden. Die Welt, in der Tibulls Gedanken wurzeln, ist allerdings eine kleine, sie hält sich fern von den vielfältigen Interessen der Gegenwart und ergibt sich der Träumerei. Sein Herz sehnt sich nach dem Glück der Liebe, aber er kann ihrer nur froh werden im friedlichen Stilleben auf dem Lande. Die Schilderungen dieses doppelten Glückes machen den Reiz seiner Dichtung aus. Mit vollem Behagen hören wir ihm zu, wenn er uns das Glückselige der ländlichen Arbeiten ausmalt, die fromme Verehrung der Götter,

die wohlthuende Ruhe auf dem warmen Lager, wenn draussen das Wetter tobt, das Schalten und Walten der Delia, wie sie das heimkehrende Vieh zählt, den Buben des Haussklaven herzt, den zum Besuch gekommenen Gönner in umsichtiger Weise bewirtet, endlich die Krone von allem, den Jubel und die Wonne des ländlichen Festes. Hie und da erinnert er sich, dass seine Träumereien durch eine tiefe Kluft von der Gegenwart getrennt sind, er verflucht den Krieg und die mit ihm innig verbundene Habsucht, lässt sich aber sofort von den Flügeln der Phantasie in jene goldenen Zeiten tragen, welche nicht Krieg, nicht Schiff, nicht Grenzstein, nicht Pflug kannten. Doch sein grösster Schmerz ist, dass die elende Habgier auch das Reich der Liebe schändet, dass die Geliebte nicht mehr des Liedes achtet, das sie der Unsterblichkeit übergibt, sondern die hohle Hand nach dem Gelde ausstreckt. Diese Habsucht zwingt dem Dichter schrille Weisen ab. Doch erklingen immer wieder echte Herzenstöne hindurch, und wenn er singt (4, 13):

*tu mihi curarum requies, tu nocte vel atra  
lumen, et in solis tu mihi turba locis,*

so muss er dasselbe empfunden haben, wie unser Dichter, der allerdings noch stärkere Akkorde anschlägt:

*Du meine Welt, in der ich lebe,  
Mein Himmel du, darein ich schwebe,  
O du mein Grab, in das hinab  
Ich ewig meinen Kummer gab,  
Du bist die Ruh, du bist der Frieden,  
Du bist der Himmel, mir beschieden.*

Die Idee der Tibullischen Elegie, Stimmungsbild zu sein, bestimmt auch ihre Komposition. Nicht auf einem straff gezogenen logischen Fundament erhebt sie sich, sie geht aus von der den Dichter eben ergreifenden Grundstimmung, von dieser aus wogen die Gedanken auf und ab, öfters verweilt er länger bei einem von seiner Phantasie erfassten Bilde, es scheint, als wäre er von seinem Thema abgekommen, nachdem aber das Motiv ausgeklungen, findet er den Weg zurück zu der ersten Erregung seines Gefühls. Mögen noch so viele Nebentöne die Elegie durchziehen, sie werden doch durch einen Grundton beherrscht. Allein dieses Sichergehen in Träumereien und Phantasien verleiht seiner Poesie einen reflektierenden Charakter; es fliessen in ihr Wahrheit und Dichtung zusammen. Von der tiefen Leidenschaftlichkeit und Innerlichkeit Catulls verspüren wir nichts in seinen Liedern. Wie er singt, so scheint in der That das friedliche Stillleben sein Glück ausgemacht zu haben. Dem heissen Streben nach Nachruhm hat er niemals Worte geliehen und das stolze Bewusstsein, dass er in seinen Werken fortleben werde, scheint seine Brust nicht geschwellt zu haben, aber ein anderer hat erkannt, dass diesen Dichter der Liebe die Welt nicht vergessen wird, und ihm zugerufen (Ovid. Am. 1, 15, 27):

*donec erunt ignes arcusque Cupidinis arma,  
discentur numeri, culte Tibulle, tui.*

Die wenigen Spuren mythologischer Gelehrsamkeit bei Tibull erörtern MAAS, Hermes 18, 321 (2, 5 2, 1, 55), l. c. 24, 526 (4, 3); ROBERT l. c. 22, 454 (2, 5).

Die Interpretation Tibulls. Das richtige Verständnis der Tibullischen Poesie wollte sich lange Zeit nicht erschliessen. Schwer lastete auf demselben das Vorgehen SCALIGERS mit seinen willkürlichen Umstellungen von Versen. DISSENS Versuch, die



Elegien in ihrem Zusammenhang nach der gegebenen Überlieferung zu interpretieren, konnte bei seinem schematischen und in verwässernder Ästhetik sich drehenden Verfahren nicht die richtigen Wege weisen. Ein neues Verhängnis für Tibull war es, dass zwei grosse Philologen, HAASE und RITSCHL, für das SCALIGER'sche Prinzip, freilich mit Vermeidung der haltlosen Willkürlichkeiten, eintraten, der erste in seiner Analyse von 1, 1 (*disputatio de tribus Tibulli locis transpositione emendandis*, Berl. 1855), der andere in seiner Abhandlung über 1, 4 (Berichte der sächs. Gesellsch. 1866 p. 56 = Opusc. 3, 616). Ihre Behandlungsweise, für die RITSCHL als massgebenden Grundsatz hinstellte, dass man vor allem „logisch“ verstehen müsste, erweckte eine Schar von Nachahmern. Die von dem Meister analysierte vierte Elegie wurde noch mit einem halben Dutzend von Umstellungsversuchen bedacht (HÜBNER, Hermes 14, 308). Aber noch in anderer Weise war das Beispiel des grossen Gelehrten kein Segen für unseren Dichter. Seine Umstellungen hatten ihm zugleich „eine gar nicht gesuchte symmetrische Proportion im ganzen und grossen“ als Nebengewinn abgeworfen. Und noch früher hatte er in der berühmten Abhandlung über Aeschylus' Sieben den Parallelismus der 7 Redenpaare aufgedeckt. Damit war auch für Tibull die Arena für das Aufspüren der Symmetrie und Strophenbildung aufgethan. Zahlreiche Bewerber stellten sich zum Wettkampfe ein (eine Übersicht derselben findet sich bei FRITZSCHE, *Quaest. Tib.* p. 2, Halle 1875, wozu noch RIEMANN, Koburg. Progr. 1878 gefügt werden kann). Es war Zeit, umzukehren. Zwar hatte lang zuvor LACHMANN in seiner Rezension des DISSEN'schen Tibull (Kl. Schr. 2, 155) treffliche Winke für die richtige Auffassung der Tibull'schen Dichtungsweise gegeben; allein sie hatten bei seiner knappen Art nicht die nötige Wirkung erzielt. Auch HAUPTS Auftreten gegen die Umstellungen blieb wirkungslos, da er seine Abhandlung dem Publikum vorenthielt (jetzt Opusc. 3, 30). Endlich ward von einem Meister der Interpretation, VAHLEN (Über drei Elegien des T., Monatsber. der Berl. Akad. d. J. 1878 p. 343), die Eigenart der Tibullischen Elegie dargelegt und damit der Weg zu ihrem Verständnis erschlossen. Es sind treffliche Worte, in denen er seine Anschauung formulierte: „Der Poesie des Tibullus, in dessen Elegien sich hin und wieder gleichzeitige Versgruppen ohne Schwierigkeiten absondern lassen, ist alexandrinische Symmetrie fremd, sie bewegt sich wie ein sanfter Wellenschlag, dessen Auf und Ab man noch empfindet, auch wenn einmal eine Welle weiter ausgreift“ (p. 352). Die Methode VAHLENS liegt den Analysen LEOS von 2, 5 1, 4 1, 3 1, 1 1, 2 1, 5 1, 6 (Philol. Unters. von Kiessling und Wilamowitz 2 p. 1 und ULRICH'S Analysen der Elegien des 2. Buchs (die 5. ausgenommen) zu Grund. (Sämtliche Gedichte [ausgenommen 2, 2] bespricht KARSTEN, Mnemos. 15, 211 305 16, 39.)

Überlieferung: Von den vollständigen Handschriften kommen in Betracht die aus einer Quelle stammenden, Ambrosianus R. 26 (s. XIV), die beste vollständige Tibullhandschrift, und der Vaticanus 3270 (s. XV); eine ältere Quelle repräsentiert das fragm. Cuiacianum, das ungefähr mit 3, 4, 65 anfangt; dasselbe, jetzt verloren, kennen wir nur aus einer Kollation SCALIGERS, die er in eine 1569 bei Plantin erschienene, nunmehr in Leyden befindliche Ausgabe eingetragen. — Die zweite Textesquelle liegt uns in den Exzerptenhandschriften vor. Es sind dies die Excerpta Parisina, ein (moralische Tendenz verfolgendes) Florilegium, die wir durch zwei Pariser Handschriften (7647 und 17903 s. XIII) kennen, und die wertvolleren Excerpta Frisingensia einer Münchner Handschrift 6292 (s. XI). — Über die Tibullhandschriften handeln ROTHSTEIN, Berl. 1880, LEONHARD, Freiburg 1882, über den Ambrosianus ILLMANN, Berl. 1886. Ein ausführliches Referat über die Handschriftenfrage liefert MAGNUS, Burs. Jahresb. 51. Bd. p. 311.

Ausgaben: Erste kritische von LACHMANN, Berl. 1829; von DISSEN mit lat. Kommentar, Götting. 1835; von BÄHRENS, Leipz. 1878; von HILLER, Leipz. 1885 (gute Handausgabe). Teubner'sche Textausgabe von L. MÜLLER.

β) Lygdamus.

**282. Das Neaerabuch.** Ein ganz anderer Dichter als Tibull tritt uns in den 6 ersten Elegien des dritten Buchs entgegen.<sup>1)</sup> Er nennt sich Lygdamus, wahrscheinlich ein Pseudonym. Auch er ist ein Dichter der Liebe, aber die warmen Töne Tibulls erklingen in seinen Liedern nicht. Hier spielt sich kein Liebesroman ab, dessen Schwankungen wir mit Teilnahme folgen, es ist eine viel prosaischere Geschichte. Lygdamus wurde durch fremdes Eingreifen von Neaera getrennt und will sie sich wieder

<sup>1)</sup> Zuerst hat dies J. H. Voss erkannt.

zurückersingen. Er sendet ihr daher ein Exemplar seiner Lieder in zierlichem Einband und deutet am Schluss seines Widmungsgedichtes leise an, wonach seines Herzens Sehnen geht. Welche Gedichte dieses Dedikations-exemplar enthielt, wissen wir nicht. Die uns überlieferten sind trotz mannigfacher Einkleidung arm an wirksamen Motiven. Zwei sprechen die Gedanken aus: „Ohne dich kann ich nicht leben“, „Der Reichtum ist ohne dich für mich wertlos“. In einem dritten beschreitet er einen künstlicheren Weg, um seiner Neaera seine Gefühle zu übermitteln. Phöbus erscheint im Traum und mahnt ihn, in seiner Liebe auszuharren, es werde alles noch zu gutem Ende kommen. Von einer Erhörung des flehenden Dichters aber vernehmen wir nichts; ja der ganze Liedercyklus endet mit einer schrillen Dissonanz. Als Lygdamus beim Mahle sass und ihm der Sinn zwischen Bacchus und Amor, zwischen der Freude des Bechers und dem Kummer seines Herzens hin und her schwebte, raffte er sich, da Neaera nicht kam und das Lager eines Fremden aufsuchte, zu dem Entschluss auf: „So gehe sie ihrer Wege, dafür den Becher her“. Es ist unbegreiflich, wie man hinter diesem trocknen Dichter Tibull suchen konnte. Tibull verbindet in sinniger Weise die Liebe mit dem stillen Glück des ländlichen Lebens, seine Dichtung hat einen idyllischen Zug — von dieser Eigenschaft findet sich bei Lygdamus keine Spur, selbst wenn er Gelegenheit hätte, wie in der dritten Elegie, seine Gedanken idyllisch ausklingen zu lassen, er thut es nicht. Die Komposition Tibulls gefällt sich in dem auf- und abwogenden Spiel der Empfindungen, Lygdamus ergeht sich dafür in langatmigen Beschreibungen und Schilderungen. Bei Tibull eine zarte Gefühlswelt, bei Lygdamus dagegen nüchterner Sinn. Auch in Sprache und Metrik haben Kenner Differenzen wahrgenommen. Kein Zweifel, der Verfasser der Neaeraelegien ist ein anderer als der Sänger der Delia und der Nemesis. Er ist auch nicht Ovid, zwar bietet die fünfte Elegie, welche ausserhalb des Cyklus steht, eine ganz merkwürdige Ähnlichkeit mit Ovidischen Dichtungen, ja sie wiederholt sogar den bekannten Vers, durch den Ovid sein Geburtsjahr umschreibt, allein dass bei Ovid das Original, bei Lygdamus die verunglückte Kopie vorliegt, kann kein Einsichtiger leugnen. Wahrscheinlich ist das Gedicht, in dem der kranke Dichter an seine Freunde schreibt, erst in seinen reiferen Jahren verfasst worden. Eines steht fest, Lygdamus musste dem Kreis des Messalla angehört haben, sonst könnten wir nicht erklären, wie seine Gedichte in die Messalla'sche Sammlung kamen.

Lygdamus und Neaera. Was wir über Lygdamus und Neaera wissen, stammt aus dem Liederbuch. Dass hier im wesentlichen Reelles vorauszusetzen und nicht alles Fiktion ist (BOLLE, *De Lygdami carminibus*, Detmold 1872 p. 4), scheint festzustehen. Lygdamus wird Pseudonym sein, allein welche Persönlichkeit dahintersteckt, ist nicht zu ermitteln. Bezüglich des Verhältnisses, in dem Neaera zu Lygdamus stand, herrschen verschiedene Ansichten; Voss hielt sie für die ehemalige Geliebte, LACHMANN für die ehemalige Gattin. Die Entscheidung ist schwierig, weil die Ausdrücke *vir*, *coniunx*, *nupta* in ganz freier Weise gebraucht werden; allein alles erwogen, spricht die Wahrscheinlichkeit mehr für LACHMANN.

Lygdamus und Ovid. In der 5. Elegie gibt Lygdamus sein Geburtsjahr genau mit demselben Pentameter an, mit dem Ovid T. 4, 10, 6 dasselbe bestimmt hatte; er wäre sonach gleichaltrig mit Ovid. Aber auch der vorausgegangene Pentameter ist fast ganz aus Ovid (Ars 2, 6, 70), und das nachfolgende Distichon ist im wesentlichen ebendaher (Am. 2, 14, 23)



entnommen. Diese merkwürdige Übereinstimmung weist mit Nachdruck auf die Frage nach dem Verhältnis der beiden Dichter hin. Betrachtet man die Stellen bei Ovid, so stehen sie dort im natürlichen Zusammenhang und ganz an ihrem Platz. Die Angabe des Lebensalters ist in einem Schlussgedicht passend, in dem sich der Dichter dem Publikum vorstellt und daher über seine persönlichen Verhältnisse berichten muss; bei Lygdamus ist dagegen diese Geburtsanzeige ohne allen Zweck und noch dazu mangelhaft ausgedrückt. In dem Distichon ist in höchst sonderbarer Weise das, was Ovid von der Abtreibung der Leibesfrucht gesagt, auf die Jugend des Lygdamus bezogen, in jeder Hinsicht auffallend. Es steht sonach fest, dass bei Ovid das Original, bei Lygdamus die Kopie zu suchen ist, und dass demgemäss jene Stelle nach dem 4. Buch der Tristien, also nach 11 n. Ch. geschrieben ist. Man wird es aber für natürlich erachten, nicht bloss diese Stelle, sondern die ganze Elegie in jene Zeit zu verlegen; diese Annahme wurde verworfen, weil damals Lygdamus mindestens 54 Jahre alt war, also nicht sich mit „*crescentes uvae und modo nata poma*“, wie es in jenem Distichon geschehen, vergleichen konnte (HILLER, Hermes 18, 358). Allein auch in dem Fall, dass jene ovidischen Nachahmungen erst nach 11 n. Ch. von dem Verfasser zu seinem Jugendgedicht hinzugefügt worden, ist die Schwierigkeit nicht beseitigt; auch auf einen jungen Menschen passt der Vergleich nicht recht; fügte Lygdamus als reifer Mann jene Stelle hinzu, so musste er des Widerspruchs ja erst recht inne werden. Wenn man irgendwo, so wird man hier zu der Ansicht greifen dürfen, dass der Schriftsteller einen Scherz beabsichtigte. Den Freunden, bei denen er wohl die Kenntnis der Ovidstellen voraussetzen konnte, musste die Verwendung des Distichon in einem ganz andern Sinn. als es bei Ovid gebraucht war, schon komisch genug erscheinen, um wie viel mehr wenn es ein 54-jähriger Mann von sich sagte. Dass das Gedicht einer anderen Zeit angehört als die übrigen Stücke des Buchs, scheint auch daraus hervorzugehen, dass der Neaera hier gar nicht gedacht wird (BÄHRENS, Tib. Blätter p. 40). — Man ist noch weiter gegangen und wollte das ganze dritte Buch Ovid beilegen, z. B. GRUPPE (Die röm. Elegie p. 133) und späterhin KLEEMANN (*De libri tertii carminibus quae T. nomine circumferuntur*, Strassb. 1876). Es sollen Jugendgedichte desselben sein. In diesem Fall wäre das, was wir im 5. Gedicht als Kopie erkannten, Original, das was uns Original war, dagegen Kopie. Es ist dies eine Unmöglichkeit. Aber auch die ganze Art und Weise des Lygdamus ist von der des Ovid himmelweit verschieden; aus dem Lygdamus hätte niemals ein Ovid werden können. Ovid ist also so wenig der Verfasser des dritten Buchs als es Tibull sein kann, obwohl auch diese Absurdität neuerdings wieder vorgebracht wurde (dagegen KLEEMANN p. 17 f.).

#### γ) Der Panegyrist.

**283. Der Panegyricus auf Messalla.** Der Verfasser dieser Lob-schrift, welche nicht vor 31 v. Ch. fallen kann (122), ist ein Mann, der früher in glänzenden Verhältnissen lebte, jetzt aber arm ist. Es ist also wohl zu vermuten, dass er durch sein Gedicht die Gunst Messallas erringen und dadurch seine äussere Lage verbessern wollte. Offen bekennt er, dass die Aufgabe, die er sich gestellt, seine Kräfte übersteige, und weist auf Valgius hin, der viel geeigneter sei, Messallas Preis zu verkünden. Sein Geständnis ist leider nur zu sehr begründet. Der Panegyricus ist ein äusserst schwaches Produkt. Der unbekannte Dichter arbeitet nach einer Schablone.<sup>1)</sup> Nachdem er regelrecht mit einer *Captatio benevolentiae* begonnen, schreitet er zu pedantischen Gliederungen; er sucht den Ruhm seines Helden in zwei Gebieten, in der Redekunst und im Kriegswesen, dort wiederum zwischen politischer und gerichtlicher Beredsamkeit, hier zwischen Lagerdienst und Gefecht scheidend. Damit schliesst der erste Teil, der zweite schildert, welche ruhmvolle Thaten des Helden noch die Zukunft bringen werde. Den Schluss des Ganzen bildet die Versicherung tiefster Ergebenheit gegen Messalla. Um den Stoff etwas zu beleben und einige Lichter aufzustecken, macht er Digressionen, aber in sehr unglück-

<sup>1)</sup> Vgl. CRUSIUS, Verhandl. der Züricher Philologenvers. p. 265.

licher Weise. So nimmt er, indem er Messalla als Redner mit Nestor und Ulixes vergleicht, das zum Anlass, des letzteren Irrfahrten anzuhängen; der Gedanke, dass kein Teil der Welt Messallas Tapferkeit widerstehen werde, verleitet ihn zu einer Beschreibung der fünf Zonen. Selbst wenn die Darstellung eine gehobene wird, wie da, wo er die Spannung und die Ruhe der ganzen Welt ausmalt, so geht doch die Wirkung verloren durch die ungeeignete Beziehung, welche jene Schilderung erhält. Von Tibull kann der Panegyricus nicht verfasst sein; zwischen dem Panegyristen und ihm bestehen weitgehende Differenzen; der Lobredner ist von seiner Nichtigkeit durchdrungen, er ist ein niederträchtiger Schmeichler, er ist ein Bettler, alle diese Eigenschaften fehlen Tibull. Aber auch als Dichter können wir sie nicht miteinander vergleichen. Geschmacklosigkeiten, wie sie sich im Panegyricus finden, wird man im ganzen Tibull vergeblich suchen.

Verfasser des Panegyricus. Vor allem ist die Ansicht derjenigen zurückzuweisen, welche den Panegyricus als eine rhetorische Übung angesehen wissen wollen, denn in diesem Fall würde sich die Aufnahme desselben in unsre Sammlung nicht erklären lassen. Auch erinnert derselbe nur zu stark an reale Verhältnisse (vgl. 181 f.). Das Gedicht wurde sicherlich Messalla übergeben. Weiterhin steht fest, dass es nicht vor 31 v. Ch. abgefasst wurde, in welchem Jahre Messalla mit Octavian Consul war. Es kann aber auch nicht viel später geschrieben sein, da es die späteren Kriegsthaten Messallas nicht erwähnt, z. B. nicht den Triumph Messallas im J. 27. Da in diesem Jahr Tibull die 7. Elegie des ersten Buchs schrieb, so kennen wir die Entwicklung des Dichters in einer Epoche, welche der Zeit der Abfassung des Panegyricus sehr nahe liegt und zwar in einer verwandten Materie. Der innere Abstand, der beide Produkte voneinander trennt, ist so gross, dass die Annahme ganz unmöglich ist, es hätte sich aus dem Panegyristen der Dichter der 7. Elegie entwickelt.

Litteratur: Schon sehr früh hat man erkannt, dass der Panegyrist mit Tibull nicht identisch sein kann. Dieser Anschauung suchte GRUPPE in ausführlicherer Darlegung entgegenzutreten (Die römische Elegie I, 147), allein ohne Erfolg. Auch der Rettungsversuch HANKELS (*De Panegyrico in Messallam*, Leipz. 1874), gegen den sich HARTUNG (*De Panegyrico ad Messallam*, Halle 1880) wendet, ist missglückt (EHRENGRUBER, *De carmine Panegyrico Messalae* I Linz 1889, II 1890).

#### d) Die Dichterin Sulpicia.

284. Die Elegienkränze des Tibull und der Sulpicia. Auf den Panegyricus folgen in den Tibullhandschriften elf sehr anmutige Gedichte, welchen die Liebe der Sulpicia zu Cerinthus zu Grunde liegt. Man betrachtete diese Stücke als ein zusammenhängendes Ganze und als ihren Verfasser Tibull. Man bewunderte die Schönheiten in den einzelnen Elegien, allein über Idee und Komposition des Cyklus konnte man keine klare Vorstellung gewinnen. Da zerriss den Schleier eine glückliche Entdeckung GRUPPES.<sup>1)</sup> Der erkannte, dass wir nicht einen, sondern zwei auch räumlich geschiedene Elegienkränze vor uns haben, dass jeder von einem anderen Dichter herrührt, dass in beiden zwar derselbe Liebesroman der Sulpicia und des Cerinthus erscheint, allein mit dem Unterschiede, dass er einmal als erlebter, einmal als nachempfundener zur Darstellung kommt. Mit dieser Erkenntnis war erst das volle Verständnis dieser reizenden Gebilde gegeben. In dem zweiten, mit 4, 7 beginnenden Cyklus schildert Sulpicia ihre eigene Liebe. Sie, eine vornehme Römerin, vermut-

<sup>1)</sup> Vgl. die röm. Elegie I, 27 f.



lich die Nichte des Messalla, liebte wider den Willen ihrer Mutter Cerinthus, der allem Anschein nach ein Grieche war. Sie preist sich glücklich, dass die cytherische Göttin ihr heisses Flehen erhört und ihn in ihre Arme geführt, sie beklagt, dass sie den Geburtstag des Geliebten fern von ihm auf dem Lande bei Messalla zubringen soll und frohlockt, als sie ihm mitteilen kann, dass sie in der Stadt bleiben darf; nur als ihr Kunde von der Untreue des Cerinthus ward, regt sich in ihr der Römerstolz, dass sie, die Tochter des Servius, einer Dirne nachstehen soll. Auch aus dem folgenden wunderschönen Billet, in dem sie, die Kranke, fragt, ob ihr Schicksal Cerinthus rühre, dringt noch ein gedämpfter Ton. Allein alle diese Wolken müssen sich verzogen haben, als sie das Geständnis machte, dass sie tiefe Reue darüber empfinde, weil sie in der vorigen Nacht, um die Glut ihres Herzens zu verbergen, Cerinthus im Stich gelassen habe. Alles ist aus wahrer Empfindung heraus gesagt, nur der poetische Ausdruck macht der Dichterin noch sichtlich Mühe. Diese Herzensgeschichte, soweit sie in den fliegenden Blättchen zum Ausdruck kam, nimmt sich ein zweiter Dichter zum Vorwurf, um einen neuen Liederkranz zu winden. Er thut dies in der Weise, dass in dem einen Gedicht er selbst spricht, um dann in dem folgenden das Wort der Sulpicia zu geben. Der Dichter hat die Aufgabe der Nachempfindung so trefflich gelöst, dass man das, was er hier geschaffen, zu dem Zartesten und Innigsten der römischen Litteratur zählen muss. Mit einer prächtigen Schilderung ihrer Schönheit führt er die Sulpicia ein, mit einem Gebet an Juno, die Liebenden zu dauerndem Bund zu vereinigen, schliesst der Cyklus. Die Genesung der Sulpicia erlebt das mittlere Stück. Die beiden in der Mitte stehenden Sulpicialieder zeugen von tiefer psychologischer Auffassung, besonders das erste, das an die Voraussetzung anknüpft, dass Cerinthus auf die Jagd gegangen, malt die Seelenstimmung der Liebenden aufs trefflichste. Wer ist der Dichter der fünf Meisterstücke? Wir vermögen keinen anderen zu nennen als Tibull. Wenigstens kann seine Autorschaft nicht als unmöglich dargethan werden. Ja das eine oder das andere Moment dürfte zu seinem Gunsten in die Wagschale fallen.

Persönliches der Sulpicia und des Cerinthus. Bezüglich der Sulpicia bemerkt M. HAUPT, Opusc. 3, 502, dass die Sulpicia wahrscheinlich die Tochter des Ser. Sulpicius Rufus, des Sohnes des gleichnamigen berühmten Juristen und der Valeria, der Schwester des M. Valerius Messalla Corvinus war. — Bei Cerinthus hängt die Feststellung seiner Persönlichkeit von der Entscheidung der Frage ab, ob ein Pseudonym vorliegt oder nicht. Wenn man bedenkt, dass in diesen Elegien Sulpicia genannt wird, so begreift man nicht, warum bei dem Geliebten ein anderes Verfahren eingehalten werden soll, um so weniger als diese Gedichte ursprünglich wohl nicht zur Herausgabe bestimmt waren. Es ist daher eine von GRUPPE u. a. vorgenommene Identifizierung des Cerinthus mit dem 2, 2 und 2, 3 genannten Cornutus — Cornutus ist die wahre Überlieferung — abzuweisen (BÄHRENS, Tib. Blätter p. 41; ULRICH, *De libri II Tibulliani statu integro et compositione* Fleckeis. Jahrb. Supplem. 17 p. 449).

Scheidung der beiden Liedercyklen. GRUPPE hat 4, 7 noch zu dem ersten Cyklus gerechnet, ROSSBACH dagegen dem zweiten zugeteilt. Diese Ansicht ist die richtige; denn schon an dem Stil erkennt man, dass hier das „weibliche Latein“ beginnt (BÄHRENS, Tib. Bl. p. 42). Für GRUPPES Scheidung spricht nichts als die Symmetrie, dass die Sulpicia ebenso oft spricht als der Dichter (ULRICH l. c. p. 451). Allein dieser äussere Gesichtspunkt kann hier nicht ausschlaggebend sein (HILLER, Hermes 18, 355).

Verfasser der beiden Cyklen. Dass Sulpicia die Verfasserin des zweiten Liederkranzes ist, wird jetzt allgemein angenommen. Als Verfasser des ersten Liederkranzes

(4, 2—7) hat GRUPPE Tibull hingestellt. Die Übereinstimmungen desselben mit den Elegien Tibulls zeigen ZINGERLE, Kl. philol. Abh. 2, 45; KNAPPE, Götting. Diss. 1880 p. 9. Dass aber das 7. Gedicht Verschiedenheiten von Tibull aufweist, bemerken PETERSEN, *De libri IV eleg.*, Glückst. 1849; R. RICHTER, *De quarti libri Tibulliani eleg.*, Dresden-Neustadt 1875 p. 1.

### 10. Sex. Propertius.

**285. Sein Leben.** Auch bei Propertius machen wir dieselbe Erfahrung, wie bei so vielen anderen antiken Schriftstellern. Die Zeitgenossen schweigen von seinem Leben,<sup>1)</sup> es reden davon zu uns nur seine Werke. Zweimal macht er sein Leben zum Gegenstand seiner Dichtung; das erste mal, als er mit seinem ersten Liederbuch vor die Öffentlichkeit trat, spricht er, einem römischen Dichterbrauch folgend, in einem Epilog über seine Heimat (1, 22); späterhin, am Ende seiner Dichterlaufbahn, lässt er sich über sein Leben von einem Horoskopen weissagen, es sind natürlich Weissagungen aus der Vergangenheit (5, 1, 119). Einzelheiten liefern auch noch andere Gedichte, die nämlich, welche Erlebtes zur Darstellung bringen. Diese verschiedenen Angaben ergeben vereint folgendes Lebensbild:

Sex. Propertius war ein Sohn Umbriens, sein Geburtsort wahrscheinlich Asisium, wo auch Inschriften mit Propertiern gefunden wurden. Weder der Ruhm vornehmer Ahnen noch besonders grosser Reichtum war ihm in die Wiege gelegt worden (3, 24, 37 3, 34, 55). Weiter traf ihn das Unglück, dass er seinen Vater früh verlor und dass die „Messrute“, welche in jenen bewegten Zeiten den Veteranen Grundbesitz anwies (41 v. Ch.), auch an sein Erbe angelegt wurde (5, 1, 130). Doch muss noch immerhin ein erheblicher Besitz geblieben sein, sonst hätte ja der Dichter nicht den Bildungsgang, der ihn zu einem der ausgezeichnetsten Dichter der römischen Litteratur erhob, nehmen können. In Rom, wo er als Jungesell auf dem Esquilin hauste (4, 23, 24), verzichtete er auf den Ruhm des „unsinnigen“ Forum (5, 1, 134); seines Lebens treibendes Element war die Liebe und das die Liebe begleitende Lied. Gleich nach Anlegung der Männertoga packte sie ihn, die Zofe Lycinna hatte es ihm angethan (4, 15, 6); doch war diese Neigung eine flüchtige und vorübergehende; um so länger fesselte ihn die schöne, geistreiche Cynthia. Sie war es, die ihn zu seinen ersten glühenden Liedern begeisterte, sie war es, die fortan nicht mehr aus seinen Dichtungen weichen wollte, so dass wahr wurde, was er gleich im Anfang verkündete (1, 12, 20):

*Cynthia prima fuit, Cynthia finis erit;*

sie war es, die ihm den Ruhmeskranz um die Schläfe wand. Als die erste Sammlung der ihr gewidmeten Lieder in Rom erschien, muss ihre Wirkung eine sehr grosse gewesen sein. Nach den Cynthia-liedern versuchte sich seine Kunst zwar auch an anderen Stoffen, allein immer zog es ihn wieder zu dem alten Liebesspiel. Seine Elegien gibt uns die Überlieferung in vier Büchern, allein LACHMANN'S Scharfsinn entging nicht, dass das, was uns als zweites Buch vorliegt, die Überreste von zwei Büchern in sich

<sup>1)</sup> Am merkwürdigsten ist, dass Propertius niemals bei Horaz genannt wird; allein wir haben ihn wohl hinter dem Elegiker zu suchen, der als „Callimachus“ be-

komplimentiert sein will (Ep. 2, 2, 100). Danach würde der Grund des Schweigens in einer Abneigung des Horaz gegen Properz liegen.



schliesst. Da über das Jahr 15 v. Ch. keine Spuren in diesen Büchern hinausführen, so wird Propertius bald darauf gestorben sein.

Die Properzische Gedichtsammlung. Die Überlieferung kennt vier Bücher Properzischer Gedichte. Die Erkenntnis, dass das zweite Buch zu zerlegen ist, schöpft LACHMANN aus 3, 13, 25 = 2, 13, 25, wo es heisst:

*sat mea sat magna est si tres sint pompa libelli,  
quos ego Persephoniae maxima dona feram.*

Diese Worte stehen nach der Überlieferung im zweiten Buch. Wenn der Dichter von drei Büchern spricht — drei in übertragener Bedeutung d. h. im Sinne einer kleinen Zahl zu nehmen, ist unzulässig —, so müssen dieselben, als er jene Worte schrieb, vorhanden gewesen sein. In diesem Fall wäre es aber eine ungeheure Ungeschicklichkeit gewesen, das Gedicht mit jenen Worten ins zweite Buch zu stellen und also dem Leser des zweiten Buchs zuzumuten, an das dritte zu denken. Es ergibt sich somit unabweisbar der Schluss, dass das Gedicht, dem jene Verse angehören, in dem dritten Buch stand und dass daher das zweite Buch aus zwei Büchern zusammengesetzt ist. Wo begann aber das dritte Buch? Wir sagen mit LACHMANN: im 10. Gedicht, das sich deutlich als Einleitungs- und Widmungsgedicht an Augustus darstellte. Der Dichter verspricht, künftig einen höheren Anlauf nehmen und die Thaten des Augustus besingen zu wollen, für jetzt vermag er nur eine geringe Gabe d. h. seine Liebeslieder darzubringen. Diese Scheidung LACHMANNs vermögen wir noch durch ein neues Argument zu stützen. Es ist naturgemäss, dass der Dichter das Prooemion wie den Epilog zuletzt schreibt. Können wir nun nachweisen, dass das erste und das letzte Gedicht des von LACHMANN konstruierten Buchs in dieselbe Zeit fallen, so ist dies das deutlichste Zeichen, dass der Anfang richtig gewählt ist. Dies ist aber bei den beiden fraglichen Gedichten der Fall. Wir werden im Paragraphen 287 Anm. zeigen, dass das erste Gedicht ums Jahr 26 v. Ch. anzusetzen ist und dass auch das letzte Gedicht dieser Zeit angehört. Der LACHMANN'schen Hypothese stellen sich aber zwei Bedenken gegenüber. Einmal wird das neue zweite Buch sehr klein; allein dieser mässige Umfang scheint durch einen Ausfall verursacht worden zu sein, und es ist sehr wahrscheinlich, dass derselbe vor dem mit sed beginnenden ersten Gedicht stattgefunden. Schwerer wiegt der zweite Einwand, der erhoben wurde. Nonius citiert eine Stelle des Properz (3, 21, 44) aus dem dritten Buch, welches nach der Trennung des zweiten das vierte sein müsste (p. 169). Aber auch diese Schwierigkeit kann mit BIRT, Buchw. p. 422 auf eine einfache Weise beseitigt werden. Da das erste Buch unter dem eigenen Titel „Cynthia“ erschien, so trat es in Gegensatz zu den folgenden vier Büchern; es konnten daher diese letzten für sich citiert werden, ohne dass ein Missverständnis zu befürchten war. Erst viel später vereinigte man die Monobiblos mit den vier Büchern und zählte fortlaufend. Sonach dürfte die Hypothese LACHMANNs begründet und auch die Versuche, welche durch Versetzung des fraglichen Gedichts in das dritte Buch helfen wollen, zurückzuweisen sein.

Litteratur: Gegen LACHMANN erklärten sich HERTZBERG (1, 213); BRANDT, *Quaest. Prop.*, Berl. 1880 p. 20; PLESSIS, *Études critiques*, Paris 1884 p. 111; BÄHRENS Ausg. p. XX; REISCH, Wien. Stud. 9, 95 u. a.

**286. Das Cynthiabuch.** Die erste Sammlung von Gedichten, mit der Propertius hervortrat, führte nach der Geliebten, welcher die meisten Lieder gewidmet waren, den Titel „Cynthia“ (3, 24, 1). Es war ein selbstständiges Büchlein, darum stellt sich der Dichter am Schluss dem Leser vor, indem er eine Notiz über seine Heimat beifügt. Wie im ersten Lied, so wird Tullus auch im letzten angeredet, ein Beweis, dass das Büchlein ihm gewidmet ist. Noch zur Zeit Martials war dasselbe einzeln verkäuflich. Wer ist nun jene Cynthia, deren Namen die Rolle trug? Wer verbirgt sich hinter dem Pseudonym, das von dem Berg Cynthos auf Delos genommen an den Musengott Apollo erinnern und die Cynthia als Dienerin der Musen bezeichnen sollte? Propertius schweigt, erst ein später Autor teilt uns mit, dass Cynthia mit ihrem wahren Namen Hostia hiess. Aber auch über diese Hostia erfahren wir nichts aus den Autoren; so bleibt uns nur übrig, einige Züge, die uns der Dichter mitteilt, zu einem Bilde zu vereinigen. Sie darf sich eines berühmten Grossvaters rühmen (4, 20, 8), kann aber trotzdem mit dem Dichter keine legitime Ehe eingehen (2, 7), sie scheint

auf hohem Fuss zu leben (1, 11), sie ist hochgebildet, ja Dichterin (1, 2, 27), sie fesselt durch ihr ganzes Wesen (1, 4, 13) und ist so schön, dass sie den Vergleich mit den berühmtesten Heroinen aushalten kann (1, 4, 5). Was Wunder, wenn sie des Dichters Herz gefangen nahm? Lange musste er kämpfen und in anschaulicher Weise schildert die erste Elegie sein heisses, ja verzweifelteres Mühen. Aber die folgenden Stücke beruhen auf der Voraussetzung, dass das Band geschlungen ist. Seinen vollen Liebesjubiläum lässt er ausklingen in einem Gedicht an Tullus (14); er beneidet dessen Reichtum nicht, denn alle Schätze der Welt können ihm nicht das Liebesglück ersetzen. Selbst über das Grab hinaus will er es daher festhalten (19). Als ihn Tullus mit nach Asien nehmen wollte, lehnte er diese Einladung ab; Amor ist sein Gott; den Vorwürfen der Cynthia will er sich nicht aussetzen (6). Dem Bündnis sind auch die Prüfungen nicht erspart geblieben. Freund Bassus sucht ihn auf andere Bahnen zu ziehen (4), aber vergeblich. Es regt sich die Eifersucht des Dichters; besonders als Cynthia in dem verführerischen Bajae weilte, wird es ihm bange, da in seiner Herzensangst erkennt er den hohen Wert ihres Besitzes (11):

*tu mihi sola domus, tu, Cynthia, sola parentes,  
omni tu nostrae tempore laetitiae.*

Noch schlimmer, es stellen sich wirklich Rivalen ein, der lockere Gallus, der sich rühmen konnte, so viele Mädchen hinters Licht geführt zu haben (13, 5), hat ein Auge auf Cynthia geworfen (5), ein Prätor will sie als Begleiterin nach Illyrien führen und sie ist geneigt, ihm zu folgen, doch sein Lied siegt über des Gegners Macht und Geld (8). Auch sonst fehlt es nicht an Klagen auf beiden Seiten, sie muss zu einer Strafpredigt schreiten, als sie, nach langem Warten vor Müdigkeit eingeschlafen, endlich durch den Schein des Mondes aufgeweckt, den halbtrunkenen Geliebten an ihrem Lager sitzen sah (3), er beschwert sich über ihre Gleichgültigkeit gegenüber seinen Schicksalen (15), doch als sie nicht mehr in seiner Nähe war, da erwacht wiederum die Liebe in vollen Flammen (12). In einem anderen wunderschönen Gedicht (18) eilt er hinaus, um dem stummen Wald, wo allein der Zephyr haust, sein Leid zu klagen. Durch eine Reise übers Meer will er sich von seinem Kummer befreien, ein heftiger Sturm, der ihn dem Tod nahe brachte, lässt ihn seinen Entschluss bitter bereuen (17). Man sieht, es ist ein bewegtes Spiel der Empfindungen. Wie viel die Wirklichkeit, wie viel die Phantasie beigesteuert, wer wird es entscheiden? Wir dürfen keine Chronik seiner Liebe vom Dichter verlangen, was wir von ihm erwarten, ist wahres Empfinden und das hat er uns mit reicher Hand gegeben.

Gegenüber den Cynthia-liedern treten die anderen Dichtungen des Buchs in den Hintergrund, doch kennzeichnen auch diese den Meister; die Klage der Thür (16), in die wieder die Klage eines ausgeschlossenen Liebhabers über die Thür eingeschoben ist, die Erzählung von dem Raube des Hylas, durch die Gallus ermahnt werden soll, auf seinen gleichnamigen Knaben acht zu haben (20), sind anmutige Gebilde; scherzhaft ist die Elegie an Ponticus, der sich früher über die Verliebtheit des Dichters lustig gemacht (7), jetzt selbst eine Flamme für seine Magd gefasst hat (9).



Apul. apol. 10 *accusent* — *Propertium, qui Cynthia dicat, Hostiam dissimulet*. Die Thatsache, dass das Cynthiabuch einmal selbständig gewesen, dringt auch durch die Überlieferung hindurch, indem sich noch in Handschriften die Bezeichnung Monobiblos findet (vgl. jedoch REISCH, Wien. Stud. 9, 100 Anm. 20).

Wirklichkeit und Dichtung sucht zu scheiden MALLET, *Quaest. Propert.*, Gotting. 1882 (p. 53).

**287. Neue Liebesgedichte.** Durch seine Cynthia war Properz mit einem Schlag ein berühmter Mann geworden.

*Sic loqueris, cum tu iam noto fabula libro  
et tua sit toto Cynthia lecta foro?*

lässt er einen verwundernd fragen (3, 24, 1). Bald wagte er sich mit einem neuen Buch (*alter liber* 2, 3, 4) hervor. Wie die Cynthia war auch dieses der Liebe gewidmet. Allein es weist zugleich auf eine veränderte Lage des Meisters hin. In der Eingangslegie tritt der Name Maecenas auf, der im ersten Buch niemals vorkam; er wird (1, 73) als

*nostrae pars invidiosa iuventae,  
et vitae et morti gloria iusta meae*

gefeiert. Das Cynthiabuch hatte also auch Properz den Zugang zu diesem mächtigen Patronus geöffnet. Das war für ihn von hoher sozialer Bedeutung, allein auch die Schattenseite sollte nicht fehlen. Der Liebesdichter, der Verehrer Amors, sollte nun seine Leier auf das politische Lied umstimmen. Er musste daher seine erotische Elegie in Schutz nehmen. Zwar war er auch in seiner Cynthia einmal mit dem Epiker Ponticus wegen seiner Poesie zusammengestossen, allein dies war harmloser Scherz. Jetzt aber erörtert er gründlich in der Einleitungslegie, dass es ihm nicht an gutem Willen fehle, der Herold von Augustus' Thaten zu werden, allein seine Kräfte reichten nicht aus, dann lasse ihn die Liebe nicht los. Wir bekommen also wiederum Liebeselegien; aber nur in dreien finden wir den Namen der Cynthia (5, 6, 7). Doch das Buch ist ja nicht unversehrt überliefert. Besser steht es mit dem dritten. Hier wendet sich Properz im Eingang an Augustus und gelobt, sich zur Lösung höherer Aufgaben emporzuschwingen zu wollen, allein für jetzt vermag er nur geringe Gaben anzubieten. So erhalten wir denn auch in dem neuen Buch wiederum Liebesgedichte; allein in einem Gedicht beschreitet er doch schon die neue Bahn, es ist das, in dem er den eben fertig gewordenen palatinischen Apollotempel beschreibt (31). Die Stoffe der erotischen Lieder sind sehr mannigfach. In einer reizenden Elegie wird die Frage beantwortet, warum Amor mit luftigen Flügeln, mit Bogen, Pfeilen und Köcher abgebildet wird (12). In einer anderen lässt er eine Schar von Amoren auftreten, die nachts dem halbtrunkenen Dichter auflauern und ihn an das Haus der Geliebten schleppen, wo seiner strafende Worte warten (29). Die Geliebte wird uns in verschiedenen Situationen vorgeführt, sie ist krank — er gerät darob in grosse Herzensangst; sie ist genesen — er bricht in hellen Jubel aus (28). In einem Traumbild sieht er sie mit den Wogen ringen und in der Gefahr des Ertrinkens (26); gleich darauf will er ihr folgen durch das fernste Meer. Sie weint, von bangen Zweifeln ob der Treue des Geliebten gequält — in stürmischer Weise schwört er, ihr für immerdar anzugehören (20). Sie zieht aufs Land — er malt eine liebliche ländliche Idylle (19). Sie

färbt die Haare, damit sie eine goldgelbe Farbe erhalten — er tadelt es, ihre Schönheit sei ja eine solche, dass sie des Trugs entbehren könne (18). Auch die Stimme der Eifersucht dringt an unsere Ohren. Wir stossen wieder auf den illyrischen Prätor, den wir bereits in dem ersten Buch kennen lernten (16); dem Dichter sind ferner die fortwährenden Fahrten der Cynthia nach Praeneste, Tusculum, Tibur verdächtig (32). Auch an einen unter dem Namen „Lynceus“ verborgenen Poeten muss er eine Warnung ergehen lassen, weil er sich an seine Liebe gewagt. Dieser Vorgang bringt den Dichter wieder auf das im Eingang behandelte Thema zurück; der verliebte Lynceus erkenne jetzt, dass ihm epische Gedichte,<sup>1)</sup> Tragödien nichts helfen können, dass nur die erotische Elegie hier von Nutzen sei; er solle sich an ihm, Properz, ein Beispiel nehmen, den sein Lied zum Herrscher der Mädchen beim Mahle mache; der Preis der Thaten des kaiserlichen Hauses müsse Vergil überlassen bleiben (34):

*Qui nunc Aeneae Troiani suscitât arma  
iactaque Lavinis moenia litoribus.*

Mit einem Preis des Dichterruhmes hebt das vierte Buch an; Properz fühlt sich dessen sicher, er hat ja das Lied des Callimachus und Philetas in Rom heimisch gemacht. Auch diesem Buch fehlt es nicht an Entschuldigungen, dass er sich von der epischen Poesie fern halte. Er erzählt, dass Phoebus ihn in einem Traumbild gewarnt habe, sich an solche Stoffe zu wagen (3). Und als Maecenas ihn auf die Bahn der hohen Poesie lenken wollte, wies er darauf hin, dass ja auch sein Gönner den Glanz der Ehren verschmähe und sich in bescheidenen Grenzen bewege (9). Allein trotz dieser Reden fängt der Dichter an, die erotische Poesie in den Hintergrund treten zu lassen. Es begegnen uns Gedichte mit anderen Themata, wie die Elegie auf den Tod des Paetus (7), der Preis der Treue der Aelia Galla (12), das Epicedium auf Marcellus, den Schwiegersohn des Augustus (18), die Aufforderung an den bekannten Tullus, von den Gefilden Asiens zu den lieblichen römischen Landschaften zurückzukehren (22), der Hymnus auf Bacchus (17), die Darlegung der unheilvollen Pläne der Cleopatra in Gedicht 11. In den erotischen Stücken kommen nun zwar solche vor, welche auf Erlebnissen fussen, wie z. B. die Aufforderung der Cynthia, noch in der Mitte der Nacht zu ihr zu kommen (16), das Gedicht von der Eifersucht der Cynthia auf Lycinna (15), das reizende von der gegenseitigen Verstimmung, welche durch den treuen Sklaven Lygdamus gelöst wird (6), die Gratulation zu ihrem Geburtstag (10); allein auch allgemeine Themata werden behandelt, wie die Habsucht der Frauen (13), die weibliche Gymnastik in Sparta (14), die weibliche Leidenschaft (19); dann macht sich die Gelehrsamkeit jetzt stärker geltend als früher. Man gewinnt den Eindruck, das Feuer der Liebe ist im Erlöschen. Die Lösung des Verhältnisses macht den Schluss des Buches. Properz wandert nach Athen, um dort das fünf Jahre hindurch getragene Joch Amors abzuschütteln (21), in einem tief empfundenen Gedicht sagt er Cynthia Lebewohl.

Chronologie der Properzischen Gedichte. Da mit der Trennung von Cynthia ein Abschnitt im Leben des Dichters eingetreten, so wird hier der geeignete Ort sein, die

<sup>1)</sup> HAUBE, *de carm. epic.* p. 29.



Abfassungszeit der einzelnen Bücher, soweit es möglich, zu bestimmen. Feste Daten erhalten wir für das dritte Buch (2, 10—34). Im 31. Gedicht ist auf den eröffneten Tempel des palladinischen Apollo hingewiesen; derselbe wurde 28 v. Ch. vollendet. Also wird das Gedicht in dieses Jahr fallen. Ein weiteres Datum liefert uns das Einleitungsgedicht (3, 10), wo wir lesen:

*et domus intactae te tremuit Arabiae.*

Arabien kann intacta nur heissen, wenn noch keine römischen Soldaten in dasselbe eingedrungen waren. Dies geschah aber Sommer 25 v. Ch. durch die Expedition des Aelius Gallus. Jene Worte wurden allem Anschein nach geschrieben, als die Vorbereitungen zu der Expedition gemacht wurden, etwa Ende 27 und Anfang 26 v. Ch. Im Schlussgedicht wird des „eben“ (*modo*) verstorbenen Dichters Gallus gedacht. Dessen Tod wird in das Jahr 27 v. Ch. gesetzt. Da Prooemium und Epilog in der Regel zuletzt gedichtet werden, so werden wir für den Epilog von vornherein auch das Jahr 27 oder 26 v. Ch. annehmen. Diese Annahme findet aber eine Bestätigung durch jenes „modo“. Sonach können wir für das dritte Buch als Intervallum die Jahre 28—26 ansetzen. Für das vierte Buch gibt Nr. 18 auf den Tod des M. Claudius Marcellus einen festen chronologischen Anhaltspunkt; derselbe fiel in das Ende von 23 v. Ch. (Über die Datierung von 4, 4 und 5 vgl. BRANDT p. 29.) Bezüglich des zweiten und ersten Buchs können wir nur sagen, dass sie nicht nach 28 v. Ch. datiert werden können.

Chronologie der Cynthialiebe. Drei Angaben werden uns vom Dichter gemacht. 1) Am Schluss des vierten Buchs, als Propertius von der Cynthia Abschied nahm, sagt er, dass er ihr fünf Jahre gedient habe (4, 25 *quinque tibi potui servire fideliter annos*); 2) 4, 15, 7 sollen nahezu drei Jahre — so werden ja die nicht ganz klaren Worte zu verstehen sein, während andere an etwas weniger als 2 Jahre denken — seit seiner ersten flüchtigen Liebe zu Lycinna verflossen sein; 3) 4, 16, 9 erzählt er, dass er ein Jahr von der Geliebten getrennt war. Es fragt sich, ob diese Daten zu dem gewonnenen Zeitrahmen passen. Das Ergebnis, dass das erste und zweite Buch nicht später als 28 angesetzt werden können, führt darauf, dass das Liebesverhältnis etwa 29 v. Ch. begann. Unter der Voraussetzung, dass die Elegie 4, 15 eines der frühesten des 4. Buchs ist, also etwa noch 26 v. Ch. abgefasst wurde, konnte der Dichter allerdings damals von drei Jahren seit der Verabschiedung der Lycinna sprechen. Hat fernerhin das Liebesverhältnis bei-  
läufig 29 v. Ch. seinen Anfang und ungefähr 23 v. Ch. sein Ende genommen, so würde das Intervallum durch das Quinquennium und das eine Jahr des *discidium* ausgefüllt werden. Andere Wege schlägt LACHMANN ein, der das *discidium* in dem zuletzt geschriebenen ersten Gedicht des Cynthiabuchs (v. 7) angedeutet finden will und demnach das *discidium* nach dem Abschluss des ersten Buchs ansetzt, weiterhin das Quinquennium in die Zeit nach dem *discidium* verlegt und die 4, 15, 7 angegebenen Jahre auf die Zeit vor dem *discidium* bezieht. Allein 1, 1, 7 kann eine vorurteilsfreie Interpretation die Worte nur auf das heisse Ringen, der Cynthia Liebe zu erlangen, beziehen, nicht auf das *discidium* (RIBBECK, Rh. Mus. 40, 492; REISCH, Wien. Stud. 9, 116). — Noch komplizierter würde die Cynthiafrage, wenn RIBBECK recht hätte, dass „das zweite (ungeteilte) Buch vorderhand keine Fortsetzung der der Cynthia gewidmeten Monobiblos ist, sondern sich anschickt, eine andere unsterblich zu machen“ (Rh. Mus. 40, 498). Allein es ist dies nicht wahrscheinlich. Phantasie und Wirklichkeit lassen sich freilich in diesen Gedichten schwer trennen.

**288. Das letzte Buch.** — Die römischen Elegien. Im Einleitungsgedicht nimmt Properz einen gewaltigen Anlauf; nachdem er mit Seitenblicken auf die Gegenwart eine begeisterte Schilderung des alten Rom hingeworfen, gelobt er (1, 59):

*exiguo quodcumque e pectore rivi  
fluxerit, hoc patriae serviet omne meae*

und bestimmt gleich näher den Charakter der neuen patriotischen Dichtung (69):

*sacra diesque canam et cognomina prisca locorum.*

Plötzlich fährt ein Astrolog mitten in diese Begeisterung wie ein rauher Nordwind hinein und sagt mit nackten Worten, dass Properz damit etwas unternehme, wozu er kein Talent habe, und späterhin lässt er sogar durch Apollo an den Dichter den Warnungsruf ergehen, den Dienst der Venus nicht zu verlassen (1, 139):

*nam tibi victrices, quascumque labore parasti,  
eludet palmas una puella tuas.*

Der Elegiker ironisiert sich selbst; in phantastischer Weise deutet er an, dass dem Leser auch in diesem Buch wieder Erotisches vorgesetzt würde. Allein ganz in der alten Weise geschieht dies nicht mehr. Das Liebesgedicht ist in die zweite Linie eingerückt, es ist nur eine Beigabe und nicht Begleiter eines sein Herz bewegenden Liebesverhältnisses. Der Grundcharakter des letzten Buchs ist ein vaterländischer. In die Mitte (6) hat der Dichter wie ein glänzendes Juwel das schöne Gedicht vom Siege bei Actium gestellt.<sup>1)</sup> Wir sehen, wie die schützende Hand Apollos über dem Kampfe ruht und unsägliche Schmach, die Herrschaft eines Weibes, von Rom fern hält. Aber selbst in die altersgrauen Zeiten schwingt sich sein hoher Gesang; hatte doch auch sein Vorbild Callimachus in seinen *Alia* den Ursprung der Feste, Spiele, Tempel in anmutigen Elegien erschlossen. Was hier der Meister für Griechenland war, wollte er für Rom werden. Er gedachte endlich die Bahnen zu beschreiten, die ihm Maecenas gezeigt. Sein Heimatland sollte mit Stolz auf den „römischen Callimachus“ als seinen Sohn hinweisen. In vier Elegien pflegt er die neue Dichtungsart; er erläutert uns Namen und damit Wesen des Gottes Vertumnus (2), wobei er das alexandrinische Kunstmittel in Anwendung bringt, die „Ursache“ der Benennung durch den Gott selbst zu offenbaren; er malt uns in ergreifender Weise die Liebe der Tarpeia zu dem feindlichen Feldherrn, ihr Verbrechen, ihre Strafe (4), um zuletzt daran flüchtig eine Namensklärung anzuknüpfen; die Erzählung von der Tötung des Cacus durch Hercules (9) gibt Anlass, über das *Forum boarium*, über die *Ara maxima*, über die Ausschliessung der Frauen von des Heros Gottesdienst Kunde zu erteilen; endlich in dem vierten Gedicht (10) handelt er über das Heiligtum des Jupiter Feretrius und über die von Romulus, A. Cornelius Cossus (437 v. Ch.) und M. Marcellus (222 v. Ch.) den feindlichen Feldherrn im Zweikampf abgenommenen Rüstungen (*spolia opima*), welche dort aufbewahrt wurden. Es liegt ein eigentümlicher Zauber in diesen Gedichten und wir beklagen es sehr, dass er uns nicht mehrere dieser Art gespendet. Unter den erotischen Elegien fesseln unser ganzes Interesse die beiden Cynthialieder (7, 8). Seit sich der Dichter von der Geliebten getrennt, ist sie von hinnen gegangen und ruht jetzt im Grabe auf ihrer Villa in Tibur. Wie das verglimmende Abendrot leuchtet sie nochmals in sein Leben hinein. Nicht genug, dass er ihr Erscheinen an seinem Ruhelager in ergreifender Weise darstellt, bringt er noch ein heiteres, pikantes Abenteuer, das er mit ihr gehabt, zu unserer Kunde. Es ist, als ob ihn die alte Liebe nicht loslassen könnte. Hatte Properz schon durch diese Gegenüberstellung von grausamem Tod und frisch pulsierendem Leben mit Absicht einen Kontrast geschaffen, so wendet er noch ein neues Kunstmittel im zweiten Gedicht an. Er knüpft jenes Liebesabenteuer an ein Fest in Lanuvium an, so dass in dieser Elegie sich der Charakter des ganzen Buchs, Vereinigung des Patriotischen und Erotischen, widerspiegelt.<sup>2)</sup> Ausser den Cynthialiedern spricht uns sehr an der Brief, den Arethusa an ihren im

<sup>1)</sup> BÜCHELER, *Ind. lect. Bonn.* 1878/9 p. 13.

<sup>2)</sup> Sonach ist es unmöglich, das Gedicht

in eine frühere Zeit zu verlegen, da der Dichter noch nicht den Plan, ätiologische Elegien zu schreiben, gefasst hatte.



parthischen Feldlager weilenden Gatten schrieb, ein schönes Denkmal echter, zarter Frauenliebe (3). Dagegen stösst uns eine Lena, die als gemeine Lehrmeisterin eines Mädchens auftritt (5), in hohem Grade ab. Das Buch schliesst mit der berühmten Elegie, welche man etwas übertreibend die Königin der Elegien nannte, dem Trauerlied auf die Cornelia, Gattin des Paulus. Sie spricht selbst aus dem Grabe und bittet den Gatten, vom Jammern abzulassen, da der Tod ja unerbittlich sei. Der beste Trost, den sie spenden kann, ist ihr schuldloses Leben, das ihr ein Recht auf ein gutes Los in der Unterwelt gibt. Ruhig kann sie daher ihre letzten Mahnungen an die Hinterbliebenen richten.

Das ist in Kürze der Inhalt des letzten Buchs, das überall die Meisterhand des Dichters zeigt. Es ist unbegreiflich, wie man annehmen konnte, dass dieses Buch, das im ganzen Aufbau wie im einzelnen kunstvoll ist, nicht von dem Verfasser selbst herausgegeben sei. Die chronologischen Indizien führen in das Jahr 16 v. Ch., in dem die Trauerelegie abgefasst wurde (v. 66), vielleicht noch in das Jahr 15 v. Ch.<sup>1)</sup> (im 6. Gedicht). Darüber hinaus gewahren wir keine Spuren. Ein früher Tod scheint dem Sänger die Harfe aus den Händen genommen zu haben.

Im Carmen ad Pisonem heisst es Vers 237:

*Maecenas alta Tonantis  
eruit et populis ostendit nomina Graeis,  
carmina Romanis etiam resonantia chordis.*

Diese Worte bedeuten nach BÜCHELER, Rh. Mus. 36, 337: *alta Tonantis nomina, id est Jovis tutelae Augusti atque imperii Romani, antiqua haec nomina Romana fieri iussit etiam Romanis fidibus resonantia carmina ostenditque Graecis qui cognoscere et quantumvis suae gentis gloria inflati agnoscerent — Itaque si recte hunc locum explanavi, fama erat Romae imperante Claudio pervolgata, Maecenatis iussu impulsuque de antiquitatibus rerum divinarum romanis Propertium talia carmina instituisse qualibus Callimachus graecas celebraverat. eamque famam cur damnemus aut contemnamus non video, invenimus fortasse quod confirmet. Simylus ille qui Tarpeiae fabulam elegiacis versibus graecis tractavit (Plutarchus Romuli 17), nescitur quis fuerit et cuius aetatis, potuit vitae annis ac ratione studiorum Maecenatem proxime attingere.*

Litteratur: Dass das letzte Buch nicht vom Dichter herausgegeben sei, wurde mit Unrecht von LACHMANN behauptet (Ausz. 1816 p. 329), auf dessen Seite sich u. a. REISCH, Wien. Stud. 9, 148 gestellt. Siehe dagegen OTTO, Hermes 20, 572. Eine allzu gekünstelte Gruppierung der Gedichte des 4. Buchs durch BÜCHELER teilt uns MARX in seiner Dissertation *De Propertii vita etc.* p. 70 mit. Den ungeheuerlichen Gedanken HEIMREICH'S (*Symb. philol. Bonn.* p. 674) und CARUTTIS (Ausz. p. XXXIV), dass das 5. Buch mit Ausnahme der letzten Elegie unecht sei, fand KIRCHNER, *De Propertii libro V*, Wismar 1882 der Widerlegung wert. Über die Quellen der ätiologischen Elegien verbreitet sich TUECK in seiner Diss. Halle 1885, aber ohne nennenswerte Ergebnisse zu erzielen.

**289. Charakteristik des Properz.** Zu Callimachus und Philetas blickte Properz als seinen Meistern empor. Zu ihnen fleht er, ihn in das Heiligtum ihrer Poesie einzulassen (4, 1, 1):

*Callimachi manes et Coi sacra Philetae,  
in vestrum, quaeso, me sinite ire nemus.*

Mit ihrem Lied will das seinige den Wettstreit bestehen (5, 6, 3):

*ara Philetaeis certet Romana corymbis  
et Cyrenaeas urna ministret aquas.*

Ihren Ruhm zu teilen ist ihm genug (4, 9, 43):

*inter Callimachi sat erit placuisse libellos  
et cecinisse modis, Coe poeta, tuis.*

<sup>1)</sup> KIRCHNER, *De Propertii libro V* p. 26.

Mit ihnen teilt er die Abneigung gegen das grosse nationale Epos, mit ihnen will er seine Kunst auf die Liebeselegie beschränken; ihnen entnimmt er die ganze Topik des Liebeslebens, das Ausmalen der Schönheiten der Geliebten, die Versicherungen ewiger Treue, die Schilderungen von dem Treiben Amors, von seinen Verfolgungen mit den Pfeilen, von dem harten Joch, das er den Liebenden auferlegt, die Verwünschungen des jetzigen der Liebe so feindseligen Zeitalters und die Sehnsucht nach dem goldenen; ihnen entnimmt er die gelehrten Zuthaten, durch welche die Empfindungen beleuchtet werden. Diesen zuletzt genannten Anschluss an seine alexandrinischen Vorbilder mag man beklagen; denn diese mythologischen Illustrationen, welche, in der Regel in wenige Distichen eingeschlossen, die Sache mehr andeuten als ausführen und durch die häufige Anwendung des Patronymikons verhüllen, haben über den Dichter einen Schleier geworfen, welcher ihn von der grossen Masse der Leser entfernt hält. Mag aber der Römer den Griechen noch so viel verdanken, so ist er doch keineswegs als blosser Nachtreter anzusehen. Für seine Selbständigkeit zeugen laut die römischen Elegien, in denen ihm die Alexandriner die Form, nicht aber den Inhalt darbieten konnten; und fast alle diese Stücke sind Meisterwerke. Aber auch in den Liebesliedern setzt er — und das ist das Entscheidende — überall echte, warme Empfindung und eine mächtige Phantasie ein. Es ist erstaunlich, wie seine Poesie alle Affekte der Seele durchläuft, und stets finden wir sein Gemüt von der jeweiligen Situation aufs tiefste ergriffen. Diese tiefe Ergriffenheit gestattet ihm nicht, wie Tibull in träumerischer Weise den Gedanken von einer gegebenen Empfindung auf- und abwogen zu lassen, sie gestattet ihm noch weniger, das Empfindungsleben in ein Tändeln und ein Spiel aufzulösen, wie dies Ovid gethan hat. Stets ist es die volle Glut, die volle Leidenschaft seines Innern, welche seine dichterischen Gestalten erleuchten und erwärmen. Und der Leser wird um so stärker von diesem Pathos ergriffen, je mehr er sich in die tiefe Gefühlswelt des Dichters versenkt. Dem flüchtigen, nach kurzatmigem Vergnügen Haschenden bleibt dieser merkwürdige Römer ein Buch mit verschlossenen Siegeln; dem aber, der in die tiefen Schachten eines echt poetischen Gemüts hinabzusteigen wagt, wird Properz trotz des Gestrüppes, das er um seine Schöpfungen gelegt, eine Quelle des erhabensten und dauerndsten Genusses sein.

OTTO, *de fabulis Propert. I*, Berl. 1880, wo im ersten Teil allgemeine Gesichtspunkte über die Properzische Dichtung gegeben werden. Der zweite Teil erschien als Programm von Grossglogau 1886. Vortreffliche Winke über Properz und die alexandrinische Elegie überhaupt finden sich in der von DILTHEY angeregten Dissertation von MALLET, *Quaest. Propert.*, Göttingen 1882. Ein lebensfrisches Bild der Properzischen Dichtung zeichnet BÜCHSELER in der Deutschen Revue 8. Jahrg. 3. Bd. (1883) p. 187.

Überlieferung: Die methodische Sichtung der Handschriften begann mit LACHMANN; er war es, der zuerst aus der Masse der Codices zwei als treue und verlässige Zeugen heraus hob, den Neapolitanus (jetzt in Wolfenbüttel Gud. 224) und den Groninganus s. XIV und dem letzteren den Vorrang einräumte. Die weiteren Untersuchungen in der Frage knüpften an den Groninganus an. Seinen Prinzipat bestritten KEIL (*observ. crit.*, Bonn 1843) und HAUPT (Opusc. 2, 52 2, 101). Viel weiter ging HEIMREICH, der ganz auf dessen Beseitigung hinarbeitete und den Neapolitanus als alleinigen Führer anerkannt wissen wollte (*Quaest. Propert.*, Bonn 1863 p. 21). Zum Schutz des verurteilten Codex erhoben ihre Stimme LÜTJOHANN, *Comm. Propert.*, Kiel 1869 p. 1; HEYDENREICH im VII. Kapitel seiner *Quaest. Propert.*, Leipz. 1875 p. 37, während GRUMME (*De codicibus Propert.*, Aurich



1869) auf HEIMREICH'S Seite trat. Trotz der Verteidigungsversuche war es um das Ansehen dieser Handschrift geschehen. Man ging nun auch daran, den Neapolitanus zu beseitigen. Dieser Aufgabe unterzog sich BÄHRENS, der die Properzkritik auf zwei Handschriftenfamilien basierte, deren eine aus dem Vossianus 38 s. XIV und dem Laurentianus 36,49 s. XV, deren andere aus dem Ottobonianus-Vaticanus 1514 s. XIV und dem Daventriensis 1792 s. XV besteht. Allein auch diese Ansicht kam zum Fall, des Neapolitanus nahmen sich an LEO (Rhein. Mus. 35, 431), BRANDT (*Quaest. Prop.*, Berl. 1880 p. 14) und SOLBISKY (*De codic. Propert.*, Jena 1882 = Dissert. Jen. 2, 139), der auf Grund einer sorgfältigen Prüfung zu dem Resultat gelangte, dass die von BÄHRENS als erste Familie konstituierten Handschriften wertlos seien, dass als die beste Properzhandschrift der Neapolitanus betrachtet werden müsse und dass neben ihm die Handschriften, welche die zweite Familie bei BÄHRENS bilden, Bedeutung beanspruchen können.

Ausgaben von LACHMANN, Leipz. 1816 (neben Lucretius die einzige Ausgabe, welcher er einen Kommentar beigelegt; Textausgabe Berlin 1829. HERTZBERG, 3 Bde., Halle 1843—45 (von HAUPT vielfach bekämpft); Textausgabe von KEIL, Leipz. 1850. BÄHRENS Leipz. 1880 (wie alle Ausgaben dieses Gelehrten durch willkürliche Kritik entstellt). Ferner in den Ausgaben der römischen Elegiker von HAUPT-VAHLEN, Leipz. (Hirzel) und L. MÜLLER (Teubner).

**290. Fortleben des Properz.** Eine so tiefgehende Poesie wie die des Properz konnte nicht ohne nachhaltige Einwirkungen auf die Litteratur bleiben. Sie wurde Führerin für einen kommenden Dichter, für Ovid. Der reizende Arethusabrief gab ihm das Modell für seine Heroides, die ätiologischen Elegien regten in ihm den Gedanken der Fasti an. Das Trauerlied auf die Cornelia war eine nie auszuschöpfende Quelle für alle späteren Epicedien. Noch zu Zeiten des jüngeren Plinius bemühte sich Passennus Paulus im Geiste des Properz, den er zu seinen Ahnen zählte, Elegien zu dichten und nach dem allerdings nicht sehr gewichtigen Urteil des Plinius waren diese Nachahmungen so gelungen, dass man sie für Properzisches Werk halten konnte (Ep. 6, 15, 1). Aber auch im römischen Publikum scheint der Dichter sich einen festen Platz errungen zu haben. Seine Cynthia wurde eifrigst gelesen (3, 24, 1). Unter den Versen, welche auf die Wände in Pompei eingekritzelt wurden, befinden sich auch solche aus seinem Liederkranz (5, 5, 47 4, 16, 13). Bei den Geschenken, für welche Martialis Aufschriften dichtete, gewahren wir auch das Cynthiabuch, von demselben sagt der Dichter (14, 189):

*Cynthia facundi carmen iuvenale Properti  
accepit famam: non minus ipsa dedit.*

Späteren gedankenarmen Zeiten stand die Properzianische Poesie zu hoch; sie trat daher zurück und kam mehr und mehr in Vergessenheit. Bei den öden Grammatikern wird darum Properz verhältnismässig selten angeführt;<sup>1)</sup> in den düsteren Zeiten des Mittelalters war er verschollen. Erst Petrarca hat, wie so viele Autoren, vermutlich auch ihn aus dem Dunkel hervorgezogen; wir wissen, dass er im Besitz einer Properzhandschrift war und dass der florentinische Staatssekretär Coluccio Salutato im Jahre 1374 sich nach dem Besitz dieses Schatzes sehnte. Den glänzendsten Triumph erntete der Römer in der neueren Zeit. Auf den grössten deutschen Dichter, auf Goethe, hat dessen Poesie einen tiefen Eindruck gemacht, ja in seinem Innern sogar eine Erschütterung hervorgerufen; in den römischen Elegien folgte er seinen Spuren, so dass er später seinen Gegnern zurufen konnte:

Also das wäre Verbrechen, dass einst Properz mich begeistert?

<sup>1)</sup> Die Stellen stehen unter dem Text in der Ausgabe von BÄHRENS.

Auch an der Übersetzung, die ein Genosse seines Kreises, KNEBEL, verfasste, hatte er seinen Anteil. Allein trotz dieser hohen Wertschätzung ist der modernen Welt der römische Dichter noch immer eine wenig gekannte Grösse. Was vor allem uns not thäte, wäre eine geschmackvolle Nachdichtung, wie sie in einzelnen Proben BÜCHELER gegeben. Eine Übersetzung, wie die von 1, 18, die mit den Worten beginnt:

Öd ist der Ort und höret stumm die Klage,  
dem Wehn des Wests gehört der weite Wald.  
Hier darf ich ungestraft mein Leid verkünden,  
verschwiegen bleibt doch wohl und treu der Fels

lässt auch bei dem Uneingeweihten das Gefühl süsser Poesie zurück.

### 11. P. Ovidius Naso.

**291. Biographisches.** Die römischen Elegiker pflegten gern am Schluss eines Buchs sich dem Leser vorzustellen und über ihre Lebensverhältnisse Aufschluss zu erteilen. Dieser Sitte verdanken wir die poetische Autobiographie Ovids am Ende des 4. Buchs der Tristia. Ovid gibt uns hier alles Wesentliche über sein Leben; es lassen sich dem Bilde nur wenige Züge hinzufügen. Ovid wurde am 20. März des Jahres 43 in Sulmo im Pälignerland geboren. Seine Familie gehörte dem Ritterstande an. Der Sitte der Zeit entsprechend machte er die rhetorische Bildungsschule durch; er wurde Zuhörer des berühmten Rhetor Arellius Fuscus, auch die Deklamationen des Porcius Latro machten auf ihn grossen Eindruck, ja denselben wollten Kenner noch in seinen Gedichten wahrnehmen. Bei den rhetorischen Übungen trat schon seine geistige Richtung zu Tage. Der Erörterung eines fingierten Rechtsfalls, der *controversia*, ging er möglichst aus dem Weg, es störte ihn die Beweisführung und die dadurch notwendig gewordene strenge Ordnung der Gedanken; seine Stärke lag in der *suasoria*, wo allgemeine Gesichtspunkte vorherrschend waren und der Verfasser seiner Phantasie die Zügel schiessen lassen konnte. Noch mehr zog ihn die Dichtkunst an; ihre Pflege kostete ihm keinen Schweiß; die Verse flossen ihm nur so zu, ja selbst wenn er in Prosa schreiben wollte, wuchsen ihm unversehens unter der Hand Verse heraus, so dass er von sich sagen konnte:

*et quod temptabam dicere, versus erat.*

Den Abschluss seiner Ausbildung gab eine Reise nach Athen; vielleicht reihte sich daran auch die Reise nach Asien und Sicilien, die er mit Macer machte (P. 2, 10, 21). Dem Wunsche seines Vaters folgend betrat er die amtliche Laufbahn und zwar die richterliche, doch kam er nicht über subalterne Stellen hinaus. Er mochte bald erkannt haben, dass ihm für die Judikatur nicht weniger als alles fehle, und gab sie daher auf. Seine Augen waren nach dem dichterischen Lorbeer gerichtet; in den Kreisen der Dichter Macer, Propertius, Ponticus, Bassus und anderer bewegte er sich lieber als an den Gerichtsstätten. Seine Arbeiten fanden den Beifall der Genossen, die jüngeren ahnten schon in ihm das aufgehende Gestirn. Im grösseren Publikum wurde die Aufmerksamkeit auf den Dichter durch die Corinnalieder gelenkt. Von nun an bewegte er sich auf emporsteigender



Ruhmesbahn; seine Liebeskunst musste durch die sprudelnde Genialität des Meisters Bewunderung erwecken; seine Metamorphosen gaben der römischen Litteratur das schönste Werk der erzählenden Poesie. Angesichts seiner Werke durfte sich Ovid laut sagen, dass der Dichterkranz stets sein Haupt beschatten werde. Auch in seinem schwankenden Familienleben stellte sich endlich noch das Glück ein; nachdem zwei Ehen zusammengebrochen waren, scheint sich endlich eine dritte auf wahrer und dauernder Zuneigung aufgebaut zu haben. So war der Dichter in das 51. Lebensjahr eingetreten, da traf ihn (8 n. Ch.) ein Schlag, von dem er sich nicht mehr erholen sollte. Er befand sich gerade mit seinem Freunde Maximus Cotta in Elba, als er die Nachricht von dem drohenden Unglück erhielt (P. 2, 3, 83). Das Ärgste geschah; Augustus sprach über ihn die Verbannung nach Tomi aus. Zwar wurde ihm Bürgerrecht und Vermögen belassen, allein was wollte dies bedeuten gegen Rom? Über die Ursachen seiner Strafe spricht er sich in seinen Gedichten zwar oft aus, aber stets in dunkler, unbestimmter Weise. Die genaue Betrachtung aller dieser Stellen begründet aber in hohem Grade die Wahrscheinlichkeit der Vermutung, dass Ovid in das unsittliche Treiben der Enkelin des Augustus, Julia, die in demselben Jahre wie er verbannt wurde, mitverwickelt war. Auch in Tomi verliess die Muse den Dichter nicht; allein seine Lieder schlugen nur einen Ton an, den der Klage über sein trauriges Los. Seine Rückberufung oder wenigstens seine Versetzung an einen freundlicheren Ort zu erlangen, ist der einzige Gedanke, der diese Trauergedichte durchzieht. Und schon schienen sie wirklich Augustus umgestimmt zu haben, da starb (14 n. Ch.) der Kaiser und mit ihm sanken die Hoffnungen des armen Verbannten ins Grab. In Tiberius' kaltem Herzen fanden die aus Tomi kommenden Rufe keinen Widerhall. Ovid sah sein geliebtes Rom nicht mehr und starb in der Verbannung, wahrscheinlich im Jahre 18 n. Ch.

Das Jahr der Verbannung. Die Streitfrage ist, ob Ovid im J. 9 oder 8 n. Ch. verbannt wurde. Zur Entscheidung dienen folgende Stellen: P. 4, 6, 5 heisst es:

*In Scythia nobis quinquennis olympias acta est:  
iam tempus lustris transit in alterius.*

Dieses Gedicht setzt (vgl. v. 17) den erst kürzlich eingetretenen (*recens*) Tod des Augustus (19. Aug. 14 n. Ch.) voraus. Diese Nachricht wird kaum vor Oktober nach Tomi gelangt sein. Wenn er also im Oktober des J. 14 n. Ch. bereits 5 Jahre in Tomi war, so muss er Oktober 9 n. Ch. schon dort gewesen sein. Eine zweite Zeitangabe erhalten wir aus Pont. 4, 13, 40, wo er bald nach dem Tod des Augustus schreibt *me iam nivali sexta relegatum bruma sub axe videt*. Zählen wir vom J. 14 zurück, so ist der erste Winter seines Aufenthaltes „sub axe nivali“ 9/10. Es hängt nun alles davon ab, zu entscheiden, ob der erste in Tomi zugebrachte Winter 9/10 auch der erste seit der Verbannung Ovids war oder ob noch ein Winter auf die Reise fiel. Das letztere ist der Fall. Im Dezember des Verbannungsjahrs befand sich Ovid auf seiner Reise nach Tomi noch im adriatischen Meer (T. 1, 11, 3). Die Seereise war eine stürmische und langwierige (T. 1, 4 u. 5 1, 11, 13 3, 1, 12 3, 1, 42). Aber es kamen noch zwei Fussreisen hinzu, einmal über den Isthmus von Corinth, dann die durch ganz Thracien nach Tomi. Auch muss er sich unterwegs an manchen Orten länger aufgehalten haben, denn er empfing Nachrichten von Rom (T. 1, 6, 8 1, 9, 39). Schon diese Momente ergeben die volle Unwahrscheinlichkeit, dass Ovid noch im Winter 9/10 in Tomi anlangte. Er müsste — eine neue Schwierigkeit — in diesem Fall mitten im Winter durch Thracien zu Fuss gereist sein. Vielleicht darf aber aus dem Wunsch T. 1, 11, 44 geschlossen werden, dass schon der Frühling nahte, als er die thracische Küste erreichte. Der Schluss aus dem Vorstehenden ist einfach: War der Winter 9/10 nicht der erste seit der Abreise von Rom, so muss Ovid gegen Ende des J. 8 in die Verbannung gegangen sein.

Litteratur: Für den MASSON'schen Ansatz 9 n. Ch. erhob sich in neuester Zeit BRANDES (Fleckeis. J. 115, 353). Schlagende Widerlegung fanden seine Ausführungen durch GRAEBER, *Quaest. Ovid.* p. I p. III und MATTHIAS, Fleckeis. J. 129, 202.

Die Ursachen der Verbannung Ovids. Ein zweifaches Vergehen gibt Ovid als den Anlass zu seiner Relegation an (T. 2, 207). Das erste war ein Gedicht. Dass dies seine Ars war, steht durch das zweite Buch der Tristia — anderer Stellen nicht zu gedenken — fest. Das andere Vergehen charakterisiert er öfters nach dem Grad der subjektiven Schuld; bezüglich des objektiven Thatbestands lässt er sich nur zu folgenden Äusserungen bei (T. 2, 103):

*cur aliquid vidi? cur noxia lumina feci?  
cur imprudenti cognita culpa mihi?*

und T. 3, 5, 49:

*inscia quod crimen viderunt lumina plector  
peccatumque oculos est habuisse meum.*

Darnach hat Ovid eine strafbare Handlung wider Willen mit angesehen. Was er gesehen, sagt er nirgends; nur soviel erfahren wir, dass er darüber schweigen muss, um nicht die Wunden des Augustus wieder aufzureissen (T. 2, 208) und dass auch die Scham rät, die Übelthat in Finsternis zu hüllen (T. 3, 6, 31). Auf der andern Seite gibt er negative Andeutungen, aus denen wir schliessen müssen, dass das Vergehen nicht gegen die Person des Kaisers gerichtet war, also keinen politischen Charakter hatte (T. 3, 5, 43). Dies alles erwogen, werden wir zunächst an eine unsittliche Handlung, welche in der kaiserlichen Familie vorkam, zu denken haben. Diese Bestimmung des einen *crimen* als eines sittlichen Delikts gewinnt aber noch einen höheren Grad von Sicherheit, wenn wir das andere *crimen* ins Auge fassen. Die Ars wurde circa 1 v. Ch. veröffentlicht. Die Verbannung Ovids fiel aber in das J. 8 n. Ch. Nach so langer Zeit konnte das Gedicht doch nur dann einen Anklagepunkt gegen Ovid bilden, wenn es in irgend einen Zusammenhang mit dem zweiten *crimen* gebracht werden konnte. Auf einen Konnex der beiden *crimina* deuten aber die Worte des Dichters von seiner Musa, die ihn allein gerecht zu beurteilen wisse (T. 4, 1, 25):

*scilicet hoc ipso nunc aequa, quod obfuit ante,  
cum mecum adiuncti criminis acta rea est.*

Der Zusatz „*adiuncti*“ besagt, dass das litterarische *crimen* nicht für sich dasteht, sondern mit dem zweiten konkurriert. Da er aber von diesem Gedicht sagt (2, 212):

*arguor obsceni doctor adulterii,*

so wird man das zweite *crimen* als ein ehrebrecherisches Verhältnis aufzufassen haben, und weiterhin statuieren müssen, dass auf die Schuldigen die Ars nachweislich Einfluss hatte. Nur Hypothese ist es, dass der Ehebruch, den die Enkelin des Augustus, Julia, mit Silanus begangen, das Verbrechen war, in das Ovid verwickelt wurde; allein diese Hypothese wird sehr kräftig durch die Thatsache gestützt, dass die Julia in demselben Jahr verbannt wurde wie Ovid (Tac. A. 4, 71). Es erübrigt noch, nachdem das *crimen* festgestellt, die Schuld Ovids zu bestimmen. Er selbst nennt sie einen *error* (T. 2, 207 4, 10, 89 4, 1, 23), eine *stultitia* (T. 3, 6, 35 1, 2, 100), eine *simplicitas* (T. 1, 5, 42) und weist die Auffassung derselben als *scelus* zurück. Allein diese Allgemeinheiten führen nicht weit. Mehr hilft, dass er durch seine Handlungsweise keinen Vorteil erzielt (T. 3, 6, 33) und nichts gethan haben will, was durch Gesetze verboten sei (P. 2, 9, 71). Wir sehen, dass wie das *crimen*, so auch die *culpa* nur durch Hypothese bestimmt werden kann. Es ist dies folgende: Ovid wurde wider Willen Zeuge des ehrebrecherischen Verhältnisses der Julia; hier war noch keine Schuld gegeben, diese trat erst ein, als Ovid dasselbe nicht hinderte, sondern dazu schwieg, vielleicht dasselbe sogar begünstigte. Die Furcht vor Unannehmlichkeiten mag mitbestimmend gewesen sein; und wirklich spricht er neben dem *error*, der ihn zu Falle gebracht, auch von dem *timor* (P. 2, 2, 17 T. 4, 3, 39).

Litteratur: Die Hypothesen über den Gegenstand sind sehr zahlreich. Von den jüngsten Bearbeitern verständig APPEL, *Quibus de causis Ov. ab Augusto relegatus sit*, Berl. 1872; völlig verfehlt SCHOEMANN, Phil. 41, 171 und HUBER, Die Ursachen der Verbannung des O., Regensb. 1888. (Willkürlich ELLIS, Ibis p. XXVIII *Isidos sacra Ovidium violasse existimo, ita tamen ut cum infamia id Caesarum coniunctum fuerit.*)

Ovids Todesjahr. Hieronymus (2, 147 Sch.) setzt den Tod Ovids in das Jahr 17 n. Ch. Nach der Anspielung der Fasti 1, 223—226 auf den im Oktober 17 n. Ch. geweihten Janustempel muss man aber vermuten, dass Ovid noch Frühjahr 18 n. Ch. erlebte; denn vor dieser Zeit konnte die Nachricht von jener Einweihung kaum in Tomi angelangt sein (MERKEL, Fasti p. CCLXVII; MATTHIAS, Fleckeis. Jahrb. 129, 213).

**292. Entwicklung der Ovidischen Dichtung.** Die dichterische Thätigkeit Ovids beginnt etwa mit seinem zwanzigsten Lebensjahre und währte



bis zu seinem Tode, umfasste sonach einen Zeitraum von ungefähr vierzig Jahren. Ovid fand den Weg zur Poesie von der Rhetorschule aus, und in der Manier der Schule schrieb er Liebeselegien, deren Mittelpunkt Corinna war, und Liebesbriefe, welche mythische Frauen an ihre abwesenden Geliebten richteten. Eine höhere Stufe erklimmte der Dichter, indem er zur leichten didaktischen Behandlung der Liebe fortschritt. Nachdem so dieses Gebiet nach allen Seiten durchfurcht war, lenkte er in überaus glücklicher Weise seine Blicke auf die Sagenwelt und zwar sowohl auf die griechische als die heimische; aus jener schöpfte er die Mythen, welche mit Verwandlungen der handelnden Personen enden, aus dieser die Erzählungen von Festen und religiösen Gebräuchen, wie sie sich an den Kalender anschliessen. Es war der Höhepunkt in seinem dichterischen Schaffen. Die Verbannung nach Tomi brachte den Verfall; des gebrochenen Dichters Muse geht fast ganz in dem eintönigen Klagelied auf. Es heben sich also drei Perioden in den Ovidischen Dichtungen ab, sowohl dem Stoff als der Zeit nach; die erste Periode umfasst die Liebespoesien, die zweite die Sagengedichte, die dritte die Dichtungen von Tomi. Der Glanzpunkt seiner Werke sind die „Liebeskunst“ und die „Verwandlungen“; dort bewundern wir das geniale Spiel mit dem Stoff, hier die wundervolle Anschaulichkeit und Anmut der Erzählung.

α) Erste Periode der Ovidischen Dichtung: Die Liebespoesien.

**293. Chronologie der Liebespoesien.** Ovids Liebespoesien sind: 1) die erotischen Elegien (*Amores*); 2) die Liebesbriefe (*Heroides*); 3) die Verschönerungsmittel (*De medicamine faciei*); 4) die Liebeskunst (*Ars amatoria*); 5) die Heilmittel der Liebe (*Remedia amoris*). Über die chronologische Reihenfolge erhalten wir aus Ovid folgende allgemeine Aufschlüsse. Der *Ars* gingen voraus die *Amores* und die *Heroides*, denn es wird in derselben auf diese Werke als publizierte hingewiesen (3, 343). Ebenso lag auch vor der *Ars* „*De medicamine*“ dem Publikum vor, da die *Ars* 3, 205 die Frauen zur Lektüre des Schriftchens auffordert. Dagegen sind nach der *Ars* die *Remedia* geschrieben (71), wenn auch nicht unmittelbar nach derselben, da der Dichter bereits von der Aufnahme spricht, welche die *Ars* beim Publikum gefunden (361). Schwieriger ist die Frage über das chronologische Verhältnis der *Amores* und *Heroides* zu einander. Die *Heroides* werden *Am.* 2, 18, 21 erwähnt; eine Ausgabe derselben musste damals bereits publiziert sein, denn sonst hätte Sabinus nicht den Versuch machen können, Antworten auf die Briefe der Frauen zu verfassen. Sonach müssten wir den *Heroides* die Priorität vor den *Amores* einräumen. Allein dem widersprechen die Worte (*T.* 4, 10, 57, vgl. *Am.* 3, 12, 16):

*carmina cum primum populo iuvenilia legi,  
barba resecta mihi bisve semelve fuit.  
moverat ingenium totam cantata per urbem  
nomine non vero dicta Corinna mihi.*

Diese Verse besagen, dass Ovid zuerst durch Corinnalieder in Rom als Dichter bekannt wurde und dass dieser Ruhm seinen Geist zu weiteren Versuchen anregte, mit denen er dann selbst vor das Publikum trat. Dass

aber diese Versuche das Feld weiter pfl egten, auf dem er Anerkennung fand, ist höchst wahrscheinlich. Da nun die Corinnalieder den Mittelpunkt der Amores bilden, so müssten sie demnach das erste Werk Ovids sein. Die beiden miteinander in Disharmonie stehenden Ergebnisse finden ihre Ausgleichung durch die Angabe des Dichters, dass die Amores in zwei Ausgaben erschienen, die erste in fünf, die zweite in drei Büchern. Führt auch diese Angabe zunächst darauf, dass in der zweiten Auflage der Amores eine grössere Anzahl von Elegien ausgeschieden worden, so schliesst sie doch nicht aus, dass in der neuen Ausgabe das eine oder das andere Gedicht hinzukam, und gerade von der Elegie 2, 18 ist dies sehr wahrscheinlich, da sie neben den Heroides noch die Ars nennen. Ist diese Vermutung richtig, so können die Heroides zwischen der ersten und zweiten Ausgabe der Amores in die Öffentlichkeit gekommen sein.

Nach dieser allgemeinen chronologischen Fixierung wenden wir uns zu den Einzeldata. Der Anfang der Corinnalieder ist nach der obigen Stelle etwa ins Jahr 22 v. Ch. zu setzen. Das früheste Ereignis, das wir in den Amores eruieren können, ist der Tod Tibulls im Jahre 19 v. Ch. (3, 9). Das jüngste Ereignis, das erwähnt wird, ist der Sieg des Augustus über die Sigambrier im Jahre 15 v. Ch. (1, 14, 45). In der Ars finden sich zwei Zeitanspielungen im ersten Buch, einmal (1, 171) gedenkt der Dichter der Naumachie, welche eben (*modo*) Augustus zur Einweihung des Martempels gegeben (Vell. 2, 100), dann des zum Feldzug gegen die Parther abziehenden (1, 203) Caius Caesar; das erstere geschah Ende 2 v. Ch., das zweite 1 v. Ch.<sup>1)</sup> Da die Remedia noch nicht die Besiegung der Parther und den im Jahre 1 nach Ch. zu stande gekommenen Friedensschluss zur Voraussetzung haben, so müssen die Ars und die Remedia also vor diese Zeit fallen. Wir hätten sonach für beide Werke das Intervallum 1 v. Ch. bis 1 n. Ch. Allein es darf hierbei nicht übersehen werden, dass der Dichter schon länger vorher an der Ars gearbeitet haben mochte, denn die Partie, in der jene Zeitandeutungen vorkommen, konnte, wie schon das lockere Gefüge zeigt, erst bei der Herausgabe des ersten Buchs hinzugefügt worden sein.

Vgl. HEUWES, *De tempore quo Ovidii Amores Heroides Ars am. conscripta atque edita sint*, Münster 1883, der die Frage nicht gefördert hat.

**294. Liebeselegien (Amores).** Es sind drei Bücher, ursprünglich waren es nach dem vorausgeschickten Epigramm fünf. Die Sammlung liegt also in einer zweiten Ausgabe vor. Fast alle Stücke bewegen sich in dem Stoff, den der Titel ankündigt. Unter den wenigen, welche aus dem Rahmen heraustreten, sind die hervorragendsten die bekannte Elegie auf den Tod Tibulls (3, 9) und die Schilderung eines Festzuges zu Ehren der Juno (3, 13), ein Vorläufer des poetischen Festkalenders. Die Liebeslieder gruppieren sich zu einem grossen Teil um die Geliebte „Corinna“. Wer ist unter der Hülle dieses Namens verborgen? Wir wissen, wer die Lesbia des Catull, die Delia des Tibull, die Cynthia des Propertius war; dagegen wer die Corinna gewesen, erfahren wir nirgends. Selbst zu des

<sup>1)</sup> PETER, *Gesch. Roms* 3, 76.



Dichters Zeiten fragte man neugierig nach derselben (Ars 3, 538), man scheint es nicht erfahren zu haben, wohl aber will der Dichter gehört haben, dass die eine oder die andere sich fälschlich für die Corinna ausgab (2, 17). Diese Corinna existierte nur in dem Geiste des Dichters; er brauchte sie, um seine Phantasiestücke zu individualisieren. Es klang doch ganz anders, wenn er sagte „Corinna ist mein“ (2, 12), als wenn es bloss hiess „Ich liebe“, und dann der Siegeszug Amors nachfolgte (1, 2). So muss Corinna die Figur für eine Reihe erdichteter Situationen machen, der Dichter lässt ein Billet doux an sie gelangen (1, 11), die Antwort derselben lautet zu seiner grossen Betrübnis auf ein Nein (1, 12), sie spielt die Spröde (2, 17), ihr Papagei ist gestorben (2, 6), sie tritt eine Seereise an (2, 11), sie ist krank (2, 13). Keines dieser Lieder verrät eine tiefere Empfindung, aus keinem leuchtet der Sonnenstrahl lebendiger Liebe, es sind leichte Spiele der Phantasie. Noch mehr wird das Gemachte dieser Poesien offenbar, wenn sie von der Corinna absehen und sich allgemein halten. Hier begegnen uns förmliche an die Rhetorschule erinnernde Übungen. Da wird das Thema „Die Liebe ist ein Kriegsdienst“ (1, 9) mit Heiterkeit durchgeführt, ein andermal ist es die allzufrüh, besonders für die Liebenden, erscheinende Aurora, die von dem Dichter gescholten wird (1, 13), ja sogar das den Hetären zu verabreichende Sündengeld wird mit scheinbarem Ernst als eine ganz verwerfliche Einrichtung gegeisselt (1, 10). Auch wo individuelle Situationen zu Grunde zu liegen scheinen, schaut das Thema aus den Dekorationen hervor, wie in 3, 8 „Das Geld regiert auch in der Liebe“ oder in 2, 19 „Nur die verbotene Liebe ist süß“. Manche Elegien fallen geradezu in einen lehrhaften Ton, geben z. B. Anleitungen, wie das Mädchen vorteilhaft seine Schönheit ausnützen soll (1, 8), wie sich die verheiratete Frau beim Mahl Mann und Buhlen gegenüber zu verhalten hat (1, 4), oder reden eindringlich den Thürhütern und Eunuchen zu, doch ein Einsehen zu haben und ein Auge zuzudrücken (2, 3 3, 4), bereiten sonach schon die „Liebeskunst“ vor. Alle diese Dinge werden mit spielender Leichtigkeit behandelt. Das Mythologische, auf das die antike Elegie nicht verzichten will, wird sparsam eingestreut, nur zweimal, 3, 12 und 3, 6 alexandrinische Gelehrsamkeit ausgeschüttet. Abstossend auf den modernen Leser wirkt die grosse Frivolität, welche sich in diesen Dichtungen unverhüllt hervorwagt. Eine Kleinigkeit ist es, dass er schildert, wie er die Holde geschlagen, denn er braucht diese Scene, um ein Bild der von Schreck über die Unbill Betroffenen (1, 7) zu entwerfen; allein er führt uns auch an das Bett der durch eine schimpfliche That an ihrem Leibe darniederliegenden Corinna (2, 13), er geht noch weiter, er malt uns eine Scene, dass wir uns mit Abscheu abwenden (1, 5), endlich bietet er uns etwas so schmutziges, dass es der Übersetzer mit Stillschweigen übergehen muss (3, 7). Unser Groll löst sich aber fast in Heiterkeit auf, wenn wir zu unserer Überraschung entdecken, dass gerade das unsauberste dieser Gedichte, das letzte, kein Erlebnis darstellt, sondern eine Bearbeitung eines Gedichtes des Philodemus von Gadara ist, nur dass, was der Grieche zart andeutet, hier von aller Umhüllung frei auftritt, und die wenigen Linien des Griechen durch grobe Pinselstriche zu einem vollen Bilde

umgestaltet werden<sup>1)</sup>. Schon dieses eine Beispiel reicht hin, um uns vor dem Glauben zu bewahren, dass bei Ovid ein Band zwischen Leben und Dichtung bestünde. Es ist blosser Mutwillen, wenn er in alle verliebt sein will; es ist das nur die Einkleidung des glänzenden Frauenspiegels, den er entwirft (2, 4); es ist harmloser Scherz, den er mit seinem Freund Graecinus treibt, wenn er frohlockt, dass er es fertig gebracht, zu gleicher Zeit zwei zu lieben (2, 10); es ist endlich nur ein Kunstmittel, wenn er, ein Vorgänger Heines, absichtliche Dissonanzen schafft und die eine Empfindung durch die entgegengesetzte aufhebt. Nur um des Effektes willen ruft er erst in heissem Flehen zu Amor „Genug“, im nächsten Moment „Nur zu“ (2, 9), droht der Untreuen und schilt sie, um sofort wieder in ihre Arme zu sinken (2, 5), leugnet in der einen Elegie seine Intimität mit der Zofe ab, die er in der darauffolgenden zu einem süßen Stelldichein einladet (2, 7 und 8). Doch auch in diese Dämmerwelt bricht hie und da das Licht herein und das eine oder das andere Gedicht ist von dem Goldschimmer der reinen Empfindung umwoben; in dem dritten Lied des ersten Buchs klingt etwas wie von Liebesjubiläum und Liebesandacht durch, nur dass die mythologische Anspielung schrill dazwischen fährt, aus dem andern (2, 16) hören wir die uns vertraut gewordenen Klänge „Ich will dir folgen durch Wälder und Meer, durch Eis, durch Eisen, durch feindliches Heer“. Allein es sind Ausnahmen. Nach der Rhetorstube Kunstgriffen und Blendwerken schmecken diese Erzeugnisse, nicht spiegeln sie wie die unvergleichlichen Lieder Catulls des Herzens auf- und abwogende Stimmungen, man suche daher hier nicht das wahre Lebensbild, es findet sich dort nur das Bild des Lebensbildes.

**295. Die Heroides.** — Die Stoffe, die von dem Dichter in diesen Briefen behandelt werden, sind folgende:

1) Penelope an Ulixes. Troja ist längst genommen; du aber bist noch nicht zurückgekehrt; ich bin in einer bejammernswerten Lage; mein Vater drängt mich zu neuer Ehe; ich werde von Freiern umringt, die schamlos unser Gut vergeuden; komme doch. Dies der Inhalt des Briefs.

2) Phyllis an Demophon. Der Sohn des Theseus Demophon war nach langen Irrfahrten von der Königstochter Phyllis in Thracien freundlich aufgenommen worden und in engeren Verkehr mit ihr getreten. Bei seiner Abreise in die Heimat hatte er versprochen bald wieder zu kommen, allein sein Versprechen nicht gehalten. Phyllis ergeht sich in sehnstüchtigen Klagen und droht mit Selbstmord.

3) Briseïs an Achilles. Die von Agamemnon dem Achilles ent-rissene Briseïs beklagt sich in dem Brief, dass Achilles noch immer nicht seinem Zorn entsage und so beweise, dass er auf ihre Wiedergewinnung, welche durch Agamemnons Vorschläge ermöglicht werde, keinen Wert lege, sie erwähnt des Gerüchts, dass er ohne sie in seine Heimat zurückkehren wolle, in feierlichem Schwur versichert sie, dass sie der Atride nicht berührt habe.

<sup>1)</sup> KAIBEL, *Philod. Gad. epigr.*, Greifsw. 1885 p. XXI.



4) Phaedra an Hippolytus. Phaedra gesteht ihrem Stiefsohn schriftlich ihre Liebe, da ihr zu einer mündlichen Erklärung der Mut gebietet. Der Brief entwickelt sehr bedenkliche Grundsätze der Moralität z. B. *Juppiter esse pium statuit, quodcumque iuvaret* (133).

5) Oenone an Paris. Als Paris noch Hirte und nicht als Sohn des Priamus erkannt war, lebte er in traurem, glücklichem Umgang mit der Nymphe Oenone. Dieses Glück, das der Eingang des Briefs ausmalt, wird durch das bekannte Schiedsgericht zerstört. Paris segelt ab und kehrt mit der Helena zurück. In ihrer Verzweiflung schreibt die Nymphe an den ehemaligen Geliebten, um ihm die Buhlerin in wahrenm Lichte darzustellen.

6) Hypsipyle an Jason. Hypsipyle, die Tochter des Königs Thoas von Lemnos, hatte, als die Frauen von Lemnos sämtliche Männer ermordeten, ihren Vater dem Verderben entzogen und verborgen. Sie regierte als Königin die Insel. Da landeten die Argonauten auf ihrem Zug nach dem goldenen Vliess und traten mit den Frauen in Verkehr. Jason hatte sich Hypsipyle erwählt. Mehrere Jahre blieben die Argonauten auf der Insel. Geraume Zeit nach der Abfahrt vernahm Hypsipyle, welche dem Jason während seiner Abwesenheit Zwillinge geboren, dass dieser mit Medea nach Thessalien zurückgekehrt sei. Sie ruft ihm daher in dem Schreiben seine Treulosigkeit ins Gedächtnis, stellt sich der Giftmischerin gegenüber und bricht zum Schluss in heftige Verwünschungen gegen Medea aus.

7) Dido an Aeneas. Die Situation ist: Aeneas ist im Begriff, Carthago zu verlassen. Obwohl Dido wenig Hoffnung hat, ihn zurückzuhalten, so will sie doch nochmals alle Gründe vorbringen, welche ihn zum Bleiben bewegen können. Wenigstens bittet sie um Aufschub der Abreise. Wenn auch diese Bitte kein Gehör finden sollte, so ist sie entschlossen, sich mit dem troischen Schwerte zu töten.

8) Hermione an Orestes. Hermione, die Tochter des Menelaus und der Helena war in der Abwesenheit des Vaters von ihrem Grossvater mit Orestes vermählt worden. Menelaus hatte sie dagegen in Unkenntnis dieses Vorgangs dem Neoptolemus versprochen. Dieser hielt sich an das gegebene Versprechen und führte Hermione mit Gewalt hinweg. In ihrer verzweifelten Lage wendet sich Hermione an ihren Gatten Orestes und bittet um Befreiung.

9) Deianira an Hercules. Die Gattin des Hercules beklagt sich über die Untreue ihres Gemahls und seine neue Liebe zur Jole. Sie malt besonders seine schimpfliche, weibische Knechtschaft unter Omphale aus. Doch darüber hatte sie nur durch Erzählungen Kunde erhalten; jetzt aber sieht sie mit eigenen Augen das schmachvolle Treiben des Gatten, Jole erscheint ihr als Siegesbeute von Oechalia. Mitten im Schreiben kommt ihr die Kunde, dass Hercules an dem Gewand, das sie ihm zugeschickt, zu Grunde gehe. Sie hatte dasselbe mit dem Gift bestrichen, das ihr einst der Kentaur Nessus als ein Mittel, die erstorbene Liebe des Gatten wieder anzufachen, überreicht hatte. Sie erkennt jetzt zu spät, dass sie der Kentaur getäuscht und beschliesst, in den Tod zu gehen.

10) Ariadne an Theseus. Die auf einer Insel von Theseus zurückgelassene Ariadne schildert ihre hilflose Lage.

11) Canace an Macareus. Diese Kinder des Aeolus entbrannten in unnatürlicher Liebe zu einander. Es blieben die Folgen nicht aus; dadurch kam das Verbrechen zur Kenntniss des Vaters. Aeolus lässt das Kind aussetzen und schickt der Canace ein Schwert, damit sie sich selbst töte. Ehe sie in den Tod geht, richtet sie einen Abschiedsbrief an den Bruder.

12) Medea an Jason. Medea war von Jason aus dem Hause gewiesen worden; als sie dasselbe mit ihren zwei Kindern verlassen, drang Hochzeitsgesang zu ihren Ohren. Sie musste von einem ihrer Kinder vernehmen, dass dieser der Vermählung Jasons mit Crëusa gilt. In leidenschaftlicher Stimmung schildert sie, was sie alles um des geliebten Mannes willen gethan und erduldet, und fleht um Erbarmen, doch sieht man am Schluss das Rachegefühl bereits lodern.

13) Laodamia an Protesilaus. Laodamia schreibt an ihren Gemahl Protesilaus, der mit dem Griechenheer gegen Troja gezogen ist, das, wie sie vernommen, durch widrige Winde in Aulis zurückgehalten wurde. Sie schildert den herben Schmerz des Abschieds, gibt ihren bangen Sorgen Ausdruck und bittet ihn, sein Leben zu schonen. Am Schluss erwähnt sie auch die Wachsfigur, die sie sich nach dem Bilde des Protesilaus gemacht, um mit ihr der Liebe zu pflegen.

14) Hypermnestra an Lynceus. Danaos hatte seinen Töchtern befohlen, ihre Männer, die Söhne seines Bruders Ägyptos, der ihn vertrieben, in der Brautnacht zu ermorden. Alle gehorchten dem Befehl mit Ausnahme der Hypermnestra, welche deshalb von ihrem Vater eingekerkert ward. In eindringlicher Weise erzählt sie in dem Briefe, wie ihr beim Versuch, den Gatten zu töten, die Kraft gebrochen. Sie bittet den entflohenen Lynceus um Hilfe oder wenigstens um eine dankbare Grabschrift.

15) Sappho an Phaon. Der geliebte Phaon hat sich, ohne Abschied zu nehmen, nach Sicilien begeben. Sappho klagt ihm ihr Liebesleid, flieht ihre Familienverhältnisse ein und gedenkt des ihr von einer Nymphe angerathenen Sprungs vom leucadischen Felsen, welcher ihre Leidenschaft in die Brust Phaons überleiten soll.

Echtheit des Sapphobriefs. Die eigentümliche handschriftliche Überlieferung war es, welche zuerst Zweifel an der Echtheit des Briefs erregte. Die Epistel fehlt in den ältesten Handschriften der Heroides, in den jüngeren steht sie entweder vor den übrigen Briefen oder nach denselben; man findet sie auch mit andern Ovidischen Schriften oder mit anderen Autoren vereinigt. Den Namen „Ovid“ trägt sie nur in einigen Codices des 15. Jahrh. In der That eine schlechte Beglaubigung. Allein dieselbe wurde wesentlich verbessert durch die Exzerpte der zwei Pariser Codices 17903 s. XIII und 7647 s. XIII, welche Auszüge aus unserm Brief geben, und zwar zwischen Auszügen aus dem 14. und 16. Brief. Die Zusammenstellung der Exzerpte wird in das 9. oder 10. Jahrh. verlegt. Sonach steht fest, dass es eine alte Überlieferung gab, in welcher der Brief der Sappho in dem Corpus der Heroides an 15. Stelle stand. Damit ist aber die Annahme, der Brief könne in der Humanistenzeit verfasst sein, bereits hinfällig geworden. Nun steht durch eigenes Zeugnis Ovids (Am. 2, 18, 26) fest, dass er einen Brief der Sappho schrieb. Auch das scheint dem Zweifel entrückt zu sein, dass der Hinweis auf unsere Epistel, den Ovid selbst gibt, nicht mit derselben in Widerspruch steht. Sappho will sich vom leucadischen Felsen herabstürzen, damit sie ihrer Liebe los werde und diese in Phaon übergehe. Sie macht für den Fall des Gelingens des Sprungs ein Gelöbniß (181):

*inde chelyn Phoebo, communia munera, ponam.*



Ein von Sabinus verfasstes Antwortschreiben Phaons lässt den Wunsch der Sappho erfüllt sein und sie ihr Gelöbniß vollziehen (Am. 2, 18, 34):

*det votam Phoebæ Lesbis amata lyram.*

Das Partizipium *amata* drückt aber die Folge des Sprunges vom leukadischen Felsen aus. Die unversehrt gebliebene Sappho ist von ihrer Liebe geheilt, Phaon dagegen verliebt. Sie kann daher das Gelobte vollbringen.

Es könnten also nur noch innere Gründe sein, welche uns zwingen, die Autorschaft Ovids aufzugeben und zur Annahme zu schreiten, dass an Stelle des echten Briefs ein unechter getreten sei. Auf einen solchen hat LACHMANN hingewiesen; die 139 erwähnte *furialis Erichtho* soll aus Lucan 6, 508 entlehnt sein; demnach könne das Gedicht erst nach der Zeit Neros entstanden sein. Allein die dort auftretende Erichtho ist eine thaesalische Zauberin und Totenbeschwörerin, von der unsrigen, einer Furie, verschieden. IDie Erichtho war bereits vor Lucan bekannt, dies beweist die Würzburger Phineusschale, in der eine Frau, welche als Erichtho bezeichnet wird, dem blinden Phineus zur Seite steht. Hier haben wir wieder ein ganz anderes Wesen vor uns (DUHN in der Heidelb. Festschr. 1882 p. 122); Erichtho muss daher in der Sage verschiedene Entwicklungen durchgemacht haben, sie ist aus einem Meereswesen zur bösen Frau geworden. Eine Abhängigkeit unserer Epistel von Lucan ist damit ausgeschlossen. Es bleiben noch einige metrische Anstösse: die Wiederholung desselben Satzes in den beiden Hälften des Pentameters Vers 40, eine Elision Vers 96, die metrische Gestaltung von Vers 113, allein wenn man die schlechte Überlieferung des Stücks in Rechnung zieht, wird man hier lieber Sünden der Abschreiber annehmen als Unechtheit des ganzen Gedichts.

Geschichte der Frage: Brennend wurde die Frage durch die Abhandlung SCHNEIDEWINS, der Rh. Mus. 2, 138 (1843) den Brief als ein Werk der Humanistenzeit hinstellte, diese völlig unhaltbare Ansicht jedoch angesichts der Pariser Exzerpte selbst zurückgezogen (3, 144). Gegen denselben richtete einige Bemerkungen WELCKER, Kl. Schr. 2, 116 (18445). Allein das kurze Verdammungsurteil, welches LACHMANN 1848 (Kl. Schr. p. 57) über den Brief aussprach, lag wie ein Bann auf demselben. Erst 1876 suchte COMPARETTI, *sull' epistola Ovidiana etc.* (Public. dell' Inst. di studi superiori vol. 2 n. 1) denselben zu brechen. Ihm schlossen sich an BÄHRENS, Riv. di filol. 13 (1884) p. 49, der Holländer DE VRIES, *Epistula Sapphus ad Phaonem*, Leyden 1885 (Berl. 1888), der mit der Untersuchung eine Ausgabe mit reichem, aber wenig gesichtetem kritischem Apparat verband, der Rumäne BARBU, *De Sapphus Epistula*, Berl. 1887. Trotz dieser Verteidigungen ist noch immer der Glaube an die Unechtheit der herrschende, vgl. TEUFFEL-SCHWABE, R. L. § 248; RIBBECK, Röm. Dicht. 2, 260; BIRT, Rh. Mus. 32 (1877) p. 388, 2 p. 340, dessen Bedenken BODENSTEIN, Studien zu Ov. Her., Merseburg 1882 zu widerlegen sucht (p. 13), ohne jedoch selbst von Hin- und Herschwanken loszukommen.

16) Paris an Helena. Paris weilte als Gastfreund im Hause des Menelaus in Sparta. Als der letztere nach Creta abgereist war, richtete Paris einen Brief an Helena, um sie zur Entscheidung zu drängen. ER führt aus, nicht der Zufall, sondern die Liebe zu Helena habe ihn nach Sparta geführt, sie sei ihm ja infolge seines Schiedsgerichts von der Venus zugesprochen worden. Er gibt eine Schilderung von seinem Schiedsrichteramte und reiht hieran die Erzählung von seiner Abfahrt. In der Warnung, welche ihm hiebei Cassandra zurief, wie schon vorher in einem Traum seiner Mutter vor seiner Geburt erkennt er nur Hinweisungen des Schicksals auf seine glühende Liebe. Der Anblick der Helena übertrifft all seine Erwartungen. Um ihre Gunst zu gewinnen, hebt er den Ruhm seines Geschlechts und den Glanz Trojas, der sie erwarte, hervor. Die Eifersucht, heisst es weiter, verzehre ihn, wenn er die Liebkosungen des Menelaus mit ansehen müsse, er müsse um jeden Preis in ihren Besitz gelangen; jetzt biete die Abwesenheit ihres Gatten, den er nebenbei verhöhnt, die günstigste Gelegenheit, zur That zu schreiten; wegen der Folgen, sei es selbst der Krieg, möge sie, wenn sie mit ihm ziehe, unbesorgt sein.

Echtheit der Verse 39—142. Wir haben in unserer Analyse auch die Verse 39—142, welche in der Ausgabe von MERKEL ganz beseitigt sind, herangezogen, überzeugt, dass dieselben von dem Verf. des Briefs herrühren. Handschriftliche Gewähr fehlt dem-

selben; in den noch vorhandenen Handschriften, wie in der griechischen Übersetzung des Maximus Planudes kommen sie nicht vor; sie erschienen zuerst in der editio Parmensis 1477 und in der Vincentina 1480, welche im Registrum ausdrücklich bemerken, dass jene 104 Verse aus einem andern Codex abgedruckt wurden. Allein trotz dieser geringen Beglaubigung müssen die Verse als echt angesehen werden; denn wenn sie weggelassen werden, wird die Rede sowohl in der jenen Versen nachfolgenden als in der ihnen vorausgehenden Partie an je einer Stelle beziehungslos. Auf die Verse (37)

*ante tuos animo vidi quam lumine vultus:  
prima fuit vultus nuntia fama tui*

folgen, wenn 39—142 gestrichen werden, unmittelbar

*credis et hoc nobis? minor est tua gloria vero,  
famaque de forma paene maligna fuit.*

Mit *hoc* wird auf „*minor est tua gloria vero*“ als etwas Unerwartetes, Ausserordentliches hingedeutet. Die Konjunktion *et* besagt aber, dass auch schon im Vorausgehenden etwas Ungewöhnliches vorgebracht war. Dies liegt aber nicht in den Worten *prima fuit vultus nuntia forma tui*, wohl aber in dem ausgeschiedenen Text (v, 139 f.) Im Vers 17 heisst es:

*namque ego divino motu — ne nescia pecces —  
advehor, et coepto non leve numen adest.*

Damach wird Helena als bisher unwissend in Bezug auf den Anlass von Paris' Ankunft dargestellt. Auch der Eingang ihrer Antwort bestätigt das. Allein wenn Paris diese Unwissenheit entfernen will, so muss er auf sein Schiedsrichteramt eingehen, die Andeutungen in Vers 20, 35, 163 reichen keineswegs aus. Erst durch die Ergänzung wird Helena völlig belehrt. Es kommt hinzu, dass in der Antwort der Helena, die sich an den Brief des Paris genau anschliesst, auf manches Bezug genommen wird, was in der ausgeschiedenen Partie steht; so spielt z. B. Helena auf den Traum der Mutter des Paris an (17, 239 = 16, 45), ferner auf die Unheil verkündende Weissagung der Cassandra (wenngleich übertreibend mit *ferunt* 17, 241 = 16, 121), auf das Liebesverhältnis des Paris zur Oenone (17, 198 = 16, 96), auf das Versprechen der Venus beim Schiedsgericht (17, 118 und 126 = 16, 85). Weder metrisch noch sprachlich bieten sich Anstösse dar. Sonach ist es unmöglich, diese Partie als eine Fälschung der Humanistenzeit anzusehen. Dagegen spricht auch die auffallende Gleichheit der Verse 100 und 101 mit dem Epigramm der Anthologie nr. 702 RIESSE, das nur in einer einzigen (jetzt verlorenen Handschrift) überliefert wurde; die Bekanntheit eines Humanisten mit demselben wäre sehr wunderbar. Vgl. BIRT p. 840. — Noch mehr spricht dagegen, dass sowohl den unbestrittenen als den bestrittenen Teilen nachweislich dieselbe Quelle, die Kyprien zu Grunde liegt, ferner dass in beiden Teilen auch dieselben Abweichungen von der Grundfabel zu Tage treten (WETZEL p. XLI).

Litteratur: Nach dem Verdammungsurteil, das über die Verse LACHMANN fällt, nahmen sich derselben an BIRT, Gött. Anz. 1882 p. 841. PETERS, *Observ. ad Heroid.* p. 60. WETZEL in *Επιστολαί*, Göttingen 1890 (als Manuskript gedruckt), der in neuer Weise das Kriterium in der Quellenfrage sieht. SEDLMAYER, der früher die Echtheit der Verse festhielt, gab später diese Ansicht auf (Krit. Comment. p. 38). Auch RIBBECK scheint sie für eingeschoben zu halten, da er sie in seiner Analyse des Briefs nicht berücksichtigt (p. 253).

17) Helena an Paris. Ein interessanter Brief, da er eine sehr genaue Kenntnis des weiblichen Herzens verrät. Helena kann den schmeichleriichen Worten des Paris nicht widerstehen, das schöne Weib ist stolz darauf, dass er sie den von den zwei andern Göttinnen versprochenen Galben vorgezogen habe; sie sieht nicht ungern seine Liebe, denn wer kann einem Liebenden zürnen? (37), allein sie vermag Bedenken verschiedener Natur nicht zu unterdrücken. Und auf dem Hin- und Herwogen vom Wollen und Nichtwollen beruht der eigentümliche Reiz dieses Briefs. Allein wenn die Schreiberin sagt, dass ihr Zweifel über die Beständigkeit der Liebe des Paris aufstossen, so ist ein deutlicher Fingerzeig gegeben, dass Helena unterliegen wird; auf diesen Ausgang bereiten auch die Schlussworte vor, welche Fortsetzung des heimlichen Verkehrs mit Hilfe der Gesellschafterinnen der Helena wünschen.

18) Leander an Hero. Ein schon sieben Tage andauernder Sturm hatte Leander in Abydos abgehalten, nach Sestos zur geliebten Hero zu



schwimmen. Er ist daher gezwungen, durch einen Schiffer einen Brief nach Sestos zu senden. In demselben klagt er über den Boreas und gibt ein anmutiges Bild von seinen nächtlichen Wanderungen zum Gegenstand seiner Sehnsucht. Dann verweilt er bei der Betrachtung, dass er von Hero, obwohl so nahe, doch getrennt sei. Er will, wenn der Sturm noch länger andauert, doch versuchen, hinüberzuschwimmen, wenn nur seine Leiche zu Hero gelangt. Freilich besser ist es, wenn das Tosen des Meeres nur die Spanne Zeit aufhört, die er braucht, um hinüberzukommen; drüben kann er ja warten.

19. Hero an Leander. Noch viel schmerzlicher als Leander empfindet die Trennung Hero, welche fast der Last der Sehnsucht unterliegt. Sie schildert, mit welcher Ungeduld sie den Geliebten jede Nacht erwartet habe, wie sie nach vergeblichem Hangen und Bängen in Schlaf gesunken, um von ihm zu träumen, sie vermag den Vorwurf nicht zu unterdrücken, dass das Herüberkommen am Ende doch möglich gewesen, sie ergeht sich in Zweifeln an seiner Treue, um dieselben doch wieder aufzugeben, sie schmählt auf Neptun und berichtet zuletzt noch von einem beängstigenden Traum.

20. Acontius an Cydippe. Acontius aus Ceos verliebte sich in Delos in die ebenfalls dorthin gekommene Cydippe. Um in ihren Besitz zu gelangen, griff er zu einer List, er warf in dem Tempel der Diana vor die Füße der Cydippe einen Apfel, auf dem die Worte standen: „Bei der Diana schwöre ich, den Acontius zum Gemahl zu nehmen.“ Cydippe hebt den Apfel auf und liest laut die darauf stehenden Worte, damit hatte sie einen feierlichen Eid geleistet und die Göttin zur Wächterin desselben gemacht. Nun war aber Cydippe bereits mit einem anderen verlobt; so oft sie jedoch mit demselben verbunden werden sollte, wurde sie krank. Die Krankheit der Cydippe gab Acontius den Anlass zu einem Brief. In demselben behauptet er sein Recht auf Cydippe, weist auf ihre Krankheit als eine göttliche Warnung hin, beklagt sich, dass er nicht am Bette der Geliebten weilen könne, indessen ihr Bräutigam dort wohl sein Glück ausnütze, rät endlich, die Mutter in das Geschehnis einzuweihen und unterlässt endlich nicht, einiges Empfehlende über seine Person beizufügen.

21. Cydippe an Acontius. Cydippe, welche in aller Heimlichkeit den Brief geschrieben, schildert ihre bejammernswerte Lage, da sie zwischen zwei Liebhabern hin und her geschleudert wird. Sie erzählt ihre Reise nach Delos, ihre Begegnung mit Acontius, die List mit dem Apfel. Obwohl sie heftig gegen die Gültigkeit des erschlichenen Eides eifert, kann sie doch nicht ihre Furcht vor der Rache der Diana unterdrücken. Den von Acontius ausgesprochenen Verdacht, dass der Rivale seine Anwesenheit am Krankenbett der Cydippe zu Liebkosungen benütze, weist sie zurück, es entschlüpft ihr sogar das Geständnis, dass sie demselben gegnerüber kühl geworden sei, und damit ist das Eis gebrochen. Sie will sich, auch durch das delphische Orakel gewarnt, ergeben und hat daher auch die Mutter ins Vertrauen gezogen. Das Übrige müsse sie in die Hand des Acontius legen.

Echtheit der Verse 13—248, Unsere Analyse stützt sich auf den vulgären Text, welcher 248 Verse umfasst, während MERKELS und RIESES Ausgaben das Gedicht mit dem

12. Verse schliessen. In der massgebenden Überlieferung der *Heroides* wie in der s. XIII angefertigten griechischen Übersetzung des Maximus Planudes fehlen die Verse 13—248. Von denselben wurden zuerst 13—144 durch die *editio princeps Romana* von 1471, dann die *editio Veneta* von 1474 bekannt; handschriftlich findet sich diese Partie im Guelferbytanus 297 s. XV, Cremifanensis 329 s. XV, Vindobonensis 3198 s. XV, Parisinus 7997 s. XV/XVI. Die Verse 145—248 traten zuerst ans Licht in der *editio Parmensis* von 1474. Diese gab also den Brief vollständig. Handschriftlich ist der ganze Brief überliefert in dem Laur. 36, 27, dem am Schluss ein Blatt zugefügt ist, in dem die Verse 8—248 s. XVI nachgetragen wurden (SEDMAYER, Wien. Stud. 3, 158). In dem Vindob. und im Cremifan. heisst es *Heroidum Ovidii ultima recens reperta*; auch in der *editio Parmensis* werden die betr. Verse als aus einem andern Codex nachgetragen bezeichnet. Aus dieser Darlegung ergibt sich, dass die in der gewöhnlichen Überlieferung fehlende Partie erst im 15. Jahrh. zur Kenntnis kam. Man hat daher an eine Fälschung eines Humanisten gedacht. Allein schon der Umstand, dass die Partie in zwei Teilen bekannt wurde, lässt diese Annahme als unglaublich erscheinen. Es kommt hinzu, dass die Überlieferung jener Partien solche Schäden zeigt, welche nur auf dem Wege längerer Fortpflanzung erwachsen sein können. Doch das Entscheidende ist, dass es ganz unmöglich für einen Humanisten jener Zeit war, das Detail, das er gibt, aus noch vorhandenen Schriften zu schöpfen. Die Erzählung geht auf ein Gedicht des Callimachus zurück, das damals nicht mehr vorhanden war; der einzige Schriftsteller, der noch aus dieser Quelle geschöpft, ist Aristaeetus. Abgesehen davon, dass dieser Schriftsteller nur in einer einzigen, ehemals in Apulien befindlichen Handschrift überliefert ist und erst 1565 veröffentlicht wurde, so würde doch die Bekanntschaft des Fälschers mit demselben Schriftsteller ihn nicht in den Stand gesetzt haben, das zu bieten, was sich in dem Briefe findet. Der Brief hat manches, was Aristaeetus nicht hat, so dass man deutlich ersieht, dass beide aus einer Quelle geschöpft haben, nämlich aus dem Gedicht des Callimachus. In bezug auf Metrik und Prosodie kann gar nichts Anstössiges in dem Brief aufgefunden werden, auch an der Sprache lässt sich in begründeter Weise nicht rütteln. Es ist daher nicht daran zu zweifeln, dass wie der Anfang; so auch das Folgende demselben antiken Verfasser angehört und dass durch Ablösung von Blättern am Schluss der Briefsammlung in der massgebenden Überlieferung jener Defekt entstanden ist.

Litteratur: Die Frage haben nach dem Verdammungsurteil LACHMANNS behandelt DILTHEY, *de Callimachi Cydippa*, der mit LUCIAN MÜLLER, *de re metr.* p. 43 für die Echtheit mit guten Gründen eingetreten; ihm folgten BIRT, *Gött. Gel. Anz.* 1882 p. 839; PETERS, *Obseerv. ad Ov. heroid.*, Leipz. 1882 p. 52. Dagegen haben sich für nicht antiken Ursprung ausgesprochen RIESE (*Bursians Jahresber.* 10. Bd. [1878] p. 20), dann unter Aufgeben seiner früheren Ansicht SEDLMAYER, *Krit. Kommentar zu Ov. Her.*, Wien 1881 p. 75.

**296. Echtheitsfrage der *Heroides*.** Schon sehr früh erwachten Zweifel über die Echtheit mancher *Heroides*. Allein diese Zweifel stützten sich nicht auf eine methodische Beweisführung und vermochten daher nicht eine tiefere Wirkung zu äussern. Erst durch LACHMANN wurde die Frage mit kritischem Geiste angefasst. Von der Überlieferung der Briefe ausgehend verdammt er kurzweg den Sapphobrief (15) und die Ergänzungen zu den Briefen 16 (39—142) und 21 (13—248); an die Echtheit dieser Stücke zu glauben, erschien ihm als eine *inepta superstitio*. Komplizierter warr das Verfahren bezüglich der übrigen Briefe. Ausgangspunkt der Untersuchung war die Elegie der Am. 2, 18. In derselben klagt Ovid, dass, während Macer einen grossen Stoff, die vor der Ilias liegende Sage, dichterisch gestalte, er sich in seinen Schöpfungen von Amor nicht losreissen könne:

*quod licet, aut artes teneri profitemur Amoris,  
ei mihi, praeceptis urgeor ipse meis.  
aut quod Penelopes verbis reddatur Ulixi,  
scribimus et lacrimas, Phylli relicta, tuas:  
quod Paris et Macareus et quod male gratus Jaso  
Hippolytique parens Hippolytusque legant,  
quodque tenens strictum Dido miserabilis ensem  
dicat, et Aeoliae Lesbis amica lyrae.*

Ein Freund Ovids, Sabinus, dichtete Antworten auf die Briefe:



*quam cito de toto rediit meus orbe Sabinus,  
scriptaque diversis rettulit ille locis!  
candida Penelope signum cognovit Ulixis:  
legit ab Hippolyto scripta noverca suo:  
iam pius Aeneas miserae rescripsit Elissae:  
quodque legat Phyllis, si modo vivit, adest:  
tristis ad Hypsipylum ab Jasone littera venit,  
det votam Phoebo Lesbis amata lyram.*

Aus diesen Worten Ovids schloss LACHMANN, dass die Briefe 1, 2, 5, 11, 6, 10, 4, 7, 15 bezeugt seien,<sup>1)</sup> nur sei der 15. Brief nicht der ovidische, sondern ein unterschobener. Die übrigen Briefe 3, 8, 9, 12, 13, 14, 16, 17, 18, 19, 20, 21, folgert LACHMANN weiter, entbehrten des ovidischen Zeugnisses und seien von vornherein verdächtig; denn da die Ars, mit der Ovid, als er die 18. Elegie schrieb, bereits beschäftigt war, die Herausgabe der Heroides voraussetzt (3, 345), und da er in seinen späteren Gedichten dieser Briefe nicht mehr gedenkt, so müssten die genannten zwölf Stücke in der kurzen Zeit zwischen der letzten Herausgabe der Amores und der Ars geschrieben sein, was höchst unwahrscheinlich sei. Daraufhin schreitet LACHMANN zur Anwendung metrischer und prosodischer Kriterien und gestützt auf dieselben glaubt er von den verdächtigen Stücken 8, 9, 14, 16, 17, 19 als unecht erwiesen zu haben.

Wenn auch diese Untersuchung das unvergleichliche kritische Talent ihres Verfassers zeigt, so war doch der eingeschlagene Weg nicht der richtige. Bedenklich war einmal, dass LACHMANN dem Selbstzeugnis Ovids so grossen Wert beimass und trotz desselben den Sapphobrief verwarf. Damit war aber der Wert des Zeugnisses auch für die übrigen dort aufgeführten Heroides stark herabgemindert. Allein noch verhängnisvoller für die Weiterentwicklung der Frage war LACHMANN'S Voraussetzung, dass alle Heroides, welche Ovid bis dahin verfasst hatte, in der Elegie erwähnt werden. Diese Voraussetzung ist aber eine durchaus irrige; der Zweck des Gedichts erfordert keine vollständige Aufzählung, da es dem Dichter nur auf eine Exemplifizierung ankommt. Dagegen hat LACHMANN es unterlassen, einen anderen Schluss aus der Stelle zu ziehen, durch den unsere Frage auf ein ganz anderes Fundament gestellt wird. Es ist dies der sich unweigerlich ergebende Satz, dass er zur Zeit, als er die 18. Elegie schrieb, noch keine Doppelbriefe verfasst hatte. Bei dieser Sachlage dürfen wir nicht mehr die 8 (9) erwähnten Heroides allen übrigen gegenüberstellen, sondern wir müssen vielmehr die einfachen den Doppelbriefen gegenüber treten lassen. Die Lage der beiden Gattungen von Briefen ist aber, wie jeder sieht, nicht dieselbe; es konnten ausser den aufgeführten Briefen damals auch noch andere einfache verfasst sein, dagegen existierten noch keine Doppelbriefe von Ovid. Diese können wir nur dann dem Dichter beilegen, wenn es uns gelingt, ihre spätere Abfassung wahrscheinlich zu machen. Nun zeigt sich wirklich, dass diese Doppelbriefe manches mit den späteren Werken Ovids gemeinsam haben. So z. B. halten die Doppelbriefe wie die späteren Schriften Ovids nicht mehr an dem zweisilbigen Pentameterausgang fest, man vgl. 16, 290 *pudi-*

<sup>1)</sup> Die Antworten des Sabinus beziehen sich auf die Briefe 1, 4, 7, 2, 6 und 15.

*citiae*, 17, 18 *superciliis*, 19, 202 *deseruit*. Einen solchen Ausgang kennen die einfachen Briefe nicht; denn der Vers 14, 62, in dem *generis* am Ende erscheint, fehlt in einer unserer Quellen, so dass dessen Echtheit begründeten Zweifeln unterliegt. Dagegen lassen das mehr als zweisilbige Pentameterende spätere Gedichte Ovids zu.<sup>1)</sup> Allein dessungeachtet führt die Annahme einer späteren Abfassung der *Heroides* von seiten Ovids auf grosse Schwierigkeiten. Als Ovid jene Elegie schrieb, musste eine Ausgabe der *Heroides* bereits ins Publikum gedrungen sein; denn Sabinus konnte doch nur Antworten auf Briefe schreiben, welche allgemein bekannt waren. Und wenn die „Liebeskunst“ die Mädchen zum Gesang der *Epistulae* auffordert (3, 345), so hat eine solche Aufforderung nur gegenüber einem weit verbreiteten Buch einen Sinn. Es könnte daher jene Doppelbriefe Ovid nur einer zweiten Ausgabe der *Heroides* einverleibt haben. Allein von einer solchen hören wir nichts, sie ist auch nicht wahrscheinlich, denn sonst würde doch wohl der Brief der Byblis, der jetzt in den *Metamorph.* 9, 529—569 steht, seine Aufnahme in die neue Sammlung gefunden haben. Auch wandte sich der Dichter bald neuen Stoffen zu; die Liebeskunst, die Heilmittel der Liebe, die *Metamorphosen*, der Festkalender beschäftigten ihn gewiss vollauf und werden ihm keine Zeit zu einer Fortsetzung jener rhetorischen Versuche übrig gelassen haben. Vollends in seiner Leidenszeit, in der ihm alles daran lag, die Sünden seiner „Liebeskunst“ hinwegzujammern, konnte ihm niemals der Gedanke kommen, den frivolen Briefwechsel zwischen Paris und Helena zu schreiben. Endlich steht mit diesen Doppelbriefen auch der Titel „*Heroides*“, den uns *Prisc.* 1, 544, 4 überliefert, nicht in Einklang; durch denselben sind ja die Männerbriefe ausgeschlossen.

Aus allen Schwierigkeiten scheint nur ein Ausweg hinauszuführen, die Annahme, dass ein Nachahmer die Neuerung des Sabinus aufgriff, jedoch mit der naturgemässen Modifikation, dass er die Frauenbriefe auf die Männerbriefe folgen liess und sich in der metrischen Technik an die letzten Schriften Ovids anschloss; mehrere Nachahmer aufzustellen, ist kein genügender Grund vorhanden.<sup>2)</sup> Diese Briefpaare wurden später der echten Sammlung hinzugefügt, da aber jetzt der Titel „*Heroides*“ nicht mehr passte, kam die Überschrift „*Epistulae*“ auf.

Indem wir also die Doppelbriefe dem Ovid absprechen und als ein Werk der Nachahmung erklären, müssen wir auf der anderen Seite bei den einfachen Briefen (selbst den Sapphobrief nicht ausgenommen) solange die ovidische Autorschaft festhalten, bis schlagende Beweise das Gegenteil darthun; allein solche sind bis jetzt nicht geliefert.

Geschichte der Frage. Wir haben zwar bereits im Texte einige Hauptzüge aus der Geschichte dieses Echtheitsstreits gegeben, allein es dürfte doch in mehr als einer

<sup>1)</sup> LACHMANN p. 61.

<sup>2)</sup> Aufgabe der Forschung wird es sein, die Verschiedenheiten, welche trotz des engen Anschlusses doch immer den Nachahmer von dem Autor trennen, darzuthun; so z. B. hat ESCHENBURG beobachtet, dass Ovid *certe ego* stets im Anfang des Hexameters und Pentameters setzt, der Brief 20, 178 dagegen in

der zweiten Hälfte des Pentameters; ganz das Gleiche gilt 17, 246 von *ei mihi*. (Wie hat Ovid u. s. w. p. 4 und p. 3.) Eine Menge Verschiedenheiten will BILGER in dem Briefpaar 16 und 17 gefunden haben (die Zusammenstellung derselben p. 123), allein sie entbehren der gehörigen Sichtung.



Hinsicht nützlich sein, hier noch genauer auf den Streit einzugehen. Eine Übersicht der älteren Ansichten über die Echtheit der Heroides gibt SEDLMAYER, Zeitschr. f. österr. Gymn. 30, 816. Wir sehen daraus, dass schon in der *editio Veneta* des J. 1484 die Streitfrage angeregt wurde. Sie kam aber im Laufe der Jahrhunderte auf keinen festen Boden, erst LACHMANN versuchte eine methodische Lösung in seiner Abhandlung *De Ovidii epistulis*, Berl. 1848 (Kl. Schr. p. 56). Allein der Weg, den er beschritt, war nicht der richtige. Die ersten Bedenken erhob L. MÜLLER, *de r. m.* p. 46, wo er die Schlussfolgerungen LACHMANNs bemängelte und nur die Briefe 16, 17 und 19 preisgab. Auch Rh. M. 17, 192 und 18, 86 sprach er sich in diesem Sinn aus. Dagegen schloss sich fest an LACHMANN ESCHENBURG in seinen metr. Unters., Lübeck 1874 an. Ganz wie der Meister die acht in den Amores aufgeführten Heroides (der Sapphobrief wird ausgeschlossen) den übrigen gegenüberstellend, will er gefunden haben, dass die acht sicher echten Briefe in ihrer metrischen Technik genau mit den *carmina amatoria* des Ovid übereinstimmen, während sie von den übrigen Distichen desselben und den Metamorphosen in mancher Hinsicht abweichen, und umgekehrt, dass in den Heroides, deren Echtheit bezweifelt wird, sich eine Reihe metrischer Lizenzen findet, die Ovid in den acht echten Briefen und den *Carmina amat.*, wenn auch nicht in den übrigen Distichen und den Metamorphosen, vermieden hat. Auf Grund dieser Untersuchungen zog er die Schlussfolgerung, dass die von Ovid nicht selbst angeführten Briefe sämtlich unecht seien. Die Richtigkeit dieses Schlusses bestritt RIESE und warf den Gedanken hin, dass die Heroiden nicht zu gleicher Zeit entstanden sein müssten, dass „einige“ Heroides auch der späteren Zeit des Dichters angehören können, zuerst kurz Fleckeis. J. 109, 569, mit Begründungen Burs. Jahresb. 4. Bd. p. 233. Welche Heroides er unter diesen „einigen“ versteht, darüber lässt er sich nicht klar genug aus, bald spricht er allgemein von den letzten (p. 234), bald stellt er den acht die übrigen gegenüber (p. 235). Diese Ausstellungen RIESES machten ESCHENBURG in seiner früheren Anschauung wankend, auf Grund einer zweiten Forschung „Wie hat Ovid einzelne Wörter und Wortklassen im Verse verwandt“, Lübeck 1886, modifiziert er die früher vorgetragene Ansicht dahin, dass „Ovid die uns erhaltenen Heroiden zu verschiedenen Zeiten verfasst habe, in einer früheren Periode die acht sicher echten, in einer späteren die übrigen“ (p. 39). Allein die Schlussfolgerung, die aus der „auffallenden Übereinstimmung zwischen der Technik Ovids und der der zweifelhaften Heroiden“ gezogen wird, ist eine unrichtige; denn jene Übereinstimmung konnte auch der fleissige Nachahmer zustandegebracht haben. Diesen falschen Weg, aus Ähnlichkeiten der zweifelhaften Heroiden mit den echten Schriften Ovids die Echtheit zu folgern, hatte bereits früher WOLFRAM ZINGERLE, Untersuchungen zur Echtheitsfrage der Heroiden Ov., Innsbr. 1878, beschritten; er hält alle Heroides für echt (den Sapphobrief ausgenommen). In neuester Zeit dringt immer mehr die im Text adoptierte Ansicht durch; diese beruht auf der strengen Scheidung der einfachen und der Doppelbriefe. Nur der Sapphobrief bildet noch einen Differenzpunkt, indem die meisten denselben für unecht halten. Allein wie gefährlich es ist, das Selbstzeugnis Ovids in einem Punkte zu verwerfen, zeigt das Vorgehen LEHRS, der auch vor anderen dort erwähnten Briefen nicht Halt macht und die ganze Frage dem subjektiven Ermessen überliefert (Ausgab. des Horaz, Leipz. 1869 p. CCXXII). Im übrigen stimmen die Anhänger jener Scheidung darin überein, dass allem Anschein nach die 14 ersten Briefe echt, die Doppelbriefe dagegen unecht seien. Nachdem diese Ansicht DILTHEY, *De Callim. Cydippe* p. 41 Anm. 2; MADVIG, *advers.* 2, 77 beiläufig ausgesprochen haben, wurde dieselbe ausführlicher verteidigt von BIRT, Rh. Mus. 32, 391. Zu ihrer Stütze dienen auch die Dissertation BILGERS, *De Ov. Heroidum appendice*, Marb. 1888, welcher das Briefpaar 16 und 17 als unovidisch darzuthun bestrebt ist, und die TOLKIEHNS, *Quaest. ad Heroides Ovid.*, Königsb. Diss. 1888, welcher die in den Amores nicht bezeugten Briefe 3, 8, 9, 12, 13, 14 als ovidisch nachzuweisen versucht und damit die sämtlichen ersten 14 Briefe Ovid zuweist.

**297. Charakteristik der Heroides.** Dass zwischen Liebenden Briefe gewechselt werden, ist seit jeher üblich gewesen; Am. 2, 19, 41 fordert Ovid den Wächter auf, acht zu haben:

*quas ferat et referat sollers ancilla tabellas.*

Dass aber der Liebesbrief auch die poetische Form erhält, ist bei dem Bande, welches Liebe und Poesie umschlingt, natürlich und selbstverständlich. Propertius gibt uns einen solchen Brief, Arethusa schreibt an ihren im römischen Feldlager auf parthischem Boden weilenden Gatten (5, 3). Während wir aber hier einen Brief haben, der aus der Gegenwart und dem Leben herausgegriffen ist, führt uns Ovid mit seinen Heroides in

altersgraue Zeiten zurück; denn, einen Fall ausgenommen, sind es lediglich Frauen der Sage, welche ihr Liebesleben in Briefen darlegen. Ovid will diese Gattung der Heroinnenbriefe erfunden haben, in seiner Liebeskunst lässt er ein Mädchen sagen (3, 346):

*ignotum hoc aliis ille novavit opus.*

Für die römische Litteratur mag dies seine Richtigkeit haben, nicht aber für die griechische; denn hier war dieser Zweig im Keime bereits vorhanden. Auf den Kunstwerken aus dem Reich des Mythos sehen wir Boten mit Liebesbriefen und die alexandrinischen Dichter schmückten gern ihre Epyllien mit solchen eingeschobenen Episteln. Auch die Rhetorschule legte die Idee der Heroinnenbriefe sehr nahe, dort waren Themata aus dem Mythos und der Geschichte seit langem üblich, dort konnte man Reden des seine Tochter opfernden Agamemnon, des vor Babylon stehenden Alexander, der gegen die Perser ziehenden dreihundert Spartaner vernehmen. Von der Rede zum Brief ist nur ein kleiner Schritt. Dem Dichter boten übrigens diese Stoffe einen grossen Vorteil; es war in denselben eine allgemein bekannte Situation, an die er anknüpfen konnte, bereits gegeben, sie musste nicht erst dem Leser vorgeführt werden. Aber auch bei der Bearbeitung konnte der Dichter aus reichlich fliessenden Quellen schöpfen; Homer, die griechischen Tragödien, besonders die euripideischen und die alexandrinischen Epyllien, auch römische Dichter boten ihm den Stoff, den er brauchte. Seine Aufgabe war nur, diesen der Briefform anzupassen. Allein peinlich genau nahm es damit der Dichter nicht, er erzählt oft Dinge für den Leser, nicht für den Adressaten. Selbst über die Unmöglichkeit eines Briefes, wie dies bei der Ariadne der Fall ist, setzt er sich kühn hinweg. Seine Aufgabe war, die Seelenstimmungen seiner Heldinnen rhetorisch auszumalen, ἡθοποιίας zu liefern. Die Situationen, in welche uns diese Briefe versetzen, sind verschieden. Am natürlichsten ist die Benützung der Briefform zum Zweck des Liebesgeständnisses; mit dem Verse (4, 10):

*dicere quae puduit, scribere iussit amor*

motiviert Phaedra ihr Schreiben. Auch die Briefpaare Paris und Helena, Acontius und Cydippe haben es noch nicht mit der fertigen, sondern erst mit der werdenden Liebe zu thun. Diese Episteln stehen der Suasoria sehr nahe, sie wollen ja vor allem überreden. Mehr erzählenden Charakter tragen die Schreiben, welche das Liebesleben selbst zum Gegenstand haben; es sind dies die Stücke Leander und Hero und Laodamia. Im Leanderbrief lesen wir die entzückende Schilderung der nächtlichen Wanderungen Leanders zu Hero, Laodamia malt ihren Abschied von Protesilaus, ihren Kummer und ihre bangen Sorgen. Den reichsten Stoff bot unserm Dichter das Kapitel der unglücklichen Liebe. Hier kommen ja die Affekte vor, welche eine ganz besonders lohnende rhetorische Behandlung zulassen. Auch kann der Dichter da seine Kunst in den mannigfachsten Situationen leuchten lassen. Er hat dies reichlich ausgenützt und das Unglück in der Liebe in verschiedenen Gemälden gezeichnet. Bald will der Geliebte in die Ferne ziehen, wie Aeneas, bald ist er bereits geraume Zeit abwesend, ohne von sich Nachricht zu geben, wie Ulixes und Demophon; oder es klagt die Briefschreiberin über eine Nebenbuhlerin, wie Oenone über Helena,



Hypsipyle über Medea, Deianira über Jole, Medea über Crëusa; oder es befindet sich die Schreibende wider ihren Willen in den Händen eines anderen, wie Briseïs und Hermione; oder endlich der Brief ist ein Wehruf einer durch ihre Liebe dem Tod entgegensehenden unglücklichen Frau, wie der Canace und der Hypermnestra. Welche Empfindungen und Gefühle in weiter Scala konnte hier der Dichter ertönen lassen? Wehmut der Trennung, Sehnsucht nach dem Geliebten, süsse Erinnerung an das früher genossene Liebesglück, aufbrausenden Stolz, demütige Hingabe, heftig lodernnden Zorn über Undankbarkeit, quälende Eifersucht, Schmerz über das gebrochene Leben, Aufblicken zu dem Tod als dem einzigen Erlöser. Der Dichter hat auch diese Affekte gezeichnet, wir bewundern seine Kenntnis der weiblichen Gemütswelt, aber er vermag uns nicht zu erwärmen und länger zu fesseln. Das πάθος seiner Heldinnen ist rhetorisch aufgeputzt; es ist ein Spiel mit den Empfindungen, es fehlt die einfache, noch zu jeder Zeit gern gehörte Sprache des Herzens.

Die Briefform der Heroides. Durch die poetisch geformte Anrede „*Caius Titio salutem*“ sind sie deutlich als Briefe gleich in den Eingangsdistichen charakterisiert und zwar durch deutliche oder allgemeine Bezeichnung des Schreibenden und des Adressaten 1, 2, 4, 13, 14, 16, 18, durch Bezeichnung des Schreibenden oder des Adressaten 3, 15 und 19. In den Briefen 5 und 10 stellt das zweite Distichon die Briefform her. Im 11. Brief kann Vers 5 einen Ersatz für die epistolarische Anrede darbieten. Die übrigen Heroides entbehren des epistolarischen Eingangs; und ist bei manchen der Eingang sehr abrupt, wie in Brief 7, in 12, 17 und auch 11. VAHLEN, Über die Anfänge der Heroiden, Abh. der Berl. Ak. 1881 p. 14 kommt aus der Betrachtung dieser Eingänge zu dem Schluss, dass diese vier Heroides ihre Eingangsdistichen verloren haben. Man wird sich seinen Schlussfolgerungen kaum entziehen können, selbst für 11 nicht, obwohl dort später die Briefschreiberin deutlich bezeichnet wird. Allein wenn er weiter folgert, dass auch bei den übrigen Heroides, wo eine solche Nötigung wie bei den eben genannten nicht vorliegt, diese Eingänge verloren gingen, so geht diese Folgerung zu weit; es würde bei manchen diese Briefformel sogar störend sein. Kompliziert wird die Frage dadurch, dass in jüngeren Quellen sich solche Eingangsverse finden, allein alle dem Verdacht der Unechtheit zu entziehen, wird sich niemand entschliessen; wird aber die Unechtheit auch nur eines einzigen Distichonpaars zugegeben, so können in der Frage nur innere Kriterien entscheiden (PETERS, obs. p. 49).

Quellen der Heroides. Für den Brief der Penelope und der Briseïs ist Homer die Quelle (über letzteren Brief: TOLKIEHN, *Quaest.* p. 48); für den Brief der Dido die Aeneis, für den der Ariadne Catull. Die schöne Sage von der Phyllis hatte nach Callimachus, dessen Gedicht KNAACK, *Analecta* p. 29 restituiert, bereits Tuscus, ein Freund Ovids bearbeitet. Auch die Geschichte von Hero und Leander und die von Acontius und Cydippe weisen auf alexandrinische Quellen; aus ebendenselben schöpfte Musaeus für sein Gedicht *de Hero et Leandro* (ROHDE, Griech. Rom. p. 135) und Aristaenetos für seine Erzählung von der Cydippe; des letzteren Quelle war das anmutige Gedicht „Cydippe“ von Callimachus, das DILTHEY meisterhaft wiederherstellte (*De Callim. Cyd.*, Leipz. 1863). Im Sapphobrief erinnert die Einführung der Naiade (162) an alexandrinische Kunst. Ebenso wird die Figur der Oenone ein Werk alexandrinischer Dichtung sein, deren Hintergrund die Kyprien sind (WETZEL, *Επιθαλάμιον* p. LVII; COMPARETTI p. 52). Der Brief der Hypsipyle wird seine Grundlage in den Argonautica des Apollonius, vielleicht nach der Übersetzung des Valerius Flaccus (MAYER, *De Euripidis mythopoeia* p. 65) haben. Nicht wenige Stücke schliessen sich an griechische Tragödien an, die Deianira und die Hermione an die Trachinierinnen und die auch von Pacuvius übersetzte Hermione des Sophokles (über die Deianira vgl. BIRT, Rh. Mus. 32, 406), die Medea, Laodamia, Canace, Phaedra an Medea, Protesilaos, Aeolus, die beiden Hippolyti des Euripides (über die Medea vgl. BIRT p. 401, über die Phaedra BIRT p. 403; KALKMANN, *de Hippolytis Euripid.* p. 24; MAYER, *de Eurip. mythop.* p. 66, der die Nachahmung auf den ersten Hippol. beschränken will). Für den Briefwechsel des Paris und der Helena konnte der Alexandros des Euripides einzelne Züge liefern (WELCKER, Trag. p. 404). Die Hypermnestra endlich wird auf die Darstellung des auch von Horaz C. 3, 11 behandelten Mythos von Aeschylus zurückzuführen sein (eingehende Begründung von BIRT p. 405, gegen den sich mit Unrecht REINKENS, *De Aeschyli Danaïdibus*, Düsseld. 1886 p. 11 wendet).

**298. De medicamine faciei (Über die Schönheitsmittel).** In der Liebeskunst 3, 205 empfiehlt Ovid seinen Leserinnen ein von ihm früher verfasstes Werkchen über Kosmetik:

*est mihi, quo dixi vestrae medicamina formae,  
parvus, sed cura grande, libellus, opus.  
hinc quoque praesidium laesae petitote figurae.  
non est pro vestris ars mea rebus iners.*

Es ist uns ein solches in 50 Distichen überliefert. Das Gedicht beginnt mit einer frischen Schilderung der Ausdehnung der Kultur gegenüber der Beschränktheit der alten Zeit und schliesst hieran die Forderung an die Mädchen, auch ihrerseits die Körperschönheit zu pflegen, zumal da jetzt sogar die Männer dies mit grossem Eifer thun; freilich, bemerkt schalkhaft der Dichter, sei immer das erste die Vortrefflichkeit des Charakters, denn die Schönheit vergeht, der Charakter besteht. Während uns die Anmut und Leichtigkeit der Einleitung entzückt, stösst uns das Folgende ungemein ab. Es kommen Rezepte zur Glättung der Haut, Vertreibung der Flecken, Herstellung einer blassen Gesichtsfarbe mit genauen Angaben von Mass und Gewicht. Der Dichter hat ohne Zweifel ein kosmetisches Buch in Verse gegossen, es mag ihm diese Arbeit sauer geworden sein und er mag nicht ohne Grund die auf das Büchlein verwandte „cura“ hervorheben, allein es fehlt der Schmuck der Poesie. Das Gedicht bricht plötzlich ab, die Vermutung, dass sogar dem Abschreiber die Geduld ausgegangen, ist zwar nicht richtig, der Schaden ist vielmehr auf Blattverlust zurückzuführen, allein dem Verlorenen weint niemand eine Thräne nach. Wahrlich, der Dichter that einen glücklichen Schritt, dass er den kleinen trockenen Gegenstand verliess und in der „Liebeskunst“ einen Stoff aufgriff, in dem er die Belehrung in ein heiteres Spiel umsetzen konnte.

Citiert wird das Gedicht von Charisius p. 90, 16 K., auch Plin. 30, 33 Worte „*huius medicinae auctor est Ovidius*“ werden sich auf eine verlorene Partie unserer Schrift beziehen (KUNZ p. 88; BIRT, *De Haliut.* p. 41). Ausser der Verstümmelung am Schluss sind auch im Gedicht Lücken nach v. 26 und nach v. 50, die wahrscheinlich durch Blattbeschädigung entstanden (SCHANZ, Rh. Mus. 39, 313; EHWALD, Burs. Jahresb. 43. Bd. p. 185).

Die Überlieferung des Gedichts ist von der der übrigen *carmina amatoria* unabhängig, die älteste und beste Handschrift ist der Marcianus Florentinus 223 s. XI/XII. Vgl. die Ausgabe von KUNZ, Wien 1881 p. 5.

**299. Ars amatoria (Liebeskunst).** Schon bei den Griechen hatte sich die didaktische Dichtung des Stoffs der Liebe bemächtigt und eine pornographische Litteratur erzeugt. Diese Gattung führte Ovid in seiner Liebeskunst in die römische Litteratur ein. Es sind drei Bücher in elegischem Masse. Gleich im Eingang wird dem Leser die Disposition der Materie gegeben (1, 35):

*principio quod amare velis, reperire labora,  
qui nova nunc primum miles in arma venis.  
proximus huic labor est placitam exorare puellam:  
tertius, ut longo tempore duret amor.*

Demgemäss lehrt der Dichter bis Vers 264, wo und wie man ein Liebchen finden, von da an, wie man dasselbe erobern könne. Dies ist der Gegenstand des ersten Buchs. Im zweiten Buch wird die Kunst vorgetragen, sich die Gunst des gewonnenen Mädchens zu erhalten (2, 12):

*arte mea capta est, arte tenenda mea est.*



Damit ist das oben angekündigte Thema erschöpft. Allein Ovid nimmt nun auch die Kehrseite vor; hatte er in den zwei ersten Büchern für die Männer geschrieben, so wendet sich jetzt im dritten Buch seine „Ars“ an die Mädchen, um auch ihnen wie den Männern Waffen in die Hand zu geben.

Die Liebe, welche die Ars lehren will, ist die sinnliche, er kündigt dies auch offen an mit den Worten (3, 27):

*nihil nisi lascivi per me discuntur amores,*

und als einen *praeceptor lascivi amoris* redet ihn Apollo an (2, 497). Das Ziel derselben ist nicht eine dauernde Verbindung, sondern der vorübergehende Genuss. Die eheliche Liebe bleibt daher ausgeschlossen (1, 31 2, 599) und zum Glück auch die Knabenliebe (2, 683). Bilder des erhebenden Liebesglücks begegnen uns nicht, wohl aber feine psychologische Zeichnungen. Man sieht, dass der Dichter auf diesem Feld reiche Erfahrungen gesammelt und sorgfältige Beobachtungen gemacht hat. Was er über die Toilettengeheimnisse und über die Kunst, körperliche Fehler zu verdecken, vorträgt, ist dem Leben abgelauscht. Auch sonst noch muten uns Sätze wie alte Bekannte an, z. B. die Vorschrift, das Mädchen nicht nach dem Geburtsjahr zu fragen (2, 663), oder wenn wir von den Frauen lesen (1, 99):

*spectatum veniunt, veniunt spectentur ut ipsae.*

Andere Sätze empfinden wir sofort als schlagende Wahrheiten wie *forma viros neglecta decet* (1, 509) oder *ut ameris, amabilis esto* (2, 105). Für die Kenntnis des sozialen Lebens in Rom fallen manche interessante Züge ab, wir lesen z. B. nicht ohne Erstaunen, welche hohe Anforderungen man an die Bildung dieser Mädchen stellt, welche in einer ganz stattlichen Reihe von griechischen und lateinischen Dichtern bewandert sein sollen (3, 331).

So interessant auch die psychologische Kunst ist, mit welcher der Dichter seinen Stoff behandelt, so würde doch der lehrhafte Ton, durch das ganze Gedicht festgehalten, schliesslich den Leser ermüdet haben. Dem begegnet der Autor dadurch, dass er mit dem Stoff ein anmutiges Spiel zu treiben scheint. Er lässt nämlich in seine Lehren fortwährend schlagende Analogien aus Natur und Geschichte hineinblitzen. Ganz unerschöpflich ist hier die Erfindungsgabe des Dichters, wie Raketen schiessen die Gedanken hin und her. Für sich betrachtet sind diese Analogien oft Goldkörner; manche sind in unseren Citatenschatz aufgenommen worden, wie 3, 502:

*candida pax homines, trux decet ira feras*

oder 3, 63:

*nec quae praeteriit, iterum revocabitur unda  
nec quae praeteriit, hora redire potest*

oder 2, 437:

*luxuriant animi rebus plerumque secundis,  
nec facile est aequa commoda mente pati.*

Dadurch, dass sie aber zur Erläuterung eines frivolen Stoffes dienen, bekommen sie einen ironischen Beigeschmack. Auch Erzählungen werden gern eingestreut, um den Stoff zu beleben. Die Mythen boten ja Manches dar, was lüsternen Ohren genehm sein konnte. Wir lesen die Geschichte der Pasiphae (1, 289), die Begegnung des Bacchus und der Ariadne (1, 527),

die Liebesabenteuer des Mars und der Venus (2, 561), des Achilles und der Deidameia (1, 681), die Eifersuchtsscene der Procris (3, 685); auch die Sage vom Raube der Sabinerinnen ist nicht ohne Frivolität ausgenutzt (1, 101). Mit den Obscönitäten hält der Dichter ziemlich zurück, nur am Schluss des zweiten und dritten Buchs brennt er ein Feuerwerk ab, das uns durch seinen Gestank über den Ort, wo wir uns befinden, nicht in Zweifel lässt. Mag man die Wahl des Stoffs beklagen, Ovid hat denselben mit solcher Genialität behandelt, dass er uns zwingt, über denselben hinwegzugleiten und seine Kunst zu bewundern. Mit Honigseim versüsst wird uns das Gift gereicht.

**300. Remedia amoris (Heilmittel der Liebe).** Die Liebeskunst war nicht ohne Tadel geblieben; der Dichter setzt sich zwar über denselben weg und ist getröstet, wenn er nur überall gelesen wird. Seine Verteidigung gipfelt in dem Satz, seine Muse berühre nicht die Matrone, sondern die Libertine (385):

*Thais in arte mea; lascivia libera nostra est,  
nil mihi cum vitta: Thais in arte mea est.*

Allein er schreitet doch zu einer Art von Palinodie, welche freilich wiederum an dem Schmutz nicht vorbeigehen kann (401). Hatte er in der „Ars“ Jünglingen und Mädchen den Weg zur Liebe gezeigt, so will er jetzt diejenigen, welchen Amor drückend erscheint, belehren, wie sie die lästigen Fesseln abwerfen können (15):

*at si quis male fert indignae regna puellae,  
ne pereat, nostrae sentiat artis opem.*

Obzwar er in erster Linie mit seinen Lehren das Männergeschlecht berücksichtigt, so sollen dieselben *mutatis mutandis* auch für die Mädchen gelten (49). Entschieden lehnt der Dichter Zaubermittel ab (249); er will nur auf natürliche Weise vorgehen. Für das Beste hält er, die Neigung gleich im Keime zu ersticken, denn (91):

*principiis obsta . sero medicina paratur.*

Ist sie aber schon fest geworden, so rät er, den Müssiggang zu fliehen und Beschäftigungen zu suchen, die Fehler der Geliebten aufzuspüren, sich noch mit einem Liebchen abzugeben, den Genuss bis zur Übersättigung zu steigern, auf seine Sorgen den Sinn zu lenken, nicht mit dem Gegenstand der Sehnsucht zusammenzukommen, den Umgang mit Liebenden zu vermeiden, die Liebesdichter nicht zu lesen u. s. w. Manchmal führt den Dichter die Lust am Spiel zu weit, wie wenn uns der Schalk glauben machen will, er habe sich von seiner Leidenschaft kuriert, indem er seine Phantasie der Geliebten Fehler, die sie gar nicht hat, andichten liess (315).

An Kunst der Durchführung stehen die Heilmittel der Liebe der Liebeskunst nach; das Negative des Stoffs schwächt die Gestaltungskraft des Dichters; doch auch so bietet das Gedicht noch immer des Reizenden genug.

Die Überlieferung der *carmina amatoria*. Alle *carmina amatoria* gehen auf einen Archetypus zurück, nur bezüglich der Schrift *de medicamine faciei* ist mir dies zweifelhaft; meine Zweifel habe ich angedeutet und begründet Rh. Mus. 39, 314; siehe aber dagegen EHWARD, Burs. Jahresber. 43 p. 185. Den Archetypus bestimmen L. MÜLLER (*de re metr.* p. 45) und BIRT (Gött. Gel. Anz. 1882 p. 841) näher dahin, dass derselbe Schrift-



kolumnen zu 26 Zeilen hatte. Daraus erklärt BIRT (p. 841) eine Reihe von Defekten in unsern Handschriften: „Gleich (Her.) XV 39—142 ergeben just vier Kolumnen zu 26 Versen; es fiel also etwa ein Blatt aus mit je zwei Kolumnen auf jeder Seite. Warum bricht ferner der Cydippebrief gerade bei v. 12 ab? Deshalb weil hier das Ende einer Kolumne und zugleich ein Seitenende war; denn von XV 143 bis XX 12 sind eben 1195 Verse oder 46 Kolumnen der angegebenen Grösse. Aber noch mehr. Mehrere Textesquellen geben uns statt XX 13—248 nur die Verse XX 13—144. Diese 132 Verse waren wieder 5 Kolumnen zu je 26; bei 144 schloss wiederum eine Kolumne; daher bricht vielfach hier die Überlieferung ab. Und endlich die letzten und seltensten Verse XX 145—248, auch sie füllen wieder just ein Blatt mit 4 Kolumnen zu 26 Versen.“ Die massgebenden Codices sind zwei Parisini, der Puteanus 8242 s. XI, der Regius 7311 s. X, weiterhin der Sangallensis 864 s. XI, der Etonensis s. XI. (In den Heroides kommt dem Puteanus sehr nah der Guelferbytanus 260 s. XIII, weniger der Etonensis s. XI; vgl. PETERS, *Observ. ad Heroid.* p. 15.)

β) Zweite Periode der ovidischen Dichtung: Die Sagengedichte.

**301. Die aetiologische Elegie.** Unter den Sagen bilden eine geschlossene Gruppe diejenigen, welche irgend eine Erscheinung, sei es ein Fest, sei es ein Kultusgebrauch, sei es eine göttliche Eigenschaft, sei es ein Sternbild, auf ihre Ursache (*αἰτία, causa*) zurückführen. Es geschieht dies in der Regel in der Weise, dass an irgend ein Begebnis angeknüpft und darin die *αἰτία, causa* der Erscheinung gefunden wird. Um es an einem Beispiel zu zeigen, es gab in Rom eine Göttin des Schweigens, Muta oder Tacita genannt, welche auch die Mutter der *Lares compitales* ist. Um Wesen und Namen der Gottheit zu erklären, wird Folgendes erzählt: Jupiter liebte einst die Juturna, da warnte die Nymphe Lala (oder Lara) trotz des an sie ergangenen ausdrücklichen Verbots die Juturna vor den Nachstellungen Jupiters, ja erzählte das Liebesabenteuer sogar der Juno. Der Göttervater benahm daher der Nymphe die Sprache und liess sie von Mercur in die Unterwelt führen. Auf dem Weg dahin thut derselbe ihr Gewalt an, durch die sie die Mutter der *Lares compitales* wird (2,583). Die aetiologische Elegie wendet sich also sowohl an den Verstand als an die Phantasie der Leser; sie schöpft zu gleicher Zeit aus dem Born der Gelehrsamkeit und dem Born der Poesie; sie musste daher ganz besonders den „*docti poetae*“, den Alexandrinern eine willkommene Dichtungsart sein. Meister derselben war Callimachus, der eine Reihe von Legenden, die sich auf Feste, Spiele und anderes bezogen, in einer Sammlung von vier Büchern mit dem Titel „*Αἰτια*“ vereinigte. Durch ein loses Band wurden sie zusammengehalten; der Dichter erzählt nämlich im Eingang von einem Traum; ihm sei es vorgekommen, als werde er von Lybiens Gestaden auf den Helikon geführt, dort sei er in den Kreis der Musen getreten und habe sie nach den Ursachen verschiedener Dinge gefragt, diese hätten ihm geantwortet und was sie ihm enthüllt, gebe er in seinen Gedichten wieder. Dem nüchternen römischen Verstand sagte die aetiologische Legende in hohem Grade zu; sehr deutlich spürt man in ihren Sagenkreisen besonders das Bestreben, Institute auf ihren Ursprung zurückzuführen. So mag schon ein reicher Stoff vorgelegen sein, als der grosse Polyhistor Varro in einem prosaischen Werk „*Aetia*“ den Ursachen des römischen Lebens nachspürte. Auch der Grieche Butas, wahrscheinlich der Freigelassene des jüngeren Cato (Plut. Cat. m. 70) schrieb in Distichen römische *αἰτιαί*. Der erste aber, der die lateinische aetiologische Elegie pflegte, war Properz. Zu

einem grossen römischen Sagenkranz rüstete er sich, allein derselbe gedieh nicht zur Vollendung; nur einzelne Bilder sind uns im 5. Buch seiner Elegien erhalten. Das Beispiel des Properz regte Ovid an, auch seinerseits sich in dieser Dichtungsgattung zu versuchen und damit seine Muse in den Dienst des Vaterlands zu stellen.

Über die ätiologische Dichtung gibt treffliche Bemerkungen ROHDE, Gr. Roman p. 24, p. 84; die *Ätira* des Callimachus werden fein analysiert von COUAT, *La Poésie Alexandrine* p. 111.

**302. Der Festkalender (Fasti). — Seine Genesis.** Die Fasti Ovids wollen den Kalender poetisch erläutern; sie berühren daher kurz die Erscheinungen am gestirnten Himmel, beleuchten die Kalenderzeichen, schildern die Feste und Festgebräuche und decken deren Ursprung (*causa*) auf. Wann Ovid mit diesem Werk begonnen, kann nicht genau bestimmt werden; jedenfalls bald nachdem die Liebesgedichte beendet waren. Das vierte Buch fällt in die Zeit 3 n. Ch. (4, 346). Die Natur des Werks brachte es mit sich, dass dasselbe nicht in einem Zug konzipiert werden musste. Der Dichter konnte bald das eine oder das andere Bild ausführen, die Zusammenfügung erfolgte leicht an der Hand des Kalenders. Für die einzelnen Bücher ergab sich leicht der Rahmen in den zwölf Monaten. Die erste Kunde von dem Festkalender erhalten wir durch den Brief, welchen Ovid im J. 9 gleich nach seiner Ankunft in Tomi an Augustus gerichtet hatte. Hier heisst es (2, 549):

*sex ego Fastorum scripsi totidemque libellos  
cumque suo finem mense volumen habet;  
idque tuo nuper scriptum sub nomine, Caesar,  
et tibi sacratum sors mea rupit opus.*

Nach diesen Worten war das Gedicht, das aus 12 Büchern bestand und dem Augustus gewidmet war, nicht vollendet, als die Katastrophe über den Dichter hereinbrach. Die weiteren Schicksale derselben können nur durch Rückschlüsse aus dem Zustand des überkommenen Werks ermittelt werden. Darnach müssen wir annehmen, dass Ovid in der Verbannung das Gedicht lange Zeit liegen liess. Es ist dies sehr zu verwundern, denn durch nichts hätte der Dichter die Sünden der Ars so ausgleichen können als durch diese echt vaterländische Schöpfung. Allein seine Dichterkraft war durch den ungewohnten Schlag so gebrochen, dass nur klagende Weisen ihm noch gelingen wollten. Erst nach Augustus' Tod, nachdem sich seine Hoffnungen an die Person des jugendlichen Germanicus geknüpft hatten, trat das fast vergessene Werk wieder vor seine Seele. Da Germanicus selbst Dichter war und das Lehrgedicht des Aratos bearbeitet hatte, so erschien er als die geeignete Person, seinen Namen an die Spitze des Festkalenders treten zu lassen. Ovid begann daher das Ganze umzuarbeiten, um den Preis des jungen Fürsten einzuflechten; es drängten sich aber auch die schrillen Töne der Klage in das Gedicht. Wann die Umarbeitung begann, lässt sich nicht genau feststellen, in einem bald nach Augustus' Tod geschriebenen Brief (P. 4, 8), in dem er sein poetisches Talent dem Germanicus weihen will, ist vermutlich die Umarbeitung der Fasti zu Ehren des Germanicus beabsichtigt, aber auf keinen Fall vollzogen. Mit dem ersten Buch kam Ovid zu Ende, die Zeitanspielungen führen auf das



Jahr 17, allem Anschein nach sogar in das Jahr 18, da ereilte ihn der Tod. In seinem Nachlass fand man 6 Bücher, das erste umgearbeitet, das zweite bis sechste in ursprünglicher Form. Die noch fehlenden sechs Bücher waren entweder in ganz unfertigem Zustand oder noch gar nicht angefangen; ohne dass eine Redaktion des jetzt unharmonisch gewordenen Werks versucht wurde, traten die 6 Bücher, in denen die sechs ersten Monate des Kalenderjahrs bearbeitet sind, wie sie der Dichter hinterlassen, in die Litteratur ein und so sind sie auf uns überkommen, ein sprechendes Zeugnis von dem wandelbaren Geschick ihres Schöpfers.

Die Umarbeitung der Fasti. Eine Betrachtung der einzelnen Bücher der Fasti ergibt folgende Diskrepanzen: 1) Im 1. Buch ist das Werk dem Germanicus gewidmet (1, 3), dagegen ist in Buch 2 (2, 15) und in Buch 3 (3, 116) durch die Anreden auf Augustus hingewiesen. Da nun Ovid in den Tristien 2, 551 von einer Widmung seines Werks an Augustus spricht, so haben wir diese Anrede in diesem Sinn zu fassen. Bloss eine Stelle ausser dem 1. Buch redet den Germanicus an, 4, 81. 2) Nur im 1. Buch begegnen wir Stellen, welche in Tomi geschrieben sind z. B. 1, 283 1, 533), nicht aber in den übrigen Büchern 2—6 — wiederum mit einer Ausnahme, nämlich 4, 81; dagegen weist 3, 10 auf den in Rom schreibenden Dichter. 3) Im 1. Buch wird Augustus als tot, in den übrigen Büchern dagegen als lebend vorausgesetzt. — Diese Diskrepanzen zwingen zu folgenden Annahmen: a) dass das Werk ursprünglich dem Augustus gewidmet war und dass die Bücher 2—6 noch in dieser Fassung vorliegen; b) dass Ovid später (nach dem Tod des Augustus) das Gedicht dem Germanicus widmen und dementsprechend umarbeiten wollte, aber nur mit dem ersten Buch fertig wurde; c) dass den übrigen Büchern nur eine Stelle (4, 81) hinzugefügt wurde;<sup>1)</sup> d) dass Ovid an der Umgestaltung der Bücher 2—6 durch den Tod verhindert wurde, da die Spuren der Umarbeitung bis in diese Zeit führen. (Sind diese Folgerungen richtig, so haben wir weiter anzunehmen, dass die Fasti nicht von Ovid selbst herausgegeben wurden.<sup>2)</sup>)

Diese Hypothese wurde von MERKEL in seiner Ausg. p. CCLVI begründet, dann ergänzt und im einzelnen berichtigt von PETER in seiner Ausg. p. 9 und Fleckeis. J. 111, 499 und von KNOEGEL, *De retractatione Fastorum ab Ovidio Tomis instituta*, Montabaur 1885. (Verfehlt ist die unklare Modifikation GOLDSCHIEDERS, *De retractatione Fastorum Ovidii* 1877, vgl. p. 2.) Ihr gegenüber verdient RIESES Hypothese, „dass Ov. die Fasti im ganzen so wie wir sie besitzen, noch in Rom vor seiner Verbannung schrieb und sie von Anfang an dem Germanicus widmete und nur einzelne Stellen in verschiedenen Zeiten änderte oder hinzufügte“ (also an der Tristienstelle gelogen habe), keine Beachtung (Fleckeis. Jahrb. 109, 568).

**303. Würdigung des Werks.** In den Amores hatten wir eine Reihe selbständiger Einzelbilder, die nur durch den Namen der Corinna eine Einheit erhielten. In den Fasti dagegen machte der Dichter den Versuch, eine Anzahl von Einzelgemälden zu einem Ganzen zu verbinden, also einen Elegienkranz herzustellen. Es geschieht dies in der Weise, dass die Gedichte an den Tagen des Kalenders aneinandergereiht werden. Freilich entsteht dadurch keine innere Einheit, ja der Rahmen zwingt nicht selten, Zusammengehöriges auseinanderzuziehen und denselben Mythos an mehreren Stellen zu behandeln. Auch wird der Stoff, da der Dichter doch auch den Kalender in das Gedicht aufnehmen muss, ein geteilter, ein astronomischer und ein antiquarischer, wodurch eine gewisse Disharmonie in das Ganze kommt. Das Astronomische hat der Dichter sehr leicht genommen, leichter als man es bei einem Verfasser von Phaenomena erwarten sollte, schwere Fehler sind ihm unterlaufen. Das Interesse, das uns diese Partien gewähren, liegt lediglich in der Anschaulichkeit der Schilderungen und in dem Wechsel des Ausdrucks, dann in den anmutigen Sternmythen, den

<sup>1)</sup> Man hat auch als einen späteren Nachtrag 6, 666 ansehen wollen, mit Unrecht vgl. MERKEL p. CCLVIII; KNOEGEL p. 17.

<sup>2)</sup> Der ursprüngliche Prolog geriet hierbei an den Anfang des zweiten Buchs.

καταστερισμοί, welche angeschlossen werden. Gern verweilt das Gedicht bei den für das römische Volk denkwürdigen Tagen, besonders bei den Tagen, welche Marksteine für das Herrscherhaus geworden sind; hier findet er Gelegenheit zu patriotischen Ergüssen und zur Bekundung seiner Hingabe an das Kaisergeschlecht. Doch die Glanzseite des Werks sind die poetischen Illustrationen zum Festkalender. Ein Stück römischen Lebens und Denkens zieht in diesen reizenden Schöpfungen an unsern Augen vorüber. Bald ist es ein Ereignis der Gegenwart, wie ein Festzug, bald die mythische Vorzeit, die uns geschildert wird, bald ist es ein düsteres, bald ein heiteres Bild, bald sind es flüchtig hingeworfene Skizzen, bald eine mit reichen Zügen ausgestattete Zeichnung, immer gefällig, anmutig und erfrischend. Die Darlegung der Ursachen (*causae*) wird in verschiedenster Weise eingeführt, einmal lässt er die beteiligten Götter Enthüllungen machen, ein andermal ist es eine Person der Gegenwart, welche ihm Aufschluss erteilt, auch aus seinem Wissensschatz will er geschöpft haben (6, 417). In diesen Kunstmitteln konnten ihm die alexandrinischen Meister Fingerzeige geben; in dem Stoff war er auf römische Quellen angewiesen. Allein an weitschichtige Studien ist bei Ovid nicht zu denken. Er wird sich nach einem Leitfaden umgesehen haben, in dem der Kalender bereits aetiologisch erläutert war; einen solchen Leitfaden hat aller Wahrscheinlichkeit nach der berühmte Grammatiker Verrius Flaccus verfasst; war doch gerade damals ein Steinkalender von ihm in Praeneste in sein Standbild eingegraben worden. Dass er daneben noch die eine oder die andere Quelle ausgeschöpft, ist nicht zweifelhaft. Sonach werden wir das Verdienst Ovids vorwiegend in der Formgebung zu suchen haben, allein dies schmälert die Bedeutung des Werks nicht. Auf der richtigen Fassung des Edelsteins beruht ja die Macht seines Glanzes.

Die astronomischen Fehler stellt zusammen IDELER, Abh. der Berl. Akad. 1822/23 p. 168. — Über die Einführung von Göttern zur Darlegung der *causae* vgl. PETER p. 15.

Quellen der Fasti. Dass Ovid einen Kalender und zwar einen, der auf der julianischen Kalenderreform beruhte, für sein Gedicht benützte, ist selbstverständlich. MERKEL versuchte in den gelehrten Proleg. zu seiner Ausgabe den Nachweis, dass als kalendarischer Leitfaden Ovid vorlag ein den Fasti Maffeiiani ähnliches Werk. Demgemäss nahm er diese Fasti in die Teubner'sche Ausgabe der ovidischen Dichtung auf. Diese Fasti, die sich auf das kalendarische Fachwerk nebst einigen andern Angaben beschränkten, musste dann Ovid ergänzen, erweitern und poetisch ausschmücken (*locupletavit studiose et illustravit copiose*). Um aber dies durchzuführen, waren dem Dichter noch andere Quellen nötig, ja in denselben lag sogar der Schwerpunkt der Arbeit. Dieser Anschauung, in der sich auch HÜLSSENS Dissertation *Varronianae doctrinae — vestigia*, Berl. 1880 bewegt, trat WINTHER mit dem Satz entgegen, dass Ovid alles fast nur aus einer einzigen Quelle geschöpft (*De fastis Verrii Flacci ab Ovidio adhibitis*, Berl. 1885). Ein Vergleich der vorhandenen Steinkalender mit Ovids Fasti ergibt auffallende Übereinstimmungen des Dichters mit den Fasti Praenestini, d. h. den Fasti, die der Grammatiker Verrius Flaccus redigierte, und die auf sein Standbild in Praeneste eingegraben wurden. Diese Übereinstimmungen beziehen sich nicht bloss auf das Kalendarische, sondern — was von besonderer Wichtigkeit ist — auch auf das Ätiologisch-Antiquarische. Nach MOMMSEN ist dieser praenestinische Steinkalender aber nur ein Auszug aus dem gelehrten Buchkalender des Verrius Flaccus. WINTHER fügt p. 42 die Bemerkung hinzu, dass dieser Buchkalender allem Anschein nach auch in des Verrius Flaccus eigenem Werk „*de verborum significatu*“, das uns im Auszug des Festus vorliegt, exzerpiert wurde. Da nun Ovid ebenfalls aus einem Buchkalender schöpfte (I, 657), so vermutet WINTHER, dass jener Buchkalender auch Ovid vorlag. Und daran dürfte kein Zweifel gestattet sein, dass des Verrius Kalenderhandbuch Führer Ovids war. Allein dass daneben auch noch andere Quellen beigezogen wurden, kann ebensowenig bestritten werden; es wird daher Aufgabe der weiteren Forschung sein,



die Beobachtung WINTHERS zu ergänzen, wobei zwischen dem astronomischen, kalendarischen und antiquarischen Teil genau zu scheiden ist.

Überlieferung: Von den jüngeren, stark interpolierten und darum sehr unzuverlässigen Handschriften sondern sich ab der Vaticanus Reginae s. Petavianus 1709 s. X, der Vaticanus s. Ursinianus 3262 s. XI, endlich der Monacensis s. Mallerstorfiensis s. XII/XXIII („*Reginae codex omnium testis est certissimus ac longe optimus; Monacensis et qui haec multo melior est Vaticanus dubiosis locis nihil praestant nisi interpolationes*“ KRUEGER., de *Or. fastis recens.*, Schwerin 1887 p. 20).

Litteratur: Grundlegend sind die ausführlichen Prolegomena, welche MERKEL seiner Ausgabe Berlin 1841 vorausgeschickt hat und welche p. III—CCXCIV umfassen. PETER, Über den Inhalt und die Entstehungszeit von Ovids Fasten in s. Ausg. p. 9. RIESE in seiner Ovidausgabe 3 p. VI.

**304. Die Metamorphosen.** Die Geschichte seiner Metamorphosen teilt uns der Dichter in seinen *Tristia* 1, 7, 13 mit. Das Werk war fertig, als ihn die Verbannung nach Tomi traf. Von Schmerz überwältigt, warf er angeblich mit eigener Hand das Gedicht ins Feuer. Allein es waren, wie es weiter heisst, von demselben bereits Abschriften genommen; diessen fehlte natürlich die letzte Hand des Dichters.<sup>1)</sup> Dieser erwartet daher von dem Leser, dass er der Schicksale des Werks stets eingedenk sein werde, um nicht durch die Gebrechen zu einem lieblosen Urteil verleitet zu werden. Die Welt der Sage ist es, welche den Gegenstand der fünfzehn in Hexametern geschriebenen Bücher bildet. Aber nur die Mythen sind ausgewählt worden, welche auf einer Verwandlung, einer Metamorphose beruhen. Die Entstehung dieser Sagenform ist nicht schwer zu ergründen.<sup>2)</sup> Der Glaube an eine Fortdauer nach dem Tod wurzelt tief im menschlichen Gemüt; fasslich stellt sich dem natürlichen Menschen diesser Glaube als ein Übergang in ein anderes Wesen dar. Besonders beliebt war das Fortleben als glänzendes Gestirn am Himmel. Dieser Glaube an den Übergang der einen Wesen in die anderen konnte sich aber auch in der entgegengesetzten Weise äussern. Man konnte von der Natur aus Rückschlüsse auf den Menschen machen. Man bemerkte z. B. Ähnlichkeiten zwischen menschlichen und tierischen Eigenschaften, man sah in Gegenständen der Natur Umrisse menschlicher Körperteile, was lag dafür die naive Anschauung näher als solche Vergleichen in Metamorphosen umzusetzen? Die dichterische Phantasie kam hinzu und die Erzählung war fertig. Auf diese Weise erarbeitet sich jedes Volk einen Sagenschatz. Besonders das hochbegabte Griechenvolk erzeugte eine unerschöpfliche Fülle solcher Mythen. Es war ein ausserordentlich glücklicher Gedanke Ovids, diese Verwandlungssagen in einem dichterischen Kranz den Römern vorzuführen. An Mustern fehlte es nicht; der Grieche Nicander hatte ein hexametrisches Gedicht mit dem Titel *Ἑτεροποιούμενα* geschrieben, von dem bekannten Griechen Parthenius gab es Metamorphosen, auch ein Römer Aemilius Macer hatte eine *Ornithogonia* verfasst (§ 268). Ovid beginnt seinen Sagenkranz mit der Bildung der Welt und schliesst denselben mit der Verwandlung Caesars in ein Gestirn. Dadurch erhält der Leser eine scheinbare chronologische Entwicklungsreihe. Ruhepunkte verschmäht der Dichter, unablässig eilt der Strom der Erzählung bis zum Schluss, selbst

<sup>1)</sup> In den letzten Büchern deutet manches auf einen unfertigen Zustand hin (M. HAUPT zu 13, 441).

<sup>2)</sup> Vgl. die Einleitung in der Ausg. v. M. HAUPT.

die einzelnen Bücher werden nicht durch scharfe Einschnitte voneinander geschieden. Nicht leicht war es, die Verbindung des einen Mythos mit dem andern herzustellen. War ein Mythos in mehreren Versionen verbreitet, so wählt natürlich der Dichter diejenige, welche einen bequemen Übergang zu der folgenden Erzählung gestattet.<sup>1)</sup> Oft genügt eine leise Modifikation der Sage, um das überleitende Motiv zu gewinnen.<sup>2)</sup> Nicht selten ist das Band auch ein ganz äusserliches.<sup>3)</sup> Ein nicht unbeträchtlicher Teil der Verwandlungen wird episodisch eingewoben. Es tritt der Sänger Orpheus auf und trägt eine ganze Reihe von Verwandlungssagen vor. Die drei Töchter der Minyas unterhalten sich bei ihren Wollarbeiten mit Erzählungen (4, 40). Der Wettstreit, den Minerva und Arachne in der Webekunst miteinander bestehen, gibt Anlass, durch Vorführung der von den Kämpfenden gewobenen Bilder wiederum eine Reihe von Metamorphosen anzubringen (6, 1). Manchmal begnügt sich der Dichter mit kurzen Andeutungen über eine ganze Schicht von Mythen. Als Medea durch das Luftmeer die Flucht ergriff, werden die Orte, über die sie fliegt, durch Verwandlungssagen charakterisiert (7, 350). Als eine der Töchter des Minyas ihre Erzählung beginnen soll, schwankt sie und weiss nicht, welche Sage sie herausgreifen soll. Allein das Schwanken ist nur ein Kunstmittel, durch welches ermöglicht wird, eine Serie von Metamorphosen flüchtig zu streifen (4, 43). Und noch andere Wege schlägt der Dichter ein, um ein verknüpfendes Band zu erhalten, das eine oder andere Motiv wird er von seinen Vorgängern entlehnt haben. So erstaunlich aber auch die Geschicklichkeit des Dichters in dem Aufbau des Ganzen ist, so ruht doch nicht in ihr der Schwerpunkt seiner Kunst. Dieser ruht vielmehr in der Darstellung. Die Anmut, Leichtigkeit, Anschaulichkeit, Mannigfaltigkeit derselben ist bewunderungswürdig. Immer findet der geniale Erzähler neue Mittel, um den Leser zu packen und Ermüdung abzuwehren. Die Verwandlungen lässt er vor unsern Augen vollziehen; hiebei weiss er geschickt den Übergang so auszumalen, dass derselbe uns wahrscheinlich erscheint. Auch sein rhetorisches Können verwertet er in geeigneter Weise. Er entwirft meisterhafte psychologische Zeichnungen, ja selbst ein berühmtes Redeturnier hat er in dem Streit zwischen Ajax und Ulixes um die Waffen Achills eingeflochten (13, 1). Kleine Widersprüche, Anachronismen scheut der aller Pedanterie abholde Meister nicht; er rechnet darauf, dass die Freude an dem frischen Strom der Erzählung kleinliche Mäkelien nicht aufkommen lassen werde. In jeder Beziehung war das Werk ein gelungenes; mit wohlberechtigtem Stolz konnte er in dem Epilog sagen:

*iamque opus exegi, quod nec Jovis ira nec ignis  
nec poterit ferrum nec edax abolere vetustas.*

Die Quellen. Die Frage nach den Quellen liegt bei den Metamorphosen ganz anders als bei den Fasti. Bei dem letzten Werk war ein Kalender als Leitfaden unentbehrlich, auch über die *aitiai* (*causae*) musste sich der Dichter aus Schriften instruieren, da diese gelehrten Dinge ihm wohl nur zum Teil geläufig waren. In den Metamorphosen dagegen hat er es mit einem Stoff zu thun, mit dem er von Jugend auf sich vertraut gemacht hatte und in dem er als Dichter sehr bewandert sein musste. Übrigens standen ihm hier auch die reichsten Quellen zu Gebote. Eine Anzahl Dichter hatte die Verwandlungs-

<sup>1)</sup> M. HAUPT zu 2, 406 (der Übergang |  
im Widerspruch zu 8, 99).

<sup>2)</sup> M. HAUPT zu 1, 438.

<sup>3)</sup> M. HAUPT zu 2, 531.



sagen bearbeitet, alexandrinische Epyllien suchten sich hier ihre Themate, die Tragödiendichter boten verwendbares Material; endlich wird es auch an mythologischen Kompendien nicht gefehlt haben. Da uns diese Quellen nur zum Teil erhalten sind, so ist das Verhältnis Ovids zu denselben schwer zu beurteilen. Aus dem Altertum liegt ein Zeugnis vor: Prob. zu Verg. Georg. p. 44 K. sagt: *varia est opinio harum volucrum (sc. alcyonum) originis. Itaque in altera sequitur Ovidius Nicandrum, in altera Theodorum etc.* Die Nicandrische Sage haben wir 11,270, die des Theodor 7,401. Bezüglich der letzteren Quelle fehlt uns zu weiterer Prüfung jeder Anhalt, da wir von Theodor so gut wie nichts wissen. Besser steht es mit der ersten; durch Antoninus Liberalis sind uns mehrere Erzählungen erhalten, welche aus Nicanders hexametrischem Gedicht *Ἐπεροούμενα* zusammengestellt wurden. Ein Vergleich zwischen Ovid und Nicander führt einmal zu dem Resultat, dass die meisten Sagen Nicanders auch bei Ovid vorkommen. Eine genauere Analyse der einzelnen Stücke deckt aber viele Abweichungen im einzelnen auf, dieselben erschienen ROHDE, Gr. Rom. p. 127 so einschneidend, dass ihm die Benützung Nicanders von seiten Ovids zweifelhaft erschien. Allein bei einigen Sagen, wie der von Ascalabus (5,446 = Ant. c. 24) und der von Iphis (9,666 = Ant. c. 17) ergeben sich doch einleuchtende Gründe für die nicht sehr wesentlichen Diskrepanzen. Es halten daher KNAACK, *Analecta*, Greifsw. 1880 p. 54 und PLAEHN, *De Nicandro*, Halle 1882 p. 48 daran fest, dass Nicander zu den Vorlagen Ovids gehörte. Wichtiger ist, dass jenes antike Zeugnis auf Mehrheit der Quellen in den Metamorphosen deutet. Diese lässt sich nicht verkennen; wir ersehen aus seinen Schilderungen die Benützung Homers, der griechischen Tragödien, Euphorions (SCHULTZE, Euphorionea, Strassb. 1888 p. 26; vgl. bes. fr. 28 mit Met. 7,406 p. 33), Vergils u. a. Interessant ist die Beobachtung ROBERTS (Bild und Lied p. 231, 5), dass Ovid die Hypothesis der Medea einsah und, durch dieselbe irre geführt, der Verjüngung Aisons die Verjüngung der Erzieherinnen des Bacchus (7,294) folgen liess. Auch Kontamination der Quellen ist anzunehmen; vgl. HAUPT zu 13,705. Die Quellenforschung muss bei den Metamorphosen sich zur Sagenforschung gestalten; solche Untersuchungen lieferten über die Phaetonsage KNAACK in Philol. Unters. von Kiessling u. Wilamowitz 8. H. (Berl. 1886), über die Meleagerfabel SURBER, Zürich 1880, über den Raub der Persephone FÖRSTER, Stuttg. 1874, über Polyphem und Galatea HOLLAND, Leipz. Stud. 7, 253, 272, 275 (mehrere Quellen). Von Wichtigkeit ist die Frage, ob die Zusammenstellung der Mythen ganz als eigenes Werk Ovids anzusehen sei. Es ist dies die herrschende Ansicht. Allein es lassen sich Zweifel nicht unterdrücken. Wir kennen nämlich eine Verbindung der Phaetonsage mit dem Mythos von der deukalionischen Flut; der durch den Blitzstrahl des Jupiter entfachte Weltbrand soll durch die grosse Flut gelöscht werden. Dieser Verbindung folgt zwar Ovid nicht, er knüpft die Flut an die Verdorbenheit der Menschen, bes. des Lycaon an, allein er kennt auch jene Verbindung, denn an zwei Stellen (1,253 und 2,309) wehrt er sie ab. Es muss also schon zu Ovids Zeiten Darstellungen von Mythen gegeben haben, welche dieselben in einen Konnex zu einander brachten (MAYER, Hermes 20, 135). In manchen Fällen können wir sogar nachweisen, dass Ovid seinen Übergang nach fremdem Muster gebildet hat, für 1,450 war ihm Vorbild Euphorion fr. 47, für 7,294 die Hypothesis zur Medea (vgl. das oben hierüber Gesagte).

Überlieferung: Die Haupthandschrift ist der Codex Marcianus 225 s. XI in Florenz. Überall da, wo der Marcianus versagt (und das ist leider sehr oft der Fall), ist ein festes Prinzip in dem Verfahren der Herausgeber nicht erkennbar“ (MAGNUS, Studien zu Ovids Met., Berl. 1887 p. 3). HARTMAN, *De Ovidii metamorphosesin edendis Mnemos.* 13, 164.

γ) Dritte Periode der Ovidischen Poesie: Die Dichtungen von Tomi.

**305. Die Elegien der Klage (Tristia).** Solange der Sonnenglanz in das Leben Ovids hineinleuchtete, blühte auch der Baum seiner Poesie. Der erste Sturm, der über ihn hereinbrach, knickte nicht bloss den Dichter, sondern legte sich auch, ein eisiger Hauch, um seine Dichtung. Es wurde klar, dass ihm die Poesie zwar Schmuck des Lebens, aber nicht jene göttliche Gabe war, welche selbst über dem Leid und Weh verklärend schwebt. Auf seiner Leier verstummten jetzt Scherz und Spiel, nur klagende Weisen wollten auf ihr noch gelingen; denn nach des Dichters Meinung bringt ja bloss Sonnenschein das echte Lied zur Entfaltung (T. 1, 1, 39):

*carmina proveniunt animo deducta sereno.*

Trübe Tage trüben auch den Strom der Dichtung (T. 5, 1, 5):

*flebilis ut noster status est, ita flebile carmen.*

Dieses „klagende“ Lied vernehmen wir fortan bis zum Tode des Dichters. Aber selbst in dieser Leidenszeit fliesst die reiche Ader seines Geistes ununterbrochen, für seinen Nachruhm allzu reichlich. Schon auf der geraume Zeit währenden Reise wuchs ihm eine Anzahl Gedichte unter den Händen empor. Die trüben Erinnerungen an die Katastrophe und die mannigfachen Erlebnisse gestalteten sich ihm zu poetischen Bildern; auch war der Zusammenhang mit Rom noch nicht völlig unterbrochen, er hörte auf den Zwischenstationen das eine oder andere von seiner Frau, von Treue wie Untreue der Freunde, das seinen dichterischen Geist anregen konnte. Noch war die Reise nicht vollendet, und bereits waren neun Gedichte beisammen, darunter die tief ergreifende Elegie, in der er seinen Abschied von Rom erzählt, und die auch in Goethe nachklang, als er Rom verliess (1, 3).<sup>1)</sup> Es waren gerade genug, um ein Buch zu füllen; mit einem Epilog und einer Vorrede, in der er dem Büchlein väterliche Lehren über sein Verhalten in Rom gibt, versehen, wanderte dasselbe, noch ehe Ovid Tomi erreichte, nach Rom. Es ist das erste Buch der *Tristia*. Als der Verbannte in Tomi angekommen war, empfand er erst die volle Schwere seines Unglücks. Es war ein Kastell, eine griechische Kolonie von Milet, in der jedoch das getische Element die Oberhand hatte (T. 5, 7). Es wurde daher meist getisch gesprochen, das Griechische wurde nur wenig gehört, das Lateinische war ganz unbekannt;

*barbarus hic ego sum, quia non intellegor ulli,*

klagte der Dichter (5, 10, 37). Die Schrecken des Klima im Winter waren furchtbar; dazu kam, dass die Kolonie fortwährend auf der Hut vor den umherschweifenden wilden Völkerstämmen sein musste, selbst der des kriegerischen Handwerks ungewohnte Dichter musste zu Wehr und Waffen greifen. Und an solchen Ort wurde plötzlich ein Mann verwiesen, der bisher in allen Annehmlichkeiten des hauptstädtischen Lebens geschwelgt, der sich an anregendem Umgang dichterischer Freunde gesonnt, der nur die süsse Stimme des Beifalls vernommen hatte. Was Wunder, wenn dem ohnehin schwachen Mann das Herz brach, wenn er Jahr für Jahr seine Jammerrufe nach Rom gelangen liess, um Mitleid und Erbarmen zu finden? Gleich nach seiner Ankunft, bevor die Schrecknisse des Winters ihn bedrängte hatten (vor dem Winter 9/10), arbeitete er eine grosse Elegie von nahezu 600 Versen an Augustus aus, sie zählt jetzt als zweites Buch in der Sammlung; er hoffte durch sie wenigstens das zu erreichen, dass er an einen andern, Italien näher gelegenen Verbannungsort verwiesen würde. Diese Elegie kann als seine Rechtfertigungsschrift gelten; da er über den einen Punkt der Anklage, um nicht anzustossen, leicht hinweggehen musste, so sucht er um so eifriger den andern, die Abfassung der Liebeskunst, abzuschwächen. Freilich dürfte Augustus über manche der vorgebrachten Entschuldigungen im Stillen gelächelt (211), ja einen oder den andern ungeschicklich gefunden haben (511). Der Brief blieb ohne Wirkung. Trotzdem erlahmte der Dichter nicht; noch weitere drei Bücher füllte er mit seinen Jammerrufen, sie bilden den dritten, vierten und fünften Teil der

<sup>1)</sup> It. Reise Cotta'sche Ausg. 1871 Bd. 25 p. 157.



Sammlung und gelangten nacheinander in den Frühjahren 10, 11 und 12 nach Rom. Es ist eine furchtbar enge Welt, in welche wir eingespannt werden. Im Grunde genommen sind es nur drei Gedankenkreise, welche trotz aller Variationen immer und immer wiederkehren, die Entschuldigung seines Vergehens und die Schilderung seines traurigen Loses; und diese zwei Gedankenkreise münden schliesslich in den dritten, in den Ruf nach Erlösung aus. Ein grosses Feld für poetische Gestaltung gewährt keine dieser drei Sphären, in der ersten ist es die heilige Versicherung der Unabsichtlichkeit und Unbesonnenheit, in der zweiten die Schilderung des harten Winters und der feindlichen Einfälle, welche den Verbannten in dem Einzigsten, was er noch hat, dem Leben, bedrohen, in der dritten die Bitte um einen andern Verbannungsort, welche das dichterische Material liefert. An der unaufhörlichen Wiederkehr des letzten Gedankens scheitert die Kunst des Dichters. In der Lage, in der sich der Verbannte befindet, konnte er nur das thun, was seinerzeit Silvio Pellico gethan, er konnte schlicht und einfach ohne vordringliche Klage sein Unglück und seine Erlebnisse erzählen; damit hätte er sicherlich eine nachhaltige Wirkung erzielt. So sind es nur einzelne Stücke, wie die an seine Frau gerichteten Elegien, in denen er unser Herz packt; in fast allen übrigen zeigt er sich schwach und weibisch, und ermüdet mit seinen Wehrufen den Leser.

Chronologie der Tristia. Jedes der fünf Bücher ist als eine Einheit gedacht; bei dem aus einem Brief bestehenden (2) ist dies selbstverständlich, die übrigen werden durch Prologe und Epiloge zu selbständigen Werken. Als später Ovid seine Briefe ex Ponto schrieb, machte er am Schluss des dritten Buchs auf die nichtchronologische Anordnung dieser zuerst später gesammelten Briefe aufmerksam und brachte sie dadurch in stillschweigenden Gegensatz zu den früher veröffentlichten Tristia. Und wirklich ergibt die Betrachtung der chronologischen Indicien in diesen Stücken, dass die fünf Bücher nach der Zeit geordnet sind.

Das erste Buch umfasst die Klagelieder, welche auf der Reise entstanden. Dies sagt der Eingang des Epilogs aufs deutlichste. Dieses Gedicht wurde geschrieben, als der Dichter im Begriff war, von Samothrake nach Thracien überzusetzen, um dort die Landreise nach Tomi anzutreten. Der Winter ist bereits zu Ende und der Frühling naht. Es war der Frühling des J. 9 n. Ch., um diese Zeit wird die Sammlung ihren Abschluss gefunden haben und noch ehe der Dichter in Tomi anlangte, nach Rom geschickt worden sein. Gegen die letzte Behauptung könnten die Worte 8, 39 *ora sinistri Ponti etc.* bedenklich machen und zur Annahme verleiten, es sei dieses Gedicht erst in Tomi zu fertigen Sammlung hinzuge treten und diese dann schleunigst nach Rom gesandt worden. Allein vor die Wahl gestellt, die klar ausgesprochenen Schlussworte des ersten Buchs für irrig zu halten oder „*haec ora*“ in gewissermassen vorgreifendem Sinn zu nehmen (vgl. 5, 62 10, 42), wählen wir ohne Bedenken das letztere.

Im zweiten Buch, der Epistel an August, spricht er im allgemeinen von dem schrecklichen Klima seines Verbannungsorts, er malt aber nicht die Schrecken des Winters, er fürchtet zwar feindliche Einfälle, aber er schildert sie nicht. Es ist daher zu vermuten, dass dieses Gedicht noch vor dem Eintritt des Winters 9/10 fertig wurde.

Das dritte Buch dagegen kennt sowohl den Winter als den durch denselben hervorgerufenen Einbruch der feindlichen Stämme, aber auch der Frühling naht bereits und der Dichter feiert seinen Geburtstag im Monat März; das Buch kann daher nicht vor Frühling 10 abgeschlossen worden sein.

Die Datierung des vierten Buchs stützt sich auf zwei Zeitangaben; 4, 6, 19 wird des zum zweitenmal (seit der Verbannung) erschienenen Herbstes gedacht; da Ovid erst etwa Anfang Dez. des J. 8 in das Exil ging, so ist der zweite Herbst der des J. 10. In der zweiten Angabe (4, 7) wird gesagt, dass die Sonne zweimal ihren Lauf begonnen und zweimal durch den Eintritt in das Zeichen der Fische vollendet. Zum zweitenmal sieht er seit der Verbannung die Sonne ihren Lauf vollenden Frühjahr 11. Also muss nach dieser Zeit das Buch ediert sein.

Das 10. Gedicht des fünften Buchs ist geschrieben, seit Ovid drei Winter in Tomi erlebt; es ist der Winter 11/12. Obwohl das Frühjahr 12 im Buch nicht angedeutet ist, wird doch höchst wahrscheinlich die Vollendung des Buchs in dasselbe fallen.

Die chronologische Reihenfolge der fünf Bücher der *Tristia* steht demnach fest. Aber auch die Elegien der einzelnen Bücher sind (wenn wir von den zuletzt geschriebenen Einleitungsgedichten absehen), soweit wir sehen können, chronologisch angeordnet (SCHULZ, *Quaest. Ovid.*, Greifsw. 1883 p. 12).

Überlieferung: Über dieselbe belehrt uns die sorgfältige Untersuchung TANKS, *De Tristibus Ovidii recensendis*, Greifsw. 1879. Nach derselben ist das Fundament der Rezension der alte Teil des Laurentianus-Marcianus 223 (s. XI), der 1, 5, 11—3, 7, 1 und 4, 1, 12—4, 7, 5 enthält. Sekundären Wert für diese Partie haben noch der Guelferbytanus Gudiianus 192 s. XIII und der Vaticanus 1606 s. XIII. Für die Partien, in denen uns die alte Partie des Laur. fehlt, sind die Führer die genannten Guelferbytanus und Vaticanus „*qui si certam interpolationis suspicionem movent, Politianus I et Pal. II et si etiam hi idem vitium praebent, Gothanus testis adhibendus est*“ (p. 60).

**306. Die pontischen Briefe (Epistulae ex Ponto).** Die *Tristien* waren für die gesamte gebildete römische Welt bestimmt; es finden sich zwar auch Briefe in denselben, allein da der Verfasser die Namen der Adressaten aus Furcht, ihnen Unannehmlichkeiten zu bereiten, nicht nennt, so mussten sie eine allgemeine Fassung erhalten und den individuellen Charakter ganz abstreifen. Neben diesen für das grosse Publikum bestimmten Dichtungen hatte der Verbannte sicherlich auch dem einen oder andern hochmögenden Freund und Gönner sein Leid in poetischer Redle ausgegossen. Nach der Herausgabe der *Tristien* im J. 12 n. Ch. scheint er aber der Überzeugung gelebt zu haben, dass er auf diese Weise eher zum Ziel gelange. Er fasste daher die verschiedensten Personen ins Auge, um durch Briefe ihre Fürsprache bei dem Herrscher zu gewinnen. Diese Briefe kamen, an ihre Adresse gelangt, auch in andere Hände, es wurden ihm Urteile über dieselbe berichtet. In diese Zeit fällt ein Ereignis, an das Ovid die grössten Hoffnungen knüpfte, der pannonische Triumph des Tiberius, der am 16. Jan. 13 n. Ch. gefeiert wurde. Jetzt glaubte er die Gelegenheit gekommen, neuerdings beim Hofe anzuklopfen. Zwar an den kalten Tiberius wagte er sich nicht direkt heran, hier blieb er an der Grenze eines mühsam zusammengestoppelten Panegyricus auf dem Triumphator, den der Autor selbst durch den Vers

*ut desint vires, tamen est laudanda voluntas*

schützt, stehen (3, 4, 79). Dagegen erschien es weniger bedenklich, sein Glück bei dem jungen, durch dichterische Neigungen ausgezeichneten Germanicus zu versuchen; der Umstand, dass dieser Prinz auch einige kriegerische Lorrbeeren in Dalmatien sich erworben, bot eine schickliche Handhabe, daran den Hinweis auf einen künftigen Triumph des jungen Helden zu knüpfen. Allein der Erfolg blieb aus. Die fehlgeschlagenen Hoffnungen erweckten in ihm einen Funken männlicher Kraft; in einem denkwürdigen Gedicht (3, 7) findet er endlich einmal einen Ausdruck für den Mut der Resignation. Im J. 13 n. Ch. kam ihm der Gedanke, auch diese poetischen Privatbriefe dem Publikum vorzulegen; natürlich bedurfte es dazu der Erlaubnis der Adressaten. Sie wurde ihm gewährt, da jetzt Unannehmlichkeiten nach so langer Zeit nicht mehr zu befürchten waren. Nur einer wollte seinen Namen nicht hergeben (3, 6, 5).<sup>1)</sup> Die gesammelten Briefe stellte Ovid zu drei Büchern zusammen und schickte sie zur Herausgabe

<sup>1)</sup> Auch 3, 7, an die Freunde gerichtet (v. 9), ist ohne Adresse, ferner 4, 3 an einen Ungetreuen und 4, 16 an einen Invidus.



an den Anwalt Brutus nach Rom. Die drei Bücher sollten ein Ganzes bilden, es trat daher an ihre Spitze ein Prolog in Form einer Anrede an Brutus, das dritte Buch wurde durch einen Epilog abgeschlossen; im Innern fehlt es dagegen an scheidenden Merksteinen. In dieser Sammlung stehen aber nicht bloss die Privatbriefe aus den Jahren 12 und 13, auch solche aus früherer Zeit wurden eingereiht. Ein chronologisches Prinzip wie in den Tristien ist daher hier nicht wahrzunehmen, „*sine ordine*“ wurden die Briefe zusammengestellt, nur wo es das Verständnis absolut notwendig machte, wurde der frühere Brief dem späteren vorausgestellt. Wie die Tristien sind auch diese Briefe reich an Klagen;

*invenies, quamvis non est miserabilis index,  
non minus hoc illo triste, quod ante dedi,*

sagt der Dichter (1, 1, 15); allein sie sind doch zugleich innerlich von den Trauerelegien verschieden. Während durch Verschweigung der Adressen in den Tristien das Persönliche in den Hintergrund treten musste, ist dieses in den pontischen Briefen stark herangezogen. Dadurch kommt aber zu den unmännlichen Klagen noch die viel abstossendere Eigenschaft der Schmeichelei und Kriecherei. Dem poetischen Werte nach stehen daher diese drei Bücher weit unter den Tristien. Sie verraten nach allen Seiten hin den gebrochenen Mann. Nicht lange nach dem Erscheinen der drei Bücher starb Augustus (19. Aug. 14 n. Ch.). Die Folgen des Todes für seine Sache verhehlte sich der Arme nicht, er wusste, dass mit Augustus so manche Hoffnung ins Grab gesunken sei (4, 6, 15):

*coeperat Augustus deceptae ignoscere culpae;  
spem nostram terras deseruitque simul.*

Einem Ertrinkenden gleich machte er doch noch einige Versuche, den Hof umzustimmen. Gleich nach dem Tod des Kaisers sandte er einen Panegyricus auf denselben in die Hauptstadt (4, 6, 17). Selbst in getischer Sprache, die er mittlerweile gelernt hatte, verkündete er das Lob des Augustus und des Herrscherhauses (4, 13, 23) und machte davon dem bei Germanicus verweilenden Carus Mitteilungen. Allein bei Tiberius wollte nichts fruchten. Und so musste denn allmählich die Hoffnung auf Erlösung erblassen und eine resignierte Stimmung an ihre Stelle treten. Von diesem Umschlag legt das vierte Buch der Epistulae Zeugnis ab, das, wie es sich an fast ganz andere Personen als die vorausgegangenen Bücher wendet, so auch in dem Ton merklich von ihnen absticht. Selbst zu Scherz findet er wieder die Kraft, so wenn er in anmutiger Weise klagt, dass er den Namen Tuticanus nicht ins Metrum hineinbringe (4, 12). Die Zeitspuren dieses vierten Buchs erlöschen mit dem Jahr 16 n. Ch. Dass nicht bloss Briefe, die nach dem Erscheinen der drei Bücher entstanden waren, sondern auch solche aus früherer Zeit, ja sogar aus dem Anfang der Verbannung aufgenommen wurden, kann wahrscheinlich gemacht werden. Ob das Buch von Ovid selbst herausgegeben wurde, ist zweifelhaft; das Fehlen einer Einleitung wenigstens spricht nicht dafür.

Chronologie der Briefe. Da Ovid die Briefe in den drei ersten Büchern „*sine ordine*“ zusammengestellt, so kann ihre Chronologie lediglich durch Betrachtung der Zeitverhältnisse in den einzelnen Stücken ermittelt werden. Festes Datum enthalten nur zwei Gedichte, 1, 2, 28 erwähnt die „*quarta hiems*“, fällt also in den Winter 12/13 n. Ch.,

1, 8, 28 gedenkt der vier in Tomi zugebrachten Herbste, ist sonach Herbst 12 n. Ch. verfasst. Bei den übrigen Briefen sind wir auf Schlussfolgerungen aus Andeutungen hingewiesen. Einen festen Punkt bildet der Triumph des Tiberius 16. Jan. 13 n. Ch.; um denselben gruppieren sich 6 Gedichte (2, 1 2, 2 3, 1 3, 3 2, 5 3, 4); ihre Zeit ist daher im allgemeinen gegeben. Weiterhin lassen sich, je nachdem der Brief auf längere oder kürzere Dauer des Exils schliessen lässt, zwei Klassen von Briefen konstituieren. In die erste Zeit der Verbannung gehören 1, 3 1, 6 2, 6. Bei den Briefpaaren (1, 3 u. 3, 4 1, 6 u. 2, 6 1, 2 u. 3, 3) kann die Priorität des einen vor dem andern festgestellt werden. Dass Einleitungsgedicht und Epilog erst als die Sammlung fertig war, gedichtet worden, ist selbstverständlich.

Aus dem für sich zu betrachtenden vierten Buch ergeben sich mehr Data. Sie reichen von Ende 13 (4, 4) bis Sommer 16 (4, 9). Dazwischen liegen 4, 5 (Anfang 14), 4, 10 (Sommer 14), 4, 6 u. 4, 8 (Herbst 14), 4, 13 (Winter 14/15). Bei anderen sind allgemeine Fixierungen möglich; vor Augustus' Tod sind zu setzen 4, 1 4, 12 u. 4, 14, nach Augustus' Tod 4, 15 u. 4, 7. Aber auch hier kommen wir in frühere Zeiten. So muss 4, 2, vorausgesetzt dass der Adressat Severus derselbe ist, früher sein als 1, 8; denn 4, 2 entschuldigt sich Ovid, dass er bisher den Severus noch nicht genannt, in 1, 8 ist aber Severus angeredet. Noch weiter zurück, bis in die ersten Zeiten des Exils, führt 4, 3. Also auch für das vierte Buch bleibt das „*sine ordine*“ in Kraft.

Litteratur: Die Frage der Chronologie der Verbannungsgedichte kam in der jüngsten Zeit durch die Forschung über das Jahr der Schlacht am Teutoburgerwald, welche BRANDES 1877 (Fleckeis. J. 115, 349) in Zusammenhang mit der ovidischen Chronologie brachte, in Fluss. Diese Chronologie der Teutoburger Schlacht ist auch in den Abhandlungen von SCHRADER, Fleckeis. J. 115 p. 846; MEYER, Zeitschr. f. Gymn. 1878 p. 449 und MATTHIAS, Fleckeis. J. 129, 193 der massgebende Gesichtspunkt. Für sich behandelten dann die Chronologie der Verbannungsgedichte in trefflichen Abhandlungen GRAEBER, *Quaest. Ovid. p. I*, Elberf. 1881 p. III—IX. SCHULZ, *Quaest. Ovid.*, Greifsw. 1883, WARTENBERG, *Quaest. Ovid.*, Berl. 1884.

Die Adressaten. An die Frau Ovids sind gerichtet: T. 1, 6 3, 3 4, 3 5, 2, 1—44 5, 11 5, 14 P. 1, 4 3, 1. Die übrigen Adressaten zerfallen im wesentlichen in zwei Klassen, in die der hochstehenden Gönner und in die der gleichstehenden Freunde. Die verschiedene Rangklasse der Adressaten führt auch einen wesentlich verschiedenen Briefton herbei. In die erste Klasse gehören ausser den fürstlichen Personen die Brüder Graecinus und Flaccus aus dem Geschlecht der Pomponier, Fabius Maximus, die Söhne des Messala: M. Valerius Corvinus Messala und M. Aurelius Cotta Maximus, Sex. Pompeius, zu der anderen Macer, Tuticanus, C. Severus, Brutus, Carus u. a. Über diese Persönlichkeiten handeln KOCH, *Prosopographiae Ovid. elementa*, Breslau 1865; GRAEBER l. c. und Untersuchungen etc., Elberf. 1884; LORENTZ, *de amicorum in Ovidii Trist. personis*, Leipz. 1881. Nahe lag der Gedanke, auch den verschwiegene Adressaten in den Tristia nachzuspüren, zumal da von vornherein zu erwarten stand, dass diese nicht selten mit denen der pontischen Briefe identisch sind. Diese Frage, der LORENTZ und GRAEBER wie SCHULZ l. c. (der letztere nebenbei) sich zuwendeten, ist natürlich mit den grössten Schwierigkeiten verbunden.

Überlieferung: Die Haupthandschriften sind Hamburg. s. XII, Monacensis 384 s. XII/XIII und Monacensis 19476.

**307. Das Verwünschungsgedicht Ibis.** Bei der gelehrten Richtung der Alexandriner konnte es nicht an Differenzen und gegenseitigen Reibereien fehlen; <sup>1)</sup> sehr heftige erregten die verschiedenen Anschauungen über die Aufgabe der Poesie zwischen Callimachus und seinem Schüler Apollonius, dem Rhodier. Sie verfolgten sich gegenseitig durch boshafte Epigramme und Anspielungen, auf den Höhepunkt gelangte der Streit durch ein Gedicht des Callimachus, in welchem er alles Unheil auf seinen Gegner herabwünscht. Dieser Fluchgesang führte den Titel nach dem unreinen Vogel Ibis. Selbstverständlich muss irgend ein Band zwischen Ibis und Apollonius bestanden haben, das Callimachus gestattete, mit jenem Vogel seinen Gegner zu bezeichnen. Einige überkommene Notizen gewähren hier etwas Licht. Apollonius hatte die Gründungsgeschichten verschiedener Städte geschrieben, darunter befand sich auch Naukratis. Da er auch „der

<sup>1)</sup> GERCKE, Rh. Mus. 44, 126.



Naukratite“ genannt wurde, so darf man wohl vermuten, dass er das Ehrenbürgerrecht von der Stadt erhalten. In Naukratis befand sich aber ein Heiligtum des Theut, dem der Vogel Ibis heilig war (Plato Phaedr. 274 c). Da dieses Wahrzeichen von Naukratis zugleich unsaubere Vorstellungen erweckte, so eignete es sich zum Schimpfnamen für den Rivalen. Von dem Pamphlet des Callimachus ist uns nichts erhalten; aus Ovid erfahren wir aber, dass dasselbe einen (verhältnismässig) kleinen Umfang hatte und die Verwünschungen in einer sehr eigentümlichen Form vorbrachte, indem der Autor sie in „dunkle Geschichten“ (*caecae historiae*) einhüllte und den geraden Weg verschmähete (57). Dieser Manier schloss sich Ovid in seinem Schmähedicht an; als eine blossе Übersetzung dürfen wir aber das Werk nicht betrachten, denn sonst hätte er seinen Verwünschungen nicht summarisch diejenigen hinzufügen können, welche Callimachus' Ibis enthielt (447). Auch darin folgt der Römer dem Griechen, dass er seinen Feind vorläufig Ibis nennt, mit dem wahren Namen will er erst dann herausrücken, wenn der Gegner von seinem boshaften Treiben nicht ablassen sollte. Wer dieser Gegner war, ist bis zur Stunde unaufgeklärt und wird wohl auch unaufgeklärt bleiben, denn es sind der individuellen Züge von ihm zu wenige vorhanden. Aus Vers 219 muss man auf seine Geburt in Afrika schliessen, nach seiner (14 und 234) hervorgehobenen Thätigkeit auf dem Forum hat man auf einen Sachwalter oder Delator geraten, ein Wort im Vers 19 lässt ehemalige freundliche Beziehungen zwischen ihm und Ovid vermuten. Allein damit gewinnen wir kein Bild einer Persönlichkeit. Etwas mehr erfahren wir über sein Treiben; der Eingang des Gedichts erzählt uns, dass er immer von neuem das Vergehen Ovids aufrüttelt und dasselbe auf dem Forum breitschlägt, dass er die Frau des Verbannten bedrängt und — dies ist das Gravierendste — das Vermögen Ovids an sich zu bringen sucht. Auch in den *Tristia* erscheint ein Freund, dem Ovid mit dem Wechsel des Glücks und der Nemesis (5, 8) und mit „Verewigung“ durch ein Gedicht droht (4, 9); auch kehrt hier der Zug wieder, dass der Feind immer von neuem auf das Verbrechen Ovids zurückkommt, gegen seine Sittenlosigkeit deklamiert und ihn mit bitteren Worten verfolgt (3, 11, Vs. 19, 31, 63). Diese Person ist vermutlich mit dem Ibis identisch<sup>1)</sup> und jene angedrohte dichterische „Verewigung“ wäre sonach durch den „Ibis“ ausgeführt worden. Der Stoff war Ovid nicht sympathisch, er konnte sich rühmen, in den Fünfziger Jahren zu stehen, ohne seine Muse dem Angriff dienstbar gemacht zu haben (1); auch die Kompositionsweise des Callimachus mit ihrer „tiefen Nacht“ mutete ihn fremdartig an (58, 60). Nachdem der Anlass zu dem Gedicht erzählt ist, schreitet der Dichter zur Inszenierung; es werden alle Götter herbeigerufen, der Unhold aber aufgefordert, an einen Altar zu stehen, indess der Dichter als Priester seines harten Amtes walten will. Mit Vers 107 bricht das Hagelwetter los, in staunenswerter Redefülle wird dem armen Sünder alles, was das Leben qualvoll gestaltet, gewünscht, selbst der Tod soll keine Erlösung, sondern neues unsägliches Elend bringen. Doch lässt sich dieser Teil noch ver-

<sup>1)</sup> GRAEBER (*Quaest. Ovid. p. X*) zieht | fänglichen Stellen Augustus vorlas (T. 2, 77)  
auch noch den *improbus* bei, der die ver- | und den P. 4, 3 bekämpften.

stehen, da leitet der Gedanke „Du bist zum Unglück geboren“ zur Nacht, zu den „dunkelen Geschichten“ über, und damit beginnt für den Leser eine entsetzliche Marter. Alles Unheil, das je in der Sage und in der Geschichte vorgekommen, wird, wahrscheinlich aus Kompendien, hervorgeholt und in kurzen dunklen Umschreibungen, wobei besonders die Patronymika vortreffliche Dienste leisten, dem Feind entgegengeschleudert. Es ist zum Wahnsinnigwerden, und wenn der Gegner diese Flut von Schmähungen jährlich an seinem Geburtstag und am Neujahr über sich ergehen lassen muss, so ist es wahrlich der Strafe genug.

RIESE, Zur Beurtheilung von Ovidius' und Kallimachos' Ibis, *Fleckeis. Jahrb.* 109, 377.

Die Überlieferung beruht auf dem Turonensis s. XII, dem Cantabrigiensis s. XII und dem Vindob. s. XII/XIII. (MAAG, *De Ibis Ovidii codicibus*, Bern 1887.) Über die Scholien zu dem Gedicht vgl. EHWARD, *De scholiasta qui est ad Ovidii Ibis commentatio*, Gotha 1876, der zu dem Resultat kommt (p. 11): *non dubito interpretem propter scholiorum ipsorum naturam septimo vel octavo, cuius barbariam illa spirant, adscribere saeculo; ac si testimoniis istis tenuibus, quae ex elocutione eius comparantur, fidere velis, eum clericum fuisse in Gallia degentem conicias.* „Die Ibisscholien einfach über Bord zu werfen, wäre ebenso falsch als sie ohne Bedenken zu citieren — es ist, wenn auch nicht in allen, so doch in vielen Fällen möglich, die Spreu vom Weizen zu sondern.“ GEFFCKEN, *Die Kallimachoscitate der Ibisscholien*, *Hermes* 25, 91.

**308. Das Gedicht von den Fischen (Halieutica)** — ein Fragment von 134 Hexametern, schlecht überliefert, in dem zuerst über die List der Fische gehandelt, dann zu den Landtieren übergegangen, endlich ein Fischkatalog nach dem Aufenthaltsort entworfen wird. Das Gedicht lag bereits dem älteren Plinius vor und zwar ganz in derselben fragmentarischen Gestalt, in der es uns überkommen ist; derselbe Autor gibt uns auch Aufschluss über die Nichtvollendung des Gedichts, indem er es der letzten Zeit des Exils des Dichters zuweist. Es wurde die Ansicht aufgestellt, dass das Gedicht nicht von Ovid herrühre und kurz vor Plinius unterschoben wurde. Allein die Nichtvollendung liesse sich in diesem Fall nicht recht erklären.

Plin. n. h. 32, 11 *mihī videntur mira et quae Ovidius prodidit piscium ingenia in eo volumine quod Halieuticon inscribitur.* 32, 152 *his adiciemus ab Ovidio posita nomina (animalia BIRT p. 46) quae apud neminem alium reperiuntur, sed fortassis in Ponto nascentia (nascentium HAUPT), ubi id volumen supremis suis temporibus incohavit.* Angeführt Ovid im Index zu B. 31 und 32. Für die Unechtheit spricht ausführlich BIRT, *De Halieuticis*, Berl. 1878: „*innotuisse H. diximus simul atque edita sunt post nonum Plini librum et ante tricesimum alterum neque post Vespasiani aetatem neque ante Neroneam*“ p. 159 (vgl. auch HARTEL, *Zeitschr. f. österr. Gymn.* 17, 334); gegen BIRT: ZINGERLE, *Kl. philol. Abh.* 2, 1 und *Zeitschr. f. österr. Gymn.* 17, 334.

Die Überlieferung beruht auf Vindob. s. Sannazarianus 277 s. IX und Parisinus s. Thuaneus s. IX/X.

**309. Verlorene Gedichte Ovids.** Aus den drei Perioden der Dichtungen Ovids sind Werke von ihm verloren gegangen. Am meisten haben wir den Verlust der Tragödie *Medea*, die er in der ersten Zeit seines poetischen Schaffens schrieb (Am. 2, 18, 13), zu beklagen. Ein gewiss kompetenter Beurteiler, Tacitus, rechnet sie neben der Tragödie *Thyestes* des Varius zu den vorzüglichsten Werken (D. 12); auch Quintilian (10, 1, 98) hat von derselben eine sehr hohe Meinung, sie zeige, sagt er, was Ovid hätte leisten können, wenn er es über sich vermocht hätte, seinen Geist zu zügeln. Nur zwei Fragmente haben sich aus diesem Meister-



werk erhalten. Aus dem einen<sup>1)</sup> (Senec. suas. 3, 5) lernen wir, dass er seine Heldin wild hin- und herrasen liess. Mehr hilft uns der Brief der Medea an Jason, da es höchst wahrscheinlich ist, dass der Dichter hier den Gedankenkreis seiner Tragödie wieder verwertet hat. Dann wird auch Seneca, der ebenfalls eine Medea verfasste, an dem berühmten Werk seines Vorgängers nicht vorübergegangen sein; Ähnlichkeiten, die sich zwischen Seneca und dem Ovidischen Briefe finden, erklären sich durch die gemeinsame Quelle, die Tragödie, am einfachsten.<sup>2)</sup>

Wir stellen hier die übrigen verlorenen Schriften Ovids zusammen, wobei wir auch die nicht ausschliessen, welche wir in anderem Zusammenhang erwähnt haben.

1) Phaenomena (Über die Sternbilder). Aus denselben teilt Lactantius inst. div. 2, 5 den Schluss mit (3 elegante Hexameter), ein zweites Fragment verdanken wir Prob. zu Verg. Georg. 1, 138.

2) Epigrammata und Ludicra. Vgl. BÄHRENS, FPL. p. 349.

3) Epithalamium für Fabius Maximus. P. 1, 2, 133.

4) Elegie auf den Tod Messallas. P. 1, 7, 30.

5) Carmen triumphale auf den Triumph des Tiberius am 16. Jan. 13. P. 3, 4. Vgl. oben p. 157.

6) Ein lateinisches Gedicht auf den Tod des Augustus. Gleich nach dem Tod desselben verfasst. P. 4, 6, 17. Vgl. oben p. 158.

7) Ein getisches Lobgedicht auf die kaiserliche Familie. P. 4, 13, 21. Vgl. oben p. 158.

8) Ein Cento in malos poëtas, aus Macers „Tetrasticha“ angefertigt. Quint. 6, 3, 96 *Ovidius ex tetrastichon Macri carmine librum in malos poetas composuit.*

Von diesen Gedichten ist am merkwürdigsten das getische Gedicht; auch nr. 8 ist interessant, es ist der erste Cento der römischen Litteratur.

#### δ) Pseudoovidiana.

**310. Die Klage des Nussbaums (liber nucis).** Das Thema des aus 91 Distichen bestehenden Gedichts ist durch die Eingangsverse bezeichnet:

*nux ego iuncta viae, cum sim sine crimine vitae,  
a populo saxis praetereunte notor.*

Ein an einem Weg stehender Nussbaum beklagt sich darüber, dass ihm die Vorübergehenden mit Steinen die Nüsse abschlagen. Er schildert, dass er sein hartes Geschick nicht verdient, nur seine Fruchtbarkeit sei daran schuld. Auch sonst werde ihm Zurücksetzung zu teil. Er preist glücklich die Bäume, welche abseits stehen und ihre Erträgnisse dem Herrn abliefern können. Nicht einmal reif lasse man seine Früchte werden. Leider fehlten ihm die Waffen, sich zu verteidigen. Nur im Winter bleibe er unbelästigt. Er wundert sich, dass, da doch der Kaiser alles schütze (143), er von Verfolgung nicht frei sei. Verschiedene Wünsche ob dieses Unheils steigen in ihm auf; er schliesst, alles wolle er erdulden, wenn irgend eine Schuld ihn belaste; sei er aber von Schuld frei, so solle man ihn in Ruhe lassen.

Das Thema wird breit ausgesponnen, ist aber im ganzen nicht ungeschickt durchgeführt. Das Pathos, mit dem der Nussbaum spricht, ergötzt den Leser. Nur die Ausführung gehört dem Dichter, das Thema selbst lag ihm in einem Epigramm der palatinischen Anthologie (9, 3) vor. Die Überlieferung legt das Gedicht Ovid bei, allein die Kunst des Dichters

<sup>1)</sup> Das andere steht Quint. 8, 5, 6.

<sup>2)</sup> Vgl. LEO, Ausgab. der Tragödien Senecas 1, 169.

ist eine andere, weit geringere. Aber Sprache wie metrische Technik weisen auf einen Dichter, der bald nach Ovid lebte.

Vers 73—86 sind die Spiele mit den Nüssen eingeschaltet. Anspielungen auf das soziale Leben 15, 23. Erste kritische Rezension von WILAMOWITZ nach dem Laurentianus (olim S. Marci 223) s. XI in den Comm. Momms. p. 391, dann von BÄHRENS, PLM. 1, 90, der als zweiten Vertreter einen Leydener Codex (Periz. Q. 7) s. XV bezieht. Kommentiert von LINDEMANN, Zittau 1844.

### 311. Das Trostgedicht für die Livia (Consolatio ad Liviam).

Das in 237 Distichen abgefasste Gedicht, das gewöhnlich Epicedion Drusi genannt wird, hat zur Voraussetzung den Tod des Drusus, der im J. 9 v. Ch. in Deutschland starb, und dessen Leiche nach Rom überführt wurde. An die Mutter des Drusus, Livia, die Gattin des Augustus, wendet sich der Dichter und sucht sie ob des herben Verlustes zu trösten (341). Dabei nimmt das Gedicht folgenden Gang: Zuerst stellt er verschiedene Stimmungen und verschiedene Situationen, welche sich an den Tod des Drusus knüpfen, vor Augen; er malt, wie die Mutter freudig der Heimkehr des siegreichen Sohnes wartet, jetzt aber eine Leiche findet, er wirft unwillig die Frage auf, was denn Livia von ihrem schuldlosen Leben habe, er beklagt das fortgesetzt auf das Herrscherhaus hereinbrechende Unglück, mit gelehrten Anspielungen zeichnet er die Trauer der Livia und lässt sie ihren Kummer in einem Monolog aussprechen (121); er wendet sich dann, nachdem er kurz die Überführung des Drusus nach Rom berührt, zu dem Leichenbegängnis und schildert das allgemeine Wehklagen; selbst der Tiber Gott sucht durch Austritt aus seinem Bette die Verbrennung der Leiche zu hindern, es bedarf des Eingreifens des Mars, ihn von seinem Beginnen abzulenken. Nach einem Ausfall auf Deutschland bricht der Dichter in neue Klagen aus. Seine Phantasie trägt ihn zur Gattin des Drusus, Antonia; sie erscheint in ihrem tiefen Leid und Weh. Indem er ihr Trost zu spenden sucht, erinnert er sich plötzlich, dass sein Gedicht für die Livia bestimmt ist, mit einer unvermittelten Anrede an sie führt er nun seine Trostgründe aus.<sup>1)</sup> Zuletzt lässt er den Dahingeschiedenen selbst (446) zur Beruhigung seiner Mutter sprechen.

In der Überlieferung wird das Gedicht Ovid beigelegt; allein schon die Komposition spricht, abgesehen von Anderem, dagegen, denn diese zeigt Mängel, welche Ovid nicht zuzutrauen sind. Wenn nun der Dichter ein anderer als Ovid ist, so fragt es sich, in welcher Zeit er gelebt hat. Aus dem Gedicht selbst erfahren wir, dass der Dichter, der sich einen Ritter nennt, der Bestattung des Drusus beigewohnt haben will (202). Auch ist für die Situation des Gedichtes das Jahr 9 v. Ch., in dem Drusus starb, anzunehmen. Allein eine solche Annahme stösst auf Schwierigkeiten. Der Dichter ist ausgesprochener Nachahmer des Ovid und Propertius. Wenn er nun aus den Tristien, die nicht vor 9 n. Ch. entstanden sind, einen Pentameter unverändert (120 = T. 1, 3, 42), einen zweiten mit nur geringer Veränderung (362 = T. 2, 426) entnimmt, so kann die *Consolatio* nicht vor 9 n. Ch. geschrieben sein. Noch weiter kommen wir herab, wenn wir die Verse 361—4 mit Seneca ad Polyb. 20, 2 vergleichen; denn

<sup>1)</sup> Das Eintreten der *consolatio* wird stark markiert mit den Worten (341): *haec, optima mater, debuerant luctus attenuare tuos.*



auch hier müssen wir wiederum den Dichter als Nachahmer und zwar als Nachahmer Senecas ansehen. Viel weiter werden wir aber nicht herabgehen können, denn der Verfasser steht mit seinem Sprachschatz, mit seiner Verstechnik, mit seinen historischen Kenntnissen noch auf dem Boden des ersten Jahrhunderts und nach dem Erlöschen der julischen Dynastie fehlte der Anreiz, das Trauergedicht zu schreiben. Die Elegien auf Maecenas, welche ebenfalls in diese Zeit gehören, scheinen bereits an unser Gedicht anzuknüpfen<sup>1)</sup> und etwa im vierten Jahrhundert ahmt Asclepiadius in seinem Gedicht de Fortuna eine Stelle der *Consolatio* nach (v. 9, 10 [4, 148 B.] = Consol. 371, 2).

Die Mängel in der Komposition fasst scharf HAUPT, Opusc. 1, 335 zusammen: *hunc poetam, qui et apte conectere carminis partes non prorsus perdidit et eadem iterando inopiam ingenii ostendit et suis ipse sententiis adversatur et orationem recte conformare saepius nescit, nullo pacto putabimus esse Ovidium Nasonem*. Nur eine Probe: Vers 95 bedauert er Livia, weil sie nicht am Todesbett ihres Sohnes weilen konnte, Vers 393 ist die Nichtanwesenheit unter den Trostgründen aufgeführt.

Die Nachahmungen des Dichters setzt ausführlich auseinander HÜBNER, Herm. 13 Bd.: „Für etwa 60 Verse sind die ovidischen Vorbilder nachgewiesen worden (p. 160). Über 100 Verse gehen in wiederum mehr oder weniger unmittelbarem Anschluss auf das properzische Vorbild zurück, davon mehr als die Hälfte (etwa 60) auf die Corneliaelegie (p. 176). Auch aus anderen Autoren sind Lesefrüchte nachzuweisen, z. B. Einiges aus Vergil. Wichtig ist die Nachahmung Senecas. Hiefür ist die entscheidende Stelle: ad Polyb. 20, 2 *mundo quidam minantur interitum et hoc universum quod omnia divina humanae complectitur, si fas putas credere, dies aliquis dissipabit et in confusionem veterem tenebrasque demerget; eat nunc aliquis et singulas conplotet animas; — eat aliquis et fata tantum aliquando nefas ausura sibi non pepercisce conqueratur* = Vers 361–364 *ecce necem intentam caelo terraeque fretoque casurumque triplex vaticinantur opus, i nunc et rebus tanta impendente ruina in te solam oculos et tua damna refer*.

Über das Verhältnis der Maecenaselegien zur *Consolatio* vgl. p. 58.

Die Hypothese HAUPTS. Das Gedicht, dessen Überlieferung eine ganz junge ist, wollte M. HAUPT in einer scharfsinnigen Abhandlung als ein Werk der Humanistenzeit hinstellen. Mit Unrecht; schon die Kenntnis des in dem Gedichte verarbeiteten historischen Materials hätte eine Belesenheit erfordert, wie sie kaum ein Humanist besaßen. Und selbst wenn dieselbe vorhanden gewesen wäre, so würde sich schwer nachweisen lassen, woher der Humanist den Isargus (386) und den Dacius Appulus (387) genommen; auch würde Metrik und Sprache sicher die Spuren der späteren Zeit an sich tragen. Das bleibende Verdienst der HAUPT'schen Abhandlung ist aber, dass er eine richtigere Wertschätzung des Gedichts, das VALCKENAER zu den erlesensten Produkten der römischen Poesie zählte (opusc. 2, 356 Leipz. 1809), angebahnt hat.

Weitere Geschichte der Frage. Der erste, der die Hypothese HAUPTS bekämpfte, war ADLER. Allein seine Arbeit, ein Schulprogramm von Anclam (1851), blieb lange Zeit völlig unbeachtet, HAUPTS Ansicht dagegen erfreute sich des allgemeinen Beifalls; LACHMANN, L. MÜLLER u. a. erklärten ihre ausdrückliche Zustimmung zu derselben. Erst E. HÜBNER lenkte wiederum die Aufmerksamkeit auf die fast verschollene Abhandlung ADLERS, und führte das Nähere aus, dass die *consolatio* antiken Ursprungs sei und etwa dem 2. Jahrh. n. Ch. angehöre (Hermes 13, 242). Noch mehr trug zur Erschütterung der HAUPT'schen Lehre das kurze, aber völlig durchschlagende Urteil BÜCHELERS bei (Philol. Krit., Bonn 1878 p. 21). Während aber BÜCHELER von einer genaueren Bestimmung der Abfassungszeit des Produkts absieht und nur allgemein von einem späteren Jahrhundert des Altertums spricht, trat BÄHRENS in seiner Ausgabe mit der Behauptung hervor, dass das Gedicht im J. 9 v. Ch. geschrieben wurde. Allein dass dies unmöglich ist, zeigen die Nachahmungen aus Ovid. BÄHRENS wurde bekämpft von K. SCHENKL (Wien. Stud. 2, 56), der das Epicedion in die Zeiten des Philosophen Seneca setzt. In jüngster Zeit wurde das Gedicht zum Gegenstand von zwei Dissertationen gemacht, von denen die eine für das Gedicht das Intervallum 43–68 in Anspruch nimmt (SCHANTZ p. 12), die andere dasselbe den ersten Jahren der Regierung Tibers zuweist (WIEDING p. 61). Allein bei der letzten Annahme sind wir gezwungen, den Philosophen Seneca zum Nachahmer der *consolatio* zu machen, was kaum glaublich ist.

<sup>1)</sup> Vers 7 *Et quisquam leges audet tibi dicere fendi* berührt sich mit Statius (silv. 5, 5, 60) *qui dicere legem flentibus aut fines audet censere dolendi*.

Litteratur: Ausgaben von M. HAUPT, Opusc. 1, 316. BÄHRENS, PLM. 1, 97. — WIEDING, *de aetate consol. ad Liviam*, Kiel 1888. SCHANTZ, *De incerti consol. ad Liv. deque carminum consolatoriorum apud Graecos et Romanos historia*, Marb. 1889.

**312. Rückblick auf Ovids Dichtungen.** Ovid war kein tief angelegter Mensch, und sein Leben wurde nicht von der Ideale Sonnenglanz erleuchtet. Nicht zog es ihn hin zum öffentlichen Leben, er wandte sich nach kurzer Thätigkeit von demselben ab, nicht beseelte ihn eine warme religiöse Empfindung, die Götterwelt diente ihm zu Scherz und Spiel, nicht erfüllte ihn ein heisser Drang, des Daseins Rätsel zu lösen; nicht einmal die Leidenschaft der Liebe hat ihn gefangen genommen, es sind leblose Schemen, denen seine Lieder gelten. Nur an des Lebens flüchtigem Schaum und Tand hing sein Herz. Als daher die Nacht des Unglücks über ihn hereinbrach, fand sie einen haltlosen Mann, der die Würde im Leid nicht kannte und in weibische Klagen ausbrach. Ein Spiegel seines äusseren Lebens ist auch seine Dichtung. Es ist keine neue gärende Gedankenwelt, die sich unserem Geiste erschliesst, es strömt aus seinen Gebilden keine tiefgehende seelische Empfindung in unser Inneres herüber, es sind keine erhabenen ethischen Ideen, denen die Kunst des Dichters goldene Fassung verleiht. Und doch ein viel bewunderter Dichter? In der Form liegt der Zauber seiner Poesie; die ausserordentliche Leichtigkeit, einen gegebenen Stoff zu gestalten, ist das Geheimnis seiner Kraft. Alles bekommt unter des Meisters Händen eine berückende Gestalt. Sind es äussere Vorgänge, die er schildert, so staunen wir über die Anschaulichkeit, mit der sich die Handlung vor unseren Augen abspielt; gibt er Lehren, so werden dieselben durch treffliche Bilder erläutert, führt er uns mitten in die Wogen des inneren Lebens hinein, so zeigt er sich als kundiger Seelenmaler, der mit wundervoller Kraft die verschiedenen Affekte zeichnet. Ja nicht selten führt die unerschöpfliche Lust im Bilden sogar zum geistreichen Spiel und man erkennt den ehemaligen fleissigen Zögling der Rhetorschule, er spitzt die Gedanken zu, er lässt einen Gegenstand bald in dieser bald in jener Beleuchtung erscheinen, er breitet eine leise Ironie über das Gesagte, er flicht eine gelehrte Bemerkung ein, er macht eine kleine Digression; selbst der Vers wird diesem leichten Spiel dienstbar gemacht, wie wenn z. B. die beiden Pentameterhälften benutzt werden, um Bild und Gegenbild ans Licht treten zu lassen. Überall erfrischt uns die echte Schaffensfreude des Meisters, der rasch dahingleitende Vers, der hin- und herschillernde farbenreiche Ausdruck, der durchsichtige Gedanke. Es ist kein Zweifel, Ovid ist der genialste Erzähler der Römer.

Litteratur: α) Gesamtausgaben von NIC. HEINSIUS, Amsterdam 1661 (3 Bde.), von P. BURMANN (*cum notis variorum*), Oxf. 1827 (5 Bde.), von MERKEL (Teubner), neu bearb. von EHWALD, von RIESE (Tauchnitz), von ZINGERLE, GÜTHLING, SEDLMAYER (Freitag).

β) Spezialausgaben: *Ovidii amatoria* (ohne Heroid. und De medic.) rec. L. MÜLLER, Berl. 1861. — *Heroides*. Kommentierende Ausg. von LOERS, Köln 1829, PALMER, London 1874. Kritische Ausg. von SEDLMAYER, Wien 1886 (dazu dessen *Proleg. crit. ad Her. Ov.*, Wien 1878 und Krit. Kommentar zu Ovid. Her., Wien 1881). — *De medicamine faciei* ed. ANT. KUNZ, Wien 1881. — *Fasti* ed. MERKEL, Berl. 1841 (krit. Ausg. mit sehr ausführl. Proleg.). Deutsch kommentierte Ausgabe von PETER (Teubner). — *Metamorphosen*. Krit. Ausgabe von KORN, Berl. 1880. Erklärende Ausg. von M. HAUPT



(Weidmann), in neuer Bearb. von H. MÜLLER und KORN, von H. MAGNUS (Gothana). Auswahl von SIEBELIS (Teubner), in neuer Bearb. von POLLE u. a. — *Tristia*. Rec. OWEN, Oxf. 1889. — *Epistulae ex Ponto*. Krit. Ausg. von KORN, Leipz. 1868. — *Ibis*. Ausg. von ELLIS, Oxf. 1881. — *Haliutica*. Ausg. von M. HAUPT (mit Grattius), Leipz. 1838. Im Anhang zu BIRT, *De Haliuticis*, Berl. 1878.

**313. Fortleben Ovids.** Der Zeitgenossen Beifall war Ovid in reichem Mass zu teil geworden. Seine „Corinna“ wurde ein Gegenstand lebhafter Neugierde; seine *Amores* wurden sogar im Theater gesungen; dort hatte sie Augustus gehört (T. 2, 519); und noch später, als der Dichter bereits in der Verbannung verweilte, konnten ihm Freunde von dem Beifall, den jene Elegien fanden, berichten (T. 5, 7, 25). Von den Metamorphosen wurden, ehe sie veröffentlicht wurden, bereits Abschriften genommen. Da kam die Katastrophe und es schien anfangs, als ob auch des Verbannten dichterische Werke mit in dieselbe gezogen werden sollten; sie wurden sämtlich aus den drei öffentlichen Bibliotheken entfernt (T. 3, 1, 60). Allein der Dichter lebte schon zu sehr in dem Herzen seines Volkes, als dass diese Massregel sich hätte besonders schädlich erweisen können. Selbst auf des Verbannten Stimme hörte noch gern das römische Publikum; Beurteilungen seiner Briefe kamen zu seiner Kenntnis (P. 3, 9, 2). Aber auch nach seinem Tod schwand sein Dichterruhm nicht dahin. Wie im Leben einst die jüngeren Dichtergenossen zu ihm als ihrem Meister emporschauten, so blieb auch des Verstorbenen Name der Anziehungspunkt für die Diener der Musen. Er wurde eifrig gelesen und man kann seine Spuren in einer ganzen Reihe von Dichtungen verfolgen; es wurde in seiner Weise gedichtet und manche Erzeugnisse der Muse traten, wie wir oben gezeigt haben, unter den Schirm des berühmten Namens ins Publikum.<sup>2)</sup> Die Grammatiker hielten sich dagegen ziemlich fern von dem Dichter; es finden sich zwar Anzeichen einer kommentierenden Thätigkeit zu den Metamorphosen<sup>1)</sup> und zu *Ibis*; allein zu einer eindringlichen Thätigkeit kam es sicher nicht; manchen ovidischen Werken begegnen wir in den grammatischen Schriften äusserst selten. Dagegen finden wir eine prosaische Bearbeitung der Metamorphosen; es sind dies die *narrationes fabularum*, welche in der besten Quelle der Metamorphosen anonym stehen, in den Ausgaben aber willkürlich einem Lactantius Placidus zugeschrieben werden.<sup>3)</sup>

Im Mittelalter musste Ovid hinter Vergil zurücktreten; dessen allgemein geglaubte Weissagung über das Erscheinen Christi hatte ihm einen unverwelklichen Strahlenkranz um die Stirne gewunden. Allein trotzdem blieb Ovid nicht unbeachtet. Besonders seit dem 12. Jahrh. wird er eifrig studiert.<sup>4)</sup> Eine ganze Reihe von Produkten wagt sich unter dem strahlenden

<sup>1)</sup> EHWARD p. 1 *nulli Tristium fuisse videtur commentarii, nulla vetus interpretatio, quali olim metamorphoses quidem et Ibis instructas fuisse ex tenuibus reliquiis concludas*. KNAACK, *Analecta* p. 54 spricht von einem Metamorphosenkommentar, *cuius vestigia praeter Lactantium Placidum latent in scholiis Vergilianis*.

<sup>2)</sup> Vgl. noch p. 64 Anm.

<sup>3)</sup> FÖRSTER, *Raub der Proserpina* p. 289. Vgl. KNAACK, *Fleckeis*. J. 4, 141, 349.

<sup>4)</sup> GERVINUS, *Gesch. der d. Lit.* 1<sup>5</sup>, 467 „Es ist im höchsten Grade charakteristisch, dass dieser lüsterne Dichter der Liebe, als er im 12. Jahrh. anfang, den gelehrten und ritterlichen Kreisen bekannter zu werden, zuerst bei den freigeistigsten antipapistischen Theologen, bei den lateinischen Dichtern der Tiersage und den geistlichen Vaganten, dann bei den Minnesängern in Südfrankreich und selbst auch in Deutschland, sowie bei den lasciven Meistern der neumodischen briti-

Namen Ovids hervor.<sup>1)</sup> Auch erschienen Kommentare zu den Metamorphosen, für uns wertlos, aber bezeichnend für die armselige Geistesrichtung jener düsteren Zeiten; auch die Ibisscholien sind in dieser Hinsicht recht belehrend. Nach den Fasti wurden Kalender angefertigt. Endlich beginnt die Ära der Übersetzungen; es ist hier nicht der Ort, dieses Kapitel weiter auszuspinnen. Nur zwei solcher Versuche sollen erwähnt werden, die griechische Übersetzung der Heroides und der Metamorphosen von Maximus Planudes im 13. Jahrh., dann die Bearbeitung der Metamorphosen durch den Scholastikus Albrecht von Halberstadt im J. 1210. Das ursprüngliche Werk dieser letzten Übersetzung ist uns nur aus einigen Trümmern bekannt, das Ganze kennen wir lediglich aus der Umgestaltung des Jörg Wickram aus Kolmar (1545). Auch in die neuste Zeit ragt die Wirkung der ovidischen Dichtung hinein. Die Metamorphosen wenigstens sind noch immer ein Lieblingsbuch, an dem Kunst und Dichtung sich labt, und sie werden es bleiben, solange die römische Litteratur gepflegt wird.

Zur Geschichte des Fortlebens Ovids liefern Beiträge EHWALD, *Ad historiam carminum Ovidianorum recensioneque symbolae*, Gotha 1889 (Tristia) und BARTSCH, „Ovid im Mittelalter“ in „Albrecht von Halberstadt“, Quedlinb. und Leipz. 1861, SEDLMAYER, Wien. Stud. 6, 142. — Den Einfluss Ovids auf die nachkommende Dichtergeneration untersuchen verschiedene Dissertationen z. B. CRAMER, *De Manilii elocutione*, Strassb. 1882 p. 68, DEIPSER, *De P. Papinio Statio Vergilii et Ovidii imitatore*, Strassb. 1881, LUEHR, *De Statio in silvis priorum poet. R. imitatore*, Königsb. 1880 p. 48, WEZEL, *de C. Sili Italici cum fontibus tum exemplis*, Leipz. 1873 p. 86. — Kommentare zu den Metamorph. im Monac. 4610 s. XI/XII (MEISER, Münchn. Sitzungsber. 1885 p. 47). Vgl. auch HAURÉAU, *Acad. des inscriptions* 1883 p. 45. — Über die griech. Übersetzung der Heroides von Planudes vgl. STUEDEMUND, Philol. 34, 370, dann GUEDEMAN, *De Heroidum Ovidii codice Planudeo*, Berl. 1888. Ausg. der übersetzten Metamorph. von BOISSONADE, Paris 1822.

## 12. Grattius.

**314. Des Grattius Gedicht über die Jagd (Cynegetica).** Unter dem Namen des Grattius (Gratius) sind uns 541 Hexameter erhalten, darunter freilich mehrere in verstümmeltem Zustand. Das Gedicht beschäftigt sich mit den für die Jagd notwendigen Dingen; der Verfasser kündigt selbst an (23)

*et arma dabo venanti et persequar artis  
armorum.*

Dementsprechend beginnt er mit den Netzen, geht dann zu den Mitteln über, das Wild zu scheuchen, behandelt die Fallstricke und Schlingen, am ausführlichsten ist er aber bei den Jagdhunden, diese Partie bildet den Kern des Gedichts, denn sie reicht von 150—495; es ist hier die Rede von den Eigenschaften der verschiedenen Hunderassen, von der Paarung derselben, von der Aufzucht durch den Hundemeister, besonders ausführlich von den Hundekrankheiten (344), die vom Dichter selbst beobachteten Heilungen der kranken Tiere in einer Höhle Siciliens durch Vulkan (430) erregen besonderes Interesse; die Jagdpferde bilden den Schluss. Diese

schen Romane am verstandensten und gelesensten war; so bei Chretien von Troies, wie bei Gottfried von Strasburg und der eleganten Schule, die ihm anhing, bei den K. Flecke, Türlin, Rudolf von Ems und be-

sonders bei Konrad von Würzburg.“

<sup>1)</sup> GOLDAST, *Catalecta Ovidii*, Frankf. 1610 (WATTENBACH, Pseudoovidische Gedichte des Mittelalters in der Zeitschrift für das deutsche Mittelalter Jahrg. 1890 nr. 4).



Darlegung des Inhalts erweist, dass das Gedicht nicht vollendet vorliegt, da nur die Vorbereitungen zur Jagd, nicht die Jagd selbst geschildert wird; und in diesem Zustand scheint es bereits Ovid vor sich gehabt zu haben, denn im Dichterkatalog (vgl. § 318) wird es durch die Worte umschrieben (34)

*aptaque venanti Grattius arma dedit.*

Sonach ist die Annahme unwahrscheinlich, dass das Gedicht vollständig war und erst durch äussere Umstände die übrigen Bücher verloren gingen. Die Darstellung ist ungemein nüchtern; dem Verfasser ist jedes poetische Talent mit Entschiedenheit abzusprechen; er weiss seinen Stoff nicht zu beleben und, was noch trauriger ist, es geht ihm der feine Geschmack ab; wenn er einmal sich aufzuschwingen sucht, macht es einen komischen Eindruck; man lese nur wie er die Pfadfinder auf dem Gebiete der Jagd, Dercylus (95) und den Bötier Hagnon (214), einführt; doch am sonderbarsten ist es, dass er, da er für einfache Nahrung der jungen Hunde das Wort ergreift, plötzlich die unheilvollen Folgen des Luxus bei verschiedenen Völkern darlegt (311). Auch der Ausdruck ist hart und unbeholfen; infolgedessen ist das Gedicht nicht leicht zu lesen. Die Nachahmung eines griechischen Musters lässt sich nicht nachweisen; sie ist auch nicht wahrscheinlich, denn es würde dann wohl etwas Besseres zustandegekommen sein.

Über die Person des Grattius (dies die handschriftliche, auch durch Inschriften bestätigte Schreibung) wissen wir nichts weiter; aus Vers 40 *nostris inbellia lina Faliscis* will man schliessen, dass der Dichter aus dem Faliskerland stammt. Obwohl die Schlussfolgerung nicht mit voller Sicherheit sich ergibt, so ist sie doch sehr wahrscheinlich, denn um Falisci den fremdländischen Bezugsquellen gegenüberzustellen, bedarf es nicht des Zusatzes *nostris*.

Unvollständigkeit. Nach der Ansicht RIESES, Anthol. 1 p. XXXVI führt die handschriftliche Überlieferung auf eine Subscriptio: liber I Cynegeticorum, wodurch auch unendlich die Nichtvollendung des Gedichts erhärtet würde.

Die Bucolica des Grattius. Vielleicht hat Grattius ausser den Cynegetica noch Anderes gedichtet; denn im Dichterkatalog Ovids (vgl. § 318) müssen beide Verse (33)

*Tityron antiquas passerque rediret ad herbas  
aptaque venanti Grattius arma daret*

auf Grattius gehen. Der Hexameter ist verdorben, denselben sucht MADVIG zu verbessern, indem er schreibt (advers. crit. 2 p. II *Tityron antiquas rursus revocaret ad herbas*), BERGK (Opusc. 1, 667), indem er vorschlägt: *Tityrus apricans, ut erat, qui pasceret, herbas*. Beide Kritiker stimmen sonach darin überein, dass Grattius ausser Cynegetica noch Bucolica geschrieben habe.

Überlieferung. Für die Cynegetica sind unsere am Schluss verstümmelten Quellen der Vindobonensis 277 s. IX und für einen Teil (1–159) der Parisinus 8071 s. IX/X. Die erste kritische Ausgabe von M. HAUPT (mit Halieutica u. a.), Leipz. 1838. BÄHRENS, PLM. 1, 29.

### 13. Albinovanus Pedo.

**315. Des Albinovanus Pedo Epen und Epigramme.** Von Albinovanus Pedo teilt uns der Rhetor Seneca suas. 1, 15 eine lebhafte Beschreibung einer Seefahrt mit. Es ist tiefe Nacht; die Schiffe sitzen im Schlamme fest, die Fahrenden halten sich für eine Beute der Seeungeheuer. Vergeblich sucht ihr Blick durch das Finster der Nacht zu dringen. Sie wissen nicht, wo sie sind, und sie brechen in Klagen aus, dass sie sich dem unbekannten Meere anvertraut:

*di revocant rerumque vetant cognoscere finem  
mortales oculos.*

Die Seefahrt wird an der Stelle Senecas mit dem Germanicus in Verbindung gebracht; wir werden sonach an die Fahrt, welche Germanicus im J. 16 n. Ch. durch die Ems in den Ozean machte, zu denken haben. Den Sturm, der ihn traf, schildert Tacit. Annal. 2, 23 in ganz ähnlicher Weise wie unser Dichter. Da nun damals bei dem Heere des Germanicus sich der Reiterführer Pedo befand (Annal. 1, 60), so ist höchst wahrscheinlich, dass dieser Offizier mit dem Dichter identisch ist, und dass er sonach Selbsterlebtes in seinem Gedicht schilderte. Die Anschaulichkeit der ganzen Schilderung würde sich so leicht erklären. Das Epos des Albinovanus besang also wahrscheinlich die Thaten des Germanicus. Ausser demselben behandelte er noch einen mythologischen Stoff in einer Theseis. Kunde erhalten wir von derselben durch einen Brief Ovids an den Dichter (P. 4, 10, 71). Auch Epigramme schrieb Pedo, und Martial weist öfters auf ihn in ehrender Weise hin (5, 5, 5 2, 77, 5 praef. zu lib. I). Aus dem Beiwort „*sidereus*“, welches Ovid dem Pedo gibt (Pont. 4, 16, 6), auf ein die Sternerscheinungen behandelndes Gedicht zu schliessen,<sup>1)</sup> ist nicht gestattet, denn auch Vergil heisst bei Columella 10, 434 *sidereus vatis*.

Nicht auf die Expedition des Germanicus, sondern auf die seines Vaters Drusus (12 v. Ch.) bezieht das Fragment des Albinovanus BERGK, *Monum. Ancyr.* p. 97, 2, da Drusus der erste war, der in die Nordsee vordrang, und HAUBE, Beitrag p. 21. Allein bei dieser Annahme muss bezüglich des „Germanicus“ statuiert werden: *praeoccupavit poetarum adsentatio Germanici cognomen, quod mortuo demum Druso senatus decrevit*. Auch Tacitus begünstigt diese Annahme nicht.

Priscian 1, 304 H. führt von einem Albinus drei Hexameter auf einen siegreichen Feldherrn (vielleicht Pompeius) aus dem ersten Buch „*rerum Romanarum*“ an; dieses „Albinus“ ändert HAUBE (*de carminibus epicis*, Breslau 1870 p. 16) ohne jedweden stichhaltigen Grund in „Albinovanus“ und glaubt danach *Albinovanum omnia bella quae inde a Caesare usque ad Tiberianam aetatem a gente Julia gesta essent, uno illo carmine esse amplexum*. (Vgl. noch Beitrag p. 23).

Als eleganten Erzähler (*fabulator elegantissimus*) charakterisiert unseren Pedo Seneca Ep. 122, 15, vgl. Seneca contr. 2, 10, 12, Quint. 6, 3, 61.

Das Fragment bei BÄHRENS fr. p. 351, kritisch bearbeitet von M. HAUPT, Opusc. 3, 412. HAUBE, Beitrag zur Kenntnis des Albinovanus Pedo, Fraustadt 1880.

#### 14. Rabirius.

**316. Der ägyptische Krieg Octavians.** Der Dichter, den Ovid *magni oris* (P. 4, 16, 5) nennt, versuchte sich an einem zeitgenössischen Stoff, er besang den Untergang des Antonius. Seneca, dem wir die Kunde von diesem Epos verdanken (de benef. 6, 2, 3), führt ein pikantes Wort aus demselben an:

*hoc habeo quodcumque dedi.*

Ausser diesem Bruchstück sind uns noch vier Fragmente unter seinem Namen überliefert. Allein vielleicht lässt sich die Zahl derselben noch beträchtlich vermehren. In Herculaneum wurde nämlich eine Papyrusrolle von 8 Seiten gefunden, dieselbe umfasst 67, freilich zum Teil sehr verstümmelte Hexameter. Sie handeln über den ägyptischen Krieg Octavians und über den Untergang der Cleopatra, also über denselben Stoff, den auch Rabirius bearbeitet hatte. Es ist daher sehr wahrscheinlich, dass diese Reste dem Werk des Rabirius angehören. Dieselben lassen nur

<sup>1)</sup> wie es HAUBE, Beitrag p. 9 thut. | erwähnen müssen, er gedenkt jedoch dort  
Allein P. 4, 10 hätte Ovid dieses Gedicht | nur der Theseis.



einen sehr mässig begabten Dichter erkennen, wie dies ja auch aus dem Urteil Quintilians 10, 1, 90 erschlossen werden muss. Dass Velleius 2, 36, 3 Rabirius und Vergil als die ausgezeichnetsten Dichter seiner Zeit feiert, ist eine Kaprice des Schriftstellers.

Die Fragmente bei BÄHRENS, FPL. p. 356, vgl. noch HAUPT, Opusc. 1, 158, die Reste des Papyrus PLM. 1, 212.

### 15. Cornelius Severus.

**317. Des Cornelius Severus Gedichte.** Über des Cornelius Severus dichterische Thätigkeit liegen drei Zeugnisse vor. Allgemein spricht Ovid (P. 4, 16, 9) von einem „königlichen Gedicht“ (*carmen regale*); Quintilian nennt den Cornelius Severus einen besseren Versifikator als Dichter und berichtet weiter, dass, wenn er nach Art des ersten Buchs den „sicilischen Krieg“ durchgeführt hätte, ihm der zweite Platz unter den gleichartigen Dichtern gebühre; endlich wird an einer Grammatikerstelle (4, 208 K.) das erste Buch eines Epos mit dem Titel „*res Romanae*“ citiert. Die Fragmente enthalten, mit Ausnahme eines einzigen, des grössten, welches sich auf den Tod Ciceros bezieht, allgemeine, zum Teil nicht üble Schilderungen, aus welchen sich nichts für den Charakter des Gedichts folgern lässt. Als festen Punkt erachten wir die Angabe Quintilians, dass Cornelius Severus den sicilischen Krieg besungen, es ist der Krieg, der zwischen Octavianus und S. Pompeius (38—36) geführt wurde. Ausser diesem Gedicht scheint Quintilian kein anderes Epos unseres Dichters gekannt zu haben. Es liegt daher die Vermutung nahe, dass die *res Romanae* mit dem *bellum Siculum* identisch sind. Was unter dem „königlichen Gedicht“ zu verstehen, ist dunkel; nur so viel besagt eine andere Stelle Ovids (P. 4, 2), dass in demselben grosse Könige verherrlicht wurden. Man könnte an die albanischen Könige<sup>1)</sup> denken, die vielleicht in Elegien (nach Art des Propertius) behandelt waren.

Zur Erkenntnis des Dichters dienen vorzugsweise die 25 Hexameter auf den Tod Ciceros, welche uns von dem Rhetor Seneca Suas. 6, 26 mitgeteilt werden. Sie müssen im ersten Buch des Werks gestanden sein, das sonach, ehe es zum sicilischen Krieg überging, etwas zurückgriff. Diese Verse erwecken keine günstige Vorstellung von der dichterischen Schöpfungskraft des Autors; es ist keine echte, tiefempfundene Poesie, sondern rhetorische Deklamation, welche uns kalt lässt.

Quintil. 10, 1, 89 *Cornelius Severus, etiamsi sit versificator quam poeta melior, si tamen [ut est dictum], ad exemplar primi libri bellum Siculum perscripsisset, vindicaret sibi iure secundum locum.*

Die Zahl der Gedichte des Cornelius Severus. Wir haben drei Ansichten zu unterscheiden. RIBBECK (Gesch. der röm. Dichtung 2, 342) statuiert drei Gedichte des C. S.: 1. das *bellum Siculum*; 2. das *carmen regale*; 3. die *res Romanae*. WARTENBERG nimmt dagegen nur zwei Werke an, indem er das *bellum Siculum* mit den *Res Romanae* identifiziert (*Quaest. Ovid.* p. 99). HAUBE endlich glaubt nur an ein Gedicht „*Res Romanae*“, welches, von Aeneas, den albanischen und römischen Königen anhebend, die römische Geschichte bis zum Ende des sicilischen Krieges ausführte (*De carmin. epic. saeculi Augusti*, Bresl. 1870 p. 13). Allein ein so beschaffenes Epos konnte Quintilian nicht „*bellum Siculum*“ nennen. Dagegen steht nichts im Weg, diese Bezeichnung zu wählen, wenn der Dichter

<sup>1)</sup> RIBBECK, R. Dicht. 2, 342.

im ersten Buch, wie die Verse über Cicero zeigen, die dem sicil. Krieg zunächst vorausliegende Zeit einleitungsweise geschildert hatte.

Der Dichter Sextilius Ena. Zu den Versen auf Cicero bemerkt Seneca Suas. 6, 27, dass der Vers (11)

*conticit Latiae tristis facundia linguae*

eine Verbesserung sei des folgenden

*deflendus Cicero est Latiaeque silentia linguae,*

welcher dem spanischen Dichter Sextilius Ena angehört, den Seneca mit den Worten charakterisiert: *fuit homo ingeniosus magis quam eruditus, inaequalis poeta et plane quibusdam locis talis quales esse Cicero Cordubenses poetas ait, pingue quiddam sonantis atque peregrinum.*

Auch eine Beschreibung des Aetna stand in dem Epos des Severus, vgl. Sen. Ep. 79 *quem (Aetnam) quominus Ovidius tractaret, nihil obstitit quod iam Vergilium impleverat: ne Severum quidem Cornelium uterque deterruit.*

Über strittige Fragmente Charis. p. 287, 4 vgl. NAEKE, Opusc. 1, 353, MERKEL, Ibis p. 407; Diomed. p. 375, 22 mit Priscian 1, 546, 21 H. (*Cornelius Severus in VIII de statu suo: ad quem salliti pumiliones afferebantur*); BECKER, Zeitschr. f. Altertumsw. 6 (1848) p. 595.

## 16. Die übrigen Dichter.

**318. Der Ovidische Dichterkatalog.** Als Ovid in der Verbannung lebte, wurde auch sein dichterischer Ruhm von einem neidischen Menschen angegriffen. Der Dichter richtet daher an diesen nicht genannten Gegner eine Epistel (Pont. 4, 16), in dem er denselben ermahnt, von seinen Angriffen abzulassen. Zwei Gedanken gibt er zur Erwägung, einmal dass sein dichterischer Ruhm fest begründet sei, dann dass seine jetzige Lage eine solche sei, dass sie nicht zu neuen Angriffen ermutigen könne. Beide Gedanken werden aber zugleich in Gegensatz zu einander gebracht. Auf die Zeit seines dichterischen Ruhms blickt nämlich der Dichter wie auf eine der Vergangenheit angehörige, in seinem Exil zählt er ja zu den Toten. Er spricht daher in der Vergangenheit, als er die grosse Schar der zeitgenössischen Dichter aufzählt, unter denen auch er seinen Platz eingenommen. Wir lassen den für die Litteraturgeschichte wichtigen Brief, soweit er notwendig ist, folgen:

*Invide, quid laceras Nasonis carmina rapti?*

*non solet ingenitis summa nocere dies,*

*famaque post cineres maior venit, et mihi nomen*

*tunc quoque, cum vivis adnumerarer, erat;*

<sup>5</sup> *cum foret et Marsus magnique Rabirius oris*

*Iliacusque Macer sidereusque Peto;*

*et qui Junonem laeisset in Hercule Carus,*

*Junonis si iam non gener ille foret;*

*quique dedit Latio carmen regale Severus*

<sup>10</sup> *et cum subtili Priscus uterque Numa;*

*quique vel imparibus numeris, Montane, vel aequis*

*sufficis et gemino carmine nomen habes;*

*et qui Penelopae rescribere iussit Ulixen*

*errantem saevo per duo lustra mari*

<sup>15</sup> *quique suam Trisemem imperfectumque dierum*

*deseruit celeri morte Sabinus opus;*

*ingenique sui dictus cognomine Largus,*

*Gallica qui Phrygium duxit in arva senem;*

*quique canit domito Camerinus ab Hectore Troiam;*

<sup>20</sup> *quique sua nomen Phyllide Tuscus habet*

*velivolique maris vates, cui credere possis*

*carmina caeruleos composuisse deos;*

*quique acies Libycas Romanaque proelia dixit;*

*et scripti Marius dexter in omne genus;*



- <sup>25</sup> *Trinacriusque suae Perseidos auctor, et auctor  
Tantalidae reducis Tyndaridosque Lupus;  
et qui Maconiam Phaeacida vertit, et una  
Pindaricae fidicen tu quoque, Rufe, lyrae;  
Musaque Turrani tragicis innixa cothurnis,*  
<sup>30</sup> *et tua cum socco Musa, Melisse, levi;  
cum Varius Gracchusque darent fera dicta tyrannis,  
Callimachi Proculus molle teneret iter;  
Tityron antiquas passerque rediret ad herbas  
aptaque venanti Grattius arma daret;*  
<sup>35</sup> *Naidas a satyris caneret Fontanus amatas,  
clauderet imparibus verba Capella modis;  
cumque forent alii, quorum mihi cuncta referre  
nomina longa mora est, carmina vulgus habet;  
essent et iuvenes, quorum quod inedita cura est,*  
<sup>40</sup> *adpellandorum nil mihi iuris adest.  
te tamen in turba non ausim, Cotta, silere,  
Pieridum lumen praesidiumque fori,  
maternos Cottas cui Messallasque paternos  
maxima nobilitas ingeminata dedit;*  
<sup>45</sup> *dicere si fas est, claro mea nomine Musa,  
atque inter tantos quae legeretur erat.*

Damit brechen wir ab. In dem Gedicht werden uns 30 Dichter genannt.<sup>1)</sup> Darunter sind drei, welche nicht mit Namen aufgeführt werden, der Sänger des bläulichen Meeres (v. 21), der Schilderer einer römisch-libyschen Schlacht (v. 22), endlich der Bearbeiter einer Phäakis (v. 27). Die Namen der zwei ersten Dichter vermögen wir nicht mehr zu eruieren, dagegen ist der an dritter Stelle genannte Dichter Tuticanus. Höchst wahrscheinlich ist aber noch ein vierter Dichter uns dem Namen nach unbekannt, da der Trinacrius (v. 25) bloss die Heimat des Dichters zu bezeichnen scheint. Von den genannten Dichtern sind sieben bereits behandelt: Domitius Marsus (§ 274), Rabirius (§ 316), Peto (§ 315), Severus (§ 317), Melissus (§ 277), Varius<sup>2)</sup> (§ 267) und Grattius (§ 314). Wir haben daher noch die Dichter zu besprechen, bezüglich deren wir fast nur auf Ovid angewiesen sind.

**319. Erläuterung des Katalogs.** Der Katalog zerfällt durch zwei rednerische Figuren in zwei Teile; der grössere Teil bringt das Polysyndeton zur Anwendung, der kleinere das Asyndeton. In der grösseren Partie sind die Dichter, welche vorzugsweise als Epiker zu gelten haben, zusammengestellt, in der kleineren die Dichter verschiedener Gattungen. Allein die beiden Teile sind wiederum so ineinander verschlungen, dass bereits im ersten die Aufzählung der zweiten Dichterklasse beginnt, jedoch in der Weise, dass durch den Gebrauch der Anrede die neue Dichterreihe markiert wird.

1. Macer. Das Attribut „Iliacus“ besagt, dass das Gedicht Macers den trojanischen Sagenkreis behandelte. Genauer bestimmt Ovid dieses Gedicht Amor. 2, 18, in dem er Macer mit den Worten anredet:

*carmen ad iratum dum tu perducis Achillen,  
primaque iuratis induis arma viris.*

<sup>1)</sup> Hierbei gehen wir von der Erwägung aus, dass im Distichon (33, 34) ein Dichter Grattius, nicht aber zwei bezeichnet sind. Die Emendation des Verses 33 ist strittig, vgl.

oben § 314 Anm.

<sup>2)</sup> Die Handschriften (31) schwanken zwischen Varius und Varus; wir billigen Varius.

Es war sonach das dem Zorn des Achilles Vorausgehende Gegenstand des Epos. Gegen Ende seiner Elegie kommt Ovid nochmals auf dasselbe und erzählt, dass in demselben vom Ehebruch des Paris und von der Liebe der Laodamia die Rede war. Er kennt also nur ein Gedicht Macers. Auf dieses eine Gedicht müssen wir daher auch die etwas zweideutig gehaltenen Worte des Briefs, in dem Ovid der mit Macer gemachten Reisen gedenkt (P. 2, 10, 13), beziehen:

*tu canis aeterno quicquid restabat Homero,  
ne careant summa Troica bella manu,*

nicht aber auf Posthomericum.

Man vermutet, dass dieser Macer identisch ist mit dem Pompeius Macer, *cui ordinandas bibliothecas (Augustus) delegaverat* (Suet. Jul. 56). Über die Familie vgl. NIPPERDEY zu Tac. Ann. 6, 18. Einen Grammatiker Macer citiert Prisc. 2, 13. (Vgl. § 309 nr. 8.)

2. Carus. Die Verse 7 und 8 umschreiben eine Herakleis. Die Umschreibung geschieht in der Weise, dass der Dichter zugleich einige mythologische Kenntnisse anbringt. Hercules war einerseits der Juno wegen der Untreue Jupiters verhasst, andererseits war er als Gatte der Hebe auch wiederum ihr Schwiegersohn. Noch in einem andern Gedicht wird auf diese Herakleis angespielt, nämlich im Briefe P. 4, 13, 11, aus dem wir zugleich erfahren, dass Carus der Erzieher der Söhne des Germanicus war. (47).

3—4. Die beiden Prisci. Hier fehlen genauere Andeutungen Ovids. Aus Tacitus wissen wir (Ann. 3, 49), dass ein Mann des Namens Clutorius Priscus den Tod des Germanicus zum Gegenstand eines Gedichts machte. Von diesem Gedicht gibt auch Dio 57, 20 Kunde, nur dass er den Dichter *Γάιος Λουτρώριος Πρίσκος* nennt. Ein zweites Gedicht, das er vorgreifend bei der Krankheit des Drusus auf dessen Tod machte, führte ihn ins Verderben. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass dieser Priscus mit einem der ovidischen identisch ist.

5. Numa. Über diesen Dichter fehlt, abgesehen von unserer Stelle, alle Kunde.

6. Julius Montanus war nach dem Katalog sowohl dem Hexameter als dem Distichon gewachsen, also sowohl im Epos als in der Elegie thätig. Zwei Proben seiner Poesie hat uns Seneca Ep. 122 aufbewahrt, die Schilderung eines Sonnenaufgangs und eines Sonnenuntergangs. Beides waren Gemeinplätze seiner Dichtungen.

7. Sabinus. Drei Werke deutet Ovid an; a) Antwortschreiben auf die Briefe des Heroides, deren Ovid auch in den Amor. 2, 18, 29 gedenkt (es sind die Antworten des Ulixes, Hippolytus, Aeneas, Demophon, Jason, Phaon); b) ein Epos, dessen Titel verdorben überliefert wird; endlich c) ein Gedicht über die „*dies*“, das aber infolge des Ablebens des Sabinus nicht zur Vollendung kam.

Das vollendete Epos wird trisemem genannt. Es wurden verschiedene Verbesserungsversuche für das verdorbene Wort vorgebracht; am wahrscheinlichsten erscheint HEINSIUS' Vermutung Troezena. Freilich welcher mit Troezen zusammenhängende Stoff im Gedicht behandelt war; lässt sich nicht entscheiden. Troezen war die Heimat des Theseus und des Hippolytus; beide Sagenkreise boten Material für ein Epos. Das Werk über die „*dies*“ werden Fasti in der Art und Weise Ovids gewesen sein; nennt sich doch Ovid in den Fasti 1, 101 3, 177 *vates operosus dierum*.



8. Largus. Der Sagenstoff, den dieser Dichter sich zur Bearbeitung erwählte, war die Niederlassung des trojanischen Helden Antenor am Po, eine Sage, welche Livius gleich im Eingang seines Geschichtswerks erzählt.

9. Camerinus. Während Macer, wie wir oben sahen, die Ilias vorn ergänzte, setzte Camerinus die Erzählung der Ilias fort.

10. Tuscus. Sein Werk war die Phyllis; es war die Sage von der Liebe der Phyllis in Thracien zum Thesiden Demophon, welche Callimachus in den Aetia behandelt hatte. Diesem von Callimachus gegebenen Muster folgt unser Dichter, wie Ovid in dem zweiten Brief der Heroides. Nach den Worten Ovids muss man vermuten, dass der Dichter von seinem Gedicht einen Beinamen erhielt; es kann dieser nur Demophon gewesen sein. Ist diese Annahme richtig, so wäre der Demophoon des Propertius (3, 22, 2) vielleicht mit unserm Tuscus identisch.

Das Callimacheische Gedicht von der Phyllis sucht zu rekonstruieren KNAACK, *Analecta Alexandrino-Romana* p. 29—48 (über Tuscus p. 43). Die Identität des Demophon mit Tuscus behauptete zuerst KIESSLING, *coniecturae Prop.*, Greifsw. 1875.

11—12. Nicht bestimmen lässt sich der Sänger des bläulichen Meeres, noch sein Gedicht. Auch der folgende Dichter, dessen Werk einen Krieg der Römer in Afrika behandelte, ist uns unbekannt. Man dachte an einen der punischen Kriege; allein diese Stoffe lagen jener Zeit fern, viel wahrscheinlicher ist die Annahme HAUBES (p. 19), dass ein zeitgenössischer Krieg, also die Kämpfe Caesars gegen Juba und die Pompejaner in dem Epos zur Darstellung kamen.

Durch willkürliche Veränderung des *vates* in *nomen* gewinnt MERKEL den Dichter Ponticus als Sänger des bläulichen Meeres. Leere Vermutung HAUBERS p. 20 ist es, dass ein Seekrieg (etwa das *bellum Siculum* Octavians) das Sujet war.

13. Marius. Über diesen Dichter, der in dem Katalog als vielseitiger charakterisiert wird, wissen wir nichts weiter.

14. Trinacrius ist der Dichter einer Perseis. Wie aber bereits oben bemerkt, ist es sehr wahrscheinlich, dass Trinacrius nicht Eigenname, sondern Ethnikon ist und auf einen in Sicilien gebornen Dichter hinweist.

15. Lupus schilderte die Irrfahrten des Menelaus und der Helena bei ihrer Rückkehr.

16. Tuticanus. Mit der Umschreibung des Verses 27 ist der Dichter Tuticanus gemeint; das erweist der Brief P. 4, 12, 27. Seine Phaeakis besang die Schicksale des Ulixes bei den Phäaken. Nach dem Ausdruck „*vertit*“ unserer Stelle muss man engen Anschluss des Gedichts an Homer vermuten. An Tuticanus sind zwei Briefe Ovids gerichtet (P. 4, 14 und 4, 12). In dem letzten Brief beklagt sich Ovid in heiterer spielender Weise darüber, dass Tuticanus (— ∪ — ∩) nicht ins Versmass passe (vgl. auch 4, 14, 1). Weiter erfahren wir, dass zwischen beiden Dichtern von Jugend auf die innigste Freundschaft bestand und dass sie sich gegenseitig ihre dichterischen Arbeiten durchsahen.

17. Rufus ist in seiner Dichtung Nachahmer Pindars. Da uns gleichzeitig ein „pindarischer“ Dichter Titius bei Horaz Ep. 1, 3, 9 begegnet, so vermutet REIFFERSCHIED bei der Unwahrscheinlichkeit, dass zu gleicher Zeit zwei Dichter sich den schwierigen Pindar zur Nachahmung

erkoren, dass Titius und Rufus auf dieselbe Person gehen und demnach der volle Namen des Dichters Titius Rufus ist.

REIFFERSCHIED, *coniectanea nova*, Breslau 1880 p. 7. (Vgl. oben p. 91.)

18. Turranius ist Tragiker, sonst ist nichts über ihn bekannt, wenn wir von Hypothesen absehen wollen.

19. Gracchus war ebenso Tragödiendichter wie Varius (§ 267). Ja beide haben sogar denselben Stoff behandelt, die Thyestessage. Von dem Thyestes des Gracchus hat uns Priscian 1, 269 H. einen Trimeter aufbewahrt.

Wohl identisch mit dem Tacit. Ann. 1, 53 genannten: *par causa saevitiae in Sempronium Gracchum, qui familia nobili, sollers ingenio et prave facundus, eandem Juliam in matrimonio Marci Agrippae temeraverat*. Noch von zwei Tragödien desselben kennen wir die Titel „Atalante“ und „Peliades“.

20. Proculus wird nach den Worten Ovids die alexandrinische Elegie gepflegt haben.

21. Fontanus. In welcher Dichtungsgattung die von Fontanus besungene Liebe der Satyrn vorkam, lässt sich schwer sagen. Wahrscheinlich waren es bukolische Gedichte.

RIBBECK, R. Dicht. 2, 173 denkt an Satyrdramen, von der Erwägung ausgehend, dass Horatius das Satyrdrama in seiner *Ars poetica* behandelt, es sonach wahrscheinlich sei, dass damals auch in dieser Gattung gedichtet wurde.

22. Capella war allem Anschein nach Elegiendichter.

23. M. Aurelius Cotta Maximus wird an letzter Stelle genannt; es ist der Sohn des Redners M. Valerius Messala, der späterhin durch Adoption in die *gens Aurelia (Cotta)* kam, daher seinen Namen führte, später aber nach dem Tod seines Bruders sich das Cognomen desselben, Messalinus, beilegte. Die Dichtungsgattung, die er kultivierte, ist uns nicht bekannt.

Leider sind es nur Namen, die wir dem Leser vorführen konnten, Namen ohne Inhalt, da die Schöpfungen jener Dichter keine nachhaltigen Spuren ihres Daseins zurückgelassen haben. Allein auch an den blossen Namen darf die Litteraturgeschichte nicht achtungslos vorübergehen, zeigen sie doch in diesem Falle, wie reich die poetische Betriebsamkeit der augusteischen Zeit war und wie wenig sich aus den Schätzen jener Epoche zu uns herübergerettet hat. Ob das Untergegangene auch seinen Untergang verdiente, wer will es entscheiden?

Andere verschollene Dichter. Wir reihen hier gleich noch eine Anzahl solcher Dichter an, von denen uns nur eine dürftige Kunde überliefert ist.

1. Jullus Antonius. (Über den Namen BÜCHELER, Rh. Mus. 44, 317). Acro zu Hor. c. 4, 2, 33 *heroico metro Atouφeias XII libros scripsit egregios, praeterea et prosa aliqua*. Dem Epiker (*concines* 33 u. 41 ist richtig) Jullus Antonius stellt sich der Lyriker Horaz gegenüber C. 2, 4.

2. C. Fundanius verfasste Palliatae, welche zum Vorlesen bestimmt waren (Hor. Sat. 1, 10, 39).

3. Serv. Sulpicius. Ovid T. 2, 441 *nec sunt minus improba Servi carmina*. Also war er erotischer Dichter (Horat. sat. 1, 10, 86 Plin. ep. 5, 3, 5).

4. Die Brüder Visci. Der Schol. Cruq. zu Sat. 1, 10, 83 hat aus Porphyrio Folgendes: *Visci duo fratres fuerunt optimi poetae et indices critici, quorum pater Vibius Viscus quamvis divitiis et amicitia Augusti clarus esset in equestri tamen ordine permansit, cum filios suos senatores fecisset*. Der eine hiess Viscus Thurinus (Hor. Sat. 2, 8, 20). Vgl. KIESSLING zu Hor. Sat. 1, 10, 83.

5. Ponticus schrieb eine Thebais, auf dieselbe spielt Propertius, mit dem der Dichter befreundet war, an (1, 7, 1 und 1, 9, 9); es war darin die Rede von Cadmus, von



Amphion und von dem Bruderzwist. Als sein Vorbild konnte er sich die Thebais des Antimachus erwählen.

6. Der Jambograph Bassus. An ihn wendet sich Propertius 1,4. Über seine Dichtungen wissen wir sonst nichts. Dass er auch der Rhetor ist, von dem Seneca Controv. 10 praef. 12 spricht, ist nicht wahrscheinlich. Von den beiden genannten Dichtern sagt Ovid (T. 4, 10, 47):

*Ponticus heroo, Bassus quoque clarus iambis  
dulcia convictus membra fuere mei.*

7. Dorcatus. Isidor or. 18, 69 führt zwei Hexameter aus einem Lehrgedicht über das Ballspiel an. Wahrscheinlich spielt auf dieses Werk Ovid mit den Worten an (T. 2, 485): *ecce canit formas alius iactusque pilarum* (M. HAUPT, Op. 3, 571 BÄHRENS, FPL. p. 357).

8. Arbronium Silo. Über denselben liegt ein Zeugnis des Seneca rhetor vor (Suas. 2, 19): *memini auditorem Latronis Arbronium Silonem patrem huius Silonis, qui pantomimis fabulas scripsit et ingenium grande non tantum deseruit sed polluit, recitare carmen*. Es folgen zwei Hexameter, welche sich auf die troische Sage beziehen (BÄHRENS, FPL. p. 356).

9. Alfius Flavus war nicht bloss Dichter, sondern auch ein berühmter Deklamator (Seneca controv. 1, 1, 22 *naturalis vis — et desidia obruta et carminibus enervata*).

## 17. Die Priapeendichter.

**320. Corpus Priapeorum.** Zu einer überwiegend obscönen Poesie gab der *custos hortorum*, der Beschützer der Gärten vor den Dieben, Anlass. Eine rohe Holzgestalt (44, 1) war er charakterisiert durch das rot angestrichene männliche Glied (26, 9) und durch die Sichel in der Hand (30, 1). Die an Priapus sich anlehrende Poesie finden wir bereits bei den Griechen; der Alexandriner Euphorion aus der ägyptischen Stadt Chersonesus hatte Priapea geschrieben; <sup>1)</sup> auch führt der Doppelglykoneus den Namen „*metrum Priapeum*“. Bei den Römern war diese Poesie ursprünglich epigraphischer Natur; den Wänden der Priapustempelchen wurden pikante Verse auf den Gott beigeschrieben. Später hat dieselbe auch in der Litteratur ihren Platz erhalten. <sup>2)</sup> Uns ist eine Sammlung solcher Gedichte überliefert, 80 an der Zahl, <sup>3)</sup> von denen 38 in Hendekasyllaben, 34 in Distichen und 8 in Choliamben geschrieben sind. Die Sammlung enthält ein doppeltes Vorwort; in dem ersten wird der Leser auf den schmutzigen Charakter der Epigramme aufmerksam gemacht:

*carminis incompti lusus lecture procaces  
conveniēns Latio pone supercilium.*

In dem zweiten führt sich ein Dichter von Priapea ein. <sup>4)</sup> Es ist sonach wahrscheinlich, dass das erste Vorwort von einem Herausgeber herrührt, der eine durch das zweite Vorwort eingeleitete Sammlung als Grundlage benutzte, um noch andere Priapea damit zu vereinigen. Denn dass wirklich Epigramme verschiedener Autoren hier vereinigt sind, zeigt das dritte Gedicht, das, wie wir aus Seneca controv. 1, 2, 22 ersehen, von Ovid ist.

Wann unsere Sammlung veranstaltet wurde, lässt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Eines dürfte aber nicht geleugnet werden können, dass die Priapea des Corpus der augusteischen oder einer nicht viel späteren Zeit angehören.

<sup>1)</sup> MEINEKE, *Anal. Alex.* p. 341.

<sup>2)</sup> So grosse Gedichte wie nr. 68 kann man sich schwer als epigraphische vorstellen.

<sup>3)</sup> BÜCHELER 81, er trennt nämlich mit SCALIGER (*V. Appendix* Ed. LINDENBRUCH

p. 209) die zwei letzten Verse ab und macht daraus ein eigenes Epigramm.

<sup>4)</sup> Ausdrücklich sagt er Vers 3 *scripsi non nimium laboriose*.

Der Stoff der Epigramme ist ein sehr beschränkter, es sind wenige Themata, in denen sich die Arbeit dieser Dichter zu bewegen hat, vor allem das Symbol des Priapus, dann die obscene Bestrafung der Diebe, selten die Opfer, die dem Priapus dargebracht werden (16, 27, 42, 53, 65). Die dichterische Kunst besteht nun darin, demselben Gegenstand immer neue Seiten abzugewinnen. So wird, um es an einem Beispiel zu zeigen, Priapus mit den andern Göttern verglichen, der eine Dichter zieht die Orte, die ihnen lieb sind (75), der andere ihre Wehr (20 und 9), der dritte endlich charakteristische körperliche Eigenschaften derselben (36) zum Vergleich mit Priapus herbei. Auch diese kleinen Gedichte, die doch als ein freies Spiel gelten wollen (2), weisen hie und da auf die Schule hin; so enthält mythologische Anspielungen Nr. 16, das Gedicht 68 zieht Homer ins Obscöne, auch die pornographische Litteratur wird hie und da gestreift (4 und 63, 17), das Gedicht 24 ist aus der griechischen Anthologie geschöpft.

Mit dieser Sammlung verbinden die Herausgeber noch fünf in anderen Quellen überlieferte Priapea. Zwei werden dem Tibull beigelegt, drei stehen unter den kleineren Vergilischen Gedichten.

Die Überlieferung beruht nur auf jungen Handschriften: Laurent. 33, 31 (s. XIV), Helmstadiensis 338 (vom J. 1460), Laurent. 39, 34 (s. XV), Vossianus L. O. 81 (s. XV).

Ausgaben von BÜCHELER hinter dem Petronius 3. Ausg. p. 137, L. MÜLLER in der Ausgabe der Elegiker 1, 95, BÄHRENS, PLM. 1, 54.

## b) Die Prosa.

### a) Die Historiker.

#### 1. T. Livius.

**321. Biographisches.** T. Livius wurde 59 v. Ch. in Padua geboren, einer Stadt, welcher die Sittenreinheit ihrer Bewohner einen hohen Ruf im Altertum gab (Plin. ep. 1, 14, 6). Diese Eigenschaft seiner Heimat teilt auch unser Historiker, denn er war ein in moralischer Beziehung durchaus hochstehender Mann. Auch in der Sprache verleugnete er die Heimat nicht, wollte doch der Kritiker Asinius Pollio noch in seinen Werken eine gewisse Patavinitas, d. h. manches von der hauptstädtischen Sprache Abweichende entdeckt haben. Von seinen Eltern wissen wir nichts. Seine Ausbildung war eine so umfassende, dass er als Schriftsteller in drei Gebieten auftreten konnte. Er schrieb über philosophische Probleme und zwar in streng wissenschaftlicher und in populärer Fassung. Die Werke letzterer Art waren Dialoge und hatten einen stark historischen Zuschnitt, d. h. sie belegten die vorgetragenen Lehren durch geschichtliche Beispiele. Weiterhin kennen wir ihn als rhetorischen Autor, ein hieher gehöriges Werk hatte die Form eines Briefes an seinen Sohn; es war in demselben über die Auswahl der Schriftsteller Anleitung gegeben, besonders warm wurden Demosthenes und Cicero empfohlen. In demselben stand wahrscheinlich auch die uns von Seneca (controv. 9, 24, 14) mitgeteilte Kritik einer Sallustischen Phrase. Aber seine Hauptschriftstellerei war die historische, er fasste den Plan eines grossen Werks, welches die römische Geschichte von der Gründung der Stadt bis auf seine Zeit darstellen sollte, und widmete der Ausführung dieses Gedankens fast sein ganzes Leben. Die Abfassung eines



solchen Werks konnte nur in Rom erfolgen, und es weisen auch Stellen deutlich auf diesen Aufenthalt hin.<sup>1)</sup> In der Hauptstadt gelangte er zu hohem Ansehen; er wurde mit Augustus befreundet und diese Freundschaft war so stark, dass es ihr keinen Eintrag that, dass Livius über Caesar hart urteilte und sich auf die Seite des Pompeius neigte; Augustus pflegte den Historiker einen Pompejaner zu nennen. Auch mit dem späteren Kaiser Claudius unterhielt Livius engere Beziehungen und veranlasste ihn, selbst das Feld der Geschichte zu betreten (Suet. Claud. 41). Von den Familienverhältnissen des Schriftstellers wissen wir, dass er eine Tochter hatte, deren Mann Rhetor war (Senec. contr. 10 praef. 2), dann dass der oben erwähnte Sohn gleichfalls als Schriftsteller auftrat, denn er wird in den Quellenverzeichnissen der geographischen Bücher 5 und 6 von Plinius erwähnt. Gestorben ist Livius in seinem Geburtsort im J. 17 n. Ch. Ob er in der letzten Zeit seines Lebens dort gelebt oder nur zufällig dort verweilt, wird uns nicht berichtet.

Geburts- wie Todesjahr überliefert uns Hieronymus 2, 137 und 147 SCHOENE.

Über die Patavinitas sind die entscheidenden Stellen Quint. 8, 1, 3 *ut sint (verba) quam minime peregrina et externa — et in T. Livio, mirae facundiae viro, putat inesse Pollio Asinius quandam Patavinitatem*. Ähnlich 1, 5, 56 (wahrscheinlich ein nicht ganz unparteiisches Urteil des Kritikers, vgl. HAUPT, Opusc. 2, 69).

Seine philosophische Schriftstellerei bezeugt Sen. ep. 100, 9: *scripsit dialogos, quos non magis philosophiae adnumerare possis quam historiae, et ex professo philosophiam continentis libros*; seine rhetorische Quint. 10, 1, 39 *apud Livium in epistola ad filium scripta legendos Demosthenem atque Ciceronem, tum ita ut quisque esset Demostheni et Ciceroni simillimus* (2, 5, 20 8, 2, 18).

Bezüglich seines Verhältnisses zu Augustus vgl. Sen. n. quaest. 5, 18, 4: *quod de Caesare maiori volgo dictatum est et a T. Livio positum, in incerto esse, utrum illum nasci magis reipublicae profuerit an non nasci*. Tacit. Ann. 4, 34 *T. Livius, eloquentiae ac fidei praeclarus in primis, Cn. Pompeium tantis laudibus tulit, ut Pompeianum eum Augustus appellaret; neque id amicitiae eorum officit*.

**322. Aufbau des Livianischen Werkes.** Als Livius an das grosse Unternehmen die Hand legte, stand er in den dreissiger Jahren; denn er begann nicht nach 25 v. Ch., da er in dem ersten Buch (19, 3) wohl die erste Schliessung des Janustempels (29 v. Ch.) erwähnt, aber nicht die zweite (25 v. Ch.). Das 121. Buch wurde nach dem Tode des Augustus herausgegeben, wie die Periocha desselben besagt; damals war Livius Anfangs der siebziger Jahre. Sonach widmete Livius seiner Geschichte über vierzig Jahre seines Lebens und schrieb durchschnittlich jedes Jahr drei bis vier Bücher. Es ist von selbst einleuchtend, dass ein solches umfassende Werk nur successive ans Tageslicht treten konnte; so sahen wir, dass die Bücher 1—120 vor dem Tod des Augustus, die übrigen nach demselben erschienen. Von vornherein ist wahrscheinlich, dass Livius sich nach gewissen Ruhepunkten auf dem langen Weg, den er zu durchschreiten hatte, umsah, dass er sonach nicht bloss Bücher, sondern auch Gruppen von Büchern unterschied. Es ist uns noch möglich, an der Hand der Überlieferung jene Ruhepunkte zum Teil festzustellen. Das 109. Buch wurde auch separat als erstes Buch des Bürgerkriegs gezählt. Hier liegt sonach ein deutlicher Einschnitt vor; es beginnt die Darstellung der eigenen Zeit des Autors. Wir stehen an dem Wendepunkt des ganzen Werks; während

<sup>1)</sup> WEISSENBOHN, Einl. p. 4 (1, 8, 5 1, 41, 4 1, 48, 6 2, 7, 12).

bisher in den vorausgegangenen 108 Büchern Annalen gegeben waren, hebt jetzt mit dem 109. Buch die „*historia*“ an. Beide grosse Teile erfordern natürlich wiederum die Gliederung in Abschnitten. In den Annalen markiert der Historiker mehrmals Ruhepunkte durch Einleitungen; eine solche ist dem 21. Buch beigegeben, mit dem der Hannibalische Krieg eröffnet wird. Der Historiker macht in nachdrücklicher Weise auf die Wichtigkeit des Krieges aufmerksam. Auch das 31. Buch hat eine Vorrede; der Autor ist froh, dass der Hannibalische Krieg zu Ende geführt ist; er wirft einen Blick rückwärts und gewahrt mit Schrecken, dass die Erzählung der Ereignisse von der Gründung der Stadt bis zum Beginn der punischen Kriege ebensoviel Bücher in Anspruch genommen habe als die Darstellung der zwei ersten punischen Kriege. Da die zwei ersten punischen Kriege mit dem 16. Buch beginnen und mit dem 30. schliessen, so wird die Annahme gerechtfertigt sein, dass mit dem 16. Buch wieder ein Ruhepunkt gesetzt ist. Demgemäss stellen die vorausgegangenen 15 Bücher für sich eine höhere Einheit dar. Allein auch hier bildet noch das 6. Buch eine Grenzscheide, da die Epoche nach dem kapitolinischen Brand in Angriff genommen wird, sonach die Epoche der urkundlichen Überlieferung. Aus dieser Darlegung ergeben sich folgende grössere Einheiten für Livius: 1) B. 1—5, 2) 6—15, 3) 16—20, 4) 21—30 d. h. der Schriftsteller gibt uns Bände mit fünf und Bände mit zehn Büchern, oder, wenn wir den Band mit zehn Büchern als Einheit zu Grunde legen, er gibt uns zwei ganze Bände und zwei Halbbände. Danach darf man wohl annehmen, dass Livius wirklich von der Dekade bei Abfassung seines Werks ausgegangen ist. Diese Dekaden lassen sich sogar noch weiter verfolgen. Da in das 40. Buch der Tod des Königs Philipp von Macedonien fällt und damit ein Wendepunkt in dem macedonischen Krieg herbeigeführt wird, da ferner das 31. Buch, wie wir gesehen, eine eigene Einleitung darbietet, so werden wir auch die Bücher 31—40 als eine zu einem Ganzen zusammengefasste Dekade zu betrachten haben. Das Buch 71 hebt mit dem Bundesgenossenkrieg an, das Buch 80 schliesst mit dem Tod des Marius; auch hier stellt sich naturgemäss die Dekade ein; und da das Buch 90 mit dem Tod eines in die Geschicke Roms tief eingreifenden Mannes, nämlich Sullas, einsetzt, so werden auch die Bücher 81—90 eine Einheit ausgemacht haben. Wenn also bisher die Dekade oder die Halbdekade als die Einheit, zu der Livius grössere Gruppen zusammenschloss, sich herausstellte, so ist von dem Buch 90 an bis zum Beginn des zweiten Teils, der *historia*, das Dekadenprinzip nicht mehr nachzuweisen. Aber auch in der *historia* d. h. von dem 109. Buch ist keine Gliederung nach Dekaden vorhanden; werden doch die Bücher 109—116, welche die Geschichte vom Beginn des Caesarischen Bürgerkriegs bis zur Ermordung Caesars fortführen, als *belli civilis libri I—VIII* gezählt. Wir müssen also folgern, dass der Historiker das Dekadenprinzip im Lauf der Zeit aufgab.

Der Aufbau des ganzen Werks wird sich durch folgende Übersicht anschaulich machen lassen:

- 1—5 Von der Gründung der Stadt bis zur gallischen Eroberung (387/6 v. Ch.)
- 6—15 bis zur Unterwerfung Italiens (265 v. Ch.)



- 16–20 die punischen Kriege bis zum Beginn des Hannibalischen Kriegs (219 v. Ch.)  
 21–30 der Hannibalische Krieg (bis 201 v. Ch.)  
 31–40 bis zum Tod König Philipps von Macedonien (179 v. Ch.)  
 41–71 bis zum Ausbruch des Bundesgenossenkriegs (91 v. Ch.)  
 71–80 Vom Bundesgenossenkrieg bis zum Tod des Marius (86 v. Ch.)  
 81–90 bis zum Tod Sulla (78 v. Ch.)  
 91–108 vom sertorianischen Krieg bis zum gallischen

- 109–116 vom Beginn des caesarischen Bürgerkriegs bis zum Tod Caesars (44 v. Ch.)  
 117–133 bis zur Besiegung des Antonius und der Cleopatra  
 134–142 vom Prinzipat des Augustus bis zum Tode des Drusus (9 v. Ch.)

Warum Livius gerade mit dem 142. Buch aufhörte, dafür lässt sich kein Grund ausfindig machen; ob es ursprünglich seine Absicht war, das Werk noch weiter zu führen, ist ebenfalls eine Frage, die nicht beantwortet werden kann. Der Titel des Werks war *libri ab urbe condita*.

Chronologische Indicien. Anspielungen auf Zeitereignisse lassen uns die Entstehungszeit mancher Bücher erkennen; so muss das 9. Buch wegen einer Anspielung im Kap. 36 vor 20 v. Ch. fallen; das 28. Buch muss nach 19 v. Ch. entstanden sein, da Kap. 12 der Feldzug Agrippas gegen Spanien (19 v. Ch.) vorausgesetzt wird. Das 59. Buch erwähnt das Faktum, dass Augustus die Rede des Censor Metellus aus dem J. 131 v. Ch. im Senat vorlesen liess; da dies 18 v. Ch. geschah, so ist dieses Buch nach diesem Jahr verfasst. — NISSEN, Rh. Mus. 27, 539; WÖLFFLIN, Philol. 33, 139.

**323. Erhaltene Bücher.** Von dem bändereichen Geschichtswerk des Livius sind leider nur 35 Bücher auf uns gekommen, nämlich 1–10, welche die Geschichte der Ereignisse bis in den dritten Samniterkrieg (293 v. Ch.) hineinführen, dann die Bücher 21–45, welche vom zweiten punischen Krieg (218 v. Ch.) bis zum macedonischen Triumph des L. Aemilius Paulus (167 v. Ch.) reichen. Die Fortpflanzung des Werkes erfolgte nach Dekaden; es sind also die erste, die dritte und vierte Dekade und von der fünften die erste Hälfte gerettet worden. Die Bücher 41–45 sind vielfach durch Lücken entsteht.

Die Überlieferung ist nach dem Gesagten von jeder Dekade eigens festzustellen.

α) Erste Dekade. Hier sind uns durch Subskriptionen Rezensionen bezeugt und zwar eine des Victorianus, welcher dieselbe im Auftrage der Familie der Symmachi vornahm, für alle 10 Bücher; dann eine der beiden Nicomachi und zwar des Nicomachus Flavianus für die Bücher 6, 7, 8, des Nicomachus Dexter für die Bücher 3, 4, 5. Diese beiden Rezensionen gehören dem 4. Jahrh. n. Ch. an. Auf diese (flüchtig gemachte) victorianisch-nicomachische Rezension gehen alle Handschriften der ersten Dekade zurück, ausgenommen den Palimpsest der Kapitelsbibliothek zu Verona, der uns Reste zu den Büchern 3–6 erhalten hat (herausgegeben von MOMMSEN, Abh. der Berl. Akad. 1868). Unter den Handschriften der victorianisch-nicomachischen sind die besten der Mediceus-Laurentianus 62, 19 s. XI und der jetzt verlorene Vormaciensis, dessen Lesarten bis zu 6, 28 wir aus der Ausgabe des B. Rhenanus und Gelenius, wenn auch nicht vollständig, kennen lernen.

β) Dritte Dekade. Lange Zeit hielt man den am Anfang und am Schluss verstümmelten Parisinus-Puteanus 5730 s. V für die einzige Quelle dieser Dekade; erst HEERWAGEN, *comment. crit.*, Nürnberg. 1869 zeigte, dass ausser dem Puteanus noch eine zweite Quelle floss, welche repräsentiert wird durch einige Palimpsestblätter in Turin (s. V) und einen jetzt bis auf ein Blatt (28, 39–41) verloren gegangenen Codex Spirensis, von dem Lesarten B. Rhenanus (und S. Gelenius) in der Basler Ausgabe des J. 1535 mitteilt. Zum Ersatz des verlorenen Spirensis dienen mehrere Handschriften, welche aus derselben Quelle wie er stammen, einer Quelle, die leider nur Teile der Dekade enthielt, nämlich 26, 30, 9–26, 31, 2; 26, 41, 18–26, 43, 9; 26, 46, 2–27, 7, 17; 27, 9, 8 bis zum Schluss des 30. Buchs. Dieser Quelle steht am nächsten der Harleianus 2684 s. XV (in Teilen des 29. und 30. Buchs). Vgl. LUCHS Ausg. der Bücher 26–30 p. XXXIV; es folgen der Laurentianus 63, 21 s. XIII (m. II) und der Harleianus 2493 s. XIII. Siehe die zusammenfassende Übersicht bei LUCHS p. LIX.

γ) Vierte Dekade. Quellen sind hier der Bambergensis s. XI, welcher die Dekade bis 38, 46 gibt, und ein verlorener Codex Moguntinus, der 33, 17 bis Schluss der Dekade

umfasste. Unsere Kenntnis von diesem Codex basiert auf den Angaben der editio Moguntina 1519 und der editio Basileensis 1535.

δ) Fünfte Dekade. Was wir von dieser Dekade besitzen, beruht lediglich auf dem Codex des ehemaligen Benediktinerklosters Lorsch (Laurishamensis), jetzt Cod. Vindob. 15 s. V. — GITLBAUER, *De codice Liv. vetustissimo Vindob.*, Wien 1876.

**324. Ersatz der verlorenen Bücher.** Auch die verlorenen Bücher haben Spuren ihres Daseins zurückgelassen. Wir haben

1. ein handschriftliches Fragment aus dem 91. Buch, das Paul Jakob Bruns im J. 1772 in dem Palimpsest Vaticanus-Palatinus 24 auf fand und 1773 publizierte. Dasselbe bezieht sich auf den sertorianischen Krieg (HERTZ 4, 227).

2. Fragmente bei Schriftstellern. Wörtlich ausgeschriebene Stellen der verlorenen Bücher sind verhältnismässig sehr wenige erhalten. Am bedeutendsten sind die zwei Stellen über Cicero, welche uns der Rhetor Seneca aufbewahrt hat (Suas. 6, 17 und 22). Häufiger sind Anführungen ohne genaue Festhaltung des Wortlauts.

3. Systematische Auszüge. Bei dem grossen Umfang des Livianischen Werks musste es nahe liegen, dasselbe ganz oder für bestimmte Zwecke zu exzerpieren. Wir haben mehrere solcher Auszüge; die wichtigsten sind:

a) Die Periochae. Der Verfasser exzerpiert einmal die Thatfachen, die ihm am wichtigsten erscheinen, dabei auch Anekdotenhaftes nicht übergehend, dann gibt er aber auch (und zwar gewöhnlich am Schluss) Inhaltsangaben, für die natürlich der Leser auf Livius verwiesen wird. Das Werk ist also gemischter Natur, indem es sowohl *epitome* als *index* ist. Erhalten sind uns die Periochae zu allen 142 Büchern mit Ausnahme der Bücher 136 und 137. Zu dem ersten Buch sind zwei überliefert, von denen aber nur die zweite den nachfolgenden gleicht, also die echte ist. Der Umfang derselben ist sehr wechselnd; von zwei Zeilen (138) wachsen sie zu ganzen Seiten an (48, 49). Ein bestimmtes Prinzip für diese Verschiedenheit ist nicht erkennbar. Es scheint das bald stärkere, bald schwächere Interesse, dann der Zufall wirksam gewesen zu sein. Gegen den Schluss des Werks forderte auch die Ermüdung ihr Recht. Dass der Verfasser mit seiner Arbeit noch bestimmten Zwecken dienen wollte, etwa der Schule, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen.

b) Das Wunderbuch des Julius Obsequens. Dasselbe enthält die Prodigia von 190—12 v. Ch. — verloren gingen die der Jahre 249 bis 190 v. Ch. — und nimmt sein Material lediglich aus Livius.

c) Die Konsulatstafel im Chronicon des Cassiodorius. Für die Zeit bis 31 n. Ch. werden ausdrücklich als Quellen Livius und Aufidius Bassus angegeben.

Der Vergleich dieser drei Schriften untereinander und mit Livius führt aber noch zu einer weiteren Beobachtung. Wir finden nämlich, dass die drei entlehnenden Autoren bei aller Übereinstimmung mit Livius doch auch gemeinsam Abweichungen von demselben zeigen und sogar dieselben Fehler aufweisen. Da nun diese Schriftsteller von einander unabhängig sind, so lässt sich die hervorgehobene Erscheinung nur durch die Annahme erklären, dass zwischen denselben und Livius noch ein Mittel-



glied liegt, d. h. dass sie nicht unmittelbar aus Livius, sondern aus einer Epitome des Livius schöpften.

Die verlorene Epitome Liviana. Noch andere Schriftsteller benutzten diese Epitome, so Orosius in den Abschnitten seiner Geschichte über die römische Republik. Dies hat ZANGEMEISTER, Festschr., Freib. 1882 p. 89 durch eine eingehende Vergleichung der Periochae und des Orosius mit den erhaltenen Büchern des Livius dargethan. Dass dieselbe Epitome auch dem Julius Obsequens und Cassiodorius vorlag, zeigt wiederum die Übereinstimmung mit Orosius, vgl. ZANGEMEISTER p. 102. Auch für Eutropius und Idacius kann mit Hilfe des Orosius die Benützung derselben Epitome wahrscheinlich gemacht werden. Die Identität der Epitome bei Cassiodorius und bei den zuletzt genannten Autoren (und anderen) war bereits von MOMMSEN erschlossen worden (Abh. der sächs. Ges. d. Wiss. 8 [1861] p. 552 und p. 696). Durch die Feststellung dieses zwischen Livius und den Periochae liegenden Zwischenglieds werden frühere Ansichten, dass die Periochae von Livius selbst herrühren oder aus Lemmata entstanden seien, hinfällig. Dass dieselben übrigens das Werk eines Einzelnen sind, konnte schon die Komposition (HEYER, Fleckeis. Jahrb. 111, 645) und die Sprache (WÖLFFLIN, *Comment. Momms.* p. 338) darthun.

Überlieferung der Periochae. Die älteste massgebende Handschrift ist der früher dem S. Nazariuskloster in Lorsch angehörige Nazarianus, jetzt in Heidelberg (Paa-tinus 894) s. IX. Eine neue Kollation desselben gibt ROSSBACH, Rh. Mus. 44, 74, von demselben ist noch eine zweite Handschrift beigezogen, Parisinus 7701, dessen Kollation gleichfalls mitgeteilt wird. — Ausgabe von O. JAHN, Leipz. 1853 (dann in den Liviusausgaben).

**325. Seine Quellen.** Die Quellenforschung ist bei Livius mit grossen Schwierigkeiten verknüpft, da die benutzten Autoren fast sämtlich verloren gegangen sind. Die Untersuchungen haben daher selten einen festen Halt und bei dieser Sachlage ist es nicht zu verwundern, wenn ein wahres Chaos von Einfällen, von denen der eine oft geradezu den andern aufhebt, auf diesem Gebiet erwachsen ist, und sichere Resultate bisher nur sehr wenige ermittelt sind. Diese beziehen sich fast bloss auf die vierte und fünfte Dekade; hier erhalten wir durch Polybios festen Boden unter den Füßen; in ganz vortrefflicher Weise wurde von NISSEN in diesem Teil die Arbeitsmethode des Historikers und die Art und Weise der Abhängigkeit von seinen Quellen dargelegt. Das Ergebnis ist kurz gefasst dieses, dass in jenen Dekaden zwei Schichten des Stoffs sich deutlich abheben, die erste Schicht repräsentiert einen universalen Standpunkt, die zweite einen spezifisch römischen, die erste schildert die Beziehungen der hellenistischen Staaten zu Rom, die andere enthält Einzelheiten zur römischen Geschichte, die eine Darstellung ist widerspruchlos und einheitlich, die andere lässt Diskrepanzen an den Tag treten. Beide Parteien stehen in der Regel unvermittelt nebeneinander, so dass sie sich leicht ablösen lassen. Diese dargelegte Verschiedenheit der zwei Teile hat ihren Grund in der Verschiedenheit der Quellen und in der Arbeitsweise des Livius. In der ersten Partie folgt er dem Polybios,<sup>1)</sup> in der zweiten zwei römischen Annalisten, dem Claudius Quadrigarius und dem Valerius Antias. Das Verhältnis des Livius zu seinen Quellen ist also hier dieses, dass er dieselben je nach dem Stoff wechseln lässt. An der Hand des Polybios können wir aber auch prüfen, wie Livius seine Quellen verwertet hat. Diese Prüfung führt zu dem Resultat, dass der Römer den Griechen frei bearbeitet hat. Die Verschiedenheiten zwischen beiden erklären sich daraus, dass Livius als Römer und als Rhetor schreibt, und dass er seinem Volk ein anmutiges Lese-

<sup>1)</sup> Nur ganz selten (in wichtigeren Fällen) sah Livius in diesen Partien die lateinische Annalistik nach und konstatierte eine Ab-

weichung oder machte einen Zusatz (NISSEN p. 80).

bach darreichen will. Schwieriger ist das Verhältnis des Livius zu seinen Quellen in den römischen Partien zu bestimmen, hier haben wir es mit zwei Autoren zu thun und zwar Autoren, welche uns nicht erhalten sind. In diesem Fall lässt sich eine dreifache Art der Benutzung denken. Entweder folgte Livius einem der Gewährsmänner und zog nur hie und da den andern bei, oder er folgte bald dem einen bald dem andern, oder endlich er berücksichtigte gleichmässig beide, indem er, was ihm nach Vergleichung der beiden Bücher als wahr erschien, zur Darstellung brachte. Die letzte Methode als die schwierigste hat man Livius entweder geradezu abgesprochen oder nur höchst ungern eingeräumt. Allein ich glaube nicht, dass man dieses Verfahren unserem Historiker entziehen darf.<sup>1)</sup> Besonders in der dritten Dekade, welche den Hannibalschen Krieg schildert, muss er gleichzeitig aus mehreren Quellen geschöpft haben. Polybius ist von ihm benützt, aber auch lateinische Historiker lagen ihm vor; dass er die berühmte Monographie des Coelius Antipater über den punischen Krieg erst nachträglich verwertet haben sollte, ist mir unmöglich anzunehmen.<sup>2)</sup> Allem Anschein nach war Coelius Antipater neben Polybius seine Hauptquelle im zweiten punischen Krieg. In der ersten Dekade ist es natürlich noch schwerer festen Fuss zu fassen; aber so viel ist klar, dass Livius hier der jüngeren Annalistik, nicht der älteren sich anschliesst; dass Valerius Antias, Claudius Quadrigarius, Licinius Macer, Aelius Tubero seine Gewährsmänner sind, nicht Fabius Pictor, nicht Calpurnius Piso.<sup>3)</sup>

Aus dieser Darlegung ersieht man, dass bei Livius nicht an ein Quellenstudium in dem Sinne, in dem wir es heutzutage bei dem Historiker voraussetzen, gedacht werden kann. Er hat nicht, ehe er an sein Werk herantrat, erst die gesamte Quellschriftstellerei einer Prüfung unterzogen, um zu eruieren, wo die verhältnismässig reinste Überlieferung vorliegt. Seine Auswahl der Quellenautoren war eine zufällige, er nahm die zunächstliegenden, die jüngsten. So kommt es, dass ihm über die Glaubwürdigkeit eines von ihm benützten Autors erst im Laufe der Darstellung ein Licht aufging. Valerius' Lügenhaftigkeit und Aufschneiderei z. B. hat er erst ziemlich spät erkannt.<sup>4)</sup> Auch greift er plötzlich nach geraumer Zeit zu einem Autor, den er anfangs beiseite gelassen. So erscheint Cato mit seinen Origines erst in der vierten Dekade.<sup>5)</sup> Die grosse Ausdehnung seines Werks zwang Livius, nur eine sehr beschränkte Anzahl von Quellen heranzuziehen und nur hie und da die eine oder andere einzusehen. Allein selbst die wenigen von ihm benützten Autoren wurden nicht nach festen kritischen Grundsätzen untersucht; nicht selten

<sup>1)</sup> Eine Scheidung des Eigentums des Antias und des Claudius Quadrigarius, welche UNGER vorgenommen, halte ich mit NISSEN für unmöglich. Auch der fortwährende Wechsel in der Benützung des Antias und Claudius ist unwahrscheinlich.

<sup>2)</sup> Wie STURM (*Quae ratio inter tertiam T. Livi decadem et L. Coeli Antipatri historias intercedat*, Würzb. 1883) darzuthun sucht (NISSEN p. 101 f.).

<sup>3)</sup> MOMMSEN, *Hermes* 5, 270.

<sup>4)</sup> 33, 10, 8 *si Valerio qui credat, omnium rerum immodice numerum augenti.* 39, 43, 1 *Valerius Antias, ut qui nec orationem Catonis legisset et fabulae tantum sine auctore editae credidisset.*

<sup>5)</sup> NISSEN p. 38 „Cato wird an 5 Stellen erwähnt bei Dingen, an welchen er persönlich beteiligt war.“ — p. 39 „Nach den Anführungen zu schliessen, sind Catos Schriften nur hie und da gelegentlich benützt.“



deutet Livius in seinem Werk an, wo die Kritik hätte einsetzen sollen; allein aus seinen dabei gemachten Bemerkungen erhellt zur Genüge, dass er keinen kritischen Geist besass. Bei dem Mangel an einer festen Grundlage muss auch die Benützung der ausgewählten Autoren eine schwankende und zufällige werden und wir werden nicht irren, wenn wir annehmen, dass Livius in der oben angedeuteten Weise, bald diesen bald jenen Weg einschlug, um seine Vorlagen zu verwerten; dass er dabei von bester Absicht erfüllt war, die Wahrheit zu sagen, wird niemand leugnen wollen.

Über seine Unsicherheit und seine Kriterien beim Auseinandergehen der Quellen vgl. WEISSENBORN in s. Einleitung p. 27. Einige Proben: 8, 40 *nec facile est aut rem rei aut auctorem auctori praeferre*. 8, 18 *Flaccum Potitumque varie in annalibus cognomen consulis invenio: ceterum in eo parvi refert quid veri sit illud pervelim — nec omnes auctores sunt — proditum falso esse, venenis absumptos quorum mors infamem annum pestilentia fecerit; sicut proditur tamen res, ne cui auctorum fidem abrogaverim, exponenda est*. 4, 29 *victorem securi percussus tradunt nec libet credere — et licet in variis opinionibus*. 7, 6 *cura non deesset, si qua ad verum via inquirentem ferret; nunc fama rerum standum est, ubi certam derogat vetustas fidem*. 27, 1 *Romanorum sociorumque quot caesa in eo proelio milia sint, quis pro certo adfirmet, cum tredecim milia alibi, alibi tum plus quam septem inveniam?* 27, 27 *multos circa unam rem ambitus fecerim, si quae de Marcelli morte variant auctores omnia exequi velim — ceterum ita fama variat, ut tamen plerique — tradant*.

Litteratur: LACHMANN, *De fontibus historiarum T. Livii*, Gött. 1821. PETER, Zur Kritik der älteren röm. Gesch., Halle 1879. NITZSCH, Röm. Annalistik bis auf Valerius Antias, Berl. 1873. KIESERLING, *De rerum rom. scriptoribus quibus T. Livius usus est*, Greifsw. 1859.

Für die 4. und 5. Dekade ist das abschliessende Werk NISSEN, Krit. Untersuchungen über die Quellen der 4. und 5. Dekade des L., Berlin 1863. Ergänzend tritt hinzu UNGER, Die römischen Quellen des L. in der 4. und 5. Dekade (Philol. 3. Supplementband Abtl. 2 p. 1—211), welcher die Scheidung der Bestandteile aus Claudius und Valerius Antias durchzuführen sucht.

In der 3. Dekade dreht sich eine zahlreiche Litteratur um die Frage, ob Polybius auch in den Büchern 21 und 22 benutzt ist, da die spätere Benützung desselben allgemein zugestanden wird. (TILLMANN'S *Quo libro Livius Polybii historiis uti coeperit* in Fleckeis. Jahrb. 83, 844 nimmt die Benützung vom 23. Buch an (p. 852), NISSEN vom 24. (p. 84), allgemein von der Zeit Philipps von Macedonien an NIEBUHR, Vortr. über röm. Gesch. hg. von Schmitz-Zeiss p. 84). Eine Übersicht der Litteratur mit kurzen raisonnierenden Bemerkungen gibt FÖHLISCH, Über die Benützung des Polybius im 21. und 22. Buche des L., Pforzheim 1883 p. 2. PETER, Liv. und Polybius, über die Quellen des 21. und 22. Buchs des Liv., Halle 1863. BÖTTCHER, Kritische Untersuchungen über die Quellen des 21. und 22. Buchs (Fleckeis. Jahrb. 5. Supplementb. p. 353). Dazu HIRSCHFELD, Zeitschr. f. österr. Gymn. 28, 801. LUTERBACHER, *De fontibus librorum XXI et XXII*, Strassb. 1875. — WÖLFFLIN, Antioch. und Coelius Antipater, Leipz. 1872. MICHAEL, *De ratione qua Livius in tertia decade opere Polybiano usus sit*, Bonn 1877. VOLLMER, *Quaeritur unde belli Punici secundi scriptores sua hauserint*, Götting. 1872. POSNER, *Quibus auctoribus in bello Hanniblico enarrando usus sit Dio Cassius*, Bonn 1874. FRIEDERSDORFF, *Liv. et Polybius Scipionis rerum scriptores*, Gött. 1869; das 26. Buch des Liv., Marienb. 1874. KELLER, Der zweite pun. Krieg und s. Quellen, Marb. 1875. ZIELINSKI, Die letzten Jahre des zweiten pun. Kriegs, Leipz. 1880. HESSELBARTH, Hist. krit. Untersuchungen, Lippstadt 1882.

Für die 1. Dekade: PETER, Das Verhältnis des Liv. und Dion. zu einander und den älteren Annalisten, Anclam 1853. VIRCK, Die Quellen des Liv. und Dionys. für die älteste Gesch. der röm. Republik, Strassb. 1877. LÜBBERT, *De Liv. libri IV fontibus*, Giessen 1872. KLINGER, *De Liv. l. X fontibus*, Leipz. 1884.

**326. Charakteristik des Livius.** Patriotismus war es, welcher Livius bestimmte, die Geschichte des römischen Volks zu schreiben. Sein angesichts der grossen Verderbnis seiner Zeit gedrückter Geist sehnte sich nach Erfrischung und er glaubte sie zu finden in der Betrachtung der erhebenden Epochen der römischen Geschichte. Diese Betrachtung musste

zugleich die Erkenntnis bringen, wie es möglich war, dass sich aus so geringen Anfängen das gewaltige römische Reich entwickelte, und auf der anderen Seite, wie es geschehen konnte, dass das starke Römervolk zu dem damaligen Sittenverfall herabsank.<sup>1)</sup> Es war ein weitaussehendes Unternehmen, an das sich Livius wagte; nur als Lebensberuf gefasst, konnte es Aussicht auf Gelingen geben. Die hohe Begeisterung, von der Livius erfüllt war, verlieh ihm die Energie, die nötig war, eine solche Riesenaufgabe zu lösen. Schon diese Anspannung aller Kräfte für einen grossen Zweck gibt dem Historiker ein Anrecht auf unsere Bewunderung und sichert ihm dauernden Nachruhm. Es ist richtig, Livius besass vieles nicht, was man füglich von einem Historiker verlangen kann. Sein Quellenstudium war, wie wir gesehen haben, sehr eingeschränkt; für die Entwicklung der Verfassung hatte er, der niemals ein Staatsamt bekleidet, kein rechtes Verständnis; das Militärische war ihm ziemlich fremd, und seine Schlachtbeschreibungen lassen in der Regel die Schablone, nach der sie gefertigt sind, deutlich erkennen. Selbst in der Chronologie verrät er ein bedenkliches Schwanken, und auch an eingehenden geographischen Studien liess er es fehlen. Das Lob Dantes, der von einem

*Livio che non erra*

spricht (Inferno 28, 12), hält also einer unbefangenen Prüfung nicht stand. Aber dafür besitzt der Historiker eine Eigenschaft, welche uns für viele seiner Mängel entschädigt, nämlich das Bestreben, überall die Wahrheit sagen zu wollen. Kein ausgesprochener Parteistandpunkt trübt seine Auffassung. Livius war ein Bewunderer des Pompeius, aber diese Bewunderung verleitete ihn nicht zu einer Opposition gegen das herrschende Geschlecht. Er hasst das demokratische Treiben,<sup>2)</sup> aber er findet auch das Königsregiment für Rom unerträglich.<sup>3)</sup> Das Extreme ist es, das er bekämpft, mag es ihm erscheinen, wo es immer will.<sup>4)</sup> Noch ein zweites ist es, was wir für den Autor in die Wagschale werfen können, es ist dies die tiefe Empfindung seines Gemüts, welche über das ganze Werk wie ein zarter Duft ausgebreitet ist. Das warme Gemüt befähigt ihn, die Sagenwelt in liebevoll sinniger Weise zu behandeln und alles Klügelnde hintanzuhalten, dieses ermöglicht ihm, in die ehrwürdigen religiösen Vorstellungen der alten Zeit sich einzuleben und sie in frommer schlichter Weise kundzugeben, dieses treibt ihn an, in der Geschichte nicht bloss dürre Thatsachen, sondern zugleich Musterbeispiele für unser Handeln zu suchen und daher auch das sittliche Moment in seinem Werke hervortreten zu lassen. Auch in die Brust des Lesers wirft diese seelische Wärme ihre Strahlen und unwillkürlich schlingt sich ein festes Band zwischen ihm und seinem Schriftsteller. Aber dieser warmherzige Mann ist zugleich ein Meister des Worts, der dem, was sein Inneres bewegt, glänzende Fassung verleihen kann. Vergleicht man seine Sprache mit der Ciceros, so erkennt man, wie sehr er die Sprachmittel erweitert hat.<sup>5)</sup> In dem Satzbau hat

<sup>1)</sup> Vgl. die *praefatio*.

<sup>2)</sup> 42, 30, 1 28, 27, 11.

<sup>3)</sup> 27, 19, 4.

<sup>4)</sup> 24, 25, 5 *haec natura multitudinis est: aut servit humiliter aut superbe dominatur,*

*libertatem quae media est, nec struere modice nec habere sciunt.*

<sup>5)</sup> Einen belehrenden Fall analysiert MADVIG, Kl. Schr. p. 356.



er es verstanden, eine ganze Reihe untergeordneter Momente in partizipialer Form dem Hauptgedanken anzuschliessen, und dadurch zur Ausbildung des historischen Stils unendlich viel beigetragen, mag es auch manchmal nicht leicht sein, den Knäuel zu entwirren. Seine Latinität hält den Vergleich mit den besten Mustern der klassischen Zeit aus, nur das poetische Kolorit erinnert hie und da an die heranbrechende Epoche in der Geschichte der lateinischen Sprache. Überall zeigt sich der ausgebildete Geschmack des Schriftstellers, doch die Glanzseite seiner Darstellung bilden die zahlreichen eingestreuten Reden. Fast durchweg auf freier Erfindung beruhend, geben sie dem Geschichtschreiber Anlass, uns tiefer in den Gang der Ereignisse einzuführen, vorzugsweise dienen sie aber zur feinen psychologischen Charakteristik der sprechenden Personen. In diesen Reden bewundern wir Livius' reiche rhetorische Kunst; wir sehen, dass er Demosthenes und Cicero nicht umsonst studiert und dass er aus der Rhetorschule eine reiche Ernte davongetragen hat. Aber niemals verleitet ihn sein rednerisches Können zur blossen Deklamation, niemals gibt er uns Steine statt des Brotes. Nicht überall hält sich seine stilistische Kunst auf gleicher Höhe. Es wäre dies ein wahres Wunder bei einem Werke, das sich fast durch das ganze Leben des Verfassers hindurchzieht. Das Alter verlangt ja auch sein Recht.<sup>1)</sup> Und der Stoff ist bei einem historischen Werk nicht ohne Einfluss auf die Komposition. Die eine Partie wird daher den Leser stärker packen als eine andere. Das grosse erschütternde Drama der punischen Kriege wird wohl bei den meisten die mächtigsten Eindrücke hinterlassen. Aber völlig kalt lässt uns kein Teil dieser grossen Schöpfung. Mit derselben hat Livius seiner Nation ein unvergängliches Gut gespendet, aber nicht bloss die Römer, sondern alle Kulturvölker empfangen von diesem Werk befruchtende Anregung.

Eine Charakteristik des Livius schicken WEISSENBORN und HERTZ ihren Ausgaben voraus. TAINÉ, *Essai sur Tite-Live*, Paris 1888; Über die Reden vgl. FRIEDERSDORFF, *De orationibus operi Liv. insertarum origine et natura I*, Tilsit 1886; über die Sprache KÜHNAST, Die Hauptpunkte der Liv. Syntax, Berl. 1872. RIEMANN, *Études sur la langue et la grammaire de Tite-Live*, Paris 1884.

Ausgaben (mit knapper Auswahl). Von ALSCHESKI (zwei Ausgaben, eine die Bücher 1—10, 21—23 umfassend, Berl. 1841—1846, die andere, die Bücher 1—10 21—30, Berl. 1843—1844); von MADVIG und USSING, Kopenhagen 1880—86; von LUCHS (21—25), Berl. 1888; von demselben die Bücher 26—30, Berl. 1879. — Textausgaben von WEISSENBORN-MÜLLER (Teubneriana), von HERTZ (Tauchnitziana), von ZINGERLE (noch nicht vollendet), (Freytag). — Mit deutschen Anmerkungen von WEISSENBORN-MÜLLER (Weidmann); zahlreiche Ausgaben einzelner Bücher z. B. von FABRI-HEERWAGEN, Nürnberg. 1852 (21—22), von WÖLFFLIN-LUTERBACHER (21—23), von FRIEDERSDORFF, Leipz. 1883 (28).

**327. Fortleben des Livius.** Dass Livius bereits bei seinen Lebzeiten eine gefeierte Grösse war, wissen wir durch sein eigenes Zeugnis; in der Einleitung zu einem Buch schrieb er, dass er aufhören könnte, da ihm des Ruhmes genug geworden sei, allein die Schaffensfreude halte ihn an dem Werke fest (Plin. n. h. praef. 16). Sein Ruhm drang bis in die fernsten Teile des römischen Reichs; ein Mann reiste eigens zu dem Zweck von Gades nach Rom, um Livius zu sehen, und als er sein Ziel erreicht, kehrte er sofort wieder in seine Heimat zurück (Plin. ep. 2, 3, 8). Die hervorragendsten Schriftsteller spendeten seiner Geschichte das wärmste

<sup>1)</sup> NIEBUHR, Vorlesungen über römische Gesch. von Isler 1, 48.

Lob; sie rühmten sein wahrhaft adliges Gemüt,<sup>1)</sup> seine grosse Kunst der Rede,<sup>2)</sup> seine feine psychologische Zeichnung.<sup>3)</sup> Der Einfluss, den der Geschichtschreiber auf seine Zeit ausübte, war ein ungeheurer. Neben Vergil scheint er der gelesenste Autor gewesen zu sein, man muss dies aus dem Hass folgern, mit dem Caligula das Andenken dieser beiden Schriftsteller verfolgte; denn er drohte ihre Werke aus den Bibliotheken zu verweisen (Suet. Calig. 34). Besonders die eingestreuten Reden übten grosse Anziehungskraft aus; so hören wir, dass zur Zeit des Domitian Mettius Pompusianus die Livianischen Reden der Könige und Feldherrn sich zusammengestellt hatte (Suet. Domit. 10). In der Historiographie wurde Livius eine Autorität ersten Rangs; man gewöhnte sich immer mehr dieses, den gesamten Stoff zusammenfassende und anmutig darstellende Werk als die einzige Fundgrube der römischen Universalgeschichte anzusehen und die älteren Quellen in den Hintergrund treten zu lassen. Es ist die Vorratskammer, aus der die historischen Schriftsteller ihren Bedarf holen. Als die Dichter Lucanus und Silius Italicus ihre historischen Epen schrieben, hielten sie sich vorzugsweise an Livius. Valerius Maximus und Frontinus zogen für ihre Beispielsammlungen den Historiker zu Rat. Um seinen Panegyrikus auf das römische Volk zu schreiben, schöpfte Florus vorzugsweise aus Livius. Selbst griechische Historiker, deren Gewohnheit es sonst nicht ist, die römische Litteratur zu berücksichtigen, konnten nicht an dem römischen Geschichtschreiber vorübergehen. Auch in der Sprache gewahren wir bei den folgenden Autoren seine Spuren.<sup>4)</sup> Es kamen lesemüde Zeiten, selbst diesen war Livius teuer, nur verlangte man einen bequemen Auszug, der einen Teil der Arbeit dem Leser abnahm. Schon Martial kennt einen solchen, wie seine Verse besagen (14, 190):

*pellibus exiguis artatur Livius ingens  
quem mea non totum bibliotheca capit.*

Immer mehr tritt das Originalwerk des Livius zurück, seine Stelle erobern sich Auszüge. Ein solcher Auszug hat besonders grosses Ansehen erlangt, da eine Reihe von Historikern denselben benutzt hat; wir haben denselben bereits oben kennen gelernt; es ist derjenige, welchen Julius Obsequens für sein Wunderbuch, Cassiodorius für seine Konsulartafel, Eutropius und Rufius Festus für ihre Geschichtskompendien und Orosius für seinen Abriss der christlichen Weltgeschichte zu Grund gelegt haben; auch die vorhandenen Periochae wurden, wie bereits gezeigt, nach diesem Auszug angefertigt. Allein ganz konnte diese epitomatorische Thätigkeit das Original nicht verdrängen, noch im vierten Jahrhundert wollten, wie die Subskriptionen der ersten Dekade zeigen, vornehme Leute einen revidierten Text des Livius haben. Um dieselbe Zeit setzte sogar Avienus den ganzen Livius in jambische Verse um (Serv. Aen. 10, 388). Im fünften Jahrhundert wird zum erstenmal von dem Papst Gelasius (492—496) der Dekaden Erwähnung gethan und zwar wird die zweite, die uns verloren gegangen,

<sup>1)</sup> Sen. suas. 6, 22 *ut est natura candidissimus omnium magnorum ingeniorum aestimator.*

<sup>2)</sup> Sen. de ira 1, 20, 6 Tacit. Agric. 10 Annal. 4, 34 Quint. 8, 1, 3.

<sup>3)</sup> Quint. 10, 1, 101 *affectus quidem, praecipueque eos qui sunt dulciores, nemo historicorum magis commendavit.*

<sup>4)</sup> z. B. bei Curtius vgl. MÜTZELL, *praef.* p. 36.



angeführt. Priscian, ein Grammatiker des sechsten Jahrhunderts, kennt Livius noch und citiert Stellen aus ihm. Nach dieser Zeit verschwindet der Historiker aus dem Gesichtskreis; erst im zwölften Jahrhundert begegnen wir ihm wieder bei Joannes Saresberiensis. Von da an ist das Fortleben des alten Römers gesichert. Dante setzte ihm in seiner unsterblichen Dichtung in dem bereits citierten Verse ein unvergängliches Denkmal. Noch mehr zeigt das zweite Buch seines Werkes über die Monarchie, dass er Livius las und dass ihm hier die Hoheit der römischen Welt aufging.<sup>1)</sup> Es kam die Wiederbelebung des klassischen Altertums; für eine Epoche, welche sich nicht bloss an den Schätzen der alten Welt erfreuen, sondern auch die alte Welt wieder ins Leben rufen wollte, musste Livius ein besonders wichtiger Schriftsteller werden. In der That gehört er zu den Lieblingsautoren Colas di Rienzo. Die Begeisterung für den Autor war so stark, dass der Dichter Beccadelli ein Landgütchen verkaufte, um sich einen von Poggio geschriebenen Livius anzuschaffen.<sup>2)</sup> Mit grossem Eifer suchte man jetzt nach den verlorenen Dekaden; schon Petrarca lag dies sehr am Herzen. Auch Poggio, der glückliche Finder so vieler Autoren, hatte darauf sein stetes Augenmerk gerichtet; sobald sich eine schwache Spur zeigte, wurden sofort Nachforschungen eingeleitet. Papst Nikolaus V. sandte sogar einen eigenen Agenten, den aus der Textesgeschichte des Tacitus bekannten Enoche von Ascoli nach dem Norden, um Livianische Handschriften mit den verlorenen Teilen aufzuspiiren. Vergeblich; man musste sich mit dem Vorhandenen begnügen. Es begannen nun die Livianischen Studien, die kein Geringerer als Laurentius Valla einleitete. Als die Buchdruckerkunst erfunden war, wurde natürlich auch Livius gedruckt. Der erste Herausgeber war Andreas, der nachmalige Bischof von Aleria, der den Livius 1469 in Rom erscheinen liess. Allein es war noch ein verstümmelter Autor; er enthielt die Bücher 1—10, dann 21—32, und 34 bis 40; das 40. Buch war ebenfalls nicht vollständig. In der Mainzer Ausgabe (1519) wurde nach einer Mainzer Handschrift die erste Ergänzung gegeben; nämlich das Fehlende des 40. Buchs (von 37,3 an), dann das 33. Buch von c. 17 an. Eine viel umfassendere Ergänzung brachte das Jahr 1531; in der Basler Ausgabe dieses Jahrs wurden die fünf letzten Bücher aus der Lorscher Handschrift hinzugefügt. Endlich erfolgte die letzte Ergänzung, den noch fehlenden ersten Teil des 33. Buchs fand der Jesuit Horrio im J. 1615 in einer Bamberger Handschrift; in der römischen Ausgabe des Lusignanus aus dem Jahre 1616 wurde dieses Supplement zum erstenmal veröffentlicht.

Livius lag gedruckt vor, jetzt musste die Ausbeute beginnen. Wir stossen gleich auf die berühmten Namen Glareanus und Sigonius, welche neben dem Textkritischen besonders auf die historische Interpretation ihre Sorgfalt verwandten, und auf N. Macchiavelli, der über die erste Dekade seine berühmten Discorsi schrieb. Die methodische Textesrezension begründete im 17. Jahrh. der grosse Philolog Johann Friedrich Gronov, der durch die Benutzung massgebender Handschriften, durch tiefes Eingehen

<sup>1)</sup> VOIGT, Die Wiederbelebung des class. Alterth. p. 10.

<sup>2)</sup> VOIGT p. 201.

in den Gedankengang seines Autors, durch sorgfältige Prüfung der historischen Verhältnisse, durch genaue Kenntnis der lateinischen Sprache und des Livianischen Sprachgebrauchs mit seiner Ausgabe ein unvergängliches Meisterwerk schuf (1645). Auch das folgende Jahrhundert erzeugte eine hervorragende Leistung für Livius, nämlich die Ausgabe DRAKENBORCHS (1738), welche durch die Noten DUKERS noch einen ganz besonderen Schmuck erhielt. In unserem Jahrhundert kamen die ausgezeichneten Forschungen in der römischen Geschichte, in denen NIEBUHR bahnbrechend wirkte, auch Livius zu gute. Aber auch die Kritik machte grosse Fortschritte; mit ALSCHÉFSKI begann dies planmässige Studium der handschriftlichen Schätze, die Texteskritik hat einen hervorragenden Meister in MADVIG gefunden, dessen *Emendationes Livianae* zu den Glanzwerken der Philologie gehören.

## 2. Pompeius Trogus.

**328. Die erste lateinische Universalgeschichte.** Um dieselbe Zeit, da Livius die gesamte Stadtchronik in einem grossartigen Werk dem Leser vorführte, tritt in der römischen Litteratur auch die erste Universalgeschichte auf. Als der römische Name fast die ganze Welt umspannte, musste sich der Blick der Forscher auch auf die Geschichte der Völker richten, welche ausser dem römischen das gewaltige Reich bildeten. Es konnte daher als eine lohnende Aufgabe erscheinen, in einem Abriss die wechselvollen Schicksale des grossen Völkerhaufens den Lesern zu schildern. An diese Aufgabe trat Pompeius Trogus heran. Derselbe stammte, wie er selbst in seinem Werk gelegentlich einflocht, von den Vocontiern in Gallia Narbonensis ab. Sein Grossvater erhielt wegen seiner Verdienste im sertorianischen Krieg von Pompeius das Bürgerrecht; von dessen zwei Söhnen machte der eine unter Pompejus den mithridatischen Krieg mit, der andere, der Vater des Schriftstellers, diente unter Caesar im gallischen Krieg (Caes. b. g. 5, 36). Der Autor selbst ist uns nur durch seine Schriftstellerei bekannt, er schrieb über Zoologie, und als zoologische Quelle kennt und benutzt ihn Plinius in seiner Naturgeschichte; soweit aber die vorhandenen Fragmente ein Urteil gestatten, zeigte er sich hier nicht als Forscher, sondern als Kompilator, denn was er mitteilt, hat er aus Aristoteles. Viel wichtiger war sein historisches Werk, die philippischen Geschichten (*historiae Philippicae*) in 44 Büchern. Dasselbe ist uns jedoch nicht in der ursprünglichen Fassung erhalten, sondern lediglich in abgekürzter. Eine Epitome des Werks von Justin, dann Inhaltsangaben zu den einzelnen Büchern (*Prologi*) sind auf uns gekommen. Allein über den Aufbau des Werkes kann kein Zweifel sein. Dasselbe beginnt mit den orientalischen Reichen, Assyrien, Medien, Persien. Die Geschichte des Perserreichs führt auf die Scythen und auf die Griechen. Mit dem 7. Buch hebt die Darstellung der makedonischen Monarchie und der aus ihr entstandenen Reiche an; deren Geschichte wird erzählt bis zu ihrem Aufgehen in das römische Reich. Die Schilderung, dieser unruhigen an Kämpfen reichen Zeit nimmt die Bücher 7—40 in Anspruch. In dem 41. Buch wendet sich die Erzählung zu den Parthern, der einzigen Macht, welche nach Aufrichtung des römischen Weltreichs den Römern gefährlich



werden konnte. Ihre Schicksale werden bis zur Rückgabe der erbeuteten Gefangenen und Feldzeichen durch Phraates an Augustus im J. 20 v. Ch. verfolgt (42, 5, 11). Nun wäre der geeignete Moment dagewesen, auch die römische Geschichte in einem Abriss hier einzuschalten; allein der Geschichtschreiber begnügt sich damit, nur die Anfänge derselben bis auf König Tarquinius Priscus nach griechischen Quellen zu erzählen, behandelt noch Gallien und Spanien und schliesst mit dem Sieg des Augustus über die Spanier. Aus dieser Skizze ersehen wir, dass der Mittelpunkt der Betrachtung das von Philipp gestiftete makedonische Reich ist und dass darin auch der nach einem Werk Theopomps gewählte Titel „philippische Geschichten“ seine Erklärung findet. Allein die Geschichte des makedonischen Reichs und der aus ihm erwachsenen Staaten wird zugleich mit der römischen verflochten, insofern das Aufgehen eines jeden dieser Reiche in das römische Reich den Endpunkt der Schilderung darstellt. Der Aufsaugungsprozess Roms findet seinen Abschluss in dem Prinzipat des Augustus; die Kämpfe der Gegenwart, die Kriege mit den Parthern, die Siege über die Spanier, die der Historiker noch berührt, lassen ahnen, dass die augustinische Weltmonarchie Roms nunmehr eine Tatsache ist. Zu diesem kunstvollen Aufbau gesellt sich eine selbst durch den Auszug noch hindurch schimmernde rhetorisch gehobene Darstellung, der Vergleich zwischen Philipp und Alexander (9, 8), die Rede des Agathokles bei der Landung in Afrika an sein Heer (22, 5), der Abschied des Agathokles von seinem Weib (23, 2), die vorwurfsvolle Ansprache des Eumenes an sein Heer (14, 4), die Schilderung der Rückkehr des Alcibiades (5, 4), der Bestürzung der Athener beim Eintreffen der unglücklichen Nachrichten (5, 7), sind wirksame, von der stilistischen Kunst des Bearbeiters zeugende Stücke. Nicht selten lässt der Autor in seiner Erzählung Streiflichter auf die Gegenwart fallen,<sup>1)</sup> auch mischt er Betrachtungen über den Wandel des Glücks,<sup>2)</sup> die strafende Nemesis<sup>3)</sup> und Andeutungen über bedeutsame Vorzeichen<sup>4)</sup> in seine Erzählungen. Die grauvollen Zeiten, die er zu schildern hat, erfüllen jedes Gemüt mit Schauer und regen zum Nachdenken an. Eine grosse Erholung für den Leser sind die geographischen und ethnographischen Exkurse,<sup>5)</sup> eine charakteristische Eigentümlichkeit dieser Geschichte.

Persönliches des Autors. 42, 3, 11 *in postremo libro Trogus maiores suos a Vocontii originem ducere; avum suum Trogum Pompeium Sertoriano bello civitatem a Cn. Pompeio percepisse dicit, patrum Mithridatico bello turmas equitum sub eodem Pompeio*

<sup>1)</sup> z. B. 15, 2, 9 *tanto honestius tunc bella gerebantur quam nunc amicitiae coluntur*. 2, 10, 11 *tanto moderatius tum fratres inter se maxima regna dividebant quam nunc exigua patrimonia partiuntur*. Sinnreich ist die Vermutung GUTSCHMIDTS, dass in der Erzählung 12, 7 (wegen der Anwendung nichtindischer Namen) eine Anspielung auf Caesar, Kleopatra und Caesarion vorliegt.

<sup>2)</sup> 2, 13, 10 *erat res spectaculo digna et aestimatione sortis humanae rerum varietate miranda, in exiguo latentem videre navigio, quem paulo ante vix aequor omne capiebat, carentem omni etiam servorum ministerio,*

*cuius exercitus propter multitudinem terris graves erant; vgl. weiter 2, 12, 10.*

<sup>3)</sup> 24, 3, 10 *sed nec Ptolemaeo inulta scelera fuerunt; quippe dis immortalibus tot periuria et tam cruenta parricidia vindicantibus brevi post a Gallis spoliatus regno captusque vitam ferro, ut meruerat, amisit.*

<sup>4)</sup> 37, 2, 1 *huius futuram magnitudinem etiam caelestia ostenta praedixerant*. 40, 2, 1 *quod prodigium mutationem rerum portendere haruspices responderunt.*

<sup>5)</sup> Vgl. seine Betrachtung über die verheerenden Kriege des Menschengeschlechts und seine Verherrlichung der Scythen (2, 2).

*duxisse, patrem quoque sub Gaio Caesare militasse epistularumque et legationum, simul et anulī curam habuisse.*

Abfassungszeit des Geschichtswerks. Nach einer unbekannten antiken Quelle, vielleicht dem Sueton, teilt uns der Mönch Matthaeus von Westminster (Anfang des 14. Jahrhunderts) in seinen „*Flores historiarum*“ die Abfassungszeit des Geschichtswerks mit: *anno divinae incarnationis nono, Caesare Augusto imperii sui Llum agente annum Trogus Pompeius Chronica sua terminavit.* Dieses chronologische Datum (9 n. Ch.) hält GUTSCHMID für richtig und weist darauf hin (Fragm. p. 261), dass die Worte *fatum Parthiae, in qua iam quasi sollemne est reges parricidas haberi* (42, 4, 16) nicht bloss den Tod des Orodes I. durch seinen Sohn Phraates IV., sondern auch den Tod des Phraates IV. durch seinen Sohn Phraatakes voraussetzen. Der letzte Mord ereignete sich aber nach GUTSCHMID höchst wahrscheinlich 9 n. Ch.

Des Trogus naturwissenschaftliche Schriftstellerei. Charisius citiert 137, 9 *Trogum de animalibus libro X.* Da Trogus in den Quellenverzeichnissen der botanischen Bücher 12–18 des Plinius aufgeführt wird, so hat GUTSCHMID noch ein botanisches, aus Theophrast geschöpftes Werk des Trogus annehmen wollen, zumal sich Botanisches in den Fragmenten findet (Pl. n. h. 17, 58). Allein eine solche Abhängigkeit von Theophrast ist unerweisbar, auch ist in den zoologischen Schriften, wie Aristoteles zeigt, vielfach Gelegenheit vorhanden, Botanisches zu berühren. Sonach liegt keine Nötigung vor, ausser dem bezugten zoologischen Werk des Trogus noch ein unbezeugtes botanisches anzusetzen (SPRENGEL, Rh. Mus. 46, 57). Die nach Aristoteles lateinisch bearbeitete Zoologie benutzte Plinius (BIRT, *De Haliuticis* Ov. p. 136). — GUTSCHMID, Über die Fragmente des P. T., Fleckeis. Jahrb. 2. Supplementb. p. 177.

Die römische Geschichte in dem historischen Werk. 43, 1, 1 *Parthicis orientalibusque ac totius propemodum orbis rebus explicitis ad initia Romanae urbis Trogus veluti post longam peregrinationem domum revertitur, ingrati civis officium existimans, si, cum omnium gentium res gestas inlustraverit, de sola tantum patria taceat. Breviter igitur initia Romani imperii perstringit, ut nec modum propositi operis excedat nec utique originem urbis, quae est caput totius orbis, silentio praetermittat.*

**329. Die Vorlage des Trogus.** Für die Beurteilung des Trogus Pompeius ist die Entscheidung der Frage von der grössten Wichtigkeit, ob der künstliche Aufbau des Werks von ihm herrührt oder auf seine Vorlage zurückzuführen ist. Wäre das erste der Fall, so müssten wir den Mann anstaunen, der ein so kunstvolles Gebäude aus den verschiedensten und entlegensten Quellen mit grosser Gelehrsamkeit aufzubauen verstanden. Zu einem solchen Bild des Historikers Trogus will aber nicht recht stimmen das Bild des Zoologen Trogus; denn diesen fanden wir in ganz sklavischer Abhängigkeit von Aristoteles, ihn lernten wir nicht als gelehrten Forscher, sondern als flüchtigen Epitomator kennen. Sollte also eben dieser Mann in dem Geschichtswerk ganz andere Seiten des litterarischen Schaffens entwickeln als in seiner Zoologie? Sollte er dort zu einem ernsten Quellenstudium sich aufgerafft haben, das er hier gänzlich ausser Acht gelassen? Es ist dies wenig glaublich. Überdies weist die Idee des Aufbaus auf einen Griechen hin; denn die makedonische Macht ist in den Vordergrund gestellt, die römische erscheint nur als ihre Nachfolgerin, da, wie nicht ohne Bitterkeit bemerkt wird, das „römische Glück“ ja über Makedonien gesiegt hatte (30, 4, 16).<sup>1)</sup> Auch sonst machen sich Spuren einer den Römern unfreundlichen Gesinnung bemerkbar. Die römische Geschichte wird mit Ausnahme eines nach griechischen Autoren bearbeiteten kleinen Fragments über die Urzeit ganz beiseite gelassen, die Parther werden als eine den Römern ebenbürtige Macht hingestellt,<sup>2)</sup> endlich den gehässigen Reden der

<sup>1)</sup> Charakteristisch sind auch die Worte (39, 5, 3): *iam fortuna Romana porrigere se ad orientalia regna, non contenta Italiae terminis, coeperat.*

<sup>2)</sup> 41, 1, 1 *Parthi, penes quos velut divisione orbis cum Romanis facta nunc orientis imperium est.*



Ätoller (28, 2) und des Mithridates (38, 4) kein römischerfreundliches Gegenwicht beigelegt. Es ist daher die Annahme kaum abzuweisen, dass Trogus den ganzen Aufbau bereits in seiner Vorlage vorfand und dass daher sein Verdienst vorwiegend in der lateinischen Bearbeitung eines griechischen Werks zu suchen und dass der Historiker dem Zoologen völlig adäquat ist. Über das Original sind natürlich nur Vermutungen gestattet.<sup>1)</sup> Aber eine Persönlichkeit drängt sich uns doch ganz besonders auf; es ist dies Timagenes aus Alexandria, den wir aus Horaz Ep. 1, 19, 15 kennen. Der kam unter Pompeius nach Rom und bahnte hier nach dem Zeugnis Quintilians (10, 1, 75) eine neue Epoche der griechischen Geschichtsschreibung an. Von ihm können wir auch ein Werk aufzeigen, das sich Trogus zur Bearbeitung hernehmen konnte, es ist sein Werk „Die Könige“, in dem die Alexandermonarchie und die daraus entstandenen Reiche geschildert wurden. Ihm können wir eine römischerfeindliche Gesinnung zutrauen, er wird unter den „leichtfertigen Griechen“ zu verstehen sein, denen Livius vorwirft (9, 18), dass sie dem Ruhm der Parther im Gegensatz zu den Römern fröhnen; auch die Eigentümlichkeiten der Komposition, das Rhetorisch-Pikante, das durch die Epitome noch hindurch schimmert, und die Gleichstellung des Geographischen mit dem Historischen treffen auf Timagenes zu, Seneca hebt seine Beredsamkeit hervor (controv. 10, 5 22), ebenso der Epitomator; von seinen geographischen Studien legen die Fragmente Zeugnis ab.<sup>2)</sup> Sonach werden wir das Geschichtswerk des Trogus mit grosser Wahrscheinlichkeit im wesentlichen als eine lateinische Bearbeitung der „Könige“ des Timagenes anzusehen haben. Näheres über sein Verhältnis zum griechischen Original lässt sich nicht feststellen, nur eine stilistische Eigentümlichkeit ist uns noch überliefert, eine Eigentümlichkeit, die aber nicht zu Gunsten des Trogus spricht, nämlich seine Abneigung gegen die direkte Rede in der Historiographie. Allein dass diese Schrulle nicht stets zum Vorteil der Komposition ausschlägt, zeigt die vom Epitomator vollständig mitgeteilte Rede des Mithridates, welche in direkter Form ungleich wirksamer gewesen wäre.

Ist Trogus Pompeius nur der Bearbeiter einer griechischen Vorlage, so muss natürlich die Quellenuntersuchung nicht den Trogus, sondern den griechischen Historiker ins Auge fassen; die als Hauptquellen des Trogus eruierten Dinon, Ephoros, Theopomp, Timaeus, Phylarch, Polybios<sup>3)</sup> sind Quellen der Vorlage.

Die Vorlage des Trogus. Die Ansicht, dass Trogus ein griechisches Geschichtswerk und zwar eines des Timagenes lateinisch bearbeitet hat, hat zuerst aufgestellt und näher begründet GUTSCHMID, Rh. Mus. 37, 548. Seine Vermutung bezüglich des Timagenes nennt MOMMSEN, Hermes 16, 619 zwar keineswegs sicher, aber ansprechend. Die Hypothese GUTSCHMIDS will WACHSMUTH (Rh. Mus. 46, 477) dahin modifizieren, dass er dem Trogus Pompeius eine grössere eigene Tätigkeit zuschreibt; einmal soll dieser neben dem Werk des Timagenes „über die Könige“ Ephoros, Theopompos, Phylarchos, Polybios, Poseidonios für grosse Strecken selbständig benutzt, dann auch den Gesamtplan der Universalgeschichte selbst festgestellt, nicht entlehnt haben. Das Zeugnis über die Abneigung

<sup>1)</sup> Der Auszug selbst nennt natürlich keine Quellen; er spricht einigermal von multi auctores 42, 3, 7 und 44, 3, 1.

<sup>2)</sup> MOMMSEN teilt ihm einen περίπλους πάσης θαλάσσης in fünf Büchern zu (Hermes

16, 620). Vgl. dagegen WACHSMUTH 466, 1.

<sup>3)</sup> So GUTSCHMID, Rh. Mus. 37, 552; SCHAEFER, Grundr. 2, 98 fügt noch Poseidonios hinzu.

des Trogus gegen die direkten Reden lautet (38, 3, 11): *quam orationem dignam duxi, cuius exemplum brevitati huius operis insererem; quam obliquam Pompeius Trogus exposuit, quoniam in Livio et Sallustio reprehendit, quod contiones directas pro sua oratione<sup>1)</sup> operi suo inserendo historiae modum excesserint.*

Zeugnisse über Timagenes. Vgl. den Artikel des Suidas. Quint. 10, 1, 75 *longo post intervallo temporis natus* (nach Clitarchus) *Timagenes vel hoc est ipso probabilis, quod intermissam historias scribendi industriam nova laude reparavit.* Steph. Byz. p. 200 Western. *Τιμαγένης πρώτῳ βασιλέων.* Seneca contr. 10, 5 (34), 22 *Timagene — homine acidae linguae et qui nimis liber erat — disertus homo et dicax, a quo multa inprobe, sed venuste dicta.* Durch seine freien Reden verscherzte er die Gunst des Augustus, der ihm *domo sua interdixit*. *postea Timagenes in contubernio Pollionis Asinii consenuit — historias postea quas scripserat recitavit et libros acta Caesaris Augusti continentis in igne posuit* (Sen. de ira 3, 23). Dass Liv. 9, 18 *periculum erat, quod levissimi ex Graecis, qui Parthorum quoque contra nomen Romanum gloriae favent, dicitare solent, ne maiestatem nominis Alexandri — sustinere non poterit populus Romanus* auf Timagenes gemünzt sei, hat SCHWAB (*De Livio et Timagene*, Stuttg. 1831) zuerst erkannt.

Quellenfrage. GUTSCHMID stellt einige allgemeine Grundsätze auf: „Die *Historiae Philippicae* bekunden eine Ausbreitung der Quellenkunde, die bei den römischen Historikern beispieillos dasteht“ (p. 549). „Nicht bloss das ganze Geschichtswerk ist ein sauber ausgeführtes Mosaik, Mosaik ist auch mehr oder weniger jeder einzelne Abschnitt“ (l. c.). Bezüglich des Timagenes äussert er sich (p. 554): Das Material war mit vielem Fleiss aus den verschiedenartigsten Quellen zusammengetragen, die Bearbeitung entbehrte aber der rechten Kritik.“ Sollte diese Ansicht GUTSCHMIDS sich bewähren, was ich jedoch bezweifle, so wäre die Quellenuntersuchung bei Trogus ganz anders anzufassen, als dies bisher geschehen, denn bislang war die Anschauung herrschend, dass den verschiedenen Partien der Erzählung immer nur je ein Hauptautor zu Grunde liege, wie folgende Übersicht<sup>2)</sup> darthut:

Über Dinon als Quelle für persische Geschichte WOLFFGARTEN, *De Ephori et Dinonis historiis a T. P. expressis*, Bonn 1868 p. 60 (GUTSCHMID, Die Fragm. des P. T. p. 191); dagegen NEUHAUS, Die Quellen des T. P. in der persischen Geschichte, Hohensteiner Gymnasialprogr. aus den Jahren 1882, 1884, 1886 (RUEHL, Die Textesquellen des Justin p. 115).

Über Ephoros als Quelle der griechischen Geschichte bis zum Auftreten Philipps WOLFFGARTEN l. c. ENMANN, Über die Quellen des P. T. für die griechische und sicilische Geschichte, Dorpat 1880 p. 1—128.

Über Theopomp besonders als Hauptquelle in den ersten sechs Büchern HEEREN, *Comm. soc.*, Gotting. 15 (1804) 185, auch in FROTSCHERS Ausgabe. WESTERMANN, *De fontibus hist. Demosth.* p. 16. BIBELJÉ, Welche Quellen hat P. T. in seiner Darstellung des dritten Perserzugs benützt, Rostock 1888 (bis zur Schlacht bei Salamis Ephoros, später Theopomp Hauptquelle, daneben einzelne Angaben aus Herodot p. 4). Vgl. ENMANN p. 111.

Über Timaeus als Quelle für die sicilische Geschichte vgl. ENMANN p. 129 und p. 148; RICHTER, *De fontibus ad Gelonis historiam pertinentibus*, Gött. 1873 p. 35, (p. 40).

Über Phylarchus als Quelle der Diadochenzeit BRUECKNER, *Zeitschr. f. Altertumsw.* 1842 p. 252; LUCHT, *ad Phylarchi fragm.* p. 33. Dagegen REUSS, Hieronymus von Kardia, Berl. 1876 (Hieronymus); GESCHWANDTNER, *Quibus fontibus T. P. in rebus successorum Alexandri M. enarrandis usus sit*, Halle 1878 (Hieronymus und Duris p. 28).

Über Polybios als Hauptquelle der Bücher 30—34 NISSEN, *Krit. Unters.* p. 305.

Über Clitarchus als eine Quelle der Alexandergeschichte vgl. CURTIUS 9, 5, 21. RAUN, *De Clitarcho Diodori Curtii Justinii auctore*, Bonn 1868. CROHN, *De T. P. apud antiquos auctoritate*, Strassb. 1882 p. 25.

Über Posidonius als Quelle der Geschichte des Mithradates vgl. GUTSCHMID, Die Fragm. p. 279.

**330. Die Epitome des Justinus.** Über die Geschichte des Trogus herrscht anfangs bei den Autoren tiefes Schweigen, und es währt lange, bis er zum erstenmal citirt wird. Allein es wäre verfehlt, wenn wir daraus schliessen wollten, der Historiker sei nicht gelesen worden. Im Gegenteil, eine aufmerksame Analyse vermag seine Spuren bei einer

<sup>1)</sup> *directas pro sua ratione* Wölfflin, *directas pervorsa ratione* Gutschmid, *directa* (vel *derecta*) *oratione* Bährens.

<sup>2)</sup> Vgl. NEUHAUS, Die Quellen des T. P., Osterode 1882 p. 6.



Reihe von Historikern, die seinen Namen nicht nennen, nachzuweisen, Valerius Maximus, Velleius Paterculus, Curtius, Frontinus zeigen die Nachwirkungen der Lektüre seines Geschichtswerks. Im vierten Jahrhundert gedacht seiner neben den Historikern Livius, Sallustius, Tacitus der Geschichtsschreiber Vopiscus (Prob. 2). Auch bei den Grammatikern Servius, Junius Philargyrius, Priscian fanden wir ihn erwähnt. Noch bei Jordanis tritt uns der alte Historiker entgegen, dann aber scheint das Originalwerk der Vergessenheit anheimgefallen zu sein; seine Stelle vertrat nunmehr eine früher gemachte Epitome; über dem Auszug ging aber, wie wir das so oft in der Litteratur finden, das Original schliesslich verloren. Zwar wurde in neuester Zeit der Glaube wach gerufen, als seien noch in den mittelalterlichen, besonders polnischen Chronisten Spuren des Originalwerkes des Trogus vorhanden, allein dieser Glaube hielt ernster Prüfung gegenüber nicht Stand. Nur Inhaltsverzeichnisse zu den einzelnen Büchern, die sog. Prologe haben sich noch erhalten und geben zu der Epitome nützliche Ergänzungen. Über den Epitomator, M. Junianus Justinus<sup>1)</sup> fehlen uns fast alle Nachrichten, wir wissen nichts von ihm als das, was er uns in der Vorrede seines Auszugs erzählt. Seine Epitome gibt er uns als ein Werk seiner Musse, die er gerade in der Stadt verbrachte, es scheint also, dass Rom nicht seine Heimat war; seine Arbeit will gewissermassen eine Blumenlese geben, das Wichtigste sollte exzerpiert werden, zu oft lässt er daher Schlachtennamen und chronologische Daten weg. Nur einmal teilt er uns einen Abschnitt des Trogus vollständig mit, es ist dies die Rede des Mithridates an seine Soldaten (38, 4—8, 1).<sup>2)</sup> Seine Zeit kann mangels aller positiven Daten bloss hypothetisch bestimmt werden. Es stehen sich zwei Ansichten gegenüber, die einen lassen ihn zur Zeit der Antonine seine Epitome verfassen, also ungefähr damals, da Florus seine Übersicht der römischen Geschichte hauptsächlich nach Livius schrieb, andere wie NIEBUHR<sup>3)</sup> und LACHMANN<sup>4)</sup> setzen ihn, der erstere auf Grund des Namens, der zweite auf Grund gewisser Wortformen, in das dritte Jahrhundert. Diese letzte Ansicht erachte ich für die richtige. Im Mittelalter war dieser bequeme Abriss der Universalgeschichte ein sehr beliebtes Buch, das viel abgeschrieben wurde und daher uns in zahlreichen Handschriften überliefert ist.

Fortleben des Trogus. Sorgfältig haben die Spuren des T. verfolgt GUTSCHMID in der gelehrten Abhandlung, Über die Fragmente des Pompeius Trogus 2. Supplementb. der Fleckeis. Jahrb. p. 187 und CROHN, *De T. P. apud antiquos auctoritate*, Strassb. 1882. Die von BIELOWSKI (*T. P. fragm.* Lemb. 1853) aus mittelalterlichen, besonders polnischen Chronisten hervorgezogenen angeblichen Fragmente des T. P. hat GUTSCHMID in der angef. Abh. sämtlich als illusorisch nachgewiesen; auch die polnischen Fälschungen sind dort aufgedeckt.

Des Epitomators Plan. Praef. 4 *horum igitur quattuor et quadraginta voluminum (nam totidem edidit) per otium, quo in urbe versabamur, cognitione quaeque dignissima excerpti et omissis his, quae nec cognoscendi voluptate incunda nec exemplo erant necessaria, breve veluti florum corpusculum feci, ut haberent et qui Graece didicissent quo admonerentur et qui non didicissent, quo instruerentur.* (Wolffgarten p. 3.)

<sup>1)</sup> *M. Iunianum Iustinum solus nominat* codex Laur. 66, 21; RÜHL, *praef.* p. XIV.

<sup>2)</sup> Sonderbar, aber doch aus der Laune des Epitomators erklärlich ist es, dass 33, 2 plötzlich eine glorreiche That des M. Cato,

des Sohnes des „orator“ in aller Ausführlichkeit erzählt wird.

<sup>3)</sup> Vortr. über alte Gesch. 1, 12.

<sup>4)</sup> Kl. Schriften 2, 193.

Überlieferung: Dem Codex Laurentianus 66, 21 s. XI (C), der die Bücher 16—26, 1, 8 30, 28—44, 4, 3 enthält und allein eine grössere Lücke 24, 6, 6 ausfüllt, stehen alle übrigen Handschriften gegenüber, welche RUEHL in drei Klassen zerlegt, in die italische (I), die transalpine (T), die in der Regel noch die Prologe enthält, und in eine, welche er mit II bezeichnet. Auch Orosius ist von Bedeutung. Die Prologe sind durch zwei Klassen von Handschriften repräsentiert, eine ältere und eine jüngere, welche eine Lücke in Buch 38 ausfüllt. — RUEHL, Über die Textesquellen des Justin, Fleckeis. Jahrb. Supplementb. 6, 1 und die *praefatio* vor seiner Ausgabe. — Über die Codices der Prologi vgl. GUTSCHMID in der RUEHL'schen Ausgabe p. LII.

Ausgaben. Von FROTSCHER 3 Bde. Leipz. 1827—30. Von DÜBNER, Leipz. 1831; von JEEP, Leipz. 1859; von RUEHL, Leipz. 1886. (Die Prologi sind in dieser Ausgabe von GUTSCHMID rezensiert.)

### 3. Fenestella.

**331. Fenestellas antiquarische und historische Schriften.** Fenestella (52 v. Chr.—19 n. Ch.) wird bei verschiedenen Schriftstellern für eine Reihe von Angaben antiquarischer Natur als Gewährsmann angeführt. Wir finden darunter staatsrechtliche Fragen wie z. B. über die Provokation, litterarhistorische Probleme (über Terenz, Ciceronische Reden) und interessante kulturhistorische Notizen (über Perlen, den Ölbaum, Kleidung u. s. w.). Diese Angaben treten, ohne dass ein bestimmtes Werk namhaft gemacht wird, bloss unter dem Namen Fenestellas auf. Andere Schriftstellercitate geben uns Kunde von Gedichten und zwei prosaischen Werken Fenestellas, von Annalen, deren 22. Buch mit einem Ereignis des Jahres 56 v. Ch. citiert wird (Non. 385, 7) und von einer Epitome. Da die einzige Stelle, an der dieser Epitome gedacht wird, ein historisches Faktum aus dem Leben Caesars berichtet (Diomed. p. 365), werden wir diese Schrift als einen (später gemachten) Auszug aus den Annalen zu betrachten haben. Die oben erwähnten Notizen sämtlich in einem annalistischen Werk unterzubringen, erscheint uns unmöglich. Wir müssen daher ausser den Annalen auch antiquarische Schriften Fenestellas statuieren. Dafür spricht, dass Plinius den Fenestella in den Quellenregistern zu mehreren Büchern aufführt, welche über Tiere, Bäume, Metalle und Malereien handeln (8. 9. 14. 15. 33. 35).

Hieronym. 2, 147 Sch. 19 n. Ch. *Fenestella historiarum scriptor et carminum septuagenarius moritur sepeliturque Cumis*. Damit steht das Zeugnis des Plin. n. h. 33, 146 *repositoriis argentum addi sua memoria coeptum Fenestella tradit, qui obiit novissimo Tiberii Caesaris principatu* im Widerspruch. — MERCKLIN, *De Fenestella historico et poeta*, Dorpat 1844. POETH, *De Fenestella historiarum scriptore et carminum*, Bonn 1849.

Wir reihen hier die übrigen Historiker des Zeitraums an:

1. P. Volumnius schrieb über M. Brutus (Plut. Brut. 48. 51). Ebenso
2. L. Calpurnius Bibulus, der Stiefsohn des M. Brutus (Plut. Brut. 13. 23);
3. Q. Dellius, an den von Horaz die dritte Ode des zweiten Buchs gerichtet ist und der wegen des fortwährenden Wechsels seiner Parteistellung von Messalla „*desultor bellorum civilium*“ genannt wurde, publizierte Denkwürdigkeiten über den parthischen Feldzug des M. Antonius (Strabo 11, 523 C.). Über ihn Seneca Suas. 1, 7: *hic est Dellius, cuius epistulae ad Cleopatram lascivae feruntur*.
4. L. Arruntius (Konsul 22 v. Ch.) verfasste eine Geschichte der punischen Kriege, wobei er im Stil den Sallust in lächerlicher Weise nachahmte (Sen. ep. 114, 17). Derselbe wurde von Plinius benützt; vgl. die Quellenregister zu B. 3. 5. 6.
5. C. Clodius Licinus, Cos. suff. 4 n. Ch. und Freund des Bibliothekars Hyginus (Suet. gr. 20), gab „*Rerum Romanarum libri*“ heraus. Die Citate erwähnen B. III. XII. XXI (Liv. 29, 22 Nonius 535, 20 221, 13).
6. Julius Marathus, Freigelassener und Sekretär des Augustus, wird als Autor einer Monographie über Augustus erwähnt (Suet. Aug. 79. 94).



## β) Die Geographen.

## M. Vipsanius Agrippa.

**332. Die Weltkarte des Agrippa und des Augustus.** Unter den Freunden und Gehilfen des Augustus nimmt keiner eine so hervorragende Stelle ein als M. Vipsanius Agrippa, der seit 21 v. Ch. auch sein Schwiegersohn war. Sowohl im Krieg als im Frieden hatte er Augustus die wichtigsten Dienste geleistet. Dieser Mann wollte auch durch ein litterarisches Unternehmen den Patriotismus heben; eine Karte des gesamten römischen Reichs sollte in Rom an einem öffentlichen Platz ausgestellt werden, damit das Volk mit eigenen Augen sehe, zu welcher Grösse der römische Staat emporgestiegen sei. Die Vorarbeiten zu dem Werk waren vollendet, da raffte der Tod den Arbeiter hinweg (12 v. Ch.). An seine Stelle trat jetzt Augustus; er liess die Säulenhalle auf dem campus Martius, für welche Agrippa die Karte bestimmt und deren Erbauung seine Schwester Paula angefangen hatte, vollenden und die Tafel nach den Aufzeichnungen Agrippas hier auftragen.<sup>1)</sup> Zur Beurteilung des wissenschaftlichen Wertes der Leistung ist es vor allem notwendig zu wissen, mit welchem Material Agrippa gearbeitet hat. Längere Zeit war man der Ansicht, dass die Karte auf einer Vermessung des römischen Reichs, die unter Caesar begonnen und unter Augustus vollendet wurde, beruhe. Allein diese Nachricht gründet sich lediglich auf einen Zusatz zum Julius Honorius (4. oder 5. Jahrh.<sup>2)</sup>). Ältere Autoren wie Strabo und Plinius wissen nichts von einer solchen Reichsvermessung; auch den Schriftstellern über Feldmessenkunde ist sie unbekannt. Es ist aber nicht denkbar, dass ein so grandioses Ereignis keine ausgesprochene Wirkung in der Litteratur geäussert hätte. Weiterhin treten bei der Rekonstruktion der Karte Angaben zu tage, welche bei einer wirklich stattgefundenen Reichsvermessung absolut ausgeschlossen sind. Wenn also eine solche Vermessung als Quelle für Agrippa bei der Zeichnung seiner Karte in Wegfall zu kommen hat, so stand ihm doch immerhin noch ein reiches geographisches Material der Archive, besonders der Itinerarien zu Gebote. Allein die Benutzung derselben scheint nicht besonders kritisch gewesen zu sein. Für die geographische Litteratur hatte die Tafel eine einschneidende Bedeutung. Sie wurde ein Typus und die späteren römischen Karten wie die Tabula Peutingerana gehen, soweit wir sehen, auf den *orbis terrarum* Agrippas zurück.

Plin. n. h. 3, 17 *Agrippam quidem in tanta viri diligentia praeterque in hoc opere cura, cum orbem terrarum urbi spectandum propositurus esset, errasse quis credat et cum eo divum Augustum? is namque complexam eum porticum ex destinatione et commentariis M. Agrippae a sorore eius inchoatam peregit.* — DETLEFSEN, Untersuchungen zu den geogr. Büchern des Plinius: 1. Die Weltkarte des M. Agrippa, Glückst. 1884. PHILIPPI, Zur Rekonstr. der Weltk. des A., Marb. 1886. Hist. Unters. Bonn 1882 p. 239.

Die Karten, von denen wir genauere Kenntnis erhalten, stimmen in „Anlage und Ausführung“ wesentlich überein und weisen daher auf dasselbe Original zurück; als dieses müssen wir den *orbis terrarum* Agrippas ansehen (MÜLLENHOFF, Hermes 9, 185). Solche Karten sind:

1) Die tabula Augustodunensis, welche Eumenius pro restaur. schol. 20 erwähnt (297 n. Ch.): *videat in illis porticibus iuventus et cotidie spectet omnes terras et*

<sup>1)</sup> Die Form der Karte war aller Wahrscheinlichkeit nach die ovale (MÜLLENHOFF,

Hermes 9, 190 KUBITSCHKE, Wien.Stud. 7, 308).

<sup>2)</sup> MÜLLENHOFF, l. c. p. 183: 5. oder 6. Jahrh.

*cuncta maria — omnium cum nominibus suis locorum situs spatia intervalla descripta sunt* etc. Die Karte war ein *orbis* (l. c. 21).

2) Die *tabula Peutingeriana*. Diese Karte wurde von Conr. Celtes entdeckt und kam im J. 1508 an den Augsburger Ratsherrn Peutinger; jetzt befindet sie sich in der Wiener Hofbibliothek. Sie bestand aus 12 Pergamentstreifen, von denen einer verloren gegangen. Die Karte wurde (wohl im 13. Jahrh.) nach einem Original gemalt, welches seinem Hauptkern nach wahrscheinlich der Mitte des 3. Jahrh. angehörte;<sup>1)</sup> dasselbe ruhte auf dem *orbis terrarum* Agrippas, hatte aber auch die Strassenzüge eingezeichnet. Als Reise- und Stationskarte erhielt sie zur Bequemlichkeit statt der ovalen Gestalt eine gestreckte („die Band- und Streifenform“). — Ausgaben von SCHEYB (Wien 1753), MANNERT (Leipzig 1824), DESJARDINS (Paris 1868—74), MILLER, Die Weltkarte des Castorius, gen. die Peutingerische Tafel, in den Farben des Originals hgg. (Ravensburg 1888), der, auf die Angaben des Kosmographen von Ravenna vorsehnell vertrauend, Castorius als Verfasser der Karte hinstellen will.

3) Die *tabula* des Julius Honorius. Etwa im 4. oder 5. Jahrh. machte Julius Honorius ein Verzeichnis der Namen der Meere, Inseln, Berge, Provinzen, Städte, Flüsse (hier geht er über die blossen Nomenklatur hinaus) und Völker nach einer Karte, welche er in seiner Schule gebrauchte. Der Katalog wurde ohne Wissen des Lehrers von einem seiner Schüler herausgegeben. Aus demselben kann der *Orbis* rekonstruiert werden. In einer vermehrten Ausgabe des Katalogs findet sich jene Notiz von der unter Julius Caesar von vier Griechen begonnenen, dann unter Augustus beendeten Reichsvermessung (MÜLLENHOFF, Hermes 9, 183). — KUBITSCHKE, Die Erdtafel des Honorius, Wien. Stud. 7, 1 und 278.

4) Die *tabula* des Kaisers Theodosius II. (ebenfalls ein *Orbis*), welche er im J. 435 revidieren und malen liess (RIESE, *geogr. min.* 19 und p. XVIII; DETLEFSEN, *Weltk.* p. 10).

5) Die vom Kosmographen von Ravenna benutzte *tabula* (5. Jahrh.). SCHWEDER, Über die Weltkarte des Kosmographen von Ravenna, Kiel 1888. Mit der Karte des Ravennaten war verwandt die Karte des spanischen Benediktiners Beatus aus dem 8. Jahrh. (SCHWEDER, Hermes 24, 602).

**333. Agrippas Kommentarien.** Wir haben oben gesehen, dass Augustus nach den Aufzeichnungen Agrippas den *orbis terrarum* herstellen liess. Nun führt Plinius in dem geographischen Teil seines Werks (3—6 B.) öfters den Agrippa als Gewährsmann an, und zwar enthalten diese Citate fast nur Zahlenangaben über Länge, Breite, Umfang von Ländern und Meeren und über Entfernungen. Zeugnisse von demselben Charakter finden sich auch in zwei Schriften, der sog. *Dimensuratio provinciarum* und der *Divisio orbis*, welche letztere im J. 825 der irische Mönch Dicuil dem ersten Teil seiner Schrift *De mensura orbis* zu Grunde gelegt hat. Hiezu kommt noch in zweiter Linie die von Orosius in sein Geschichtswerk eingeschaltete Chorographie (wenigstens in den europäischen Inseln). In allen diesen Schriften verspürt man eine gemeinsame Quelle. Da nun Plinius den Agrippa nennt, so wird man ihn als den gemeinsamen Gewährsmann betrachten müssen. Es ist nur die Frage noch übrig, ob diese gemeinsame Quelle etwa aus der Karte des Agrippa zusammengestellt wurde oder ob eine eigene Schrift dafür anzusetzen ist. Eine ethnographische Notiz, wie sie in der Stelle des Plin. 3, 8 enthalten ist, lässt, da dieselbe kaum auf der Karte stehen konnte, bloss die letzte Annahme als zulässig erscheinen.

<sup>1)</sup> Die Frage ist sehr schwierig und die Forscher gehen in der Beantwortung auseinander. Als Kriterium bestimmt PARTSCH (Deutsche Literaturztg. 1888 p. 1533) richtig: Unzweifelhaft ist es geboten, die zwar nur unvollkommen verwobenen Bestandteile der Tafel, das Strassennetz und die Menge der locker eingefügten übrigen Angaben zunächst gessondert zu prüfen. Dann dürfte sich ergeben, dass das Urbild der Tafel nur im

Strassennetz ein treuer Spiegel seiner Zeit war, während seine ethnographischen, seine physisch und politisch geographischen Angaben grossenteils einer wesentlich älteren Quelle entlehnt waren. Das Strassennetz ist an der Hand des reichen wissenschaftlichen Materials auf sein Alter zu untersuchen. Hier liegt die Entscheidung über das Alter der Tafel.



Auch wäre auffallend, dass Plinius an einer Stelle (6, 39) die Karte ausdrücklich citiert.

Die entscheidende Stelle lautet (Plin. 3, 8): *oram eam (sc. Baeticae) in universum originis Poenorum existimavit.* (Anders DETLEFSEN p. 14.)

Ausser diesem Kartenwerk schrieb Agrippa auch noch seine Memoiren. Vgl. Philargyr. zu Verg. Georg. 2, 162 *Agrippa in secundo vitae suae.* (Über seine Denkschrift über die Wasserleitungen Roms vgl. FRONTIN, *de aquis* 98 und 99).

Litteratur: FRANDSEN, M. V. Agrippa, Altona 1836. ECK, *Quaest. hist. de A.*, Leyden 1842. MUELLENHOFF, Weltkarte und Chorographie des K. Augustus, Kiel 1856, p. 16 f. PHILIPPI, *De tabula Peutingerana. Accedunt fragmenta Agrippae geographica*, Bonn 1876, p. 30. RIESE, Geogr. min. p. 1.

### γ) Die Redner (Deklamatoren).

**334. Die Quelle (Senecae oratorum et rhetorum sententiae divisiones colores).** Unsere Kenntniss von der Beredsamkeit der ersten Kaiserzeit beruht auf einem merkwürdigen Buch, auf einer Blumenlese Senecas. Dieser, ein Spanier aus Corduba (Martial 1, 61, 7), der Vater des bekannten Philosophen Seneca, hatte in Rom rhetorischen Unterricht erhalten und eine grosse Zahl berühmter Rhetoren aufmerksam gehört.<sup>1)</sup> Ein Mann von strenger Gesinnung konnte er der Entwicklung, welche die Beredsamkeit in jenen Tagen genommen, nicht immer seinen Beifall spenden, sein rednerisches Ideal war Cicero, zu dessen Grösse er voll Bewunderung emporblickte. In hohem Alter wurde er von seinen Söhnen, welche tiefer in das Wesen der Rhetorik eindringen und besonders die älteren Rhetoren kennen lernen wollten, bestimmt, aus dem reichen Schatz seiner rhetorischen Erinnerungen ihnen Mittheilungen zu machen. Wenn irgendeiner, so war er geeignet, diesem Verlangen nachzukommen. Die Natur hatte ihn mit einem wunderbaren Gedächtniss ausgestattet; in seinen jüngeren Jahren konnte er 2000 Namen in derselben Reihenfolge, in der sie gesagt waren, und über 200 Verse in umgekehrter Ordnung wiederholen. Diese ausserordentliche Kraft des Gedächtnisses ging zwar im Alter verloren, für die Aufnahme neuer Eindrücke war es nicht mehr empfänglich, dafür hielt es mit grosser Zähigkeit alle Erlebnisse und Erfahrungen der Jugend fest. Gestützt auf dieses grosse Erinnerungsvermögen trat er mit Eifer an die Ausarbeitung der Schrift heran, die er nicht bloss für seine Söhne, sondern für das gesamte Publikum bestimmte. Sein Ziel war, das, was er an verschiedenen Orten und bei verschiedenen Gelegenheiten von römischen und griechischen Rhetoren bei der Behandlung der herkömmlichen rhetorischen Themata vernommen, aufzuzeichnen.<sup>2)</sup> Zuerst nahm er die schwierigeren Themata vor, die *Controversiae*, bei denen es sich um die Entscheidung einer Rechtsfrage handelte. Nach drei Hauptgruppen ordnete er seine Erinnerungen; zuerst theilte er die Auffassungen (*sententiae*) des Falls von seiten der Rhetoren mit, in der Regel so, dass die zwei Seiten, das Pro und das Contra, zu Tage treten. Es geschieht dies durch hervorstechende bald kürzere bald längere Mittheilungen aus den Deklamationen; sie geben sich den Anschein, wörtliche Repro-

<sup>1)</sup> Zu verschiedenen Zeiten; auf eine Unterbrechung und damit auf eine zeitweilige Abwesenheit von Rom deuten wohl die Worte Controv. 4 praef. 3 *audivi illum et viridem et*

*postea iam senem.*

<sup>2)</sup> Das im Text Gesagte beruht auf der Praefatio zum 1. B. der *Controversiae*.

duktionen zu sein; allein ob der Wortlaut ganz genau gewahrt werden konnte, scheint doch trotz des treuen Gedächtnisses des Berichterstatters zweifelhaft zu sein. In der zweiten Rubrik führt Seneca aus, wie die Rhetoren einen Rechtsfall in verschiedene Quaestiones zerlegten (*divisio*). Endlich kommt die Kunst der Redner zur Darstellung, einen schwarzen Punkt des Falls in hellem Licht erscheinen zu lassen, den Mohren weiss zu waschen, das Unrecht zu beschönigen (*colores*). Hier werden wiederum wörtliche Anführungen aus den Deklamationen eingestreut. Auf diese Weise wurden in zehn Büchern 74 Themata durchgegangen. Obwohl Seneca mit grosser Freude sich in die Erinnerungen seiner Jugend versenkte, überkam ihn schliesslich ein Ekel ob des nichtigen Treibens der Rhetoren; er fühlte zu deutlich, dass er keiner würdigen Sache seine Kräfte widme. Doch fügte er noch ein Buch *Suasoriae* hinzu,<sup>1)</sup> es ist dies die leichtere Gattung der rhetorischen Übungen, da es sich bei denselben nur darum handelt, ob etwas zu thun oder zu unterlassen sei; auch hier werden die *sententiae* und die *divisio* angegeben, die *colores* kommen natürlich in Wegfall. Im ganzen werden sieben *Suasoriae* behandelt. Den einzelnen Büchern wurden Einleitungen vorausgeschickt, in denen in ungemein geistreicher und fesselnder Weise verschiedene Deklamatoren charakterisiert werden. Während der Schriftsteller in den übrigen Partien meist referierend erscheint, tritt er in diesen Vorreden schöpferisch auf, und diese muss man studieren, wenn man sich über die schriftstellerische Eigentümlichkeit Senecas ein Urteil bilden will.

Die Anthologie Senecas wurde allem Anschein nach viel benutzt. Nur so lässt sich erklären, dass jemand auf den Gedanken kommen konnte, einen Auszug von den zehn Büchern der *Controversiae* zu verfassen. Dies mag im 4. Jahrh. n. Ch. geschehen sein. Der Epitomator nahm die Vorreden der Bücher 1, 2, 3, 4, 7, 10 unverändert herüber. Die einzelnen Kontroversen dagegen wurden stark gekürzt, wobei nicht selten mit grosser Willkür und grossem Unverstand verfahren wurde. Etwa gegen Ende des 13. Jahrh. wurde dieser Auszug von dem Mönch Nicolaus de Trevet kommentiert.<sup>2)</sup> Merkwürdig ist eine andere Verwendung der Kontroversen. Da die in denselben behandelten Fälle nicht selten an das Romanhafte streifen, so mussten sie der unter dem Namen „Gesta Romanorum“ im Mittelalter verbreiteten Sammlung von Novellen und Anekdoten Material liefern.<sup>3)</sup>

Die Epitome verdrängte das Originalwerk; während daher die Epitome in zahlreichen Abschriften sich vorfindet, ist uns das Originalwerk nur durch eine jetzt verlorene Handschrift, von der sich aber einige Kopien erhalten haben, überkommen. In diesem Urcodex standen im Einklang mit der Stufenfolge des rhetorischen Unterrichts die *Suasoriae* vor den *Controversiae*. Leider war derselbe lückenhaft; es fehlte der Anfang der *Suasoriae* und die Bücher 3, 4, 5, 6, 8, ferner die Vorreden<sup>4)</sup> zu den

<sup>1)</sup> Dass die *Suasoriae* später sind als die *Controversiae*, ersieht man aus *Controv.* 2, 4 (12), 8 *Quae dixerit (Latro) suo loco reddam, cum ad suasorias venero.*

<sup>2)</sup> BURSIA, *praef.* p. VIII.

<sup>3)</sup> FRIEDLÄNDER, *Darstellungen* 3<sup>6</sup>, 393 und p. 471. (MÜLLER, *Ausg.* p. VII.)

<sup>4)</sup> Sonach sind uns die Vorreden der Bücher 1, 2, 3, 4 nur aus der „Epitome“ bekannt.



Büchern 1 und 2; einigen Ersatz bietet uns die Epitome.<sup>1)</sup> Als nach dem Wiedererwachen der Wissenschaften die Schrift Senecas aufs neue gelesen wurde, hielt man sie für ein Werk des bekannteren Philosophen. Es drohte das Eigentum des Vaters in das des Sohnes überzugehen; erst den Bemühungen der Gelehrten Raphael von Volaterra und Justus Lipsius gelang es,<sup>2)</sup> beide schriftstellerische Individualitäten voneinander zu scheiden. Allein diese Ausscheidung hatte für den weniger berühmten Vater zur Folge, dass er lange Zeit beiseite geschoben wurde. Erst in unseren Tagen wurde die methodische Texteskonstituierung vorgenommen.

Ausser dieser rhetorischen Anthologie schrieb Seneca noch andere Schriften, nur eine kennen wir noch ihrem Titel nach, eine Geschichte der Bürgerkriege bis auf seine Zeit, welche bei einigen Autoren Spuren zurückgelassen hat.

Abfassungszeit der rhetorischen Schrift. Gleich in der Vorrede zum ersten Buch weist der Autor auf sein hohes Alter hin. Zeitanspielungen setzen uns in den Stand, genauer die Grenzen festzustellen. Die Sammlung wurde nach 34 n. Ch. gemacht, denn sie erwähnt (Suas. 2, 22) das Erlöschen der Familie der Scaurier durch den Tod des Scaurus Mamercus (34 n. Ch. Tacit. Ann. 6, 29); auf der anderen Seite muss sie vor 41 n. Ch. fallen, denn das Exil seines Sohnes, des Philosophen, welches im J. 41 eintrat, erlebte der Vater nicht mehr (Consol. ad Helv. 2, 4). Allein dieses Intervallum kann noch etwas eingengt werden. Das bei der Erwähnung des Todes des Scaurus über den Ankläger gefällte harte Urteil, dann die Mitteilung aus einem unter Tiberius amtlich verbrannten Buch des Cremutius Cordus (Suas. 6, 19) konnten unter der Regierung desselben nicht in einem Werke erfolgen, das nicht bloss für die Söhne, sondern für die Öffentlichkeit (Controv. 1 praef. 10) bestimmt war, also wohl auch gleich herausgegeben wurde. Die Abfassungszeit der Schrift fällt daher in die ersten Regierungsjahre des Caligula.

Andere Schriften Senecas. Der Philosoph Seneca spricht noch von anderen Schriften seines Vaters (*De vita patris* ed. STUEMUND p. XXXI): *si quaecumque composuit pater meus et edi voluit, iam in manus populi emissem, ad claritatem nominis sui satis sibi ipse prospexerat nam nisi me decipit pietas, cuius honestus etiam error est, inter eos haberetur, qui ingenio meruerunt, ut puris et inlustribus titulis nobiles essent. quisquis legisset eius historias ab initio bellorum civilium, unde primum veritas retro abiit, paene usque ad mortis suae diem, magno aestimasset scire, quibus natus esset parentibus ille, qui res Romanas . . .* Daraus ersehen wir, dass, als der Philosoph die Biographie seines Vaters schrieb, die Geschichte der Bürgerkriege noch nicht ediert war, und dass der Vater ausser dem historischen noch andere Werke verfasst hatte. Später wurde aber das historische Werk herausgegeben, denn mit hoher Wahrscheinlichkeit werden zwei Fragmente auf dasselbe zurückgeführt, die von Lactantius Inst. div. 7, 15, 14 erwähnte Gliederung der römischen Geschichte nach Lebensaltern (*infantia, pueritia* u. s. w.) und die bei Suet. Tib. 73 stehende Erzählung vom Tod des Tiberius. Da auch bei Florus jene Vergleichung der römischen Geschichte mit den Lebensaltern vorkommt, so vermutet O. ROSSBACH eine ausgedehntere Benutzung des Werks durch Florus (Bresl. Stud. 2 Bd. 3 H. p. 165).

Überlieferung. Die Kritik des Originalwerks beruht auf drei Handschriften des X. Jahrh., dem Cod. Bruxellensis 9581 und dem Antverpiensis 411 einerseits, dann dem Vaticanus 3872 andererseits. Eine von dem Archetypus dieser Handschriften verschiedene Überlieferung repräsentierte die Vorlage der Epitome. In zahlreichen Codices ist der Auszug erhalten; die massgebende Quelle ist hier der Montepessulanus 126 s. IX/X.

Ausgaben. Von BURSIA, Leipz. 1857; von KIESSLING, Leipz. 1872; von H. J. MÜLLER, Prag-Leipzig 1887.

**335. Charakteristik der Schulberedsamkeit.** In der republikanischen Zeit war des Redners Arena das Forum; die Schule konnte nur die Aufgabe haben, für dieses wahre Kampffeld vorzubereiten. Dieses natürliche Verhältnis von Schule und Leben wurde durch das Aufkommen des

<sup>1)</sup> Auch die Aussprüche der griechischen Autoren fehlen vielfach.

<sup>2)</sup> KÖRBER, Über den Rhetor Seneca p. 1.

Prinzipats umgestürzt. Der Beredsamkeit war jetzt nur noch ein beschränkter Raum zur Entfaltung in der Öffentlichkeit gegeben, sie zog sich daher in die Kreise der Schule zurück. Aus dem Orator wurde jetzt der Deklamator.<sup>1)</sup> Aber welche tiefe Kluft trennt den scholastischen Redner vom forensischen! Der Redner des Forums spricht zu Leuten, welche die Entscheidung seiner Sache in den Händen haben, der Redner der Schule zu einem Publikum, von dem er nichts als Lob und Beifall ernten kann; der forensische Redner will überzeugen, der scholastische gefallen, jener den Willen bestimmen, dieser Phantasie und Verstand reizen. Der forensische Redner wird von dem Bewusstsein gehoben, dass von seinen Worten der Ausgang der Sache, welcher er sein Wort leiht, abhängt, der scholastische weiss, dass seine Rede ein luftiges Spiel des Geistes ist. Bei dem forensischen Redner ist es die tiefe innere Überzeugung, aus der er seine siegreiche Kraft schöpft, der scholastische hat nichts als die künstliche Aufregung, das hohle Pathos, durch das er zwar betäuben, aber nicht erwärmen kann. Bei dem forensischen Redner ist die Rede nur ein Mittel zur Erreichung eines höheren Zwecks, bei dem Schulredner dagegen ist die Rede alles; der erste vermag auch durch die schlichte, zum Herzen gehende Sprache zu wirken, der zweite bedarf des Pikanten und Manirierten. Des forensischen Redners Gebiet ist das frische pulsierende Leben, der scholastische Redner spinnt sich ein in die trübe Welt des Scheins; jener führt wirkliche Waffen, dieser macht Lufthiebe. Um das Wesen der scholastischen Beredsamkeit zu erkennen, braucht man nur die Themata zu mustern, welche damals in den Rhetorschulen behandelt wurden. Da berät sich Alexander der Grosse, ob er in Babylon einziehen soll, weil er von einem Wahrsager gewarnt wurde (Suas. 4). Oder: an die Athener tritt die Frage heran, ob sie die in den Perserkriegen errichteten Siegeszeichen niederreißen sollen, da Xerxes droht, falls dies nicht geschehe, werde er wieder nach Griechenland rücken (Suas. 5). Oder: Cicero schwankte, ob er seine Schriften verbrennen soll, als ihm Antonius unter dieser Bedingung das Leben schenken wollte (Suas. 7). Allein dies sind noch einfache Fälle; ungleich verwickelter sind die *Controversiae*. Hier werden Themata gestellt, wie sie nur eine krankhafte Phantasie ausklügeln konnte, und deren Stoffe an Romane erinnern. Einige Beispiele mögen dies veranschaulichen. Mann und Frau schwuren, wenn dem einen von ihnen etwas zustosse, wolle auch der andere Teil in den Tod gehen. Der Mann reist in die Fremde und lässt an die zurückgebliebene Frau die Botschaft seines Todes gelangen. Die Frau stürzt sich in die Tiefe, erleidet aber nicht den Tod, sondern nur eine Verwundung, von der sie geheilt wird. Jetzt befiehlt ihr der Vater, sich von dem Mann zu trennen und als sie sich dessen weigert, wird sie verstossen (Contr. 2, 2 [10]). Ein anderer Fall: Ein Mann, der eine wunderschöne Frau hatte, reist ins Ausland. Der schönen Frau naht sich ein fremder Kaufmann und sucht sie zu verführen, allein ohne Erfolg. Der Kaufmann stirbt und macht sie in einem Testament zur Erbin seines gesamten Vermögens mit dem

<sup>1)</sup> Controv. 1 praef. 12.



Beisatz „Ich habe sie keusch gefunden“. Die Frau tritt die Erbschaft an. Als ihr Mann zurückgekehrt war, erhob er eine Klage wegen Ehebruchs (Contr. 2, 7 [15]). Oder: Vater und Sohn bewarben sich beide um den Oberbefehl in einem Kriege. Der Sohn wird dem Vater vorgezogen. Er zieht in den Krieg, wird aber von den Feinden gefangen. Nun werden zehn Gesandte abgeschickt, um den in Feindeshand befindlichen Feldherrn auszulösen. Auf dem Wege begegnet ihnen der Vater und erzählt, er habe seinen Sohn durch ein Lösegeld befreien wollen, derselbe sei aber ans Kreuz geschlagen worden. Die Gesandten trafen den Feldherrn noch lebend an; er sagte ihnen „Hütet euch vor Verrat“. Daraufhin wird der Vater des Verrats beschuldigt (Contr. 7, 7 [22]). Wie man sieht, sind es verwickelte Rechtsfälle, welche diesen Kontroversen zu Grunde liegen; allein auch das Recht ist in dieser Welt des Scheins ein willkürlich angenommenes; es ist weder echt griechisch noch echt römisch. Die Themata waren zum grossen Teil Gemeingut der rhetorischen Schulen; nicht bloss römische, sondern auch griechische Redner versuchten sich an denselben. Es kam also alles darauf an, einem Thema immer neue Seiten abzugewinnen, um einen durchschlagenden Erfolg zu erzielen, durch irgend einen Treffer zu überraschen und zu blenden; versuchten doch die Deklamatoren sogar in Wettkämpfen ihre Kräfte. Dass ein solches Streben zur Unnatur führen musste, liegt auf der Hand. Daher die gesuchten, spitzen Gedanken, die Übertreibungen, das Spiel mit den Worten, das Haschen nach rhetorischen Figuren, besonders nach der Antithese. Die allgemeine Losung war: geistreich und interessant um jeden Preis. Die Leute, die zu den Deklamationen kamen, mochten diese in engerem Kreise oder öffentlich vor einem grösseren Publikum stattfinden,<sup>1)</sup> wollten eine bestechende Sentenz, eine ungewöhnliche Gliederung, ein unerwartetes Beschönigungsmittel mit nach Hause nehmen. In den Verhandlungen, die sich an die Vorträge anreihen, wurde das Gelungene bewundert, das Missratene unbarmherzig verhöhnt und zum Gegenstand von Anekdoten gemacht. In dieser kleinen und kleinlichen Welt bewegte sich die Schar der Rhetoren mit unleugbarer Selbstzufriedenheit. Aber wehe ihnen, wenn sie aus ihren Schulräumen herausgerissen wurden; sobald sie den blauen Himmel über sich hatten und der Wirklichkeit ins Antlitz schauen sollten, spielten sie eine klägliche Rolle und um ihre Redefertigkeit war es geschehen. Die Folgen dieser rhetorischen Bildung der Jugend waren tief einschneidende, für den Charakter, da das fortwährende Spielen mit der Lüge und dem Schein das Gefühl für die Wahrheit schwächen musste, für den Stil, da das Pikante, das Pathetische, das Unnatürliche jetzt dessen Wesen ausmachte. Das sogenannte silberne Latein mit seinen geistreichen Pointen wie mit seiner zerschnittenen Darstellung hat hier seinen Ursprung; der rhetorische Charakter der späteren römischen Poesie findet hier seine Erklärung.

KOERBER, Über den Rhetor Seneca und die römische Rhetorik seiner Zeit, Marb. 1864. GRUPPE, Quaest. Annaeanae, Stettin 1873 (p. 24). FRIEDLÄNDER, Sittengesch. 3<sup>e</sup>, 387.

### 336. Die einzelnen Deklamatoren. Wir beginnen mit zwei Rednern,

<sup>1)</sup> *populo declamare* (Contr. 10 praef. 4); *secretae exercitationes* (Contr. 7 praef. 1.

welche nicht ganz mit der alten Zeit gebrochen hatten, mit T. Labienus und Cassius Severus.

1. T. Labienus. Dieser Redner sprach nicht in öffentlicher Versammlung; er erklärte dies mit der Censormiene, die er gern nach aussen hin annahm, für einen Ausfluss der Eitelkeit. Eine Persönlichkeit, die keineswegs für sich einnahm, sondern infolge ihrer schlechten Eigenschaften nur abstossend wirken konnte, erzwang er sich doch Anerkennung und Bewunderung durch sein Talent. Sein Stil war altertümlich gefärbt, aber er trug zugleich den pikanten Charakter der Neuzeit; er vereinigte die Eigentümlichkeiten zweier Epochen in sich. Berüchtigt war seine ungezügelte Zunge; die Wut, mit der er über alles herfiel, war so gross, dass man ihm den Beinamen „Rabienus“ gab. Der politischen Neugestaltung der Dinge stand er feindselig gegenüber; trotz des offenkundigen Anachronismus wollte er Pompejaner sein. Seinen oppositionellen Standpunkt hatte er auch in einem Geschichtswerk kundgegeben. Als er dasselbe einst öffentlich vorlas, übergang er eine grosse Partie mit den Worten: „Was ich ausgelassen habe, wird nach meinem Tod gelesen werden“. Seine Feinde setzten es endlich durch, dass seine Schriften auf Senatsbeschluss hin (Suet. Calig. 16) verbrannt wurden. Dies nahm sich der eitle Mann so zu Herzen, dass er sich in das Grab seiner Ahnen bringen liess und dort freiwillig sein Leben endete.

Diese Charakteristik fusst auf Seneca Controv. 10 praef. Von den mitgeteilten Stellen zeichnet sich durch Lebhaftigkeit (Controv. 10, 4 (33), 17) ein Angriff gegen „*saeculi vitia egregia*“ aus.

2. Cassius Severus. Als die Schriften des T. Labienus verbrannt wurden, machte der Redner Cassius Severus die Bemerkung, jetzt müsse man auch ihn verbrennen, da er die Schriften des Labienus auswendig wisse. Es währte nicht lange, und der Witzbold wurde auch wegen seiner eigenen Bücher verfolgt. Seine Schmähsucht, mit der er in denselben auf die vornehme Welt losfuhr, veranlasste Augustus zum Einschreiten. Er wurde nach Kreta verwiesen. Als er auch dort sein Unwesen weiter trieb, wurde unter Tiberius über ihn die Verbannung mit Vermögensverlust ausgesprochen (Tac. Ann. 4, 21). In grosser Armut verbrachte er seine letzten Tage auf der Insel Seriphos. Die Anhänger der Alten erblickten in Cassius Severus die Grenzscheide der antiken und modernen Beredsamkeit (Tac. dial. 19). Mit den republikanischen Rednern hat er gemein, dass er das Forum, nicht den Lehrsaal als den Kampfplatz betrachtet und über die Welt des Scheins, in der die Deklamatoren lebten, ein bitteres Urteil fällt (Controv. 10 praef. 8). Er liess sich daher nur selten zu Deklamationen herbei. Um an einem Beispiele die ganze Nichtigkeit der Schulrednerei darzuthun, zog er einen namhaften Rhetor, Cestius Pius vor Gericht. Das Experiment gelang; der Deklamator zeigte sich hier so ratlos, dass er nach einem Vertreter sich umsah. Cassius Severus war ein ausgezeichnete Redner, mit Begeisterung hingen die Zuhörer an seinen Lippen, nur das Eine befürchtend, dass der Schluss der Rede komme. Ein tiefer Kenner des menschlichen Herzens hatte er sein Auditorium vollständig in seiner Gewalt und rief in ihm die Seelenstimmung hervor, die er brauchte. Sein



zündendes Wort fand eine mächtige Stütze in vortrefflichen körperlichen Eigenschaften; er besass eine grosse Statur und eine Stimme, die Kraft und Wohlklang miteinander verband. Obwohl er sich seine Rede immer aufs genaueste konzipiert hatte, so bewegte er sich doch beim Vortrag frei, und war er genötigt, einmal aus dem Stegreif zu reden, so übertraf er sich selbst. Seine Reden erzielten eine mächtigere Wirkung als seine Schriften. In seinem Stil machten sich die Wirkungen der neuen Zeit geltend; Reichtum an blendenden Gedanken, Lebhaftigkeit und Feuer, gewählter Ausdruck waren charakteristische Eigenschaften desselben. Eine etwas längere Probe teilt uns Seneca aus einer Kontroverse mit, in der es sich um eine Anklage gegen einen Mann handelt, der ausgesetzte Kinder verstümmelte und die verstümmelten zum Betteln zwang (10, 4 (33), 2). Mit grosser Anschaulichkeit und Lebendigkeit lässt er die verschiedenen Verstümmelungen, welche die Kinder erleiden, an unseren Augen vorüberziehen; es fehlt auch nicht an pikanten Wendungen, er spricht von einer Werkstätte menschlichen Leids, von einer Mördergrube der Kinder, von einem Tyrannen, der ohne Gehilfen menschliches Elend verteilt. Für die pointierte Redeweise scheint Cassius Severus ganz besonders beanlagt gewesen zu sein; er fühlte sich daher auch sehr zu dem Mimendichter Publius hingezogen und führte gern von ihm Verse, welche dem Gedanken eine spitze Wendung gaben, im Munde (Sen. Controv. 7, 3 (18), 8). Die böse Zunge des Redners brachte sich nicht selten in grausamer Weise zur Geltung. Als einst der Rhetor Cestius in geschmackloser Selbstbewunderung sagte: Wäre ich ein Gladiator, so würde ich Fusius sein, wäre ich ein Pantomime, Bathyllus, wäre ich ein Pferd, Melissio. Da fuhr Cassius Severus ärgerlich dazwischen „Und wärst du eine Cloaca, so würdest du die Cloaca maxima sein.“

Wir folgen im wesentlichen der Charakteristik, welche Seneca in der Vorrede zum III. Buch der Controv. liefert. Beurteilt wird der Redner auch von Tac. dial. 26 und Quint. 10, 1, 116. Über seine Verurteilung sagt Tacitus Ann. 1, 72: *primus Augustus cognitionem de famosis libellis specie legis eius (de maiestate) tractavit, commotus Cassii Severi libidine, qua viros feminasque illustres procacibus scriptis diffamaverat*. Allein hier kann Cassii Severi nicht richtig sein, denn Seneca, der doch Zeitgenosse war, sagt ausdrücklich, dass bei Labienus zum erstenmal eine Verfolgung von litterarischen Produkten eintrat, und lässt den Cassius Severus durch sein Witzwort ganz unbeteiligt erscheinen. Jene Verfolgung wird aber im J. 12 n. Ch. geschehen sein, unter welchem Jahr Dio 56, 27 berichtet: καὶ μαθὼν, ὅτι βιβλία ἅττα ἐφ' ὅβρει τινῶν συγγράφονται, ζήτησιν αὐτῶν ἐποιήσατο καὶ ἐκείνὰ τε τὰ μὲν ἐν τῇ πόλει εἰρεθέντια πρὸς τῶν ἀγορανόμων, τὰ δὲ ἔξω πρὸς τῶν ἐκασταγόθῃ ἀρχόντων, κατέφλεξε καὶ τῶν συνθέντων αὐτὰ ἐξόλασε τινάς. Ist die Vermutung richtig, so müsste die Massregelung des Cassius Severus später als 12 n. Ch. fallen und die Angabe des Hieronymus (2, 149 Sch.) zu 32 n. Ch. Cassius Severus — XXV exilii sui anno in summa inopia moritur vix panno verenda contextus, welche auf das J. 7 n. Ch. führt, irrig sein.

3. M. Porcius Latro. Mit Seneca war aufs innigste befreundet M. Porcius Latro. Beide waren Mitschüler, beide Zuhörer des Rhetors Marullus. Porcius Latro war ein sehr beliebter Lehrer; obwohl er wie der Grieche Nicetes die Gewohnheit hatte, selbst zu deklamieren, nicht aber die Schüler deklamieren zu lassen, wurde schon auf das Hören desselben der grösste Wert gelegt (Sen. Controv. 9, 2 (25), 23). Ja, die Verehrung seiner Zöglinge artete mitunter in einen kindischen Charakter aus: so nahmen manche Waldkümmel, um die blasse Gesichtsfarbe des Lehrers zu ge-

winnen<sup>1)</sup> (Plin. n. h. 20, 160). Originell war er in seinem äusseren Leben; er kannte nicht die Ökonomie der Kräfte und es fehlte seinem Thun die ausgleichende Harmonie. Hatte er sich einmal zur Arbeit aufgerafft, so setzte er sie, ohne Ziel und Mass einzuhalten, Tag und Nacht fort, bis die Kräfte endlich versagten. Gab er sich dann den Freuden des Daseins hin, so schien sein ganzes Wesen in „Scherz und Spiel“ aufzugehen; wanderte er hinaus in die „Wälder und Berge“, so that er es an ländlicher Arbeit den Altgewohnten gleich; nur mit Mühe konnte er sich von diesem Leben losreissen. Geschah es aber, so schienen seine Kräfte für das Studium verdoppelt zu sein. Wie die Verbindung von Arbeit und Ruhe ihm fremd war, so auch der Wechsel in der Arbeit. Nahm er rhetorische Übungen vor, so schrieb er an einem Tag z. B. nichts als Epiphonemata, an einem andern nichts als Gemeinplätze, welche er seinen Hausrat nannte. Seine Arbeitskraft war erstaunlich; es war ihm ein Leichtes, nach einer im Studieren durchwachten Nacht sofort zu einer Deklamation zu schreiten, oder unmittelbar nach dem Mahle die Arbeit aufzunehmen. Für seine rednerische Thätigkeit kam ihm zu statten eine gute Brust und ein starkes, wenn gleich belegtes Organ. Auf die Stimmbildung verwendete er gar keine Mühe, und man erkannte daher in ihm den Spanier. Ausgezeichnet war sein Gedächtnis, die verlässige Naturgabe unterstützte er noch durch die Kunst. So schnell er schrieb, so war doch, was er einmal geschrieben, sein zweifelloses Eigentum und konnte von ihm jeder Zeit ohne den geringsten Fehl reproduziert werden; er pflegte zu sagen, er brauche keine Schreibtafeln, er schreibe in seinen Kopf. Bezüglich der Darstellung erkannten zwar seine Gegner an, dass sie sich durch Eindringlichkeit auszeichne, wollten aber logische Schärfe vermissen. Allein in lebhafter Weise nahm ihn sein Freund Seneca gegen diesen Vorwurf in Schutz.<sup>2)</sup> Indes trotz aller dieser ausgezeichneten Eigenschaften war er doch nur ein Schulredner, selbst einer Deklamation zu aussergewöhnlicher Zeit oder an einem aussergewöhnlichen Ort entzog er sich (Senec. Controv. 10 praef. 15). Völlig liess ihn seine Kunst im Stich, wenn er vor Gericht auftrat. Als er seinen Verwandten Porcius Rusticus vor Gericht zu verteidigen hatte, kam er so in Verwirrung, dass er seine Rede mit einem Solözismus begann und seine Fassung erst wieder erhielt, als auf seine Bitten hin die Verhandlung vom Forum in eine Basilika verlegt wurde (Sen. Controv. 9 praef. 3). Im Jahre 4. v. Ch. gab sich der Rhetor selbst den Tod (Hieronym. 2, 145 Sch.).

Hauptquelle: Controv. 1 praef. 13. Von den Proben, welche Seneca gibt, ist beachtenswert die umfassende zur Contr. 2, 7 (15); sie bildet die einzige Mitteilung zu dieser Controversia.

4. C. Albucius Silus stammt aus Novara und brachte es in seiner Vaterstadt zur Ädilität. Als ihm einst in einem Prozess von der Gegenpartei schwere Unbill widerfuhr, eilte er schnurstracks nach Rom. Hier schloss er sich zum Zweck seiner rednerischen Ausbildung an L. Munatius

<sup>1)</sup> Ein Nachahmer war Sparsus (Controv. 10 praef. 12 *utabatur suis verbis, Latronis sententiis*). Auch Ovid war ein Bewunderer von Latro und lauschte eifrig seinen Deklamationen (Controv. 2, 2 (10), 8).

<sup>2)</sup> Auch über seinen Stil fällt Messalla das Urteil (Controv. 2, 4 (12), 8): *sua lingua disertus est. ingenium illi (Messalla) concessit, sermonem obiecit*.



Plancus an. Nachdem er durch rednerische Erfolge bekannt geworden war, eröffnete er eine Rhetorschule. In öffentlicher Versammlung sprach er sehr selten, im Jahre höchstens fünf- bis sechsmal, dagegen hielt er rednerische Übungen für engere Kreise, welche aber auch nicht von vielen besucht wurden. Ein anderer war der Redner vor einer grossen Versammlung, ein anderer im Kreise vor wenigen. Hier liess er sich gehen, er sprach sitzend und nur wenn ihn der Gegenstand wärmer machte, erhob er sich. Vorwiegend erging er sich in philosophischen Betrachtungen über den Fall, diese liessen ihn nur selten zur allseitigen Durchführung des Themas gelangen. Was er gab, war weder eine Analyse, denn dafür bot er zu viel, noch eine Rede, denn dafür bot er zu wenig. Trat er aber vor einen grösseren Kreis, so spannte er alle seine Kräfte an und hörte dann nicht auf; nicht bloss was gesagt werden musste, sondern auch was gesagt werden konnte, brachte er vor. Seine Beweisführung war mehr pedantisch als scharf, denn er konnte gar nicht genug beweisen und häufte Argumente auf Argumente. Jede Frage des Falls wurde behandelt, als wäre sie für sich bestehend, so dass unter seinen Händen jede Kontroverse in mehrere auseinanderfiel. Er kannte nicht die Unterordnung der einzelnen Teile unter ein höheres Ganze. Seine Diktion war glänzend und eindringlich; er sprach in raschem Fluss, aber ersichtlich vorbereitet. Um den Ausdruck war er nie verlegen, nicht selten liess er auch Wendungen des niederen Lebens in seine Darstellung einfließen und störte dadurch den Eindruck seiner Rede. Was ihm fehlte, war eine scharf ausgeprägte Individualität und ein starkes Selbstbewusstsein. Daher finden wir auch ein fortwährendes Schwanken seines Stils; wen er gerade gehört hatte, den suchte er nachzuahmen; so stand er eine Zeitlang unter dem Einfluss des Fabianus, ein andermal beherrschte ihn wieder Hermagoras. Das Ende war, dass er es zu gar keinem einheitlichen Stil brachte und im Alter schlechter sprach als in der Jugend. Für das Forum passte der ängstliche Redner nicht. Ein drolliges Erlebnis bestimmte ihn, demselben gänzlich zu entsagen. In einem Centumviratsprozess gebrauchte er den Kunstgriff, dass er den Gegner zum Eid aufforderte und dabei die Übelthaten anbrachte, die jener begangen. Schwöre, rief er, bei der Asche deines Vaters, welche unbestattet da liegt. Und in dieser Weise ging es weiter. Da erhob sich plötzlich von der Gegenseite L. Arruntius mit den Worten: Gut, wir nehmen den Eid an. Albucius entgegnete, so sei es nicht gemeint, er habe ja nur eine Figur gebraucht; und wenn man jede Figur ernst nehmen wolle, so würden die Figuren aus der Welt verschwinden. Meinetwegen können sie verschwinden, entgegnete Arruntius; wir werden auch ohne sie leben können. Der Ausgang der Sache war, dass der Angeklagte wirklich den Eid leistete und den Prozess gewann.

Theatralisch war das Ende des Rhetors. Als ihn ein unheilbares Leiden befallen, kehrte er in seine Vaterstadt zurück und berief eine Volksversammlung, der er die Gründe auseinander setzte, warum er in den Tod gehen müsse. Als dies geschehen war, setzte er seinem Leben durch Enthaltung von Nahrung ein Ziel.

Die Grundlage für unsere Darstellung sind Suet. rhet. 6 und Seneca Contr. 7 praef. Umfassendere Bruchstücke aus den Deklamationen sind: Contr. 7, 1 (16), 1 9, 2 (25), 6. Vgl. noch Quint. 2, 15, 36, wo eine rhet. Schrift angedeutet ist. — LINDNER, *De C. Albucio Sito*, Bresl. 1861.

5. Q. Haterius pflegte in öffentlicher Versammlung aus dem Stegreif zu deklamieren; nicht leicht konnte ein Redner eine grössere Herrschaft des lebendigen Wortes besitzen als er. Sein Redefluss war so mächtig, dass Augustus einmal sagte „Unserem Haterius muss ein Hemmschuh angelegt werden“. Es war ihm völlig gleichgültig, welchen Stoff er zu behandeln hatte; er konnte über denselben reden, so lang und so oft man wollte; immer wusste er dem Gegenstand neue Seiten abzugewinnen. Diese Leichtigkeit der Rede verleitete ihn aber, nicht Mass zu halten und nicht eine Materie zur rechten Zeit abzubereiten; er folgte daher den Winken eines Freigelassenen, der ihn darauf aufmerksam machte, wann er weiterschreiten und wann er schliessen sollte. An eine bestimmte Ordnung in der Gliederung des Themas hielt er sich nicht, dafür war er zu sehr von dem momentanen Eindruck abhängig. Seine Diktion beugte sich nicht dem Rigorismus jener Schulen, welche Worte des gewöhnlichen Lebens und solche, die zimmerlichen Ohren anstössig sein konnten, peinlichst vermieden. Nur vor ganz abgedroschenen und veralteten Wendungen hütete er sich, doch schlüpfte manches Wort, das Cicero gebraucht hatte, aber jene Generation nicht mehr für gangbar erachtete, in seinen Vortrag. Dass die Sucht zu glänzen ihn mitunter auf Abwege führte, liegt in der Natur der Sache. So begegnete es ihm einst, als er einen Freigelassenen, welcher der Unzucht mit seinem Herrn bezichtigt wurde, verteidigte, dass er sich, um eine spitze Wendung zu erhalten, zu folgender Geschmacklosigkeit hinreissen liess: „Die Unzucht ist bei einem Freigebornen ein Unrecht, bei einem Sklaven eine Notwendigkeit, bei einem Freigelassenen — ein Dienst“. Alles lachte und eine Zeitlang nannte man die Unsittlichen die — Dienstwilligen. Doch war das Ansehen des Redners immerhin ein sehr grosses; allein es übertrug sich nicht auf die Nachwelt; denn die Schriften des Redners vermochten nicht in gleicher Weise zu fesseln wie sein lebendiges Wort. Mit seinem Tod erlosch zugleich das, was ihm den Ruhmeskranz flocht, das hellklingende, fliessende Wort.

Haterius wird von Seneca in der *praef.* zum 4. Buch geschildert. Auch Tacitus gibt eine kurze Charakteristik an der Stelle (Ann. 4, 61), wo er seines Todes gedenkt (26 n. Ch.). Von den mitgetheilten Proben stehen grössere in der Suasoria 6 *Deliberat Cicero an Antonium deprecetur* und in der Suasoria 7 *Deliberat Cicero an scripta sua conburat, promittente Antonio incolumitatem, si fecisset*. Beide sind in lebhaftem Ton geschrieben.

6. L. Junius Gallio. Mit Seneca war sehr befreundet L. Junius Gallio. Diese Freundschaft erhielt einen besonders wirksamen Ausdruck durch die Adoption des ältesten Sohnes Senecas M. Annaeus Novatus von seiten des Rhetors.<sup>1)</sup> Auch mit Ovid stand Gallio in engeren Beziehungen. Denn der Dichter richtete an ihn einen Brief aus seinem Exil, um ihn über den Verlust seiner Frau zu trösten (P. 4, 11). Über sein Leben sind uns fast keine Daten überliefert. Das wichtigste berichtet uns Tacitus

<sup>1)</sup> Auch dieser Adoptivsohn, nach der Adoption L. Annaeus Junius Gallio genannt, wurde ein hervorragender Redner.

Es ist derselbe, der in der Apostelgeschichte 18, 12 erwähnt wird.



(Ann. 6, 3). Er stellte nämlich im Senat den Antrag, den Prätorianern nach ihrer Dienstzeit das Recht zu verleihen, im Theater den Sitz bei den Rittern einzunehmen. Darob wurde er von Tiberius heftig angelassen und aus der Curie wie aus Italien verwiesen. Er lebte in Lesbos. Da aber der Aufenthalt auf der reizenden Insel keine Strafe zu sein schien, so wurde er wieder in die Hauptstadt zurückberufen und dort in Amtsgebäuden untergebracht. Als Deklamator erhielt er von Seneca seinen Platz neben Porcius Latro, Arellius Fuscus, Albucius Silus; diese sind nach Seneca die vier grössten Redner jener Zeit (Controv. 10 praef. 13). Bei Seneca wird er zwar in hohem Grade berücksichtigt, allein eine eingehende Charakteristik desselben ist nicht geliefert. Wir müssen uns daher aus den Mitteilungen Senecas selbst ein Bild konstruieren. Dieses Bild aber passt nicht recht zu den glänzenden Lobsprüchen des Rhetors. So vermögen wir nicht die Bewunderung zu teilen, welche er einem Satz, den Gallio in einer Suasoria angebracht hatte, spendet. Das Thema war: Xerxes verlangte von den Athenern, dass sie die gegen ihn errichteten Siegeszeichen niederreißen, oder er werde neuerdings gegen Griechenland ziehen. Während alle Rhetoren, welche das Thema behandelten, sich gegen diese Forderung aussprachen, trat Gallio für das persische Ansinnen ein und brannte das Feuerwerk ab: „Die Perser können es mit dem Untergehen länger aushalten als wir mit dem Siegen“. Die grösseren Proben, welche uns Seneca von seinen Deklamationen gibt, zeigen uns eine aufgedunsene, aufgeregte, unruhige Darstellung; von der Anaphora ist überreichlich Gebrauch gemacht, so dass wir das Urteil des Tacitus (D. 26), der von „Wortgeklingel“ redet, als ein berechtigtes anerkennen müssen. Seine Deklamationen wurden aber noch lange gelesen; so wird er von dem Kirchenvater Hieronymus<sup>2)</sup> unter den rednerischen Musterschriftstellern aufgezählt. Als Einzelschrift kursierte eine Rede, welche er für den Günstling des Maecenas, den Pantomimen Bathyllus, gegen die Anklage des Labienus verfasste.<sup>3)</sup> Ausserdem hatte er auch eine rhetorische Monographie geschrieben (Quint. 3, 1, 21).

Bemerkenswerte Äusserungen Senecas über Gallio sind noch folgende: Controv. 2, 1 (9), 33 *Otho Iunius pater — edidit IV libros colorum, quos belle Gallio noster Antiphontis libros vocabat; tantum in illis somniorum est* (vgl. 1, 3, 11). Controv. 7 praef. 5 *hoc (idiotismum) nemo praestitit unquam Gallione nostro decentius. iam adulescentulus cum declamaret, apte et convenienter et decenter hoc genere utebatur.* — B. SCHMIDT, *De L. J. G. rhetore*, Marb. 1866 (gut geschrieben). LINDNER, *De L. G.*, Hirschb. 1868.

7. Arellius Fuscus. Dieser Redner stammt aus Asien; er berücksichtigt daher auch gelegentlich seine Landsleute Hybreas und Adaeos.<sup>4)</sup> Er konnte sowohl in lateinischer als in griechischer Sprache seine Vorträge halten, die griechische war ihm geläufiger. Von den beiden Gattungen der Rede bevorzugte er entschieden die Suasoria (Suas. 4, 5). Seine Diktion war nach dem Urteil Senecas zwar glänzend, aber mühsam

<sup>1)</sup> Ich habe hier im Auge: Controv. 2, 3 (11), 6 7, 1 (16), 13 7, (22), 3 10, 2 (31), 1.

<sup>2)</sup> praef. comm. in *Esaïam*.

<sup>3)</sup> Controv. 10 praef. 8 *monstrabo bellum vobis libellum quem a Gallione vestro petatis. recitavit rescriptum Labieno pro Bathyllo*

*Maecenatis*. Die Rede wurde, wie aus *rescriptum* hervorgeht, nicht gehalten.

<sup>4)</sup> Controv. 9, 1 (24) 12 und 9, 6 (29) 16. Vgl. BUSCHMANN, Charakteristik der griech. Rhet., Parchim 1878 p. 11.

erarbeitet<sup>1)</sup> und verwickelt, der Schmuck der Rede gesucht, der Periodenbau zu schlaff. Die einzelnen Teile waren sehr ungleich gehalten. Eingang, Beweise, Erzählungen waren trocken, dagegen Charakteristiken, Schilderungen im Übermass blühend stilisiert. Die von Seneca mitgeteilten grösseren Stücke lassen eine aufgeregte, enthusiastische Darstellungsweise erkennen, welche besonders von der Frageform reichliche Anwendung macht. Man vergleiche z. B. den Passus, der sich gegen die Wahrsagekunst richtet (Suas. 4, 1), die Rede, in der die dreihundert Lakonen, welche, von den ihnen zu Hilfe geschickten Griechen verlassen, doch zum Ausharren ermuntert werden (Suas. 2, 1), oder die Kontroverse, in der ein Reicher, der seine drei Söhne verstossen hatte, den einzigen Sohn eines Armen adoptieren will (Controv. 2, 1 [9], 1). Unter seinen Schülern waren die hervorragendsten der Philosoph Papirius Fabianus und der Dichter Ovid (Controv. 2, 2 [10], 8).

Zu vgl. bes. Controv. 2 praef. Öfters erhält Arellius Fuscus bei Seneca den Zusatz *pater*; es ist aber nicht zulässig, die Stellen, denen jener Zusatz fehlt, auf den Sohn zu beziehen. Diese Beziehung musste eigens hervorgehoben werden. — LINDNER, *De A. F.*, Breslau 1862.

8. L. Cestius Pius. Auch dieser Rhetor war ein Grieche, er stammte aus Smyrna (Hieron. 2, 143 Sch.). Er war ein von sich sehr eingenommener und dabei höchst boshafter Mensch, dessen Zunge man ungemein zu fürchten hatte. Mit Vorliebe suchte er andern, wo er nur konnte, eines anzuhängen. Als Albucius einmal in einer Kontroverse gesagt hatte: „Warum zerbricht der Becher, wenn er fällt, der Schwamm aber nicht?“ bemerkte er höhnisch: „Morgen wird er euch vordeklamieren, warum die Krametsvögel fliegen, die Kürbisse aber nicht“ (Controv. 7 praef. 8). Als bei ihm Varus Quintilius, der Sohn des unglücklichen Feldherrn Varus eine Controversia deklamierte, machte der Grieche eine grausame Anspielung auf die Schlacht am Teutoburger Wald (Controv. 1, 3, 10). Seinen Zuhörern, deren Vortrag von einer Sentenz ausging und wieder in dieselbe einmündete, pflegte er durch den Ruf „Echo“, durch einen Vers oder irgend eine scharfe Bemerkung einen Denkkettel zu geben (Contr. 7, 7 [22], 19). Auch gegen die Verstorbenen richtete sich seine Schmähsucht. So zog er stark gegen Cicero los. Allein dies sollte ihm sehr übel bekommen. Als der Sohn Ciceros an der Spitze der Provinz Asien stand, wurde von ihm unter anderen Cestius zu Tisch geladen. Da sich der Gastgeber nicht mehr des geladenen Rhetors zu erinnern wusste, zog er bei einem seiner Sklaven Erkundigungen nach ihm ein. Der suchte dem Gedächtnis seines Herrn dadurch zu Hilfe zu kommen, dass er ihm sagte „Es ist der Mann, der von deinem Vater sagte, dass derselbe nichts verstünde“. Als der Sohn Ciceros dies vernahm, liess er den Griechen sofort durchprügeln (Suas. 7, 3). Als Redner erfreute sich Cestius eines sehr hohen Ansehens. Die Jugend lernte seine Deklamationen statt der Ciceronischen Reden auswendig (Contr. 3 praef. 15). Er hatte einen Schwarm von Anhängern und Anbetern. Einer, Argentarius, trieb es in der Nachahmung des Meisters soweit, dass Cestius selbst ihn seinen „Afften“ nannte

<sup>1)</sup> Darauf weist auch eine gezwungene Nachahmung Vergils (Suas. 3, 4), wo zugleich die Motive der Nachahmung angegeben wer-

den: *solebat autem Fuscus ex Vergilio multa trahere, ut Maecenati imputaret.*



(Controv. 9, 3 (26), 12). Ein anderer, Alfius Flavius,<sup>1)</sup> schien den Meister zu übertreffen, und Cestius sprach nicht mehr gern nach ihm (Controv. 1, 1, 22). Über seine rednerische Fertigkeit bemerkt Seneca, dass ihm als geborenen Griechen manchmal die Worte ausgingen, aber niemals die Gedanken (Contr. 7, 1 (16), 27). Allein dass Cestius nur ein Mann der Schule war und seine Beredsamkeit nicht dem Leben dienstbar machen konnte, zeigt der Fall, den wir oben bei Cassius Severus (p. 203) erzählt haben.

Aus den Deklamationen teilt Seneca meist kleinere Bruchstücke mit. Grössere sind: Suas. 7, 2 Controv. 2, 4 (12), 2 2, 5 (13), 2 1, 2, 7. — LINDNER, *De L. Cestio Pio*, Züllichau 1858.

Bei Seneca ist noch eine ganze Reihe von Rhetoren angeführt, z. B. L. Passienus Rufus (Kons. 4 v. Ch.), der Vater des C. Passienus Crispus, der mit Caligulas Schwester Agrippina verheiratet war, (vgl. über beide Persönlichkeiten NIPPERDEY, Tacit. Ann. 6, 20), dann L. Vinicius, P. Vinicius, Triarius, Murredus, Votienus Montanus, Pompeius Silo und andere. Über dieselben findet sich das Nötige in den trefflichen Indices der MÜLLER'schen und KIESSLING'schen Ausgabe.

**337. Analogie und Anomalie in der Rhetorik.** Neben den praktischen Übungen, die wir soeben kennen gelernt haben, ging die Ausbildung der Theorie der Beredsamkeit einher. Gerade damals war eine mächtige Bewegung auf diesem Gebiet eingetreten. Der Streit über Analogie und Anomalie der Sprache, der in der Grammatik die grössten Geister wie einen Caesar beschäftigte (§ 77), übte seine Nachwirkungen auch auf die Rhetorik aus. Wie dort, so wurde auch hier die Frage lebhaft debattiert, ob es möglich sei, allgemein gültige Gesetze zu formulieren oder nicht, ob die Rhetorik eine *ἐπιστήμη* oder eine *τέχνη* sei, ob ihre Vorschriften in dem Notwendigen oder in dem Nützlichen ihr Direktiv haben, ob die Analogie oder die Anomalie für sie das Bestimmende sei. Dieser Gegensatz führte zur Bildung zweier Schulen oder Sekten, der Apollodoreer und der Theodoreer. Die Apollodoreer, welche sich an den berühmten Rhetor Apollodoros von Pergamon, den Lehrer des Augustus, anschlossen, bekannten sich zur strengen Gesetzesmässigkeit der Rhetorik, die Theodoreer dagegen, welche in Theodoros von Gadara, dem Lehrer Tibers, ihren Führer sahen, leugneten die Möglichkeit, allgemein bindende rhetorische Normen aufzustellen, da alles auf den jeweiligen Fall ankomme. Wie sich der Streit abspielte, soll durch einige Beispiele veranschaulicht werden. So stellten die Apollodoreer als ein unumstössliches Gesetz hin, dass die Rede vier Teile haben müsse, *prooemium*, *narratio*, *argumentatio*, *peroratio*; dies bestritten die Theodoreer, indem sie von der Ansicht ausgingen, dass nur die *argumentatio* notwendig sei, die übrigen Teile dagegen auch fehlen könnten. Die Apollodoreer gingen aber in bezug auf die Teile der Rede noch weiter, sie behaupteten, nicht bloss die Vierzahl, sondern auch die angegebene Reihenfolge sei unumstösslich; auch diesem Satz traten die Theodoreer mit dem Einwand entgegen, dass es keine unabänderliche Reihenfolge der Redeteile gebe. Die Rede betrachteten die Apollodoreer als ein einheitliches, in sich geschlossenes Kunstwerk und zogen daraus die Folgerung, dass die verschiedenen Teile der Rede sich nicht wiederholen können, dass eine Rede mit zwei selbständigen *narrationes*, mit zwei Proemia eine Unmöglichkeit sei. Auch von dieser strengen Regel wollten

<sup>1)</sup> Über Alfius Flavius als Dichter vgl. § 329, 9.

die Theodoreer nichts wissen und beriefen sich auf die Praxis. Für die Erzählung schrieben die Apollodoreer Kürze, Deutlichkeit, Wahrscheinlichkeit vor. Auch an dieser Forderung mäkelt die Theodoreer, indem sie sagten, es sei nicht immer nützlich, kurz und deutlich zu sprechen. Wir sehen, wie auf diese Weise sich ein System der Rhetorik bilden musste. Das positive Schaffen fällt den Apollodoreern zu. Durch die Theodoreer wurden sie aber veranlasst, immer mehr ihre Sätze zu vertiefen und gegen Einwendungen zu schützen. Der Streit scheint nicht ohne tiefe Wirkung gewesen zu sein; das rhetorische Lehrbuch des Apollodor wurde von C. Valgius Rufus ins Lateinische übersetzt (§ 273). Noch bei Quintilian erkennen wir die Nachwirkungen jener Kontroverse.

Zeugnisse über die Apollodoreer und die Theodoreer. Quint. 3, 1, 17 *praecipue tamen in se converterunt studia Apollodorus Pergamenus, qui praeceptor Apolloniae Caesaris Augusti fuit, et Theodorus Gadareus, qui se dici maluit Rhodium, quem studiose audisse, cum in eam insulam secessisset, dicitur Tiberius Caesar. Hi diversas opiniones tradiderunt appellatique inde Apollodorei et Theodorei, ad morem certas in philosophia sectas sequendi.* Strabo 13, 625 C. *πολλὰ γὰρ ἐπεκράτει, μείζονα δὲ ἢ καὶ ἡμῶν ἔχοντα τὴν κρίσιν ὧν ἔστι καὶ ἡ Ἀπολλοδώρειος αἵρεσις καὶ ἡ Θεοδώρειος.* Über den Streit belehrt uns am besten der sog. Anonymus Seguerianus (Rhet. gr. ed. Spengel 1, 427), neuerdings unter dem Titel *Cornuti artis rhetoricae epitome* von JOANNES GRAEVEN, Berl. 1891, in trefflicher Bearbeitung herausgegeben. In einer Abhandlung Hermes 25, 36 habe ich an der Hand dieser Schrift den Gegensatz der beiden Schulen dargelegt. Über Quintilians (theodorischen) Standpunkt in der Frage vgl. Quint. 2, 13, 2.

#### δ) Die Philosophen.

**338. Die Schule der Sextier.** Zur Zeit des Augustus tauchte die Philosophenschule der Sextier auf; aber sie hatte nur eine kurze Dauer; kaum entstanden, schwand sie wieder dahin. Der Stifter der Schule war Q. Sextius, ohne Zweifel ein Mann, der vom Ernst einer hohen Lebensaufgabe erfüllt war; auf äussere Ehren hatte er schon unter Cäsar verzichtet und sich vom Staatsdienst fern gehalten, um völlig seinen Ideen zu leben (Sen. ep. 98, 13). Aber das Merkwürdige war, dass dieser Mann mit seinen Lehren auch sein Leben in Übereinstimmung brachte; es wird erzählt, dass er, wie einst Demokrit, den früher erzielten Gewinn in Athen zurückgestellt habe (Plin. n. h. 18, 274). Die Sprache seiner Schriften war die griechische, aber der Gedankeninhalt echt römisch. Sie zeichneten sich überdies durch Lebendigkeit und eine Eindringlichkeit aus, wie sie nur eine festgewurzelte Überzeugung an die Hand geben kann. Zu diesem Mann blickte als ihrem Meister eine kleine Gemeinde mit Andacht hinauf. Zunächst war es der Sohn, der den Spuren seines Vaters folgte; aber auch Fernerstehende fühlten sich von dem merkwürdigen Philosophen in hohem Grade angezogen; es kam sogar vor, dass der eine oder der andere seinem glänzenden Beruf entsagte, nur um ungestört der neuen Lehre folgen zu können. Ein interessantes Beispiel bietet L. Crassicius aus Tarent, der sich nach einem bewegten Leben der sextischen Schule anschloss. Zuerst mit der Bühne und den Bühnenleuten eng liiert leitete er späterhin eine Schule, welche besonders aus der vornehmen Welt stark besucht wurde, seit ihm ein Kommentar zu dem dunklen Gedicht des Helvius Cinna, der Smyrna, grossen Ruhm verschafft hatte. Plötzlich löste er seine Schule auf und wurde Anhänger der Sextier (§ 251). Auch bei Papirius Fabianus



erzielte Sextius eine mächtige Wirkung. Dieser war ein Schüler des Rhetors Arellius Fuscus und gelangte durch seine Deklamationen zu grossem Ruhm. Er ahmte anfangs den unharmonischen, zwischen Dürre und Überladung hin- und herschwebenden Stil seines Lehrers nach; allein nachdem er zu den Sextiern übergetreten, sagte er sich von demselben los. Jetzt sah er mehr auf die Eindringlichkeit der Gedanken als auf den Redeschmuck und suchte mehr durch das Ganze als durch gekünstelte Einzelheiten sich in die Seele des Lesers oder Hörers einzubohren. Dieser Stil gefiel dem Freund Senecas, Lucilius, nicht, und als er ein Werk des Fabianus durchgelesen, verhehlte er nicht dem Philosophen die Enttäuschung, die ihm die Lektüre bereitete. Darauf hin schrieb Seneca den an spitzen Wendungen und Antithesen reichen Brief (100), in dem er die Darstellungsweise des Fabianus verteidigt, dessen reiche philosophische Schriftstellerei hervorhebt, die an Umfang fast der philosophischen Ciceros gleich komme und ihn in bezug auf die Form gleich nach Cicero, Asinius Pollio und Livius folgen lasse. Auch der Vater Seneca beschäftigt sich mit dem Mann; in der Einleitung zu dem zweiten Buch der Kontroversien spricht er über dessen stilistische Wandelung, im wesentlichen stimmt sein Urteil mit dem seines Sohnes überein, nur dass er merkwürdigerweise noch die Dunkelheit als charakteristisch anführt. Weiter erzählt er uns, dass Fabianus noch nachdem er „übergetreten“ war, der Rhetorik sein Augenmerk zuwandte und bei Blandus studierte. Auch einige Proben aus seinen Deklamationen teilt er mit, interessant ist die Stelle, in der der Philosoph gegen den Luxus der Zeiten eifert (Controv. 2, 1 (9), 10). In diesen Stücken, die wahrscheinlich aus der ersten Periode seines Stils stammen, ist die Diktion eine rhetorisch gehobene. Späterhin pflegte er statt der Disputationen die Deklamationen, selbst vor einem grösseren Publikum sprach er (Sen. ep. 52, 11). Wie bei Sextius, so fällt auch bei Fabianus alles Schwergewicht auf das Handeln; Seneca konnte daher sagen, Fabianus sei kein Kathederphilosoph, sondern ein Philosoph von altem Schrot und Korn (de brev. vitae 10, 1). Sextier war ferner Cornelius Celsus, über den wir später eigens handeln werden. Auch der Lehrer Senecas Sotion scheint Berührungen mit dieser Schule gehabt zu haben.

Schriften des Sextier. Sen. ep. 59, 7 *Sextium lego, virum acrem, graecis verbis, romanis moribus philosophantem*. 64, 2 *cum legeris Sextium, dices: vivit, viget, liber est, supra hominem est, dimittit me plenum ingentis fiduciae*. — Der jüngere Sextius ist wohl (vgl. WELLMANN, Hermes 24, 546) Sextius Niger, der über Naturwissenschaftliches schrieb. Bei Plinius wird er als „*diligentissimus*“ medizinischer Schriftsteller benutzt. Vgl. Ind. 12—16, 20—30, 32—34. Erotian p. 94 Kl. citiert ein Werk *περί ὕλης*.

Schriften des Papirius Fabianus. Seneca ep. 100, 9 *Ciceronem, cuius libri ad philosophiam pertinentes paene totidem sunt quot Fabiani*. Citirt werden:

- 1) libri causarum naturalium, mindestens drei Bücher. (Diomedes 375, 22.)
- 2) De animalibus. (Charis. 105, 14.)
- 3) libri civilium. (Sen. ep. 100, 1.)

In den Quellenverzeichnissen des Plinius erscheint er B. 2, 7, 9, 11—15, 17, 23, 25, 28 und 36. Danach muss er auch Botanisches geschrieben haben, vgl. 18, 276.

Über seinen Stil: Sen. Controv. 2 praef. 1 und 2 *exercebatur apud Arellium Fuscum, cuius genus dicendi imitatus plus deinde laboris impendit, ut similitudinem eius effugeret quam inpererat ut exprimeret*. — ab hac (i. e. splendida oratio et magis lasciva quam laetta) cito se Fabianus separavit et luxuriam quidem cum voluit abiecit, obscuritatem non potuit eadere; haec illum usque in philosophiam prosecuta est. — deerat illi (sc. Fabiano) oratorium robur et ille pugnatorius mucro, splendor vero velut voluntarius non elaboratae

*orationi aderat. Sen ep. 100 mores ille, non verba composuit et animis scripsit ista, non auribus. — Fabianus non erat neglegens in oratione, sed securus. itaque nihil invenies sordidum: electa verba sunt, non captata nec huius seculi more contra naturam suam posita et inversa, splendida tamen, quamvis sumantur e medio: sensus honestos et magnificos habes, non coactos in sententiam, sed latius dictos. — deest illis oratorius vigor stimuli quos quaeris, et subiti ictus sententiarum, sed totum corpus videris: quamvis incompertum, honestum est.* HÖFIG, De Papirii Fabiani philosophi vita scriptisque, Bresl. 1852.

**339. Die Lehre der Sextier.** Wir haben keine Schriften der Sextier, in denen ihre Lehre vorgetragen wird, sind doch überhaupt ausser denen von Celsus gar keine Werke dieser Schule auf uns gekommen; wir haben auch keine Darstellung ihrer Lehren von fremder Hand. Was wir von den Sextiern wissen, beschränkt sich, um von Sotion abzusehen, auf einzelne meist von Seneca mitgetheilten Sätze. Und diese Sätze erinnern ungemein stark an die Stoa. Wir führen zwei der bekanntesten an. Sextius pflegte zu sagen, dass der brave Mann soviel vermöge als Jupiter (Sen. ep. 73, 12). Fabianus forderte, dass man gegen die Leidenenschaften nicht Distinktionen, sondern die innere Glut und Wärme, nicht Nadelstiche, sondern die Faust einsetze (de brev. vit. 10, 1). Aber viel wichtiger sind zwei Zeugnisse, welche uns in das Handeln der Sextier einen Blick thun lassen. Aus dem einen ersehen wir, dass Sextius jeden Abend eine Art Gewissensforschung vornahm und sich die Frage vorlegte, ob er irgend eine schlimme Eigenschaft abgelegt (Sen. De ira 3, 36, 1), aus dem andern, dass er sich der Fleischnahrung enthielt.<sup>1)</sup> Wie uns Seneca berichtet (Ep. 108, 17), begründete er diese letzte Massregel mit Humanitäts- und Nützlichkeitsrücksichten, er erachtete es für eine Grausamkeit, Tiere zu töten, diese Grausamkeit sei aber ganz zwecklos, da der Mensch der Fleischnahrung nicht bedürfe, und der Gesundheit das Vielerlei der Nahrung gar nicht zuträglich sei. Von der Begründung des Vegetarianismus mittels der Theorie der Seelenwanderung, wie sie Sotion gab, war er also weit entfernt.

Bei einer Schule, welche auf die Beobachtung äusserer Lebensvorschriften dringt, kann sich die Spekulation nicht besonders entwickeln. Wir kennen daher keine neuen Wahrheiten, welche die Sextier dem Schatz der Philosophie hinzugefügt; es fehlt die treibende Kraft, wie sie nur neue lebensfrische Ideen erzeugen können. Wie ein Meteor taucht die Sekte auf, um nach kurzem Glanz wieder zu verschwinden. Offenbar war es nur die originelle Persönlichkeit des Sextius, auf welcher die Schule ruhte; mit dem Hinscheiden derselben war es darum auch um sie geschehen; denn mag die Persönlichkeit noch so machtvoll sein, ihre Spuren verlieren sich nur zu bald; dem Reich des Geistes allein ist ewige Dauer beschieden.

Sen. n. quaest. 7, 32. 2 *Sextiorum nova et romani roboris secta inter initia sua, cum magno impetu coepisset, extincta est.*

Die griechische Spruchsammlung des sog. Sextus. Im 2. oder 3. Jahrh. n. Ch. legte ein Christ sich eine Sentenzensammlung in griechischer Sprache an; er benutzte zwar die Evangelien, aber er vermied es, spezifisch christliche Anschauungen zu berühren und den Namen Christus zu gebrauchen. Aber der Monotheismus durchdringt die ganze Sammlung. Von den Sprüchen sind manche bemerkenswert; so enthält z. B. der Spruch nr. 274 (p. 46) G.: *grandem poenam putato, cum desideriis obtinueris; nunquam enim compestcit desiderium possessio desideratorum* eine Wahrheit, welcher SCHOPENHAUER eine

<sup>1)</sup> Mit Recht betrachtet ZELLER, Griech. Philos.<sup>3</sup> 3, 1 p. 681 diese zwei Dinge als das am meisten Charakteristische der Sextierschule.



grossartige Vertiefung gegeben. Diese griechische Sammlung begegnet uns zuerst unter dem Titel *Σέξτον γνῶμαι* bei Origenes c. Cels. 8, 30, sie ist jetzt verloren. Ein Auszug ist aber in andere Sammlungen übergegangen (BOISSONADE, *Anecd.* 1, 127); auch werden einzelne Aussprüche sonst noch angeführt, z. B. von Porphyrios in der *epistula ad Marcellam*. Wer war dieser Sextus? Obwohl der Verfasser nur Sextus genannt wird (nicht Sextius), so hat man ihn doch mit einem der Sextier identifizieren wollen; so betrachtet z. B. OTT (Charakter und Ursprung der Sprüche des Philosophen Sextius, Rottweil 1861; Die syrischen auserlesenen Sprüche, ebenda 1862 und 1867) den jüngeren Sextius als Urheber, der das ursprüngliche System der Sextier durch pythagoreische und jüdische Elemente modifiziert habe. Allein von einer solchen Umbildung oder vielmehr Neubildung des Systems durch den jüngeren Sextius wissen wir nichts. Auch ist ja stets zu beachten, dass vor dem 3. Jahrh. sich keine Spuren der Sammlung finden. Dieselbe hat also nichts mit den Sextiern zu thun. Aller Wahrscheinlichkeit nach hiess aber der Verfasser Sextus. Dies hat dann wohl Anlass gegeben, einen *Σέξτος Πυθαγορικὸς φιλόσοφος* auf 1 n. Ch. anzusetzen, vgl. Eusebius 2, 144 Sch.

Die lateinische Spruchsammlung. Die griechische Sentenzensammlung wurde im 4. Jahrhundert von Rufinus ins Lateinische übertragen. In einem Brief an seinen Sohn gibt er einige Aufschlüsse über das übersetzte Werk, besonders interessant ist es, dass er als eine verbreitete Meinung anführt, dass der Sextus identisch sei mit Xystus, dem Bischof von Rom und Martyrer (nämlich Sixtus II 256—258). Er fügt seiner Übersetzung auch selbst einige Lehren des für seine Tochter bestimmten Büchleins hinzu: *addidi praeterea et electa quaedam religiosi parentis ad filiam, sed breve totum, ut merito omne opusculum vel enchiridion, si Graece, vel anulus, si Latine appelletur*. Diese Übersetzung ist, mit Ausnahme des von Rufinus hinzugefügten Teils, auf uns gekommen. Zur Erklärung des Titels „Anulus“ sind noch die vorausgehenden Worte heranzuziehen: *nunc ergo interim habeatur in manibus pro anulo liber*.

Die syrische Spruchsammlung. Auch in das Syrische wurde die griechische Sammlung übertragen. Wir haben zwei Versionen, eine stellt eine Auswahl dar und führt den Titel „Auserwählte Sprüche des h. Xystus, Bischofs von Rom“, eine andere gibt die ganze Sammlung. — Hauptschrift: *Sexti sententiarum recensiones latinam graecam syriacas coniunctas exhibuit* J. GILDEMEISTER, Bonn 1873.

#### ε) Die Fachgelehrten.

##### a. Die Philologen.

#### 1. M. Verrius Flaccus.

**340. Biographisches. — Verlorene Schriften.** Der berühmteste Lehrer der augusteischen Zeit war M. Verrius Flaccus. Seine Methode war eine charakteristische, sie ging auf Erregung des Ehrgeizes der Lernenden hinaus, zu dem Zweck veranstaltete er Wettkämpfe mit Preisverteilungen unter seinen Schülern; die Sieger erhielten ein kostbares oder seltenes Buch. Zuletzt wurde er sogar als Prinzenenerzieher an den kaiserlichen Hof berufen, wo er den Unterricht der Enkel des Augustus Gaius (20 v. Ch.—4 n. Ch.) und Lucius (17 v. Ch.—2 n. Ch.) leiten sollte. Verrius verlegte daher seine Schule in den kaiserlichen Palast; er durfte aber fortan keine neuen Schüler mehr aufnehmen; entschädigt wurde er jedoch durch ein hohes Honorar, 100,000 Sesterzien im Jahre. Allein Verrius war nicht bloss ein ausgezeichneter Lehrer, sondern er war auch ein hervorragender Philologe. Um Grammatik und Erforschung des antiken Lebens hatte er sich hohe Verdienste erworben. Leider sind diese Schriften fast alle verloren gegangen, nur eine ist handschriftlich überkommen, von einer andern haben sich Überreste auf Steinen erhalten. Wir meinen den von ihm zusammengestellten Kalender, den er in Marmortafeln eingraben und auf dem Forum in Praeneste aufstellen liess (*Fasti Praenestini*). Es ist eine sehr wahrscheinliche Vermutung, dass die Erläuterungen, welche diesem Kalender beigeschrieben sind, aus einem Handbuch, einem ge-

geschriebenen Kommentar des Verrius Flaccus zu dem Kalender ausgezogen wurden und dass dieses jetzt leider verlorene Werk auch Ovid bei Abfassung seiner *Fasti* als Führer diente. In sinnreicher Weise hat man späterhin, um den Gelehrten zu ehren, seine Statue bei dieser Marmortafel aufgerichtet. Hochbetagt starb Verrius unter der Regierung des Tiberius.

Die biographischen Notizen verdanken wir Suet. gr. 17. Die *Fasti Praenestini* sind erläutert von MOMMSEN CIL. 1, 363. Den Gedanken, dass noch ein kommentierter, dem Ovid vorgelegener (§ 303) Buchkalender des Verrius anzunehmen sei, macht sehr wahrscheinlich WINTHER, *De Fastis Verrii Flacci ab Ovidio adhibitis*, Berl. 1885.

Verlorene Schriften. Hier ist alles Nötige von O. MÜLLER p. XIII zusammengestellt worden:

a) **Grammatisches.** Verrius schrieb:

1) *De obscuris Catonis.* Die Schrift wird lediglich von Gellius 17, 6 (und zwar das 2. Buch) erwähnt. Dieselbe ist in den zweiten Schichten des Werks *de verborum significatu* benutzt, wie dies deutlich der Vergleich der Gellianischen Stelle mit der Glosse *Recepticum servum* erweist.

2) *De orthographia.* Gegen diese Schrift richtete der Grammatiker Scribonius Aphrodisius, der Schüler und Sklave des Orbilius, den die Gemahlin des Augustus, Scribonia, loskaufte und freiließ, eine heftige Schmähschrift (Suet gr. 19). Benutzt ist diese Monographie bei Velius Longus *de orthogr.* und andern Grammatikern.

3) *Epistulae.* Dass Verrius auch die Briefform für grammatische Untersuchungen wählte, bezeugt Serv. Aen. 8, 423; aus dieser Stelle fällt ein Licht auf seinen grammatischen Standpunkt, er beruft sich für ein *praeceptum* auf *exempla*, *auctoritas* und *ratio*. Es liegt also eine Vermischung der Analogie und Anomalie vor.

b) **Sakrales.** Hier ist anzuführen:

*Saturnus.* Nach Macrobius 1, 4, 7 war in diesem namentlich citierten „*libellus*“ das Fest der *Saturnalia* besprochen.

Viel Sakrales, besonders nach der ätiologischen Seite, behandelte der Buchkommentar zum Kalender.

c) **Historisches.** Auf diesem Gebiet haben wir den Verlust von folgenden Schriften zu beklagen:

1) *Rerum memoria dignarum libri.* Das erste Buch erwähnt Gellius (4, 5). Auch für Plinius war es allem Anschein nach eine ergiebige Quelle, es wird gemeint sein, wenn Plinius den Verrius Flaccus in den *Indices* 3, 7, 8, 14, 15, 18, 28, 29, 33, 34, 35 aufführt. Damit stimmt, was im Text dieser Bücher unter seinem Namen vorgebracht wird.

2) *Etruscarum (rerum) libri.* Schol. Veron. zu Verg. p. 103 KEIL.

**341. Verrius Flaccus de verborum significatu.** Die einzige, wenn auch in Trümmern uns erhaltene Schrift des Verrius Flaccus sind die ausserordentlich wertvollen lexikalischen Bücher. Im Laufe der Zeit hatte sich bei den Römern eine sehr reiche gelehrte Litteratur ausgebildet. Auf Sprache, Kultus, Staatswesen, Recht hatte sich die Forschung geworfen. Das Material, das in vielen Werken aufgespeichert vorlag, war so weitschichtig geworden, dass der Gedanke nicht ausbleiben konnte, die veralteten und nicht mehr recht verständlichen oder selten gewordenen Worte aus den verschiedenen gelehrten Autoren auszuheben und mit Erläuterungen in lexikalischer Anordnung dem Leser darzubieten. Diesen Gedanken führte Verrius Flaccus durch in einem Werk mit dem Titel „*De verborum significatu*“. Leider ist diese Fundgrube echter Gelehrsamkeit vom Schicksal hart mitgenommen worden. Einem späteren Geschlecht war das mit freigebiger Hand ausgestreute Material drückend geworden, es sehnte sich nach Erleichterung. Pompeius Festus, ein jüngerer Grammatiker, ein anmassender Mensch ohne besonderes Wissen, brachte daher das umfassende Werk in einen Auszug von 20 B., er merzte viele Glossen, die sich auf ganz veraltete Worte bezogen, aus und kürzte die aufgenommenen. Weiter hinaus ging seine Thätigkeit



nicht. Zwar wollte er anfangs seine dissentierenden Ansichten einschalten, allein er besann sich eines Besseren und sparte dieselben für ein zweites Buch auf, das den Titel *priscorum verborum cum exemplis* führen sollte. Merkwürdigerweise widerfuhr dem Festus dasselbe Los, das er dem Verrius bereitet hatte, in einer Zeit, die noch weniger Ansprüche an Gelehrsamkeit erhob, wurde auch er zusammengezogen; es geschah dies Ende des 8. Jahrh. von Paulus. Allein damit sind die widrigen Schicksale des Verrius noch nicht erschöpft. Von dem Auszug des Festus ging uns die erste Hälfte verloren, und auch die zweite ist nicht ohne Schaden geblieben. Wir müssen daher in den ersten Partien bei dem Epitomator Paulus Ersatz suchen. Dies die Unglücksgeschichte des glossographischen Werks. Aber auch noch im Innern des Werks verbirgt sich ein Stück Geschichte, nämlich die Geschichte von der Genesis desselben. Die Glossen sind unter die betreffenden Buchstaben des Alphabets eingereiht; innerhalb der einzelnen Buchstaben heben sich aber deutlich zwei Schichten ab; in der ersten werden die Glossen nach dem zweiten, manchmal auch noch nach dem dritten Buchstaben zu Gruppen vereinigt, wir finden Gruppen z. B. unter bo, ba, ge u. s. w. Aber eine streng alphabetische Anordnung, wie wir sie heutzutage in unsern Wörterbüchern herstellen, ist nicht durchgeführt. Auf diese Schicht, die wir die alphabetisch gruppierte nennen wollen, folgte eine zweite, welche dieses Prinzip der Anordnung nicht kennt. Es treten aber bestimmte Massen heraus, catonische Glossen, Erläuterungen von Werken der dramatischen Dichter, endlich Sakrales, für welche letzte Partie sogar neue Quellschriftsteller, Veranius, Labeo und der Augur Messalla erscheinen. Welches ist nun das Verhältnis der ersten Schichten zu den zweiten? Von wem rühren die letzten her? Aller Wahrscheinlichkeit nach von Verrius Flaccus selbst. Es sind die Materialsammlungen, die er sich angelegt, die ebenfalls unter alphabetische Gruppen gebracht und dem Werk eingereiht werden sollten. Allein diese Absicht blieb unausgeführt, vermutlich weil ihn der Tod mitten in der Arbeit überraschte. Sonach wären die glossographischen Bücher des Verrius ein Werk seiner letzten Lebenszeit, mit denen er nicht zu Ende gekommen. Erst eine fremde Hand hätte die in bestimmten Massen geschiedenen Materialsammlungen mit dem wenn auch nicht endgültig abgeschlossen, doch relativ fertig gewordenen Bestandteil vereinigt und so die zwei Schichten geschaffen, ein unharmonisches Werk.

Die Lebenszeit des Festus. Über die Zeit, in der Festus lebte, sind wir auf Vermutungen angewiesen; Charisius citiert 1, 220 *Porphyrrio ex Verrio et Festo*. Man wird dieses Citat dahin interpretieren müssen, dass bereits Porphyrio den Verrius in der Bearbeitung des Festus citierte, demgemäss wäre er vor Porphyrio, der wahrscheinlich im 4. Jahrh. (§ 265, 1 Anm.) lebte, anzusetzen.

Des Festus Verfahren beleuchtet folgende Stelle (p. 218, 1): *cuius (sc. Verrii) opinionem neque in hoc neque in aliis compluribus refutare minime necesse est, cum propositum habeam ex tanto librorum eius numero intermortua iam et sepulta verba atque ipso saepe confitente nullius usus aut auctoritatis praeterire et reliqua quam brevissime redigere in libros admodum paucos: ea autem, de quibus dissentio, et aperte et breviter, ut sciero, scripta in iis libris meis invenientur, <qui> inscribuntur priscorum verborum cum exemplis.* (NETTLESHIP, Lectures and Essays p. 201.)

Der Epitomator Paulus. Dass der Epitomator Paulus identisch mit dem bekannten Paulus Diaconus ist, daran hat mit Recht gegen BETHMANN WAITZ festgehalten (Gött. Gel. Anz. 1876 p. 1520). Vgl. jetzt des weiterem NEFF, *De Paulo Diacono Festi*

*epitomatore*, Leipz. Diss. 1891. Die Exzerpte aus Festus kehren auch in den übrigen Schriften des Paulus wieder (NEFF p. 35); dann zeigt die Vorrede des Auszugs die gleichen stilistischen Eigentümlichkeiten wie die übrigen Schriften des Paulus (NEFF p. 37); endlich spricht für die Identität die Widmung des Auszugs an Karl den Grossen.

Die zwei Teile des Werks. Die zwei Schichten hat zuerst O. MÜLLER erkannt (p. XVI). Das Verhältnis derselben zu einander bestimmt er dahin, dass er in der zweiten Schicht Zusätze des Festus erblickt, die er aber, wie man aus seinen Worten (p. XXXI) folgern muss, nicht mit den verlorenen Büchern *priscorum verborum* als identisch erachtet. Eine wesentliche Verbesserung erhielt diese Hypothese durch HOFFMANN (*De Festi de verborum significatione libris quæst.*, Königsb. 1886); auch er führt die zweite Schicht auf Festus zurück, allein er betrachtet sie lediglich als Materialsammlungen für die angekündigten *libri priscorum verborum*, nur durch einen Zufall seien sie mit seiner Epitome aus den *libri de verborum significatu* vereinigt worden (p. 48). Durch diese Formulierung fand die unorganische Art des ganzen Werks zwar eine Erklärung, allein weder passt diese zweite Schicht zu den angekündigten *libri priscorum verborum* noch überhaupt zu dem Bild des Festus, das sich unwillkürlich aus der vorliegenden Bearbeitung des Verrius Flaccus herausgestaltet. Da nichts in diesen zweiten Teilen über die Zeit des Verrius Flaccus hinausführt, so teilt REITZENSTEIN (Verrianische Forschungen, Bresl. 1887 [I Bd. 4 H. der Bresl. Abh.]) dieselben Verrius selbst zu, eine Ansicht, die zwar auch O. MÜLLER angedeutet, aber zugleich als weniger wahrscheinlich verworfen hatte (p. XXIX). Mit HOFFMANN stimmt er in der Annahme überein, dass erst von fremder Hand die zweiten Schichten hinzugefügt wurden, weiterhin darin, dass er dieselben ebenfalls für Materialsammlungen hält. REITZENSTEIN differiert aber von HOFFMANN insofern, als nach ihm diese Exzerpte des Verrius bestimmt waren, ebenso alphabetisch gruppiert und in die bereits vorhandene Sammlung einverleibt zu werden, ein Plan, der aber unausgeführt blieb.

Textesgeschichte. Das Werk des Festus erhielt sich in einem einzigen Codex, dem Farnesianus (s. XI), welcher sich jetzt in Neapel befindet. Aber von diesem Codex waren bereits um 1477, als er in die Hände des Manilius Rhallus kam, die Quaternionen 1—7 verloren gegangen, so dass nur noch die Quaternionen 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16 vorhanden waren, welche von der Mitte des Buchstaben M bis etwa zur Mitte des Buchstaben V reichen. Allein auch diesen fehlten Blätter, ferner hatten die Ränder durch Feuer und Schere Schaden genommen. Es kam ein neuer Verlust; die Quaternionen 8. 10. 16 verschwanden. Hier müssen wir auf die Abschriften (z. B. des Angelus Politianus, des Pomponius Laetus) und die darauf basierenden Ausgaben zurückgreifen, welche damals gemacht wurden. Von des Paulus zahlreichen Handschriften sind die wichtigsten Monac. 14734 s. X/XI, Leidensis-Vossianus 116, Trecensis 2291 s. X/XI.

Ausgabe von O. MÜLLER, Leipz. 1839; von dem Ungarn THEWREWK, Pest 1889.

## 2. Der Bibliothekar C. Julius Hyginus.

**342. Biographisches.** Über die Nationalität des C. Julius Hyginus war im Altertum eine doppelte Ansicht vorhanden; die einen hielten ihn für einen Spanier, die andern gaben Alexandria als seine Heimat an, und wussten noch im Besondern zu berichten, dass er von Caesar nach der Einnahme Alexandrias mit nach Rom genommen worden sei. Vielleicht ist diese doppelte Angabe dadurch zu erklären, dass Hyginus in Spanien geboren, aber frühzeitig nach Alexandria kam. Die Notiz, dass er von da durch Caesar nach Rom gelangte, klingt zu bestimmt, um als Erfindung zu gelten. C. Julius Hyginus war ein Schüler des Polyhistor Alexander. Freigelassener des Augustus wurde er später Vorstand der palatinischen Bibliothek und erteilte Unterricht; einer seiner Schüler war Julius Modestus. Befreundet war Hygin mit dem Dichter Ovid und mit C. Clodius Licinus, dem Consul suffectus des J. 4 n. Ch., der mit dem Historiker (Liv. 29, 22, 10) identisch ist (§ 331, 5).

Hauptquelle: Sueton. gr. 20 *C. Julius Hyginus, Augusti libertus, natione Hispanus (nonnulli Alexandrinum putant et a Caesare puerum Romam adductum Alexandria capta) studioso et audit et imitatus est Cornelium Alexandrum grammaticum Graecum.*

**343. Hygins landwirtschaftliche Schriften.** Wir finden deren zwei erwähnt, eine über den Ackerbau (de agri cultura) und eine



über die Bienen (de apibus). Man hat die letztere Schrift als einen Teil der ersteren betrachten wollen, allein in diesem Fall passt der Titel „de agri cultura“ nicht mehr, man würde vielmehr dann als Titel „de re rustica“ erwarten. Hygin wird von Columella „Meister (*paedagogus*)“ Vergils in der Landwirtschaft bezeichnet. Diese Bezeichnung wird dahin zu erklären sein, dass Vergil in seinen Georgica die Schriften Hygins als Quelle benutzte. Ist dies richtig, so müssen die landwirtschaftlichen Werke Hygins vor Vergils Georgica, also vor 37/36 fallen (§ 226); da aber diese in Varros landwirtschaftlicher Schrift, welche im J. 37 herausgegeben wurde, nicht erwähnt werden, so werden sie wohl um die Jahre 37/36 verfasst sein; denn das Studium derselben wird doch der Vergilischen Dichtung vorausgegangen sein. Von der landwirtschaftlichen Schrift werden zwei Bücher citiert (Charis. p. 142). Vermutlich waren in diesen zwei Büchern Ackerbau und Kultur der Nutzpflanzen erörtert. Viehzucht war dagegen, wie es scheint, nicht berücksichtigt; denn Plinius citiert Hygin, den er sehr ausgiebig (10—22) benutzt hat, nicht als Quelle in dem Buche, in dem er von den Haustieren handelt, auch ist auffallend, dass Vergil in der Lehre über die Viehzucht im wesentlichen Varro folgt. Des Autors Quellen werden meist Griechen gewesen sein; auf Nicander deutet die von Columella 11, 3, 62 angeführte Stelle.<sup>1)</sup> Dass er aber auch die Römer nicht verschmähte, beweist eine andere, ebenfalls von Columella beigebrachte Stelle (3, 11, 8), aus der man ersieht, dass für Hygin auch Tremellius Scrofa (§ 202) Fundgrube gewesen ist. Die Schrift über die Bienen<sup>2)</sup> war die erste lateinische Monographie über diesen Gegenstand. Columella charakterisiert diese Schöpfung als eine fleissige Arbeit, welche das bei verschiedenem Autoren (natürlich besonders Griechen) zerstreute Material gesammelt habe. Weiterhin teilt uns Columella mit (9, 2, 5), dass Hygin auch Dinge berührte, welche mehr für den Naturforscher als für den Landmann Interesse haben, endlich, dass er Mythologisches stark beigezogen habe. Ausser Vergil verwertete den Hygin Plinius in den entsprechenden Partien der Bücher 11 und 21.

Die Schriftsteller, welche vor Hygin die Landwirtschaft behandelten, waren Landwirte; wenn sie auch Bücher zu Hilfe nahmen, so stand ihnen doch immer noch die Erfahrung zur Seite. Hygin besass kein Gut, denn er war so arm, dass er auf Unterstützung befreundeter Personen angewiesen war. Er war Buchgelehrter und als solcher schrieb er über landwirtschaftliche Dinge. Durch ihn ward zum erstenmal die Landwirtschaft reine Buchgelehrsamkeit, eine für diese Disziplin verhängnisvolle Wendung.

Columella zählt 1, 1 die landwirtschaftlichen Autoren auf; nachdem er den Vergil genannt, fährt er fort (1, 1, 13): *nec postremo quasi paedagogi eius meminisse dedignemur; Julii Hygini. 9, 2, 1 Hyginus veterum auctorum placita secretis dispersa monumentis industrie collegit — atque ea, quae Hyginus fabulose tradita de originibus apum non intermisit, poeticae magis licentiae quam nostrae fidei concesserim.* — REITZENSTEIN, *De scriptorum rei rusticae libris deperditis* p. 18 (die Citate der Fragmente p. 53). UNGER, *Derr* sog. Cornelius Nepos p. 91. REISCH über die Monographie *de apibus* (Comm. Gryphisw. 1887 p. 42).

<sup>1)</sup> Vgl. mit dem Fragm. des Nicander bei Athen. 9, 369b.

<sup>2)</sup> Colum. 9, 13, 8.

**344. Hygins philologische Kommentare.** Wir haben Kunde von zwei Kommentaren erhalten; es sind dies

1. Der Kommentar zum Propempticon Pollionis von Helvius Cinna. Als Asinius Pollio eine Studienreise nach Griechenland antrat, schrieb Helvius Cinna ein Geleitsgedicht; in der alexandrinischen Poesie waren ja solche Propemptica nicht ungewöhnlich. Nun war aber Helvius Cinna durchaus *poëta doctus*, und zwar in einer Weise, dass seine Gedichte einen Kommentar notwendig machten. Wie sein Hauptwerk die Smyrna, so wurde auch sein Propempticon kommentirt. Den Kommentar zum letzteren Gedicht verfasste Hygin; eine Stelle teilt Charis. p. 134 mit, an derselben wird die Reiseroute berichtet. (§ 107).

2. Der Kommentar zu Vergil bestand aus mindestens 5 Büchern (Macrob. 6, 9, 7). Aus einem Auszug des Gellius (10, 16) erfahren wir, dass in diesem Werk besonders Schwächen der Aeneis aufgespürt waren; allein sie wurden nicht unter dem Gesichtspunkt der Feindseligkeit vorgebracht, sondern der Grund der Unvollkommenheiten wurde in der Nichtvollendung der Aeneis gesucht. Wenn, was wahrscheinlich, auch in dem Kommentar Hygins wie in dem betreffenden Kapitel des Gellius eine Reihe von tadelnswerten Stellen zugleich behandelt war, so müsste man annehmen, dass der Kommentar nicht ein zusammenhängender war, sondern in verschiedenen Kapiteln verschiedene Fragen erörterte. Auch auf Kritisches ging derselbe ein; für eine Lesart (Ge. 2, 247) berief er sich auf eine Handschrift, welche aus dem Hause Vergils stammte (Gell. 1, 21). Diese Stelle zeigt uns zugleich, dass nicht bloss die Aeneis, sondern auch die Georgica Objekt der Forschungen Hygins waren.

Die verschiedenen Stellen, in denen der Vergilkommentar citirt ist, untersucht im einzelnen RIBBECK, *Proleg. Vergil.* p. 117. Leichtfertig ist der Versuch, den BORGIVS machte *De temporibus etc.* Halle 1875 p. 27 Anm., um den Augusteer Hygin als Vergilkommentator zu beseitigen.

**345. Hygins historische und geographische Werke.** Die Citate der Autoren führen auf folgende Schriften:

1. Über berühmte Persönlichkeiten (*de vita rebusque illustrium virorum*). Unter diesem Titel findet sich ein Citat bei Gellius 1, 14, 1; es wird dort das 6. Buch, in dem die Rede von C. Fabricius war, angeführt. Allein bei Asconius p. 12 KS. kommt ein „*liber prior*“ eines Werks Hygins „*de viris claris*“ vor. Es fragt sich, wie sich beide literarische Produkte zu einander verhalten. Da offenkundig die Materie in beiden dieselbe ist, so wird man das letztere aus zwei Büchern bestehende als einen Auszug aus dem ersteren, mindestens 6 Bücher umfassenden anzusehen haben. Der Vorgang Varros wird hier bestimmend eingewirkt haben.

Die Hypothese Ungers, das unter dem Namen des Cornelius Nepos bekannte Feldherrnbuch sei von Hygin, ist, wie wir § 124 gesehen haben, nicht haltbar; auch seine Konstruktion des Hygin'schen Werks (I de historicis graecis; II de historicis romanis; III de regibus graecis; IV de regibus romanis; V de imperatoribus graecis (das Feldherrnbuch); VI de imperatoribus Romanis; VII de Romanis in toga claris) ist nicht möglich; ebenso ist die Ansicht, dass von Asconius nur ein besonderer Teil des ganzen Werks (die Nr. V und VI) citirt werde, unrichtig (der sog. Cornelius Nepos p. 222 fg).

2. *Exempla*. Unsere Kenntnis dieser Schrift beruht auf einer einzigen Stelle, Gell. 10, 18, 7, in der von dem Wettkampf erzählt wird, den



Artemisia zu Ehren des Mausolus veranstaltete, und zu dem sich Theopompus, Theodectes, Naucrates einfanden.

3. De familiis Troianis. Es ist bekannt, dass mit der Äneassage sich auch das Bestreben vornehmer römischer Familien verband, ihre Stammbäume auf trojanische Helden zurückzuführen. Die Geschichtschreibung unterstützte vielfach dieses Streben, bereits Varro hatte über die trojanischen Familien geschrieben (§ 187). Nach Servius Aen. 5, 389 wurde die Hygin'sche Monographie von Vergil zu Rat gezogen.

4. Urbes Italicae. Aus Servius und Macrobius erhalten wir Fragmente einer Schrift über die italischen Städte. Soweit sich nach diesen Fragmenten ein Schluss machen lässt, war die mythische Seite der Betrachtung stark vorgekehrt. An einer Stelle (Macrob. 1, 7, 19) wird als sein Gewährsmann Protarchus von Tralles genannt. Vermutlich schöpfte er viel aus dem verwandten Werk „Italisches“ seines Lehrers Alexander Polyhistor.

Eine Schwierigkeit bildet, dass Plinius nicht bloss für das dritte Buch, welches die Geographie von Italien darstellt, sondern auch für das vierte, fünfte und sechste, in denen er andere Länder durchgeht, Hygin unter den Quellen anführt. Demnach glaubt UNGER (Der sog. Cornelius Nepos p. 211) im Anschluss an BURSIAN (Fleckeis. J. 93, 768 Anm. 14), dass nur das zweite Buch, das Macrobius mit den Worten *in libro secundo urbium* erwähnt, sich auf die italischen Städte bezog, in den übrigen Büchern die Städte anderer Länder behandelt waren. Allein dem widerspricht das ausdrückliche Zeugnis des Servius Aen. 7, 678 *de civitatibus totius orbis multi quidem ex parte scripserunt, ad plenum tamen Ptolemaeus graece, latine Plinius. de Italicis etiam urbibus Hyginus plenissime scripsit et Cato in originibus; apud omnes tamen, si diligenter advertas, de auctoribus conditarum urbium dissensio invenitur, adeo ut ne urbis quidem Romae origo possit diligenter agnosci.* Diesem bestimmten Zeugnis gegenüber kann jene Anführung Hygins für andere Länder als Italien bei Plinius nicht in die Wagschale fallen, da hier der Autor auch für Nebensächliches verwertet sein konnte.

**346. Antiquarische Schriften.** Schon die Bücher über die trojanischen Familien und über die italischen Städte griffen, wie es scheint, stark ins antiquarische Gebiet über. Rein antiquarischen Charakters sind:

1. Über die Eigenschaften der Götter (*de proprietatibus deorum*). Nur aus Macrobius (3, 8, 4 und 3, 2, 13, an welcher Stelle „Hyllus“ MOMMSEN in „Hyginus“ verbessert), bekannt.

2. Über die Penaten (*De dis Penatibus*), ebenfalls nur durch eine Stelle des Macrobius (3, 4, 13) zu unserer Kenntnis gekommen.

Obwohl Hygin so viele Gebiete bebaut, ist er doch in keinem bahnbrechend gewesen; er lehnt sich stets an Muster an; so ist ihm für das Buch „über berühmte Personen“ und die „Beispiele“ Cornelius Nepos vorgegangen; eine Monographie über die trojanischen Familien hatte auch Varro verfasst, in seiner Geschichte der Italischen Städte konnte er sich an seinen Lehrer anschliessen, seine sakralen Schriften hatten ihr Vorbild in Werken Varros und des Nigidius Figulus, in den landwirtschaftlichen Büchern scheint er besonders Griechen gefolgt zu sein.

### 3. Der Mythograph Hyginus.

**347. Die unter dem Namen Hygins erhaltenen Schriften.** Von den Schriften, welche wir eben vorgeführt haben, ist ausser einigen Frag-

menten nichts gerettet; dagegen sind zwei Werke auf uns gekommen, welche zwar nicht den vollen Namen, aber doch den Namen Hyginus als Autor geben, nämlich ein astronomisches und ein mythologisches Handbuch. Dass beide Werke wirklich von einem Verfasser herkommen, kann erwiesen werden. In der „Astronomie“ sagt der Verfasser 2, 20 bei der Erwähnung des goldenen Vlieses, dass er darüber an einem andern Ort sprechen werde. Dies ist in der That in der dritten Fabel der Mythologie geschehen. Allein der Verfasser der Astronomie weist noch auf ein bereits erschienenes Werk hin; 2, 12 sagt er, dass er „*in primo libro Genealogiarum*“ über den erwähnten Gegenstand gehandelt habe. Mit diesen Worten erhalten wir ein drittes, wohl aus mindestens drei Büchern bestehendes Werk, welches den Titel „*Genealogiae*“ führte. Aus den Citaten ergibt sich zugleich die zeitliche Reihenfolge der drei Schriften: Genealogien, Astronomie, Mythologie. Auch diese neugewonnene dritte Arbeit ist nicht verloren gegangen; sie ist im Auszug vorhanden. Das mythologische Handbuch enthält nämlich auch Bruchstücke von Genealogien, so z. B. gleich im Eingang. Es ist daher eine sehr wahrscheinliche Annahme, dass Hygins Genealogien im Auszug mit der mythologischen Schrift verbunden worden sind. Die Vereinigung der beiden Werke wurde durch die Verwandtschaft des Inhalts nahe gelegt. Dieselbe war, wie es scheint, bereits vollzogen, als im J. 207 ein Lehrer Stücke daraus ins Griechische übersetzte; denn das für seine Übersetzungen benutzte Werk wird, „als die allen bekannte Genealogie“ bezeichnet; dasselbe enthält aber auch Stücke von nicht genealogischem Charakter, welche wir in unserem Handbuch nachweisen können.

Die Verweisungen in der Astronomie. Es sind drei Stellen, an denen in der Astronomie auf ein künftiges Werk hingedeutet wird; 2, 34 *sed quae post mortem eius Diana fecerit, in eius historiis dicemus*; allein hier hat BURSIAAN p. 766 mit Recht statuiert, dass Hyginus diese Verweisung in voller Gedankenlosigkeit aus seiner Quelle (Istros) herübergenommen; 2, 12 *Euhemerus quidem Gorgonam a Minerva dicit interfectam, de qua* (die Überlieferung schwankt zwischen *quo* und *qua*) *alio tempore plura dicemus*. Dieses Citat will BURSIAAN (p. 763, 5), indem er bei *qua* an Minerva denkt, gleich auf das folgende Kapitel beziehen, wozu aber *alio tempore* schlecht passt. Die dritte oben angeführte Stelle 2, 20 *quem Hesiodus et Pherecydes ait habuisse auream pellem, de qua alibi plura dicemus* lässt dagegen eine völlig zutreffende Deutung auf fab. 3 p. 33 B. zu. Wir müssen daher annehmen, dass Hygin damals, als er die Astronomie schrieb, mit dem Plane eines dritten Werks umging und dieses Werk im Auszug uns noch vorliegt. Auf dasselbe ist vielleicht auch 2, 42 zu beziehen. (Zweifel äussert DIETZE p. 24.)

Die Genealogien scheinen noch an einer anderen Stelle citirt zu sein: 2, 17 *a quibus (nutricibus nymphis) eum (Liberum) nutritum et nostri in progenie deorum et complures Graeci dixerunt*; denn statt *nostri* ist mit ROBERT (p. 234) wohl *nos* (SCHEFFER: *mos ipsi*) zu schreiben. Infolge dieser Korrektur setzt ROBERT das Citat in Beziehung zu dem genealogischen Fragment 182. — Vermutungen über den Inhalt der wohl über zwei anzunehmenden (doch vgl. BURSIAAN p. 762) Bücher der Genealogien deutet BURSIAAN p. 773 Anm. 24 an.

Bursians Ansicht. Die Anschauung, dass in der Astronomie nur auf die Genealogien hingezeigt werde und dass mit diesem Auszug aus den Genealogien ein nicht von Hygin herrührender Abriss des mythologischen Stoffs aus verschiedenen Quellen verbunden wurde, dass demnach nur zwei Werke, die Astronomie und die Genealogien, Hygin angehören (vgl. BURSIAAN p. 773), hat mit Recht ROBERT zurückgewiesen (Eratosthen. Catasterism. p. 235).

Die griechischen Übertragungen aus Hygin. Die der Grammatik des Dositheus angehängten Übertragungen aus Hygin ins Griechische finden sich zusammengestellt bei M. SCHMIDT, Ausg. p. LIV. Die einleitenden Worte lauten: *Μαξίμου καὶ Ἀπφῶ ὑπάρχουσιν πρό γ' εἰδῶν Σεπτεμβρίων Ὑγίνου γενεαλογίαν πᾶσιν γνωστήν μετέγραψα*,



ἐν ᾗ ἔσσονται πλείονες ἱστορίαι διεσκηνημέναι ἐν τούτῳ τῷ βιβλίῳ· θεῶν γὰρ καὶ θεᾶων ὀνόματα ἐν δευτέρῳ ἐξεπλέξαμεν κ. τ. λ. Der Übersetzer war zugleich Abschreiber der Genealogie. Das Übersetzte kündigt er an, es sind die Namen der Musen, ihrer Künste, ihrer Liebhaber und Kinder, der 12 Götter, der Wochentage, der 12 Sternbilder und dann eine Reihe von Erzählungen, endlich ein Kapitel über die Erfindungen. Vorhanden sind die Namen der Musen mit den Zusätzen, der 12 Götter, der Wochentage, der Sternbilder mit Erläuterungen, die Geschichten von Prometheus, von Philyra, von Odysseus und ein Fragment von den Qualen des Tantalus. Diese Geschichten stimmen im Inhalt mit denen bei Hygin überein, auch lassen sich die Titel der übrigen in Hygin aufzeigen, selbst das Kapitel über die Erfindungen fehlt hier nicht. Das was über die Musen gesagt ward, finden wir zwar jetzt nicht mehr bei Hygin, allein es kann ursprünglich da gestanden haben. Die Namen der Götter, der Wochentage und der Sternbilder scheint der Übersetzer aus anderen Quellen hinzugefügt zu haben (LANGE p. 7).

**348. Hygins Schrift de astronomia.** In den Handschriften ist das Werk entweder ohne Überschrift überliefert oder es wird verschieden betitelt, *de astronomia*, *de ratione sphaerae*, *de sideribus* u. a.<sup>1)</sup> Von den Herausgebern wurde es *Poetica astronomica* genannt.<sup>2)</sup> In dem Archetypus, aus dem unsere Handschriften stammen, war das letzte Blatt oder die letzte Lage verloren gegangen. Mit der Zeitrechnung bricht die Schrift ab. Der Verfasser beginnt mit einer langen Einleitung, in der ein M. Fabius,<sup>3)</sup> ein in der Grammatik, Poetik und Geschichte bewandeter Mann, angeredet wird; hier wird in breiter Weise dargelegt, was alles dem Leser vorgeführt werden soll. Es sind dies die Fundamentalbegriffe der Astronomie; allein bei den Sternbildern erzählt Hygin auch die denselben zu Grund liegenden Mythen (2. Buch), denen sich Angaben über Zahl und Lage der Sterne, aus denen die Sternbilder zusammengesetzt sind, anschliessen (3. Buch). In diesen Mythen folgt er vorwiegend den unter Eratosthenes Namen gehenden *καταστερισμοί*; ausserdem benutzte er Parmeniskos, den historischen Schriftsteller Asklepiades Tragilensis, Istros, Euhemeros, die Dichter Aratos, Kallimachos, Ciceros Aratea. Die Quellen der astronomischen Partien sind noch nicht genauer erforscht. Der Stil ist im ganzen holperig; charakteristisch sind die fortwährenden Verweisungen auf früheres und späteres.

Der Plan des Verfassers ergibt sich aus der Vorrede: *praeter nostram scriptiōnem sphaerae, quae fuerunt ab Arato obscurius dicta, persecuti planius ostendimus, ut penitus id quod coepimus exquisisse videremur. quod si vel optimis usus auctoribus effectū, ut neque brevius neque verius diceret quisquam, non inmerito fuerim laudari dignus et vobis, quae vel amplissima laus hominibus est doctis; si minus, non deprecamur in hac confectione nostram sententiam ponderari. ideoque maioribus etiam niti laboribus cogitamus, in quibus et ipsi exerceamur et quibus volumus nos probare possimus. etenim necessariis nostris hominibus scientissimis maximas res scripsimus; non levibus occupati rebus populi captamus existimationem.*

Verhältnis der Astronomie Hygins zu den *καταστερισμοί* des Eratosthenes. ROBERT untersuchte (*Eratosth.* Berl. 1878) das Verhältnis Hygins zu den sog. *καταστερισμοί* des Eratosthenes, welche er als einen Auszug aus einem grösseren Werk des Eratosthenes (*κατάλογος*) betrachtet, wobei der Epitomator die Anordnung der Sternbilder nach Arat änderte (p. 33). Das Verhältnis formuliert er so (p. 2): *exhibet Hyginus ea quae hodie in Catasterismis leguntur fere omnia — ordine tamen ita differt, ut, cum Catasterismorum auctor Aratum accurate sequatur, hic orbis signiferi sidera more Romano ab Ariete exorsus in medio libro coniunctim enumeret atque septentrionalem orbem antecedere, meridionalem sequi voluerit.* Weiterhin ist zu beachten, dass Hygin

<sup>1)</sup> Vgl. BURSIA, Fleckeis. J. 93, 761. BUNTE erachtet in der Wochenschr. f. kl. Philol. 1889 p. 62 nach den einleitenden Worten als den ursprünglichen Titel „Sphaera“.

<sup>2)</sup> Dieser Titel verleitete GÜNTHER im

vorliegenden Handb. V 1, p. 79 zu dem Irrtum, das Buch als ein Gedicht anzusehen.

<sup>3)</sup> Wer dieser Fabius ist, kann leider nicht ermittelt werden; Quintilian ist es nicht. Vgl. BURSIA l. c. p. 767.

„*Catasterismos ampliores necdum in hanc brevitatem contractos*“ vor sich hatte (p. 3) — aber nicht die *κατάλογοι* —, die Catasterismi wurden im Laufe der Zeit noch mehr gekürzt. Ausser den Catasterismi hat Hygin noch andere Quellen zu Rat gezogen; es werden viele Namen genannt; ein Verzeichnis derselben liefert BUNTE in seiner Ausgabe p. 3; allein es ist kaum anzunehmen, dass die genannten Autoren alle selbst von Hygin eingesehen wurden. Die Quellen des zweiten Buchs hat ROBERT einer Untersuchung unterworfen (p. 228 und 231); die Resultate derselben sind oben im Texte kurz angegeben.

Die beste Überlieferung bieten der Codex Reginensis-Vaticanus 1260 s. IX, der Codex in der Bibliothek der École de médecine in Montpellier 334 s. X (BURSIAN, Sitzungsbericht der Münch. Akad. 1876 p. 2) und der Dresdensis 183 s. IX/X. Unbrauchbar ist die Ausgabe von BUNTE, Leipz. 1875. Über die Überlieferung der Schrift und die Ausgaben handelt sorgfältig KAUFFMANN, *De Hygini memoria scholiis in Ciceronis Aratum Harleianis servata*, Breslau 1888 (Bresl. Studien 3 Bd. 4 H.). Für den Text der Schrift sind auch wichtig die Scholien des Harleianus 647 s. IX/X zu Ciceros Aratübersetzung; denn diese Scholien stammen alle aus der Astronomie Hygins. Über ihren Wert äussert sich KAUFFMANN also (l. c. p. 2): *scholia haec Hyginiana non solum ad restituendam Hygini memoriam multum conferunt, sed cum Hyginum cum Ciceronis Arato coniunctum offerant, ad utriusque libri astronomici per medium aevum propagati conditionem inlustrandam videntur apta. fluxisse ea apparet ex archetypo Hyginiano illo deperdito, a quo nostri codices originem petunt omnes, integriore.*

**349. Hygins mythologisches Handbuch.** Es sind hier drei Teile auseinander zu halten: 1. die Auszüge aus den Genealogien; 2. das Sagenbuch; endlich 3. die Indices. Die Genealogien gaben die Stammbäume der Götter und Heroen; das Sagenbuch erzählt uns die Mythen aus den verschiedenen Sagenkreisen; es ist dies der Hauptbestandteil des Buchs. In den Indices sind Zusammenstellungen nach den verschiedensten Gesichtspunkten gemacht, dieselben sind nicht bloss der Mythologie,<sup>1)</sup> sondern auch der Geschichte, Litteratur, Kunst und Geographie<sup>2)</sup> entnommen. Die Indices sind ein unorganischer Anhang, der nichts mit Hygin zu thun hat; dagegen sind, wie oben dargelegt worden, die Genealogien und Sagen aus zwei Werken Hygins zu einem Buch in der Weise zusammengestellt worden, dass der Redakteur auf die Genealogien die Sagen folgen liess. Beide Werke wurden aber nicht vollständig, sondern nur im Auszug mitgeteilt; von den Genealogien ist dies von vornherein klar, da ja dieselben ursprünglich aus mehreren Büchern bestanden; aber auch bei dem Sagenbuch ist diese Annahme wahrscheinlich.<sup>3)</sup> Wie das Werk von dem Epitomator betitelt wurde, können wir nicht mit Sicherheit bestimmen; dem griechischen Bearbeiter des J. 207 n. Ch. lag es, wie es scheint, unter dem Titel „Genealogie“ vor; die handschriftliche Überlieferung kennt keinen Titel; der jetzige „*Fabulae*“ stammt von dem ersten Herausgeber Micyllus.<sup>4)</sup>

Das mythologische Corpus war als vielbenutztes Hand- und Schulbuch im Laufe der Zeit manchen Veränderungen<sup>5)</sup> unterworfen. Es lag nahe, in dasselbe neue Stücke einzutragen, wie dies z. B. innerhalb der Indices geschehen ist. Auch Kürzungen traten ein. So lässt sich von den Indices

<sup>1)</sup> z. B. *qui licentia Parcarum ab inferis redierunt; qui lacte ferino nutriti sunt; quae impiae fuerunt.*

<sup>2)</sup> z. B. *oppida qui quae condiderunt — septem sapientes — septem opera mirabilia — insulae maximae.*

<sup>3)</sup> LANGE, *de nexu* p. 9 Anm. 2. SCHMIDT, *Ausg.* p. XXXVIII. Dagegen BURSIAN, *Fleckeis.* J. 93, 771 „während der an der Spitze stehende genealogische Abschnitt ein ganz

magerer, dürrer Auszug, gleichsam das blosse, des Fleisches beraubte Gerippe eines grösseren Werks ist, zeigt die zwar nicht kunstvolle, aber doch, abgesehen von den Verderbnissen der handschriftlichen Überlieferung, überall zusammenhängende Darstellung in den einzelnen *fabulae* nirgends den Charakter eines Exzerptes.“

<sup>4)</sup> BUNTE, *Ausg.* p. 19.

<sup>5)</sup> DIETZE p. 8 und p. 18.



zeigen, dass das Kapitel über die Erfinder Cassiodor in einer ausführlicheren Rezension vorlag.<sup>1)</sup> Auch unsere Überlieferung weist auf mehrere Fassungen, eine längere und eine kürzere hin. Ferner sind Verschiebungen eingetreten; eine können wir mit Sicherheit aufzeigen; Stück 137 bricht plötzlich ab, in Nr. 184b wird der Faden wieder aufgenommen. Weiterhin ist durch den häufigen Gebrauch auch die Sprache nicht intakt geblieben. Seltener werden wir Umdichtungen des zu Grunde liegenden griechischen Originals<sup>2)</sup> anzusetzen haben. Dass aber auch solche vorgekommen sind, dafür dient als Beispiel die Erzählung von der Sorge (220), welcher bekanntlich Herder den Stoff für sein Gedicht „Das Kind der Sorge“, entlehnte.<sup>3)</sup> — Das griechische Original sprach ohne Zweifel von der *Φορτίς*, welche in Gedanken verloren und spielend aus Thon ein Gebilde schuf. Sie bat Zeus, demselben Leben einzuhauchen. Zeus that dies, und so entstand der Mensch. Als nun aber die Frage aufgeworfen wurde, wer das neue Wesen besitzen sollte, erhoben ausser der *Φορτίς* auch Jupiter und die Erde Anspruch. Saturn wird als Schiedsrichter aufgerufen; er entscheidet, dass die Sorge den Menschen während seines Lebens besitzen solle, dass aber nach dem Tode der Geist des Menschen Zeus, die Gebeine der Erde zufallen sollten. So das griechische Original; der römische Bearbeiter setzte den Streit um den Besitz in einen Streit um den Namen um, sich stützend auf die verkehrte Etymologie *homo* von *humus*. Allein durch die Aufnahme dieses fremden Elements in die Sage wurde ihr einheitlicher Charakter zerstört. Dass durch die Übersetzung der *Φορτίς* in *cura* das „Sinnende“ verloren ging, ist der Sprache, nicht dem Übersetzer zur Last zu legen.

Das mythologische Handbuch hat für uns einen sehr hohen Wert; besonders der Teil, welcher die Sagen enthält, ist für die Kenntnis der Stoffe der griechischen Tragödie ein unentbehrliches Hilfsmittel; auch die Indices bergen in sich gute alte Gelehrsamkeit.

Überlieferung. Unser Text beruht auf einem jetzt verlorenen Frisingensis, von dem einige Fragmente im J. 1870 an den Tag traten. Nach diesem Codex veranstaltete Micyllus die erste Ausgabe im J. 1535, auf welche die Rezension jetzt angewiesen ist. Für einige Stücke bietet der Codex Strozianus der Germanicusscholien einen reineren (ROBERT p. 215) und von Interpolationen freieren (ROBERT p. 216) Text. Einer kürzeren Fassung scheinen anzugehören die von NIEBUHR in der Vaticana entdeckten Palimpsestblätter, abgedruckt bei M. SCHMIDT p. XLIX (vgl. DIETZE p. 9).

Ausgaben von BUNTE, Leipz. 1857; M. SCHMIDT, Jena 1872, der eine neue Anordnung der Stücke durchführt. — C. LANGE, *De nexu inter C. Julii Hygini opera mythologica et fabularum — librum*, Mainz 1865 (Bonner Diss.); hier werden bes. die Quellen des griech. Originals untersucht. BURSIAAN rezensiert Fleckeis. J. 93, 761 diese Schrift, allein die Rezension hat sich zu einer selbständigen, in alle Hyginfragen tief eingreifenden Abhandlung gestaltet. TSCHIASSNY, *Studia Hyg.*, Wien 1888; DIETZE, *Quaest. Hyg.*, Kiel 1890.

**350. Trennung des Bibliothekars Hygin und des Mythographen Hygin.** Nachdem wir einen Hygin als Verfasser einer Astronomie, eines genealogischen und mythologischen Werks kennen gelernt haben, harret noch das Problem der Lösung, ob dieser Hygin mit dem Grammatiker Hygin aus der augusteischen Zeit identisch ist. Für die Identität liegen keine äusseren Zeugnisse vor; der Verfasser der Astronomie und des mythologischen Handbuchs heisst in der Überlieferung lediglich Hyginus, auf

<sup>1)</sup> KNAACK, Herm. 16, 589.

<sup>2)</sup> WERTH, *De Graeci sermonis vestigiis*

(Schedae Philol., Bonn 1891 p. 113.)

<sup>3)</sup> BERNAYS, Ges. Abh. 2, 316.

der anderen Seite ist durch kein Zeugnis erhärtet, dass der Grammatiker Hygin jene Schriften geschrieben. Wir sind sonach zur Entscheidung der Frage lediglich auf innere Kriterien angewiesen. Diese aber sprechen in jeder Hinsicht gegen die Identifizierung. Der Mythograph zeigt eine solche Urteilslosigkeit in der Übertragung seines griechischen Originals, wie wir sie einem Mann, der als Grammatiker *non hercle ignobilis* genannt wird und der philologisch-kritische Arbeiten geliefert, nicht zutrauen können. Ein schlagendes Beispiel ist, dass er Astr. 2, 1 die leichte Korruptel *ΑΙΤΩΛΩΝ* statt *ΑΙΠΟΛΩΝ* nicht verbessert und in dem Mythos merkwürdigerweise von Ätolern statt von Hirten redet. Auch wenn das griechische Original heil geblieben ist, übersetzt er missverständlich,<sup>1)</sup> wie es ein Kenner der griechischen Sprache nicht thun kann. Ein schlagendes Beispiel bietet die Erzählung nr. 186, wo es heisst *Melanippen Desmontis filiam*. Dieses *Desmontes* ist gar kein griechischer Name; es ist durch ein Missverständnis aus der Aufschrift *περὶ Μελανίππης τῆς δεσμωτίδος* entstanden. In der Astronomie zeigt er eine sklavische Abhängigkeit von Eratosthenes. Wenn es richtig ist, dass dieses unter dem Namen *Καταστερισμοὶ* gehende Werk seine jetzige auf Zusammenziehung und Änderung der Reihenfolge basierende Gestalt nicht vor dem zweiten Jahrh. n. Chr. erlangt hat, so kann, da diese Gestalt schon bei der Vorlage Hygins vorauszusetzen ist, wiederum der Grammatiker Hygin der Verfasser nicht sein. Wir unterscheiden daher den Bibliothekar Hygin von dem Mythographen Hygin. Über den letzteren wissen wir nichts als dass er vor 207 n. Ch. gelebt hat.

Zeit des Mythographen Hygin. ROBERT, *Eratosth. Catasterism*. p. 35 äussert sich folgendermassen: *postea Eratosthenis opus in compendium contractum, genuinus ordo Arateo permutatus est. erat iam mythologici in Aratum commentarioli instar; inscribatur Καταστερισμοὶ, Eratosthenis tamen praeclarum nomen retinuit, quod tamen ne ante alterum p. Chr. saeculum factum esse reamur, Catasterismorum dictio impedire videtur . . . in eis quae Hyginum legisse necesse est insunt, quae ne primo quidem p. Chr. saeculo tribuere ausim, sermonis vitia, unde efficitur, ne Hyginum quidem illa aetate antiquiorem esse posse, diversum igitur esse Astrologiae et Fabularum auctorem a clarissimo Augusti liberto ac bibliothecario C. Julio Hygino*. Auch MAASS in seinen *Analecta Eratosthenica* (Philol. Unters. 6 Heft, Berl. 1883) will die Catasterismi, welche er dem Eratosthenes abspricht, in den Ausgang des ersten oder in den Anfang des zweiten Jahrh. n. Ch. verlegen (p. 33 und p. 54). Gegen den Beweis, auf dem diese Ansicht ruht, dass nämlich die astronomischen Angaben nicht zu der Zeit des Eratosthenes stimmen, richtet sich die Abhandlung BÖHMES, Rh. Mus. 42, 286.

Einen neuen Weg, um die Verschiedenheit der beiden Hygine zu erweisen, schlägt UNGER ein (Der sog. Cornelius Nepos p. 213). Ausgehend von der von M. SCHMIDT p. XXXI behaupteten Benützung der Metamorphosen (8, 386 13, 391) und des Ibis (302) in dem mythologischen Handbuch (nr. 148. 107. 123) kommt er zu der Schlussfolgerung, dass dann Hygin jenes Werk nur im späten Lebensalter geschrieben haben könne; dies widerstreite aber den Eingangsworten der Astronomie, nach denen jenes Werk, wie das genannte, in die Jugendzeit des Autors falle. Diese Schlussfolgerung ist unhaltbar, weil diese Zeitbestimmung nur für die der Astronomie vorausgehenden Genealogien Gültigkeit hat, nicht aber für das nach der Astronomie geschriebene Mythenbuch, dem die von SCHMIDT citierten Stücke angehören. UNGER identifiziert unrichtig unser ganzes Handbuch mit den Genealogien.

Der Gromatiker Hygin. Ausser dem Bibliothekar Hygin und dem Mythographen Hygin haben wir auch noch einen unter Trajan lebenden Gromatiker Hygin. Dass auch dieser nicht etwa der Verfasser der Astronomie (und Mythologie) sein kann, führt BURSIA, Fleckeis. J. 93, 767 aus: „Vergleichen wir den Abschnitt von dessen (des Gromatikers) Werke de limitibus constituendis, welcher von den astronomischen

<sup>1)</sup> Beispiele stellt BURSIA, Fleckeis. J. 93, 765 und 784 zusammen.



Grundlagen der Feldmesskunst handelt (p. 183 ff. Lachmann), mit der Astronomie unseres Hyginus (bes. grom. p. 184 f. mit astr. p. 568 f. und grom. p. 186 mit astr. p. 411 f.), so finden wir so bedeutende Abweichungen sowohl in Hinsicht auf die vorgetragenen Lehren als auch namentlich in bezug auf die technischen Ausdrücke, dass wir notwendig die beiden Werke als von verschiedenen Verfassern herrührend betrachten müssen.“

#### 4. L. Crassicius.

**351. Der Kommentar zu Cinnas Smyrna.** Wir haben S. 153 dargelegt, dass das Mitglied der jungrömischen Dichterschule C. Helvius Cinna ein Epyllion verfasste, in dem er in alexandrinischer Manier die Liebe der Smyrna zu ihrem Vater behandelte. Neun Jahre hatte er an diesem Werk gearbeitet; man kann darnach vermuten, welche entlegene Gelehrsamkeit hier zusammengeströmt war. Ein solches Gedicht bedarf natürlich der Interpretation. Dieselbe lieferte L. Crassicius mit dem Beinamen Pasicles, später Pansa genannt. Derselbe, ein Freigelassener aus Tarent, war zuerst für die Bühne thätig, indem er den Mimographen half; alsdann dozierte er in einer Winkelschule, da gab er seinen Kommentar zur Smyrna heraus und mit einem Schlag war er ein berühmter Mann. Ein umlaufendes Epigramm scherzte, dass Smyrna sich nur dem Crassicius anvertraue, dass es vergeblich sei, sich um sie zu bewerben, sie wolle sich bloss mit Crassicius vermählen, dem allein ihre grössten Geheimnisse bekannt seien. Sein Unterricht wurde jetzt von den Söhnen hochangesehener Familien aufgesucht; er konnte mit dem berühmten Verrius Flaccus in Wettstreit treten. Da löste er plötzlich seine Schule auf und bekannte sich zur Lehre der Sextier (Suet. gr. 18). Vgl. § 338.

#### 5. Q. Caecilius Epirota.

**352. Die Einführung der modernen Dichtungen in die Vorlesungen.** Q. Caecilius Epirota, gebürtig in Tusculum, war ein Freigelassener des Atticus, des bekannten Freundes von Cicero. Er unterrichtete die Tochter seines Patron, welche an M. Agrippa verheiratet war. Da Verdacht entstand, als ob er diese Vertrauensstellung missbrauche, wurde er entlassen. Der Elegiker Cornelius Gallus nahm sich seiner an und lebte mit ihm im vertrautesten Umgang, was dem Dichter von Augustus sehr verübelt wurde (§ 270). Nach dem Tode des Gallus eröffnete er eine Schule mit einer von ihm sehr beschränkten Schülerzahl. Er soll zuerst in lateinischer Sprache aus dem Stegreif disputiert und Vergil und andere moderne Dichter in den Kreis der Vorlesungen eingeführt haben. Für die Entwicklung der Litteratur war dies letzte Moment nicht ohne grosse Tragweite (Suet. gr. 16).

Andere Grammatiker und Philologen sind:

1. Sinnius Capito. Von Gellius werden Briefe des S. C. angeführt z. B. an Clodius Tuscus (5, 20, 2), welche grammatische Gegenstände behandeln. Der *liber de syllabis* (Pompeius 5, 110) wird auch ein solcher Brief gewesen sein. Lactantius citiert (Inst. 6, 20, 35) einen *liber spectaculorum*. Aus Hieron. in Gen. 3 wird man auf ein umfassendes Werk über Antiquitäten schliessen müssen. Bei Festus finden sich (z. B. p. 325) viele Erklärungen sprichwörtlicher Redensarten unter dem Namen des S. C., wahrscheinlich ebenfalls ein eigenes Werk (vgl. zuletzt REITZENSTEIN, Verr. Forsch. p. 22). — HERTZ, Sinnius Capito, Berl. 1845.

2. Cloatius Verus. Die Citate führen auf drei Schriften: 1. *libri quos inscripsit*

*verborum a Graecis tractorum* (Gell. 16, 12, 1); bei Macrobius 3, 18, 4 *in libro a Graecis tractorum*; 2. *Ordinatorum Graecorum libri* (Macrob. 3, 6, 2 3, 18, 8 3, 19, 2); 3. bei Festus werden Erklärungen aus dem römischen Sakralwesen einem Cloatius beigelegt z. B. p. 309, p. 193 u. s. w.). Es ist wohl unser Cloatius Verus und ein drittes Werk desselben über römische sakrale Ausdrücke anzunehmen.

3. Clodius Tuscus. Von ihm führt Serv. Aen. 1, 176 1, 52 2, 229 *commentarii* an; derselbe verfasste auch einen astronomischen Kalender, welcher nur in der griech. Übersetzung des Laurentius Lydus de ostentis p. 114 W. erhalten ist.

#### b. Die Juristen.

#### M. Antistius Labeo und C. Ateius Capito.

**353. Analogie und Anomalie in der Jurisprudenz.** Wir haben oben (§ 77) gesehen, dass zur Zeit Cäsars sich in der Grammatik ein Streit abspielte, in dem es sich um die Frage handelte, ob in der Sprache allgemein giltige Gesetze zur Anwendung kommen oder nicht, mit anderen Worten, ob in der Sprache das Prinzip der Analogie oder Anomalie herrsche. Auch bei der Darstellung der Rhetorik (§ 337) stiessen wir auf den gleichen Kampf, auch dort wurde darüber debattiert, ob sich die Rhetorik auf feste unumstössliche Gesetze zurückführen lasse oder nicht. Wie in der Grammatik der Gegensatz zur Bildung der zwei sich befehdenden Schulen, der Analogisten und Anomalisten führte, so schieden sich die Bearbeiter der Rhetorik in die zwei Lager der Apollodoreer und der Theodoreer. Es wäre ein Wunder, wenn die Jurisprudenz von diesem Kampf unberührt geblieben wäre, zumal da zwischen der Behandlung der Sprache und des Rechts unleugbare Ähnlichkeiten vorhanden sind. In der That finden wir in dieser Zeit auch zwei sich feindlich gegenüberstehende Sekten der juristischen Theoretiker; das Haupt der einen ist M. Antistius Labeo, das Haupt der andern C. Ateius Capito. Über den Gegensatz der beiden Schulen waren wir bisher lediglich auf das Zeugnis des Pomponius in den Digesten (1, 2, 2, 47) angewiesen; hier wird Labeo als Neuerer, Capito dagegen als Konservativer auf dem Feld der juristischen Doktrin hingestellt. Allein dieses Zeugnis vermag uns nicht völlig zu befriedigen, da es nicht über das innere treibende Prinzip, das die beiden Richtungen trennte, Aufschluss gibt. Zur Erkenntnis desselben können wir auf direktem Wege nicht gelangen, wohl aber verhilft uns dazu die Analogie. Aus Festus s. v. Penatis ergibt sich nämlich mit unumstösslicher Sicherheit, dass Labeo in der Sprache Analogist war, d. h. feste Regeln und Gesetze statuierte. Ist es nun denkbar, dass dem Labeo sich in der Sprache der Gegensatz zwischen Analogie und Anomalie aufdrängte, in der Rechtswissenschaft aber nicht? Es ist dies eine Unmöglichkeit, denn der Jurist und der Grammatiker wandeln auf dem gleichen Wege; der eine wie der andere sucht nach Regeln, durch welche eine Mehrheit einzelner Erscheinungen unter einen einheitlichen Gesichtspunkt gebracht werden kann; beiden stellen sich aber Fälle entgegen, welche sich der allgemeinen Regel nicht fügen wollen, die Ausnahmen in der Grammatik, die *iura singularia* in der Jurisprudenz; beiden muss also sich der Gegensatz von Analogie und Anomalie, von Gesetzmässigkeit und Regellosigkeit in ganz gleicher Weise fühlbar machen; beide müssen in dieser Streitfrage Stellung nehmen. Wird aber zugegeben,



dass Labeo in der Jurisprudenz an jenem Gegensatz, der auch zu derselben Zeit das Gebiet der Grammatik und der Rhetorik beherrschte, nicht vorübergehen konnte, so ist damit auch die Stellung gegeben, welche er zu jener Kontroverse einnahm; der Mann, der die Grammatik vom Gesichtspunkt der Analogie aus betrachtete, kann natürlich nicht die Rechtswissenschaft vom entgegengesetzten Standpunkt aus behandelt haben.

War aber Labeo juristischer Analogist, so musste sein Gegner selbstverständlich juristischer Anomalist gewesen sein. Mit einem Schlage wäre damit über die prinzipielle Differenz, welche beide Schulhäupter trennte, Licht verbreitet.

Dass ein Kampf, wie der gekennzeichnete, viele Jahre hindurch währen musste, ist klar. Seinen relativen Abschluss konnte er eigentlich nur finden, nachdem das Rechtssystem aufgestellt war. Mit der Zeit traten die Urheber des Streites zurück. Die Schulen wurden sogar nach andern Häuptern genannt, die Schule Labeos nach Proculus die Proculianer, die Schule Capitos nach Sabinus und Cassius die Sabinianer oder Cassianer.

Zeugnisse über die beiden Schulen. Dig. 1, 2, 2, 47: *his* (Labeo und Capito) *duo primum veluti diversas sectas fecerunt; nam Ateius Capito in his, quae ei tradita fuerant, perseverabat; Labeo ingenii qualitate et fiducia doctrinae, qui et ceteris operis sapientiae operam dederat, plurima innovare instituit.* Über ihre politische Richtung vgl. Tacit. Ann. 3, 75.

Labeo als grammatischer Analogist. Festus s. v. *penatis* p. 253 sagt: *Penatis singulariter Labeo Antistius posse dici putat, quia pluraliter Penates dicantur, cum patiatur proportio etiam Penas dici, ut optimas, primas, Antias.* Wer den Nominativ Singular eines nur im Plural vorkommenden Wortes finden will, muss an die Analogie, d. h. an die Gesetzmässigkeit der Sprache glauben, er muss schliessen: wie sich *optimates* zu *optimas*, so muss sich *penates* zu dem gesuchten Nominativ verhalten; er muss nach dieser Proportion *penas* sein. Er kann an der Hand der Analogie noch weiter gehen; er kann schliessen: wie sich *optimatis* zu *optimas* verhielt, so verhielt sich *penatis* zu *penas*. Auf diese Weise gewinnt er den Nominativ *penatis*.

SCHANZ, Die Analogisten und Anomalisten im röm. Recht. Philol. 42, 309; nicht durchschlagende Bedenken gegen unsere Auffassung äussert KRÜGER, Geschichte der Quellen und Litteratur des röm. Rechts, Leipz. 1888 p. 142, 9.

**354. Die Schriftstellerei des Labeo und Capito.** Von den beiden Schulhäuptern entfaltete Labeo eine ungleich reichere litterarische Wirksamkeit als Capito. Labeo behandelte das Recht nach den verschiedensten Seiten hin, er schrieb theoretische Untersuchungen, ferner Kommentare, auch in der Systematik des Rechts war er thätig. Des Mannes wissenschaftlicher Reichtum war so gross, dass selbst aus seinem Nachlass ein umfassendes Werk von 40 Büchern veröffentlicht werden konnte. Im Ganzen bezifferte man den Umfang seiner litterarischen Produktion auf 400 Rollen. Dem gegenüber ist die Schriftstellerei Capitos fast verschwindend. Diese Erscheinung erklärt sich aus der verschiedenartigen geistigen Eigentümlichkeit der beiden Gelehrten. Labeo zeigte in seinen Studien einen universellen Zug, er pflegte ausser seiner Fachwissenschaft noch andere Disziplinen, die Grammatik, die Altertumskunde und die Dialektik. Durch diese Studien wurde sein Blick beträchtlich erweitert. Aber das Entscheidende war, dass er an feste, unumstössliche Sätze in der Jurisprudenz glaubte, denn dieser Glaube musste ihn zum positiven Schaffen dringen. Anders derjenige, welcher von der Anomalie des Rechts ausgeht und daher an der Möglichkeit, zu allgemein giltigen Sätzen zu gelangen, verzweifelt. Seine Aufgabe wird sich negativ äussern, er wird dem Analogisten, dem positiven Schöpfer des Rechts Schwierigkeiten machen, Einwürfe erheben und seinen Gegner dadurch zwingen, den Rechts-

satz schärfer zu formulieren oder ihn durch einen zweiten Rechtssatz zu ergänzen; allein er wird nichts oder wenig Positives für die Rechtswicklung beibringen, und dies scheint bei Capito der Fall gewesen zu sein.

Die Studien Labeos. Gell. 13, 10, 1 *Labeo Antistius iuris quidem civilis disciplinam principali studio exercuit — sed ceterarum quoque bonarum artium non expers fuit et in grammaticam sese atque dialecticam litterasque antiquiores altioresque penetraverat latinarumque vocum origines rationesque percalluerat, eaque praecipue scientia ad enodandos plerosque iuris laqueos utebatur.*

a) **Schriften des Labeo** werden folgende erwähnt:

1) *Pithana* (einleuchtende Rechtsaxiome). Dieses Werk (8 Bücher) ist in den *Digesten* in einem kritisierenden Auszug von Paulus benutzt worden; es sind 34 Stellen daraus ausgezogen.

2) *De iure pontificio* (mindestens 15 Bücher), wissenschaftliche Durcharbeitung der Pontificalbücher. An sechs Stellen wird das Werk von Festus citiert (p. 249, p. 253 (bis), p. 348, p. 351 bis). Auch Gell. 1, 12, 1 wird hieher gehören (zweifelhaft Macrobius 3, 10, 4).

3) Kommentar zu den XII Tafeln. Dieses Werk wird von Gellius erwähnt (1, 12, 18 20, 1, 13 6, 15, 1), nicht aber in den *Digesten*. Im Anschluss an die XII Tafeln wurden viele rechtliche Bestimmungen gegeben.

4) Kommentar zum praetorischen Edict. Hier liegt uns das Zeugnis des Gellius vor (13, 10, 3): *praeterea in libris, quos ad praetoris edictum scripsit, multa posuit partim lepide atque argute reperta, sicuti hoc est, quod in quarto ad edictum libro scriptum legimus.* Die meisten Citate Labeos gehen auf dieses Werk zurück. Demnach ergibt sich als Bild des Kommentars: „Fassung und Bedeutung des Ediktes werden kritisiert, seine Worte werden erklärt, deren Sinn festgestellt, durch historische Exkurse über die Veranlassung des Gesetzes und Beispiele aus der Praxis erläutert, das Ediktsrecht durch extensive Interpretation weiter entwickelt“ (PERNICE, Labeo 1, 55). Nun citiert aber Ulpian in den Dig. 50, 16, 19: *Labeo libro I praetoris urbani* und 4, 3, 9, 4 *Labeo libro XXX praetoris peregrini*. Wahrscheinlich ist aber dasselbe Werk gemeint, das in zwei Abteilungen zerfiel, den Kommentar zum Edikt des Praetor urbanus, und den Kommentar zum Edikt des Praetor peregrinus (im Anhang). Es konnte nun der Buchzahl, welche durch das ganze Werk lief, auch der Name der Abteilung hinzugefügt werden (Pernice Labeo 1, 59).

5) *Libri epistularum* werden lediglich von Pomponius in den Dig. 41, 3, 30, 1 citiert, es sind wissenschaftliche Korrespondenzen über Rechtsmaterien.

6) *Liber responsorum*; eine Sammlung von Rechtsgutachten, mindestens aus 15 Büchern bestehend (Collat. 12, 7, 3).

7) *Libri posteriores*. Gell. 13, 10, 2 *sunt libri post mortem eius editi, qui Posteriores inscribuntur, quorum librorum tres continui, XXXVIII et XXXIX et XL, pleni sunt id genus rerum ad enarrandam et illustrandam linguam latinam conducentium*, d. h. die drei letzten Bücher enthielten sprachliche und grammatische Erörterungen zur Erläuterung juristischer Definitionen, die vorausgegangenen Bücher gaben Untersuchungen über civile Rechtsinstitute. Die Citate gehen in den *Digesten* nicht über das 37. Buch hinaus, sie stammen aus zwei Auszügen Javolens, von denen der eine durch *Labeo libro — Posteriorum a Javoleno epitomatorum*, der andere durch *Javolenus libro — ex posterioribus Labeonis* eingeführt wird (PERNICE, Labeo 1, 69).

Nicht sicher ist, ob Labeo einen Kommentar zum ädilischen Edict (wegen Dig. 21, 1, 1) und eine Erläuterung zur *lex Papia Poppaea* geschrieben (wegen 24, 3, 64, 9). Vgl. PERNICE, Labeo 1, 66.

b) **Schriften des Capito** sind zu unserer Kenntnis folgende gekommen:

1) *Coniectanea* (aus mindestens 8 Büchern bestehend). Das 8. Buch hatte den Spezialtitel „*de iudiciis publicis*“. (Gell. 4, 14, 1.)

2) *De pontificio iure* in mindestens 7 Büchern. (Gell. 4, 6, 10 Fest. p. 154.)

3) *De iure sacrificiorum* (Macrobius 3, 10, 3).

4) *De officio senatorio*. (Gell. 4, 10, 7). Aber vielleicht bildete dieser Tractat das 9. Buch der *Coniectanea*; denn dass in demselben über den Senat die Rede war, beweist Gell. 14, 7, 12 14, 8, 2.

5) *Epistulae* (Gell. 13, 12, 1).

#### c. Die Techniker.

#### Der Baumeister Vitruvius Pollio.

**355. Vitruvs Werk über die Architektur.** Eine interessante Erscheinung in der fachwissenschaftlichen Litteratur ist das Werk Vitruvs



über die Architektur, von grosser Wichtigkeit schon deshalb, weil es die einzige römische Schrift dieser Art ist, welche uns überkommen ist. Vor Vitruv hatten zwar einige Schriftsteller auch auf diesem Gebiet ihre Kräfte versucht, zuerst Fuficius, dann Varro in seiner Encyclopädie, endlich Publius Septimius (p. 160, 8). Allein diese Schriften sind vermutlich vielfach lückenhaft gewesen. Das Fach der Architektur in vollem Umfang scheint unter den Römern allein Vitruv dargestellt zu haben. Wenigstens unterlässt er nicht, mehrfach hervorzuheben, dass er die „umherirrenden“ Teile der Baukunde zu einem Ganzen vereinigt habe (p. 2, 15 p. 83, 15). Vitruv schrieb als Fachmann, denn er erbaute eine Basilika in der Colonia Fanestrus (p. 106, 12) und unter Augustus hatte er mit zwei andern Baumeistern die Konstruktion der Wurfmaschinen und Wurfgeschosse zu leiten und bezog für seine Thätigkeit eine Besoldung, welche ihm auch, wie man nach seinen Worten schliessen muss, als Pension weitergewährt wurde. Wies dies schon auf engere Beziehungen zum Hofe hin, so sprechen auch andere Anzeichen für dieselben. Der Baumeister war bereits mit Caesar bekannt (p. 59, 16 p. 203, 11), dann konnte er sich auch der Empfehlungen von Seite der Schwester des Augustus, der Octavia, rühmen (p. 2, 7). Da Augustus dem Bauwesen eine besondere Sorgfalt angedeihen liess, so fasste Vitruv den Plan, seiner Dankbarkeit dadurch Ausdruck zu geben, dass er dem Kaiser sein Werk widmete. Als er dasselbe schrieb, war er schon hochbetagt, denn er klagt, dass das Alter seine verheerende Wirkung an seiner Person ausübe und seine Gesundheit geschwächt sei (p. 32, 23). Die Abfassung erfolgte nach der Erbauung des Quirinstempels, 16 v. Ch. (70, 4) und vor der Errichtung eines zweiten Steintheaters, 13 v. Ch. (p. 71, 3). Sein Werk schliesst weit mehr in sich als wir heutzutage unter der Architektur verstehen; nicht bloss Hoch- und Tiefbau werden abgehandelt, sondern auch die gesamte Maschinentechnik. Die Gliederung ist folgende: In den ersten sieben Büchern ist von den Bauten im engeren Sinn die Rede, im achten von der Beschaffung des Wassers, im neunten von der Konstruktion der Uhren, endlich im zehnten von dem Maschinenwesen. In dem Hauptteil über die Architektur erörtert das erste Buch die Grundlagen der Baukunst und der Städteanlagen, das zweite die Baumaterialien, das dritte und vierte die Tempelbauten, das fünfte den Bau der profanen Gebäude, der Theater, Bäder, das sechste die Privatgebäude, das siebente den Verputz. Auf seine Gliederung des Stoffs legt der Autor hohen Wert und er wird nicht müde, zu Anfang und zu Ende der einzelnen Bücher Rekapitulationen anzubringen. Charakteristisch sind auch die Einleitungen zu den einzelnen Büchern, da sie besonders das Wissen verherrlichen. In Bezug auf die Darstellung will Vitruv Kürze und Gedrungenheit anstreben (p. 103, 22 p. 104, 18), für den Ausdruck nimmt er, da er als Architekt, nicht als Rhetor, nicht als Grammatiker, nicht als Philosoph schreibe (p. 11, 3), die Nachsicht des Lesers in Anspruch. Allein von einzelnen Wendungen abgesehen bietet die Diktion keine sehr erheblichen Anstösse dar und der Fluss der Rede geht ruhig dahin. Seinen Stoff schöpft er aus eigener Erfahrung (p. 204, 5 p. 269, 10) und dem genossenen Unterricht (p. 91, 12 p. 269, 11), zum grössten Teil aber aus den griechischen Fachschriftstellern. Öfters nennt er diese aus-

drücklich als seine Quellen, in der Einleitung zu dem siebenten Buch (p. 158, 13) teilt er einen grossen Katalog von solchen griechischen Schriftstellern mit, der uns mit Erstaunen über die Fruchtbarkeit der Griechen auch auf diesem Gebiet erfüllt. Allein es ist nicht wahrscheinlich, dass Vitruv alle diese Schriften gelesen, wenn er sich auch so ausdrückt; er wird jene Zusammenstellung bereits in einer seiner Quellen vorgefunden haben. Auf der anderen Seite ist es aber auch unwahrscheinlich, dass Vitruv sich auf das Ausschreiben eines Werkes wie z. B. des Varro beschränkte; da er in jener Vorrede heftig gegen die Plagiatores loszieht, so würde er sich ja ganz unnötiger Weise selbst das Urteil gesprochen haben. Die verschiedenen von ihm behandelten Zweige seiner Disziplin machten ohnehin eine Mehrheit der Quellen notwendig. Über das Materielle der Leistung vermag nur der Sachkenner ein massgebendes Urteil zu fällen, es wird öfters über die Unklarheit der technischen Vorschriften Klage geführt<sup>1)</sup> und in dieser Hinsicht ist es besonders zu bedauern, dass die Zeichnungen, die er zur Erläuterung seinem Werk beigegeben (p. 80, 5 p. 214, 4 p. 215, 8), sich nicht erhalten haben. Trotz alledem müssen wir dem Autor dankbar sein, dass er uns eine ganz neue Welt mit einer Fülle von Problemen erschlossen hat. Selbst der Laie empfängt eine Reihe von interessanten hochwichtigen Anregungen aus dem Buch und liest nicht ungern die eingestreuten Erzählungen. Auch für die Person des Autors erwärmt uns die Lektüre. Es freut uns zu sehen, welche hohe Anforderungen er an seinen Beruf stellt (p. 3, 12), wir gewahren nicht ohne Rührung, dass auch dieser schlichte Baumeister von dem, was die edelsten Geister des Altertums gefangen hielt, von der Liebe zum Nachruhm tief ergriffen ist. Die äusseren Güter achtet er weniger, ihn hebt die Hoffnung, dass er durch sein Werk seinen Namen der Nachwelt überliefern werde (p. 133, 6 u. 9); diese Hoffnung hat ihn nicht betrogen.

Namen des Autors. Die Handschriften des Werkes nennen ihn Vitruvius, die Epitome Vitruvius Pollio.

Gliederung. p. 15, 5 *partes ipsius architecturae sunt tres, aedificatio, gnomonice, machinatio*. Mit dieser Gliederung steht die Einteilung des Werkes, welches der Beschaffung des Wassers ein eigenes Buch widmet, nicht im Einklang.

Quellen. p. 160, 4 folgen auf den Katalog die Worte: *quorum ex commentariis quae utilia esse his rebus animadverti, collecta in unum coegi corpus, et ideo maxime quod animadverti in ea re ab Graecis volumina plura edita, ab nostris oppido quam pauca. Fuficius enim mirum de his rebus ni primus instituit edere volumen, item Terentius Varro de novem disciplinis unum de architectura, Publius Septimius duo. amplius vero in id genus scripturae adhuc nemo incubuisse videtur, cum fuissent et antiqui cives magni architecti, qui potuissent non minus eleganter scripta comparare* — p. 8, 3: *ideoque de veteribus architectis Pytheos, qui Prienae aedem Minervae nobiliter est architectatus, ait in suis commentariis* (cf. p. 90, 23) — p. 110, 20 (über die Harmonie) *ut potero quam apertissime ex Aristoxeni scripturis interpretabor et eius diagramma subscribam finitionesque sonituum designabo, uti qui diligentius attenderit facilius percipere possit* — p. 204, 5 *ex his autem rebus sunt nonnulla quae ego per me perspexi, cetera in libris graecis scripta inveni, quorum scriptorum hi sunt auctores Theophrastos Timaeus Posidonios Hegesias Herodotus Aristides Metrodorus, qui magna vigilantia et infinito studio locorum proprietates, aquarum virtutes, ab inclinatione caeli regionum qualitates ita esse distributas scriptis dedicaverunt. quorum*

<sup>1)</sup> Er selbst sagt p. 263, 3: *quantum potui niti ut obscura res per scripturam dilucide pronuntiaretur contendere, sed haec non est facilis ratio neque omnibus expedita ad intellegendum praeter eos qui in his generibus*

*habent exercitationem. quod si qui parum intellexerit ex scriptis, cum ipsam rem cognoscet, profecto inveniet curiose et subtiliter omnia ordinata.*



*secutus ingressus in hoc libro perscripsi quae satis esse putavi de aquae varietatibus.* Über Archimedes vgl. p. 206, 9, p. 5, 27, über Berosus p. 224, 22, über Aristarch von Samos p. 225, 19 — p. 260, 18, nachdem er von verschiedenen Apparaten des Ktesibios gesprochen, fährt er fort: *e quibus quae maxime utilia et necessaria indicavi selegi, et in priore volumine de horologiis, in hoc de expressionibus aquae dicendum putavi. reliqua quae non sunt ad necessitatem sed ad deliciarum voluptatem qui cupidiores erunt eius subtilitatis ex ipsius Ctesibii commentariis poterunt invenire.* — p. 275, 18 *quae sunt ab Diade de machinis scripta quibus sint comparationibus exposui. nunc quemadmodum a praeceptoribus accipi et utilia mihi videntur exponam.*

Die Überlieferung basiert ROSE auf die zwei Handschriften, den Harleianus 2767 s. IX und den Gudianus 69 s. XI. Hauptausgabe von ROSE und MÜLLER-STRÜBING, Leipzig 1867. *Index Vitruvianus* von NOHL, Leipzig 1876. Übersetzt und erläutert von REBER, Stuttg. 1864. TERQUEM, *La science rom. à l'époque d'Auguste, Étude historique d'après Vitruve*, Paris 1885.

Auszug des M. Cetus Faventinus. Das Werk des Vitruv wurde auch in einen Auszug gebracht; in mehreren Handschriften führt derselbe den Titel: *De diversis fabricis architectonicae* ohne Nennung eines Autors; dagegen ist in einer Wiener und in einer Schlettstadter Handschrift die Epitome überschrieben: *M. Ceti Faventini artis architectonicae privatis usibus abbreviatus liber*. Es ist sonach nicht zweifelhaft, dass M. Cetus Faventinus der Verfasser der Epitome ist. Das Ziel derselben ist, das für Privatbauten Notwendigste zusammenzustellen; p. 311, 25 *quantum ad privatum usum spectat, necessaria huic libello ordinavimus; civitatum sane et ceterarum rerum institutiones praestanti sapientiae memorandas reliquimus*. Sein Gewährsmann ist Vitruv; nur in dem 29. Kapitel fiesst eine andere Quelle. (Der am Schluss über die *maltha* beigefügte Traktat ist jüngeren Ursprungs und hat mit Faventinus nichts zu thun.) Er befolgt aber nicht die Anordnung Vitruvs, sondern geht hierin seine eigenen Wege. Über die Zeit des Epitomators gibt sein Verhältnis zu Palladius einigen Aufschluss. Auch Palladius macht nämlich in einer Anzahl von Kapiteln Auszüge aus Vitruv. Allein diese Kapitel zeigen eine auffallende Übereinstimmung mit Faventinus, so dass entweder der eine von dem andern abhängt oder beide aus einem und demselben Auszug aus Vitruv stammen. Die letzte Annahme ist ausgeschlossen durch die Eingangsworte des Epitomators: *De artis architectonicae peritia multa oratione Vitruvius Polio aliique auctores scientissime scripsere. verum ne longa eorum disertaque facundia humilioribus ingenii alienum faceret studium, pauca ex his mediocri licet sermone privatis usibus ornare fuit consilium*. Diese Worte deuten nicht auf eine Epitome einer Epitome, sondern auf die Konstituierung einer solchen hin. Bezüglich der ersten Annahme aber ist zu bemerken, dass Faventinus einige Kapitel mehr hat, so dass er also nicht allein aus Palladius hätte schöpfen können, sondern neben Palladius auch noch Vitruv direkt hätte benutzen müssen; eine solche Annahme ist von vornherein unwahrscheinlich und wird auch nicht durch die Eingangsworte gestützt. Da umgekehrt Palladius alles aus Faventin entnehmen konnte, so wird die offen vorhandene Übereinstimmung beider dadurch zu erklären sein, dass dem Palladius die Epitome des Faventin für sein landwirtschaftliches Werk vorlag. — NOHL, *Comment. Momms.* p. 65.<sup>1)</sup>

Hier möge auch angeschlossen werden:

Der Arzt Antonius Musa. Bekannt ist, dass Antonius Musa den an schwerer Krankheit darniederliegenden Augustus durch Anwendung des kalten Wassers kurierte (Suet. 81 Dio 57, 30). Infolge dieser glücklichen Heilung wurde die Kaltwassermethode Modesache (Plin. 25, 77); auf diese Kur spielt Horaz in der 15. Ep. des 1. Buchs an. Den Namen des berühmten Arztes tragen mit Unrecht einige Schriften:

- 1) *De herba betonica*, an M. Agrippa gerichtet;
- 2) *De tuenda valitudine ad Maecenatem*, ein Fragment.

Mit der ersten Schrift sind in einigen Handschriften zwei in Senaren abgefasste Gedichte verbunden:

1) *Precatio terrae*. In diesen nicht üblen Versen wird die Erde als die Allmutter verherrlicht und zuletzt angerufen, den von dem Dichter angewendeten Kräutern die erhoffte Wirkung zu gewähren.

2) *Precatio omnium herbarum*. In diesem Gedichte werden die Kräuter selbst gebeten, allen, denen sie verordnet werden, die Gesundheit zu verleihen.

<sup>1)</sup> Wenn hier und da Palladius einen Ausdruck im Gegensatz zu Faventin mit Vitruv gemeinsam hat, z. B. 1, 9, wo er das Verbum *torquere* mit Vitruv 7, 1 (p. 163) gebraucht, während Fav. 19 (p. 301) *arcuare* hat, und

gleich darauf *in pavimento* hinzufügt, während Faventin dies weglässt, so darf man vielleicht annehmen, dass er die eine oder die andere Stelle im Vitruv selbst nachgeschlagen.

Auch diese Gedichte können wir nicht mit Fug dem Antonius Musa beilegen. — Herausgegeben sind diese Senare von RIESE, Anthol. nr. 5 u. 6, BÄHRENS, PLM. I, 138, M. SCHMIDT, Jenaer *Index lectionum* des J. 1874.

**356. Rückblick auf die augusteische Zeit.** Die von uns zurückgelegte Epoche schliesst in sich die Blüte der römischen Poesie. Nicht bloss war die dichterische Produktion eine so grosse, dass Ovid einen völligen Dichterkatalog seinen Lesern vorführen konnte; auch intensiv gewann die Poesie ungeheuer. Die poetische Technik erhielt ihre feinste Ausbildung und gelangte in die festen Bahnen, wie sie nur ein fortgesetzter Schulbetrieb schaffen kann. Der poetische Sprachschatz wurde ausserordentlich erweitert; durch die vereinten Bemühungen der vielen Poeten bildete sich ein konventionelles Sprachgut, das die Arbeit des Dichtens ungemein erleichterte. Die Metrik wurde sehr verfeinert und an strenge Normen gebunden. Ein Vergleich der Dichtungen aus der Zeit der Republik und der Monarchie lässt einen ungeheueren Fortschritt in sprachlicher und metrischer Hinsicht erkennen. Die poetische Schaffenslust treibt an allen Zweigen ihre Blüten, nur an dem Baum der dramatischen Poesie will es nicht recht keimen und sprossen. Zwar werden auch zwei Schöpfungen dieser Zeit, die *Medea* Ovids und der *Thyestes* des Varius als Meisterwerke bewundert, ferner taucht der merkwürdige Versuch auf, das feinere römische Nationallustspiel durch das Ritterstück, die *fabula trabeata*, neu zu beleben. Allein trotzdem ist der Verfall des Dramas unverkennbar. Dieser zeigt sich einmal darin, dass sich der Schwerpunkt der scenischen Aufführungen nach der Seite der gemeinen Possen, der *Atellana* und namentlich des *Mimus* zu verschiebt, dann darin, dass selbst, wenn Tragödien der alten Meister gegeben werden, auf die äussere Pracht der Darstellung ein ungebührliches Gewicht gelegt wird.<sup>1)</sup> Doch den schwersten Schlag brachte der scenischen Dichtung der *Pantomimus*<sup>2)</sup> bei, dessen Entstehen in unseren Zeitraum fällt. Auf der Trennung des Gesangs und der Aktion, dieser merkwürdigen Erscheinung des römischen Dramas baut sich diese neue Spielart auf. Eine Handlung wird in eine Reihe von packenden Situationen aufgelöst; dieselben werden in der Regel sämtlich von einem einzigen maskierten Schauspieler durch Aktion, besonders der Hände und des Kopfes, dann durch Tanz dargestellt, während ein Chor einen für jegliche Situation passenden Text sang. Die *Pantomimen* *Pylades* aus Cilicien und *Bathyllos* aus Cilicien sind die Schöpfer dieses Spiels. Ihre Produkte unterscheiden sich aber dadurch von einander, dass *Pylades* seine Stoffe der Tragödie anpasste, *Bathyllos* dagegen das komische Genre pflegte. Allein der tragische *Pantomimus*, der mit Vorliebe aus der Mythologie schöpfte, scheint den komischen bald verdrängt zu haben. Bei diesen scenischen Aufführungen war das dichterische Wort sehr untergeordnet; es ist daher nicht zu verwundern, dass der *Pantomimus*, obwohl Dichter wie *Lucan* und *Statius* Texte für denselben lieferten, doch der Litteratur ferne blieb. Durch den *Pantomimus* wurde die Schau-

<sup>1)</sup> Vgl. die Klage des Horaz Ep. 2, 1, 187. | <sup>2)</sup> Vgl. FRIEDLÄNDER, Sittengesch. 2<sup>e</sup>, 447 fg.



lust namentlich der Gebildeten befriedigt; für das Vergnügen der grossen Menge sorgten ausser der Posse noch die Wagenrennen, die Gladiatorenspiele, die Naumachien. Alles dies wirkte zusammen, um, wie gesagt, eine reiche Pflege der dramatischen Poesie zu verhindern. Um so mehr wurden die übrigen Felder der Poesie bebaut. Besonders war es das Epos, dem sich eine ganze Schar von Dichtern zuwendete, seit Vergil durch seine Aeneis das römische Kunstepos geschaffen und damit allen späteren Epikern ein unerreichbares Muster hingestellt hatte.<sup>1)</sup> Historische und vornehmlich mythologische Stoffe wurden um die Wette bearbeitet; unter den historischen Themen nehmen die Panegyrici auf hervorragende Zeitgenossen, besonders auf die Glieder des Herrschergeschlechts eine besondere Stelle ein. An die Seite des Epos trat die poetische Erzählung. Diese Form wurde durch Ovid in seinen Metamorphosen auf die höchste Stufe gebracht, indem sich Anschaulichkeit mit gefälliger, leichter Darstellung in wunderbarer Harmonie verband. Auch das Lehrgedicht erhielt in unserer Periode sein Meisterwerk, nämlich Vergils Georgica, in denen ein uns sympathisch berührender Stoff mit ungemeiner Zartheit dem Leser vorgeführt wird. Diesem ausgezeichneten Gedicht dürfen sich Ovids Liebeskunst und sein Festkalender an die Seite stellen. Ist dort auch ein frivoler Stoff Gegenstand dichterischer Behandlung, so nimmt doch jeden die spielende Leichtigkeit der Darstellung völlig gefangen; dem Festkalender hat aber die bewunderungswürdige Erzählungskunst des Dichters den schönsten Schmuck verliehen. Gegenüber diesen leuchtenden Produktionen konnten stoffliche Lehrgedichte wie die des Aemilius Macer, seine Theriaka, Ornithogonia, Botanik nicht durchdringen; sie gingen daher unter. Selbst des Grattius Cynegetica würden wir keine Thräne nachweinen, wenn sie ebenfalls in den Orcus hinabgesunken wären. Die poetische Plauderei, die Satura wurde durch Horaz neu konstituiert. Er bestimmte für sie den Hexameter als das gesetzliche Mass, dann beschränkte er sie mit Ausschluss der Politik auf Probleme des sozialen und litterarischen Lebens. Neben der Satura erkor sich der Dichter noch den Brief zum Organ seiner Plauderei. Während sich die Satire an das grosse Publikum wendet, ist der Brief an eine einzelne Person gerichtet, dadurch ergibt sich aber in der Regel eine Verschiedenheit der Darstellung. Ganz dasselbe Verhältnis herrscht zwischen den Tristia und den pontischen Briefen Ovids. In den Heroides desselben Dichters ist die Briefform nur gewählt, um die Schilderung von Affekten bequem an einen allgemein bekannten Vorgang anzuknüpfen. Zur reichsten Entfaltung gelangte in der augusteischen Zeit die Elegie. Hier treten uns die Meister Cornelius Gallus, Tibull, Properz, Ovid entgegen. Des Gallus Liebeselegien sind uns leider nicht erhalten; die drei andern Dichter erschliessen uns die Möglichkeit, ganz verschiedene Seiten derselben Gattung kennen zu lernen. Tibull entzückt uns durch liebevolle Bilder des ländlichen Stilllebens und des Liebesglücks, Properz durch die tiefe, allerdings oft durch gelehrtes Beiwerk verschleierte Glut der Empfindung, Ovid durch die

<sup>1)</sup> Vgl. HAUBE, *De carminibus epicis saeculi Augusti*, Breslau 1870.

rhetorisch wirksame Zeichnung der Affekte. Die römische Elegie ruht mehr oder weniger auf dem Fundament der alexandrinischen, welcher das mythologische Beiwerk unentbehrlich ist. In viel entlegenere Zeiten des Hellenentums führen uns dagegen die lyrischen Versuche des Horaz. Nachdem er in seiner Jambenpoesie (den Epoden) sich an Archilochus angelehnt hatte, hier übrigens Muster auch unter den früheren römischen Dichtern vor sich sah, machte er in seinen Oden den kühnen Versuch, das alte lesbisch-anakreontische Lied in die römische Litteratur einzubürgern. Weniger glücklich waren die Römer auf dem Gebiet der Idylle; auch unsere Epoche hat hier keine Leistungen ersten Ranges aufzuweisen, denn die Eklogen Vergils mit ihren allegorischen Anspielungen vermögen als ein krankhaftes Produkt uns nicht zu erwärmen; ein schönes Kabinetsstück der Kleinmalerei ist dagegen das Moretum. Sehr eifrig gepflegt wurde das Epigramm; als kleines Gebilde eignete es sich vortrefflich zur Ausfüllung müssiger Stunden. Es wurden daher ausserordentlich viele Epigramme verfasst, auf Priapus waren sovielerlei von verschiedenen Verfassern vorhanden, dass dieselben sogar zu Sammlungen vereinigt werden konnten. Mit einem eigenen Epigrammenwerk erschien Domitius Marsus vor dem Publikum.

Gegenüber dieser reichen poetischen Produktion steht die prosaische Schriftstellerei sehr im Hintergrund, doch gelangt auch die Prosa an einen Wendepunkt ihres Daseins. Durch die veränderten rhetorischen Studien wird der Sinn auf das Pikante gerichtet, der prosaische Stil wird dadurch ein manierter. Von den einzelnen Fächern hat die Geschichte die glänzendsten Leistungen aufzuweisen. Das Werk des Livius, das die gesamte römische Geschichte in anmutiger Weise erzählte, hat tief in die Entwicklung der römischen Historiographie eingegriffen. Neben derselben ist das Unternehmen des Trogus Pompeius, die erste Universalgeschichte in lateinischer Sprache, rühmend hervorzuheben. In der Geographie hat die öffentlich ausgestellte Karte des M. Agrippa eine Epoche begründet. Ein entschiedenes Zurückgehen ist in der Beredsamkeit zu verzeichnen, da sich dieselbe infolge der politischen Umgestaltung vom Forum in die Schulstube flüchtet und die Stelle des Redners jetzt der Deklamator einnimmt. Die Philosophie lässt in der Schule der Sextier die Spekulation zurücktreten und weist einen entschiedenen Zug für das Praktische, für die Gestaltung des Lebens auf. Unter den Fachwissenschaften hat die Philologie tüchtige und fleissige Arbeiter in Verrius Flaccus und in C. Julius Hyginus, die Jurisprudenz leuchtende Gestirne in M. Antistius Labeo und in C. Ateius Capito, die Baukunde endlich einen wackern Vertreter in Vitruvius Pollio. Allein nicht bloss dem Stofflichen sind die Studien zugewendet, wir gewahren auch tiefere Spekulation über den Aufbau der einzelnen Disziplinen. In drei Wissenszweigen, der Grammatik, der Rhetorik und der Jurisprudenz wurde die Frage erörtert, ob sich allgemein giltige Gesetze aufstellen lassen oder nicht, ob Regelmässigkeit oder Regellosigkeit anzunehmen ist. An den Streit, der sich in jener Frage erhob, knüpft sich der wissenschaftliche Fortschritt jener Disziplinen.

---



## B. Vom Tode des Augustus bis zur Regierung Hadrians (14 n. Ch. bis 117 n. Ch.).

### Die Stellung der Regenten zur Litteratur.

**357. Tiberius (14—37).** Der Kaiser Tiberius war sowohl in der griechischen wie in der römischen Litteratur sehr bewandert. In der Rhetorik hatte er zum Lehrer den berühmten Gegner Apollodors Theodorus von Gadara; im lateinischen Stil schloss er sich an Messalla Corvinus als Vorbild an. Allein sein ungerades Wesen führte ihn auch hier auf Abwege. Er schrieb affektiert und gesucht — daher wob er gern in seine Darstellung altertümliche Ausdrücke ein, auch sein strenger Purismus wird hier seine Wurzel haben — und haschte absichtlich nach Dunkelheit und Zweideutigkeit der Rede. Von den Griechen gefielen ihm, was auch charakteristisch für seine Geschmacksrichtung ist, besonders die gelehrten Alexandriner Euphorion, Rhianus und Parthenius; die Buchgelehrsamkeit dieser Dichter, besonders die Mythologie zog ihn in hohem Grade an, und es ist bekannt, wie gern er durch verfängliche Fragen aus diesem Gebiete den Grammatikern Fallstricke legte (Suet. 70). Auch versuchte er sich selbst in griechischen Gedichten, worin er jenen Meistern nacheiferte. Ausserdem schrieb er ein lyrisches Gedicht auf den Tod des L. Caesar in lateinischer Sprache. Endlich gab es von ihm ein Memoirenwerk über sein Leben, ein Lieblingsbuch Domitians, in dem er der Wahrheit frech ins Gesicht schlug (Suet. 61).

Trotz dieser litterarischen Neigungen Tibers hatte doch die Litteratur unter seiner Regierung eine sehr gedrückte Stellung. Seinem misstrauischen Charakter konnte leicht jedes Wort zum Stein des Anstosses werden und seiner Rachsucht ward es schwer, über einen Angriff hinwegzusehen. Zahlreich sind daher die litterarischen Verfolgungen, die von ihm ausgingen. Den Dichter Aelius Saturninus liess er vom Kapitol herabstürzen, weil er einige Verse gegen ihn gemacht hatte (Dio 57, 22). Auf Grund der gleichen Anschuldigung wurde der Dichter Sextius Paconianus im Kerker erdrosselt (Tac. Ann. 6, 39). Der als Deklamator hochangesehene Mamercus Scaurus hatte eine Tragödie Atreus geschrieben; es wurden

darin Verse aufgespürt, welche eine Deutung auf Tiberius zuliessen; sofort wurde gegen den Verfasser vorgegangen (Suet. 61 Tac. Ann. 6, 29). Cremutius Cordus hatte das Verbrechen begangen, in seinen Annalen den M. Brutus zu loben und dessen Ausspruch, Cassius sei der letzte der Römer, beifällig anzuführen. Dies genügte, dem Historiker den Prozess zu machen. Treffende Worte sind es, die der Angeschuldigte zu seiner Verteidigung und für die Freiheit des schriftstellerischen Schaffens vorbrachte. Golden ist der Satz: *Spreta exolescunt: si irascere, adgnita videntur*. Er endete sein Leben durch Enthaltung von Speise und Trank, seine Schriften wurden von den Ädilen verbrannt; allein sie waren doch dem Untergang entronnen (Tac. Ann. 4, 34). Ausser den Schriftstellern waren es die Schauspieler, gegen welche sich der Groll des Herrschers kehrte; sie mochten ja manches freie Wort von der Bühne herab gegen ihn geschleudert haben; besonders in der Atellana (wie im Mimus) war für solche Improvisationen reichlich Gelegenheit gegeben. Die Strafe der Ausweisung aus Italien schloss ihnen den Mund (Tac. Ann. 4, 14). Nicht genug, auch der Gehilfe des Tiberius Seianus nahm an diesen Verfolgungen Teil; jedermann weiss aus den Fabeln des Phaedrus, wie sehr der Dichter unter diesen Chikanen zu leiden hatte. Bei einer solchen systematischen Verfolgung aller Gedanken — die eine oder die andere Ausnahme, wie die Begnadigung des Pasquillanten C. Cominius (Tac. Ann. 4, 31) oder die Honorirung des Asellius Sabinus<sup>1)</sup> für einen Wettstreit zwischen dem Champignon, der Feigendrossel, der Auster und dem Krammetsvogel (Suet. 42) ändern daran nichts — musste entweder die Schriftstellerei verstummen oder sich Gebieten zuwenden, die der Gegenwart fern lagen.

**358. C. Caesar Caligula (37—41).** Tiberius' Nachfolger war in seinem Wahnsinn unberechenbar, auch in seinem Verhältnis zur Litteratur.<sup>2)</sup> So liess er Exemplare der Werke des Titus Labienus, Cremutius Cordus, Cassius Severus, deren Vernichtung Senatsbeschlüsse angeordnet hatten, aufsuchen und der uneingeschränkten Benutzung übergeben, er habe ein Interesse daran, meinte er, dass die Kenntnis der Geschichte den nachkommenden Generationen erhalten bleibe (Suet. 16). Auf der andern Seite wollte er die Gedichte Homers vernichten; wenn Plato ihn aus seinem Idealstaat hinweggewiesen habe, warum sollte nicht auch er dies thun dürfen? Ebenso war er nahe daran, Werke und Büsten des Vergil und des Livius aus den öffentlichen Bibliotheken zu entfernen, der Dichter sei ein geistloser und ungelehrter Mensch, der Historiker aber wortreich und nachlässig. Auch der Jurisprudenz drohte er den Garas zu machen, er wolle es noch dahin bringen, dass niemand ohne ihn respondierte (Suet. 34). Seinen Wahnsinn zeigt das Verfahren, das er bei den von ihm veranstalteten Wettkämpfen in der griechischen und römischen Beredsamkeit einhielt; die Besiegten mussten die Preise für die Sieger selbst stellen und Panegyriken auf sie verfertigen; diejenigen, welche im Wettstreit mit ihren Produkten am wenigsten Anklang gefunden hatten, zwang er, ihre Manu-

<sup>1)</sup> KIESSLING, Fleckeis. J. 103, 646 identifiziert ihn mit Sabinus Asilius bei Sen. suas. 2, 12 und Asillius bei Suet. Calig. 8.

<sup>2)</sup> MUNK-SEYFFERT, Gesch. d. röm. Litteratur 2, 185.



scripte mit Schwamm oder Zunge auszuwischen, wenn sie es nicht vorzogen, durchgeprügelt zu werden oder in dem nächsten Fluss unterzutauchen (Suet. 20). Von diesen närrischen Streichen abgesehen, scheint er jedoch systematische Verfolgungen der Schriftsteller nicht in Scene gesetzt zu haben. Die Quellen berichten uns nur einige Massregelungen und diese betrafen untergeordnete Persönlichkeiten. Der Rhetor Carina Secundus wurde wegen einer Deklamation über das altherkömmliche, abgedroschene Thema „Gegen die Tyrannen“ dem Feuertod überliefert (Dio 59, 20); einen Atellanendichter liess er wegen eines zweideutigen Scherzes mitten auf der Bühne verbrennen (Suet. 27). Merkwürdig ist, dass auch dieser schreckliche Mensch der Litteratur seinen Tribut darbringen musste. Er schrieb zwar keine Schriften, allein er geizte nach dem Ruhme des Redners; und hier konnte er ausserordentlich eifersüchtig werden. Eine schöne Rede, die einmal Seneca im Senat und vor dem Kaiser gehalten hatte, hätte dem Philosophen fast das Leben gekostet (Dio 59, 19). Übrigens hatte er es wirklich als Redner zu einiger Vollkommenheit gebracht; besonders in der Erregung flossen ihm die Worte leicht, auch seine Stimme gewann Modulation und Kraft unter der Herrschaft des Affektes. Zierlichkeit des Stils war dieser rohen Natur durchaus verhasst, er verachtete darum den Modeschriftsteller jener Tage, Seneca; der schreibe, sagte er, blosse Schaustücke zusammen und sei Sand ohne Kalk (Suet. 53).

**359. Claudius (41—54).** Claudius war fünfzig Jahre alt, als er zur Regierung kam. Bis dahin hatte er verlassen und zurückgezogen mit wissenschaftlichen Beschäftigungen seine Zeit hingebracht. Vornehmlich war es die Geschichte, welche er unter Beihilfe des Sulpicius Flavius kultivierte; Livius hatte ihm hiezu die erste Anregung gegeben, vermutlich aus Mitleid mit dem armen Menschen. Seine ersten Versuche in der Geschichtschreibung recitierte er; allein auch hier spielte ihm seine Ungeschicklichkeit einen schlimmen Streich. Ein komischer Vorfall, der zu Beginn der Vorlesung eintrat, nötigte ihm Lachen ab und er konnte dasselbe auch im weiteren Verlauf der Vorlesung nicht mehr unterdrücken. Zuerst wollte er die Zeit vom Tode Cäsars an darstellen; allein er kam nicht über das zweite Buch hinaus, da er es weder seiner Mutter noch seiner Grossmutter recht machen konnte. Er nahm sich daher eine spätere Periode zum Vorwurf, er behandelte die Zeit vom bürgerlichen Frieden in 41 Büchern. Es ist eine bestechende Vermutung,<sup>1)</sup> dass das Werk von Octavians Ernennung zum Augustus bis zu dessen Tode reichte und, da dieser Zeitraum 41 Jahre umfasste, in jedem Buch die Ereignisse eines Jahres schilderte. Ausser diesem grossen Werke publizierte er noch seine Autobiographie (*de vita sua*) in 8 Büchern. Sie war nach dem Urteil Suetons zwar nicht ohne Eleganz, aber doch im ganzen geschmacklos. Diese Schriften waren in lateinischer Sprache abgefasst; der fleissige Gelehrte schrieb aber auch Historisches in griechischer Sprache, eine tyrhenische Geschichte in 20 und eine karthagische in 8 Büchern. Diesen beiden Schöpfungen hatte er sein ganzes Herz zugewendet und er war

<sup>1)</sup> BÜCHELER, Kommentar zu Senecas Apocolocynt. p. 48.

aufs ängstlichste bestrebt, ihr Andenken zu erhalten. Er errichtete daher neben dem alten Museum in Alexandrien ein neues und verordnete, dass in dem einen Museum die tyrrhenische Geschichte, in dem andern die karthagische an bestimmten Tagen vorgelesen werden sollte. Der Verlust der beiden Werke ist sehr zu beklagen, wir würden sicher vieles daraus lernen, ist ja auch „was in der auf der Lyoner Tafel fragmentarisch erhaltenen Rede des Claudius über die Etrusker vorkommt, fast noch wichtiger als was wir bei Livius darüber lesen“.<sup>1)</sup> Doch ist damit seine Schriftstellerei noch nicht abgeschlossen. Als Asinius Gallus, der Sohn des Asinius Pollio in einer Schrift einen Vergleich zwischen Cicero und seinem Vater anstellte und letzteren auf Kosten des ersteren in die Höhe hob, schrieb Claudius eine gelehrte Entgegnung. Auch philologische Probleme interessierten den vereinsamten Prinzen in hohem Grade. Seneca spielt auf diese Studien in seiner giftigen Satire an, er lässt den verstorbenen Claudius grosse Freude darüber empfinden, dass es im Himmel auch Philologen gebe; Herkules hatte ihn nämlich mit einem homerischen Verse examiniert (5). Besonders war es die Verbesserung des lateinischen Alphabets, welche seinen Geist beschäftigte. In einer Untersuchung über dasselbe schlug er drei neue Zeichen vor; eines für das konsonantische V, welches in der Schrift nicht von dem vokalischen unterschieden wurde; er nahm das umgekehrte Digamma (≡); ein zweites für die Lautverbindungen bs, ps; dieselben sollten durch das Antisigma (Ϸ) ausgedrückt werden, endlich ein drittes für den zwischen u und i in der Mitte liegenden Laut, den das griechische *Y* bezeichnet; er wählte die ursprüngliche Form des griechischen Spiritus asper (†). Diese Reformen blieben natürlich ganz unbeachtet, insolange Claudius Privatmann war. Als er den Thron bestieg, tauchen die neuen Zeichen, wenigstens das erste und das dritte<sup>2)</sup> — in Inschriften auf, um bald darauf wieder zu verschwinden. Da Claudius dem Würfelspiel leidenschaftlich ergeben war, widmete er auch diesem Gegenstande eine Monographie; vermutlich hatte dieselbe einen antiquarisch-gelehrten Charakter (Suet. 33). Seine Schriften wurden eine Zeitlang benutzt, die historischen namentlich von Sueton und Plinius — dann fielen sie sämtlich der Verschollenheit anheim. Dagegen hat sich eine Rede auf der bereits erwähnten Lyoner Erztafel, welche im Jahre 1524 aufgefunden wurde, erhalten. Diese Rede wurde im Jahre 48 n. Ch. im Senat vorgetragen. Der gallische Adel hatte sich um das *ius honorum* beworben. Es erhoben sich Stimmen dafür und dagegen. Claudius sprach sich für Gewährung der Bitte aus, indem er ausführt, dass stets Neuerungen in dem römischen Staatswesen üblich gewesen seien, dann (hier ist ein Stück der Tafel verloren) die Ausdehnung des römischen Bürgerrechts, sowie die fortwährende Ergänzung des Senats durch Heranziehung neuer Kreise urgiert. Aus dem Schriftstück können wir uns eine Vorstellung von der Darstellungsweise des Kaisers machen. Wir finden Gelehrsamkeit in geschmackloser Weise aufgestapelt; im Ausdruck ist die Absurdität bemerkenswert, dass

<sup>1)</sup> So RANKE, Weltgesch. 3, 1, 98.

<sup>2)</sup> Für das zweite, das Antisigma fehlt es an einem beglaubigten Beispiel. Weiterhin

finden wir jetzt die Schreibung AJ statt AE. (CJL. 6, 353 51 n. Ch.).



der Kaiser sich selbst anredet. Noch in einer andern Beziehung erregt das Aktenstück unser Interesse; dasselbe wurde von Tacitus in seinen Annalen benutzt (11, 24); wir haben hier ein Beispiel, wie die antiken Historiker, vor allem auf die Einheit des Stils bedacht, solche Originale ihrer Darstellung anpassen. In neuester Zeit ist noch ein Aktenstück hinzugekommen; im Jahre 1869 wurde nämlich bei Trient eine Erztafel gefunden, welche ein Edikt des Princeps aus dem Jahr 46 enthält. Es handelte sich um das Eigentum von gewissen Landstrecken, welche in jenen Gegenden am Südabhang der rätischen Alpen nach Anzeige der römischen Regierung gehörten, aber derselben widerrechtlich entzogen wurden; die Untersuchung darüber war jetzt zum Abschluss gekommen; bei dieser Gelegenheit ordnete der Kaiser auch die persönlichen Rechtsverhältnisse der Bewohner (Anauni, Tulliasse, Sinduni) in jenen Gebieten; obwohl dieselben das römische Bürgerrecht, von dem sie Gebrauch gemacht hatten, nicht erweisen konnten, verlieh ihnen Claudius jetzt dasselbe ausdrücklich und zwar mit rückwirkender Kraft. Auch dieses Dokument liefert uns einen Beitrag zur Kenntnis des Claudianischen Stils; der Anfang mit seinem Gewirr von Sätzen und seinem unerträglichen Anakoluth zeigt die „nur bei einem allerhöchsten Konzipienten denkbare souveräne Verachtung der Stilgesetze und des gesunden Menschenverstandes“.

Unter einem solchen Herrscher konnte die Schriftstellerei von den schweren Verfolgungen, die sie unter Tiberius erlitten, sich wieder erholen. Die steigende Bedeutung der Litteratur am Hof führte zur Einführung eines eigenen Amtes „*a studiis*“. Wir finden dasselbe unter Claudius' Regierung fest organisiert, der mächtige Freigelassene Polybius bekleidete dasselbe.

Zeugnisse über die Schriftstellerei des Claudius. Die Hauptstelle ist Suet. 41 und 42. Die Fragmente der historischen Schrift siehe bei Peter (1883) p. 295. Die bei Tacit. Ann. 13, 47 erwähnten *Commentarii* des Claudius sind Notizen, Aufzeichnungen und Akten und dgl., die Claudius für seinen Handgebrauch, aber nicht für die Herausgabe bestimmt hatte. Über die neuen Buchstaben vgl. noch Tac. Ann. 11, 13 und 14, Quint. 1, 7, 26 Priscian 1, 15 H (BUECHELER, *De T. Claudio Caesare grammatico*, Elberf. 1856). Wir fügen noch hinzu: Suet. 11 *ad fratris memoriam comœdium quoque Graecam Neapolitano certamine docuit ac de sententia iudicum coronavit*.

Die Lyoner Erztafel ist abgedruckt und kommentiert in der Ausgabe der Taciteischen Annalen von NIPPERDEY (2, 313), die zweite Tafel ist abgedruckt CJL. 5, 5050, kommentiert von MOMMSEN Hermes 4, 97; sie steht auch bei BRUNS *fontes* p. 224.

**360. Nero (54—68).<sup>1)</sup>** Auch der Nachfolger des Claudius Nero nahm der Litteratur gegenüber eine freundliche Haltung ein. Als Knabe wurde er fast in alle Disziplinen, welche der Ausbildung des Geistes dienen können, eingeführt. Freilich bekämpften sich wie im späteren Leben, so auch schon hier entgegengesetzte Bestrebungen; die Mutter Neros wollte nichts von Philosophie wissen, sein Lehrer Seneca dagegen nichts von dem Studium der alten Redner. Seine rhetorische Ausbildung scheint in der That unvollkommen gewesen zu sein; ausdrücklich wird berichtet, dass er der erste Princeps war, der bei seinen Reden fremde Konzepte zu Grunde legte (Tac. Ann. 13, 3). Unbestritten blieb ihm das Feld der Dichtkunst; Nero machte gern Verse; noch zur Zeit Suetons

<sup>1)</sup> MUNK-SEYFFERT, *Gesch. d. röm. Litt.* 2, 196.

konnte man die Schreibtafeln sehen, welche Konzepte seiner Dichtungen von seiner Hand mit vielen Korrekturen enthielten. Es trat zwar die Meinung auf, seine Werke seien unter fremder Beihilfe zu Stande gekommen und man merke dies seinen Gedichten noch an, da sie weder Schwung und Begeisterung atmeten, noch aus einem Gusse seien (Tac. Ann. 14, 16). Allein wenn dies auch hie und da sicherlich der Fall war, ist es doch sehr unwahrscheinlich, dass auf diese Weise alle Gedichte Neros entstanden. Dass bei seinen Versifikationen viel Spielerei mitunterlief, ist nicht zweifelhaft.<sup>1)</sup> Doch wollte er auch durch grössere Werke sich dichterischen Ruhm erwerben; eines kam wirklich zu Stand, die „Troica“. Ferner gedachte er ein Epos über die gesamte römische Geschichte zu schreiben; ehe er damit anfang, ging er mit sich und anderen über die Zahl der Bücher zu Rat. Als manche den Umfang eines solchen Werkes auf vierhundert Bücher berechneten, meinte der Stoiker Annaeus Cornutus mit Recht, soviel Bücher würde wohl niemand lesen, und als man ihm entgegen hielt, dass ja sein Meister Chrysippus noch mehrere geschrieben, erwiderte er, dessen Schriften seien aber für das menschliche Leben heilsam. Diese freimütige Äusserung musste der Philosoph mit der Verbannung büssen (Dio 62, 29). Die Hauptanziehung, welche die Poesie für Nero hatte, lag darin, dass sie ihm Gelegenheit gab, als Recitator oder Sänger sich dem Publikum zu zeigen. Hier Lorbeeren zu ernten, war das höchste Ziel seines Ehrgeizes. So trug er seine Troica an dem Feste der Quinquennalia (65) vor (Dio 62, 29); dieses Fest hatte er selbst im Jahr 60 gegründet, an demselben sollten musische, gymnische und Rennkämpfe abgehalten werden (Tac. Ann. 14, 20). Dann sang und agierte er einzelne tragische Szenen, er stellte z. B. die Canace in Geburtswehen, den Muttermörder Orestes, den blinden Oedipus dar (Suet. 21). Die für diese Gesangsvorträge notwendigen Texte wird sich Nero grösstenteils selbst gemacht haben; es waren auch solche Neronische Produkte im Gebrauch (Philostr. Apoll. 4, 39). Wenn man nach dieser Vorliebe Neros für die Poesie meinen sollte, dass ihm die Dichtkunst eine besondere Förderung verdankte, so wäre diese Meinung eine irrige; er beneidete vielmehr die dichterischen Talente, weil er glaubte, dass sie seinen Ruhm gefährdeten; Lucan war deshalb seinen Chikanen ausgesetzt (Tac. Ann. 15, 49). Gegen persönliche Angriffe war er dagegen weniger empfindlich. Den Autoren der vielen gegen ihn kursierenden Verse spürte er nicht nach, und als manche dem Senat angezeigt wurden, untersagte er eine schärfere Ahndung derselben. Ebenso bestrafte er nur mit der Verbannung die Schmähungen, welche ihm der cynische Philosoph Isidor auf offener Strasse entgegenschleuderte, und die boshafte Anspielung eines Atellanenschauspielers auf den Tod des Claudius und der Agrippina (Suet. 39). Zurückhaltend war er auch bei der Anklage gegen den Dichter Antistius (Tac. Ann. 18, 48). Nach der Entdeckung der Pisonischen Verschwörung aber traf seine Grausamkeit auch die Schriftsteller; der Lehrer des Persius Verginius Flavus und der berühmte Stoiker C. Musonius Rufus wurden damals in die Verbannung getrieben (Tac. Ann. 15, 71).

<sup>1)</sup> Z. B. Gedichte lasciven und spöttischen Inhalts (Mart. 9, 26, 9 Plin. ep. 5, 3, 6. Plin. n. h. 37, 50 Tac. Ann. 15, 49 Suet. Nero 24). Vgl. O. Jahn zu Persius p. LXXVI.



Über die Schriftstellerei Neros ist alles Nötige beigebracht von O. Jahn in seiner Ausgabe des Persius p. LXXV. Hauptstelle: Suet. 52. Die Bruchstücke seiner Gedichte (wir verdanken dieselben besonders der ersten Satire des Persius) finden sich bei BÄHRENS fragm. p. 368. Dio 62, 18 Suet. 38 berichten, dass Nero die *ἄλωσις Ἰλίου* beim Brande Roms (64 n. Ch.) zur Kithara vortrug. (Dies ist wohl eine Mythe, vgl. RANKE, Weltgesch. 3, 1 p. 168). Dagegen ergibt sich aus dem ersten Einsiedler Bucolicon, dass er über das Ende Trojas bei einem Agon sang und deswegen bekränzt wurde. Das Verhältnis der *ἄλωσις* zu den Troica kann nur das gewesen sein wie das der „*Ἐκτορος λύτρα*“ zu der Ilias, d. h. wie das des Teils zum Ganzen“ (BÜCHELER, Rh. Mus. 26, 238).

**361. Die Flavier (69—96).** Der dumpfe Schrecken, welchen die Grausamkeit Neros in seinen letzten Regierungsjahren über alle Schichten der Bevölkerung verbreitet hatte, hörte auf, als die Flavier zur höchsten Macht gelangten. Vespasian (69—79) und sein Sohn Titus (79—81) regierten mit Milde. Obwohl beide zunächst tapfere Soldaten waren, so erscheinen sie doch nicht von höherer Bildung entblöst. Vespasian konnte sich ganz geläufig griechisch ausdrücken (Tac. hist. 2, 80); an Titus rühmt der ältere Plinius in dem ungemein interessanten Widmungsbrief seine Beredsamkeit und sein poetisches Talent. Vespasian hinterliess Denkwürdigkeiten,<sup>1)</sup> Titus verfasste im Jahre 76 ein Gedicht über einen Kometen (Plin. 2, 89). Bei beiden überwogen jedoch die praktischen Interessen in der Weise, dass eine tiefgehende Neigung für die Litteratur bei ihnen nicht anzunehmen ist. Aber in äusseren Dingen zeigte sich das Wohlwollen des neuen Regiments. Vespasian war freigebig gegen Dichter und Künstler (Suet. 18); er liess die beim Brand des Kapitols untergegangenen 3000 Erztafeln nach Kopien, die überall aufgesucht wurden, wieder herstellen (Suet. 8); er widmete den scenischen Aufführungen seine Aufmerksamkeit (Suet. 19), er führte endlich die Staatsbesoldung der lateinischen und griechischen Rhetoren ein und schuf damit das öffentliche Lehramt (Suet. 18). Wenn wir nun von einer Verfolgung der Philosophen (und Astrologen Dio 66, 13 und 9), die unter Vespasian statt hatte, lesen, so kann das auf den ersten Blick befremdlich erscheinen. Allein bei dieser Massregel wirkten nicht litterarische, sondern politische Rücksichten ein. Die Philosophen gefielen sich unter dem Deckmantel ihrer Wissenschaft in einer oppositionellen politischen Haltung. Eine solche konnte nicht geduldet werden; Vespasian musste daher gegen den Stoiker Helvidius Priscus strafend vorgehen. Mucianus drängte aber auf eine radikale Remedur und setzte es durch, dass die Philosophen sämtlich mit Ausnahme des C. Musonius Rufus verbannt wurden, doch verriet auch hier Vespasian seine Gutmütigkeit. Als der Cyniker Demetrius in seiner Feindseligkeit hartnäckig verharrete, liess ihm der Kaiser sagen, Demetrius thue zwar alles, um seinen Untergang herbeizuführen, allein einen bellenden Hund wolle er nicht töten.

Von dem milden Regiment der beiden ersten Flavier sticht ungeheuer ab die Regierung des dritten, des Domitian (81—96). Als Prinz hatte er eine Neigung zur Dichtkunst zur Schau getragen. Die zeitgenössischen schmeichelnden Schriftsteller machen grosses Aufheben von diesen poetischen Fähigkeiten Domitians. Quintilian meint (10, 1, 91), den Göttern wäre es nicht genug gewesen, dass Domitian der grösste Dichter sei, sie hätten ihm daher auch noch die Sorge für den Erdkreis übertragen. Va-

<sup>1)</sup> *Josephi vita* 65 p. 340, 18 BEKKER, p. 340, 18.

lerius Flaccus weist auf ihn als den berufenen Sänger der Thaten des Titus hin (1, 10); Silius Italicus stellt ihn über Orpheus (3, 620); Martial preist ihn als den Herrn der neun Musen (5, 6, 19). Der zuletzt genannte Dichter nennt uns auch ein domitianisches Gedicht, die Erzählung von dem im Dezember 69 stattgefundenen Kampf ums Kapitol (5, 5, 7). Zum Thron gelangt liess er alle litterarische Beschäftigung beiseite, er las weder historische Werke noch Gedichte; das einzige Buch, das er in die Hand nahm, waren die Memoiren des Kaisers Tiberius.<sup>1)</sup> Auch die Ausbildung seines Stils vernachlässigte er vollständig und bediente sich für seine Briefe und Erlasse fremder Kräfte (Suet. 20). Diese Gleichgiltigkeit ist um so merkwürdiger, als er einige Einrichtungen im Interesse der Litteratur schuf. Er stellte die durch Brand zerstörten Bibliotheken wieder her; überall liess er Exemplare aufsuchen, ja er schickte sogar Leute nach Alexandrien, damit sie dort Bücher abschrieben und emendierten (Suet. 20). Wie Nero, so stiftete auch Domitian einen Wettkampf, den berühmten Agon Capitolinus (86); derselbe bestand aus drei Abteilungen, einer musischen, einer equestrischen und einer gymnischen. Zu diesem Agon, der alle vier Jahre abgehalten wurde, drängten sich aus weitester Entfernung Bewerber. Daneben feierte er jährlich das Fest der Quinquatren der Minerva auf seiner albanischen Villa; damit wurden scenische Aufführungen verbunden und Wettkämpfe von Dichtern und Rednern; es ist dies der Agon Albanus. Allein diese glänzenden Schaustellungen wurden in Schatten gestellt durch die grausamen Verfolgungen, welchen die Schriftsteller ausgesetzt waren. Zweimal wurden die Astrologen und Philosophen durch Edikt aus der Stadt vertrieben (89 und 93 n. Ch.) Doch kann man hier wie bei Vespasian zur Entschuldigung sagen, dass Rücksichten der Politik dabei im Spiele waren; allein die Autoren berichten uns auch Fälle, in denen der wichtigste Vorwand genügte, um einen Schriftsteller dem Tode zu überliefern (Suet. 10) und seine Schriften zu vernichten. Tacitus schildert mit Flammenschrift im Eingang des Agricola jene unselige Zeit.

Noch eine Schrift rief die Kahlköpfigkeit Domitians hervor (Suet. 18 *libellus, quem de cura capillorum ad amicum edidit*).

**362. Nerva (96—98) und Trajan (98—117).** Die Regierung dieser beiden trefflichen Kaiser liess das freie Wort, das solange geknechtet war, wieder an das freie Tageslicht. Alles atmete auf und freute sich der glücklichen Gegenwart. Die Schriftsteller nahmen wieder den Griffel in die Hand; das erste, was sich vor ihre Seele drängte, war die Erinnerung an das vergangene Leid. Auch Nerva und Trajan waren in ihrer Art gebildete Männer; der Schmeichler Martial nennt Nerva den Tibull seiner Zeit (8, 70, 7). Trajans noch vorhandene Antworten auf die Anfragen des Plinius zeigen den Kaiser als einen Meister des bündigen und klaren Geschäftsstils. Er hatte auch den dacischen Krieg beschrieben (Prisc. 205, 6); der Verlust dieses Werkes ist ein ungeheurer; doch lagen seiner nüchternen Natur die Angelegenheiten der Litteratur ferne. Hier nahm er gern die Beihilfe des einsichtigen Licinius Sura an. In seinem Panegyricus rühmt

<sup>1)</sup> Wahrscheinlich ist daher die Angabe | *bis terque revolvere Caesar*“ (6, 64, 15) nichts  
Martials, dass seine Gedichte „non didignatur | als eine Lobhudelei.



der jüngere Plinius des Kaisers Fürsorge für die Bildung der Jugend und seine Aufmerksamkeit gegen die Lehrer der Rhetorik (47). Besonders zeichnet er den lebenswürdigen griechischen Redner Dio Chrysostomus aus. Auch die Gründung der Bibliotheca Ulpia ist sein Werk. Allein das Hauptverdienst, das er sich um die Litteratur erwarb, liegt darin, dass er sie einfach gewähren liess; denn auch die höchste fürstliche Gunst hat in der Litteratur ihre Schattenseiten.<sup>1)</sup>

a) Die Poesie.

1. M. Manilius.

**363. Astronomicon l. V des Manilius.** Was der Dichter in seinem Werk darstellen will, kündigt er gleich im Eingang deutlich an:

*carmine divinas artis et conscia fati  
sidera, diversos hominum variantia casus,  
(caelestis rationis opus) deducere mundo  
aggredior.*

Den Einfluss der Gestirne auf die Menschen beabsichtigt er darzulegen, d. h. das Lehrgebäude der Astrologie dem Leser in poetischem Schmuck vorzuführen. Nicht ohne Stolz rühmt er sich, dass er zuerst dieses Gebiet der Poesie erschlossen. Im Prooemium des zweiten Buches wirft er einen Blick auf die Dichter und ihre Stoffe, er lässt Homer, Hesiod und andere Sänger an unseren Augen vorüberziehen, um zu zeigen, dass alle Pfade, die zum Helikon führen, ausgetreten seien. Nur er kann von sich sagen (2, 57):

*nostra loquar; nulli vatam debebimus ora,  
nec furtum, sed opus veniet, soloque volamus  
in caelum curru, propria rate pellimus undas.*

Auch in der Einleitung zum dritten Buch rühmt er sein kühnes Beginnen, das Reich der Musen auszudehnen und sieht mitleidig auf die mythologischen und historischen Themate herab, welchen die Dichter bisher ihre Kräfte gewidmet haben. Sein Selbstgefühl steigert sich, wenn er der Schwierigkeiten gedenkt, die er zu überwinden hat. Sein Stoff ist ein spröder (3, 39):

*ornari res ipsa negat, contenta doceri*

und es ist strenge stufenmässige Anordnung nötig, um dem Leser das Verständnis des Ganzen zu erschliessen; in reizenden Bildern von den Kindern, welche das Lesen lernen, und von den Kolonisten, welche eine neue Stadt aufführen, legt er dieses allmählich fortschreitende Verfahren dar. Auch die Terminologie ist nicht leicht zu gewinnen; ohne Entlehnungen aus dem Griechischen will es nicht gelingen (2, 694 5, 646). Allein die Erhabenheit des Stoffs, die Schilderung der in der Sternenwelt lebenden und webenden Gottheit verleiht dem Dichter Mut für sein schweres Vorhaben. Seine Lehre trägt er in fünf Büchern vor. Das erste gibt die

<sup>1)</sup> Schon hier muss ein Fehler dieses allgemeinen Teiles berichtigt werden. Im Manuskript hiess es: „Der Rhetor Carina Secundus wurde — verbannt.“ Statt des richtigen „verbannt“ las der Setzer „verbrannt“, was bei der Korrektur, die ohne Manuskript vorgenommen wurde, eine stilistische Ände-

rung nach sich zog (dem Feuertod überliefert). Weiter ist die Form „Carina“, die I. BEKKER in seinem Index zu Dio Cassius p. 464 hat, zu ersetzen durch „Carrinas“, wie die Inschriften bieten, vgl. die neuerdings Deltion 1891 p. 62 publizierte (NIPPERDEY, Tacit. Ann. 13, 10).

astronomische Grundlage. Der Himmel ist das Operationsfeld des Astrologen, seine Kenntnis ist daher demselben unentbehrlich. Dieses Buch nimmt daher eine Sonderstellung ein und tritt in Gegensatz zu den vier folgenden, in welchen die eigentliche Astrologie behandelt ist. Von denselben schildert das zweite den astrologischen Himmel, das dritte und vierte führen in die praktische Anwendung der Astrologie ein. Die Theorie stützt sich auf die Sternbilder des Tierkreises. Damit hätte der Dichter, wie er selbst sagt, schliessen können; allein er wendet sich jetzt auch zu den übrigen Gestirnen. Als Manilius an die Ausarbeitung seines Gedichts schritt, wünschte er sich ein hohes und friedliches Alter (1, 115), um das Ziel, das er sich gesteckt, zu erreichen. Aber so, wie das Gedicht uns jetzt vorliegt, ist dasselbe nicht vollendet. Einige Ankündigungen des Dichters sind nicht erfüllt, das fünfte Buch lässt einen ganzen Teil vermissen; im Eingang verspricht der Dichter die Wirkungen der Gestirne beim Aufgang und beim Untergang zu schildern (27), allein von den untergehenden Gestirnen ist keine Rede. Dann hatte der Dichter noch die Absicht gehabt, von den Planeten zu reden (2, 965 3, 581), auch diese Absicht blieb unausgeführt.<sup>1)</sup> Sonach ist das Wahrscheinlichste, dass er durch den Tod an der Vollendung des Ganzen verhindert wurde. Allein trotzdem wir einen Torso in dem Gedichte haben, übt derselbe doch eine grosse Anziehungskraft auf uns aus. Was uns für die Schöpfung des Dichters in hohem Grade einnimmt, ist die hohe Begeisterung, die ihn für seine Weltanschauung erfüllt. Der Stützpunkt dieser Weltanschauung ist der Gedanke von der Einheit der Welt und die Überzeugung, dass alles im Universum an eine feste Ordnung gekettet ist. Es ist der göttliche Geist, der das All belebend durchdringt; derselbe hat auch die Schicksale des Menschen geordnet, indem er sie von den Sternen abhängig macht (3, 58):

*fata quoque et vitas hominum suspendit ab astris.*

Dort ist ja der Sitz der Gottheit. Der Himmel ist sonach unser Vater, mit ihm sind wir durch ein unlösbares Band verknüpft. Es ist eine Doppelwelt, die himmlische hat ihr Abbild in der irdischen. Alles ist daher unabänderlichen Gesetzen unterworfen (4, 14):

*fata regunt orbem, certa stant omnia lege.*

Dieser Fatalismus schliesst alle Freiheit des Menschen aus. Derselbe kann nichts anders thun, als die Sterne über sein Geschick befragen. Durch diese Erkenntnis wird er gottähnlich und erhebt sich hoch über die Tiere.

Es lässt sich nicht leugnen, dass diese Anschauung poetisch verwertbare Elemente in sich schliesst, und dass Manilius es verstanden hat, dieselben zur Geltung zu bringen. Auf Goethe haben die Worte des Dichters (2, 115):

<sup>1)</sup> Vgl. BECHERT, p. 18 *neque illa pars, quae ad occidentia spectat sidera, quam in sexto libro a poeta esse absolutam a probabilitate non videtur abhorreere, neque haec planetarum doctrina usquam legitur, quamquam omnia illa olim in Manilianis codicibus scripta fuisse eo evincitur, quod Firmicus Maternus,*

*quem extremos Manilii libros, quamquam fonte nusquam indicato, sedulo exscripsisse constat, etiam illos, cum septimum et octavum matheseos libros scriberet, ante oculos habuit.* Allein diese von Scaliger herrührende Ansicht ist nicht wahrscheinlich. (WOLTJER p. 48.)



*quis caelum possit nisi caeli munere nosse  
et reperire deum, nisi qui pars ipse deorum est?*

den tiefsten Eindruck gemacht.<sup>1)</sup> Nicht selten erinnert uns die grosse Eindringlichkeit, mit der er seine Sätze vorträgt, an seinen berühmten Vorgänger Lucretius. Auch für die Belebung seines Stoffes sorgt der Dichter; durch glänzende Prooemien und durch herrliche Schilderungen von den verschiedenen Charakteren und Bestrebungen der Menschen<sup>2)</sup> fesselt er den Leser; eine Hauptzierde des Werkes ist die ins fünfte Buch (538) eingestreute Erzählung von Andromeda und Perseus, welche mit aller Kunst durchgeführt ist. Freilich die abstrusen Lehren der Astrologie leisten der poetischen Fassung Widerstand. Es kommt hinzu, dass der Schriftsteller in der Grundlage seiner Disziplin, der Astronomie, keine tieferen Kenntnisse besitzt und sich daher nicht selten Blößen gibt. Auch die astrologischen Lehren treten mitunter in verschwommener Gestalt vor unsere Augen. Endlich ringt der Dichter noch sichtlich mit dem Ausdruck,<sup>3)</sup> wenn auch mit dem Fortschreiten der Dichtung seine Kräfte wachsen.<sup>4)</sup> Durch diese Dinge wird ein harmonischer, befriedigender Eindruck der ganzen Arbeit vereitelt.

Über die Persönlichkeit des Dichters sind wir völlig ununterrichtet, nicht einmal der Name desselben ist Zweifeln entrückt. Nur die Zeit, in der sein Gedicht zu stande kam, vermögen wir aus vereinzelt Andeutungen zu erschliessen, wir gelangen unter die Regierung des Tiberius. Dass er dem Prinzipate seine Huldigung darbrachte, ist bei seiner fatalistischen Gesinnung nicht zu verwundern.

Der Name und die Heimat des Dichters ist sehr unsicher. Leider ist in der besten Handschrift, dem Gemblacensis die Überschrift ausradiert und erst von einer Hand des 16. Jahrhunderts *Mālius poeta* hinzugefügt. Im Lipsiensis 1465 und im Leidensis 18 lautet die Überschrift: *Arati philosophi Astronomicon liber primus*. Auch hier schrieb eine ganz junge Hand darüber: *Marci Manilii*. Im Leidensis 3 lesen wir die Worte: *M. Mallii Equom. astronomicon divo oct. quirino aug. prooemium liber prim.*, im Vossianus III: *Marci Mallii Antiochi Poeni astronomicon divo Octavio Quirino Augusto*. Der Laur. 30, 15 hat *Marci Manilii poetae clarissimi astronomicon libri V ad Caesarem Augustum*, der Vaticanus 3099 *M. Mallii poetae Illustris ad Octavianum Augustum Astronomicon l. I*, der Urbinas 668 *M. Manilii Boeci astronomici liber primus*, der Cassinensis *C. Manilii poetae illustris Astronomicon*. (Vgl. BECHERT p. 4—15). In einem Madrider Codex heisst es *M. Manilii Astronomicon liber primus explicit*, später *M. Manilii Boetii Astronomicon liber II explicit* (im Leidensis 3 *M. Mallii boeni astronomicon liber II explicit*). GERBERT citiert „*M. Manlius de astrologia*“ (Ep. p. 117 Havet). — ELLIS (*Noctes Manilianae* p. 218) „*On the name of M.*“. FREIER p. 3 (*de carminis inscriptione*). Aus der Sprache und andern Indicien hat man geschlossen, dass Manilius ein Provinziale war, indem man bald dieses bald jenes Land als seine Heimat bezeichnete. Allein die Gründe für diese Vermutung sind ganz unzureichend. Nichts nötigt uns Manilius für einen Nichtrömer zu halten. (KRAEMER, *De Manilii Astronomicis*, Marburg 1890, p. 67).

Zeit des Gedichts. Ein unbestreitbares Indicium bietet die Erwähnung der Schlacht am Teutoburger Wald (1, 898):

<sup>1)</sup> ELLIS, *Noctes Manilianae* p. VIII.

<sup>2)</sup> Vgl. z. B. über den Pantomimen 5, 479 und über den Stenographen (4, 197):

*hinc et scriptor erit velox, cui litera verbum est,  
quique notis linguam superet cursimque lo-*  
*quentis*

*excipiat longas nova per compendia voces.*

<sup>3)</sup> Vgl. die häufige Wiederholung desselben Wortes (BECHERT p. 47).

<sup>4)</sup> CRAMER, *De Manilii qui dicitur elocutione* p. 42.

*ut foedere rupto  
cum fera ductorem rapuit Germania Varum  
infecitque trium legionum sanguine campos  
arserunt toto passim volitantia mundo  
lumina*

Sonach muss das I. Buch nach 9 n. Chr. geschrieben sein. Aber wie lange nach diesem Jahr? Die Antwort soll nach der Ansicht einiger Gelehrten (Jacob) 4, 764 geben:

*est Rhodos, hospitium recturi principis orbem  
tumque domus vere solis, cui tota sacrata est,  
quum caperet lumen magni sub Caesare mundi.*

Aus diesen Worten, welche auf das Exil Tibers in Rhodus anspielen, wollte man schliessen, dass Tiberius damals erst zur Regierung bestimmt war, sonach Augustus noch auf dem Thron sass. Es wären daher die 4 ersten Bücher des Gedichts unter Augustus entstanden. Der Schluss wäre richtig, wenn jene Worte zur Zeit des Exils des Tiberius, das von 6 v. Ch. bis 2 n. Ch. dauerte, geschrieben wären. Allein eine solche Annahme macht die erste Stelle unmöglich. *Recturus* bezieht sich nur auf die Zeit des Exils wie *hospitium*, nicht auf die Gegenwart. Dagegen gibt eine andere Stelle die Entscheidung (1, 798):

*Venerisque ab origine proles  
Julia descendit caelo, caelumque replevit;  
quod regit Augustus socio per signa Tonante,  
cernit et in coetu divum magnumque Quirinum,  
altius aetherei quam candet circulus orbis.*

Diese Verse können ungezwungen nur auf den vergötterten, d. h. verstorbenen Augustus gehen. Damit kommen wir mit dem ganzen Gedicht in die Zeit des Tiberius. Auf diesen lassen sich auch die übrigen Stellen, welche Zeitanspielungen enthalten, beziehen (4, 934):

*iam facit ipse deos, mittitque ad sidera numen,  
maius et Augusto crescit sub principe caelum*

Was Lachmann richtig erklärt (p. 43): *scilicet Augustum Tiberius deum fecit*, (vgl. Vell. Pat. 2, 126) *eoque in caelo imperante crescit deorum numerus, Tiberio ceterisque posteris olim caelitum coetui accessuris.*

*cetera (sidera) non cedunt; uno vincuntur in astro,  
Augustum sidus nostro quod contigit orbi,  
Caesar nunc terris, post caelo maximus auctor. (1, 384)*

Der Dichter will sagen, dass die südlichen Gestirne den nördlichen nicht nachstehen, ja durch ein Gestirn den Vorrang erhalten. Die den Versen zu Grunde liegende Anschauung ist, dass alle Julier nach ihrem Tode in das julische Gestirn übergehen. Jetzt heisst es Augustum, nach Tiberius Tode wird es dessen Namen erhalten.

*hinc Pompeia manent veteris monumenta triumphii  
non extincta acie, semperque recentia flammis  
et Mithridateos vultus induta tropaea. (5, 313)*

Tiberius hatte im Jahre 22 n. Ch. das abgebrannte (*igne fortuito haustum*) Pompeianische Theater wieder hergestellt (Suet. Tib. 47).

Auch die dehnbareren Stellen lassen die Beziehung auf Tiberius zu wie (1, 7):

*hunc mihi tu, Caesar, patriae princepsque paterque,  
qui regis augustis parentem legibus orbem  
concessumque patri mundum deus ipse mereris,  
das animum viresque facis ad tanta canenda.*

Hier ist zu bemerken, dass, wenn sich auch Tiberius den Titel „*pater patriae*“ verbat, er doch so vom Volk genannt wurde (Tac. Ann. 1, 72).

LACHMANN'S Scharfsinn (Kl. Sch. p. 42) hat also das Richtige gesehen, dass alle Bücher des Manilius in die Zeit des Tiberius fallen. Vgl. FREIER, *De M. Manilii quae feruntur astronomicon aetate*, Gött. 1880, der die Lachmann'sche Ansicht verif. Mit Unrecht wurde dieselbe bekämpft von KRAEMER, *De Manilii qui fertur astronomicis*, Marburg 1890, der das Werk der Augusteischen Regierungszeit zuweist, jedoch mit der Konzession: *feri potest, ut in quinto libro faciendo occupatus huius (Augusti) mortem superaverit* (p. 63).

Überlieferung. Der beste Zeuge ist der GEMBLACENSIS in Brüssel 10012 s. X/XI. — BECHERT, *De Manilii emendandi ratione*, Leipz. Stud. 1, 1.

Ausgaben. Übersicht bei KRAEMER p. 5. Von grosser Bedeutung waren die drei SCALIGER'schen Ausgaben (Paris 1579, 1590 Leyden 1600). BENTLEY's Ausgabe publizierte sein Neffe, London 1739. Jüngste Ausgabe von JACOB, Berlin 1846. Eine neue Recension des Dichters ist dringendes Bedürfnis. — ELLIS, *Noctes Manilianae*, Oxford 1891 (kritische Behandlung des ganzen Werks). Im allgemeinen HÜBLER, *Astrologie im Altertum*, Zwickau



1879, der aber leider nicht auf das astrologische System des Manilius genauer eingeht, WOLTJER, *De Manilio poeta*, Groningen 1881.

## 2. Germanicus.

**364. Die Aratea des Germanicus.** Bei den Alten war die Kenntnis des gestirnten Himmels ungleich verbreiteter als bei uns, sie war ein Bestandteil der allgemeinen Bildung. Gern flochten die Dichter Schilderungen der Sternbilder in ihre Darstellungen ein, gern berührten sie die mit denselben verknüpften Sagen. Aber auch astronomische Lehrgedichte konnten auf Beifall rechnen. Bei den Griechen fanden die *Phaenomena* des Aratos,<sup>1)</sup> eines Zeitgenossen des Königs Antigonos Gonatas, an dessen Hof er lebte, und eines Freundes des Theokrit grosse Verbreitung. Auch die Römer lasen dieses Gedicht sehr eifrig. Von seiner Popularität legen die drei lateinischen Bearbeitungen desselben Zeugnis ab.<sup>2)</sup> Eine dieser Übersetzungen haben wir bereits kennen gelernt, es war ein Versuch Ciceròs (§ 176). Unser Zeitraum lehrt uns eine zweite kennen. Sie trägt in der massgebenden Überlieferung den Namen des Claudius Caesar; der Dichter ist also ein Angehöriger der Claudischen Familie und zwar ist es Germanicus, der Sohn des Drusus, und Germanicus wird er auch in der geringeren Überlieferung genannt. Derselbe (geb. 15 v. Ch., gest. 19 n. Ch.) war durch hohe Bildung ausgezeichnet, er war ein vortrefflicher Redner, er war auch Dichter, unter anderm hinterliess er Komödien in griechischer Sprache.<sup>3)</sup> Seinen rednerischen und dichterischen Ruhm verherrlichte nicht ohne Absicht der Verbannte in Tomi. Die Bearbeitung der *Phaenomena* ist im Ganzen ein gelungenes Werk; sie steht entschieden über der Ciceronischen; der Dichter ist Sachkenner und nimmt die Änderungen vor, welche der Stand der Astronomie zu seiner Zeit notwendig machte;<sup>4)</sup> er bewegt sich überhaupt dem Original gegenüber mit Freiheit, er setzt zu und streicht, bei Mythen deutet er manchmal durch einen Zusatz seine ablehnende Haltung an.<sup>5)</sup> Gleich der Eingang zeigt eine charakteristische Selbständigkeit. Aratos hatte sein Gedicht mit einem Lob des Zeus begonnen; dieses Lob lehnt aber Germanicus ab und huldigt dem Kaiser, seinem „Erzeuger“ (*genitor*); dem Friedensfürsten, der den Schiffen das Meer und dem Landmann seinen Boden zurückgegeben, sollen die Erstlinge seiner gelehrten Arbeit gewidmet sein. Dieser Kaiser kann nur Tiberius sein, denn Germanicus hatte seine *Aratea* nach dem Tode des Augustus geschrieben (558). Dass Germanicus den Tiberius, der ihn im Jahre 4 n. Ch. adoptierte, Erzeuger (*genitor*) nannte, ist zwar eine Ungenauigkeit des Ausdrucks, allein dieselbe ist nicht unerhört. Zu den *Phaenomena* fügte Germanicus auch noch *Prognostica*, von welchen sich nur

<sup>1)</sup> Über dieses Gedicht vgl. die eingehende Würdigung bei COUAT, *La Poésie Alexandrine*, Paris 1882 p. 447. Die Entstehungszeit der *Phaenomena* setzt er zwischen 260 und 250.

<sup>2)</sup> Berücksichtigt hatte dasselbe auch VARRO ATACINUS in seiner *Ephemeris* (§ 109).

<sup>3)</sup> Suet. Calig. 3 Claud. 11. Auch Ge-

legenheitsgedichte gab es von ihm (Plin. n. h. 8, 155).

<sup>4)</sup> Er schöpfte aus einem gelehrten Kommentar, in dem vorzugsweise der Astronom Hipparchos berücksichtigt war (MAYBAUM p. 43).

<sup>5)</sup> Z. B. durch *vere* 264, 166, durch *veteri si gratia famae* 31.

einige Fragmente erhalten haben; dieselben sind von Aratos *Ἀστρονομικά*<sup>1)</sup> unabhängig.

Besonders wegen des „*genitor*“ wollte man als Verfasser der Aratea Domitian, der den Beinamen Germanicus führte, hinstellen; diese von RUTGERS (var. lect. II, 9 p. 122) vertretene Ansicht hat sich zuletzt SCHENKL, Sitzungsber. der Wien. Akad. 68 (1871), 274 angeeignet. Allein schon die Überlieferung, die deutlich den Dichter als Claudier bezeichnet, spricht dagegen, dann der Umstand, dass Domitian erst als Kaiser (83) den Beinamen Germanicus führte, endlich das Schweigen der vielen Schmeichler Domitians von diesem Gedicht (IMHOF, Domitian p. 29).

Dass die Partie, in welcher der Tod des Augustus erwähnt wird, nämlich die Schilderung des Tierkreises mit Unrecht angefochten wird, legt dar MAYBAUM, *De Cicerone et Germanico Arati interpr.*, Rostock 1889 p. 19.

Überlieferung. Wir unterscheiden zwei Klassen von Handschriften, die Grundlage der Recension ist die erste und von den Handschriften derselben ist die normgebende die Baseler (A. N. IV 18) s. VIII oder IX. (MAYBAUM p. 30 u. p. 35.)

Ausgaben. Epochemachend ist die von HUGO GROTIUS, Leyden 1600. Cum scholiis ed. A. Breysig Berl. 1867, von Bährens PLM 1, 148.

Die Scholien zu Germanicus. Von der Beliebtheit des Gedichts zeugen die Scholien, welche sich um dasselbe gruppiert haben. Die sichtende Betrachtung ergibt zwei Scholienmassen:

1) die *scholia Basileensia*, überliefert durch den genannten Basler Codex und den Parisinus nr. 7886. Quellen waren die Catasterismen des Eratosthenes in ausführlicherer Fassung und Nigidius (ROBERT, Eratosth. p. 20). Dieselben benutzte bereits Lactantius Firmianus, er scheint sie in demselben Band, in dem auch der Germanicus stand, vor sich gehabt zu haben (ROBERT, Eratosth. p. 9);

2) die andere Scholienmasse sind die *scholia Sangermanensia*, so genannt nach der Hauptquelle, dem cod. Sangermanensis 778 s. IX. Auch hier sind die Catasterismen des Eratosthenes benutzt, daneben noch andere Autoren wie Fulgentius, Plinius, Hygin u. s. f.

3) Aus beiden Scholienmassen wurde eine neue kombiniert (ROBERT p. 205); hinzugefügt wurden Stücke aus Plinius, Martianus Capella, Hyginus (die aus dem letzten ausgeschriebenen Fabeln zeigen eine bessere und von Interpolationen freiere Gestalt vgl. ROBERT p. 220, dagegen GRUPPE, Philol. 47, 335) und andere. Diese Scholien heissen die *scholia Stroziana*, ihre Quellen sind ein Strozianus in der Laurentiana s. XIV und der Urbinas 1358 s. XV.

Die Scholien finden sich in der Ausgabe des Germanicus von BREYSIG und in der Ausgabe des Martianus Capella von EYSENHARDT.

Die Catasterismi des Calpurnius Piso. Hier mag noch das Gedicht des Calpurnius Piso erwähnt sein, von dem der jüngere Plinius sagt (ep. 5, 17): *recitabat xaxa-στερισμῶν eruditum sane luculentamque materiam. Scripta elegis erat fluentibus et teneris et enodibus, sublimibus etiam, ut poposcit locus.*

### 3. Phaedrus.

**365. Leben und Schriftstellerei des Phaedrus.** Was wir über das Leben des Phaedrus wissen, ist nicht viel und lediglich aus seiner Fabelsammlung zu schöpfen. Von seiner Heimat spricht er im Prolog zum 3. Buch (17):

*ego, quem Pierio mater enixa est iugo.*

Schon im 17. Jahrhundert<sup>2)</sup> hat man die Worte bildlich verstehen wollen, als wenn Phaedrus damit sage, er sei ein Zögling der Musen; auch neuerdings<sup>3)</sup> ist diese Meinung wieder aufgetaucht, allein dass sie unrichtig ist, beweisen die folgenden Verse, in denen er sich darum zu dem Phrygier Äsop und zu dem Scythen Anacharsis in Gegensatz stellt, weil er „dem

<sup>1)</sup> Diese bilden einen Anhang zu den Phaenomena.

<sup>2)</sup> Z. B. in der Ausgabe PAGENSTECHEBS, Duisburg 1662 (Hervieux 1, 8).

<sup>3)</sup> Vgl. WÖLFFLIN, Rhein. Mus. 39, 157; HARTEL, Wien. Stud. 7, 151. Dagegen SCHWABE, Rhein. Mus. 39, 476. (Anders HARTMAN, *De Phaedri fabulis*, p. 3).



gelehrten Griechenland näher sei“. Seine Heimat ist also Pierien und da die älteren Bewohner Pieriens Thraker waren, so konnte er Orpheus und Linus zu seinen Landsleuten zählen. Phaedrus kam frühzeitig in lateinisch redende Gegenden, da er uns als eine Reminiszenz aus seinem Schulunterricht einen Vers<sup>1)</sup> des Ennius mitteilt (3 epil. 34). Die Überschrift der Fabelsammlung bezeichnet ihn als einen Freigelassenen des Augustus. Ein brennender Ehrgeiz, von dem seine Gedichte noch Zeugnis ablegen, trieb ihn zur Dichtkunst; er brachte äsopische Fabeln in lateinische Senare. Als er Stoff für zwei Bücher beisammen hatte, trat er damit vor die Öffentlichkeit; im Eingang zum ersten Buch will er nur Bearbeiter Äsops sein, dagegen im Eingang zum zweiten Buch erklärt er, obwohl er der Weise Äsops treu bleiben werde, gedenke er doch hie und da zur Abwechslung etwas Neues einschieben. Und wirklich bietet das zweite Buch eine Erzählung aus dem Leben des Tiberius (5). In einem Epilog zum zweiten Buch spricht er von der Aufnahme, die sein Werk beim Publikum wohl finden würde, schon hier schlägt er einen selbstbewussten Ton an (8):

*quod si labori faverit Latium meo,  
plures habebit, quos opponat Graeciae.*

Als er das dritte Buch folgen liess, war in dem äussern Leben des Dichters eine grosse Veränderung eingetreten; er war in eine sehr schlimme Lage geraten und zwar auf eine Anklage des Seianus hin; er wendet sich daher in einem Prolog an einen Eutychus und bittet ihn (Epil. 25) um einen gerechten Bescheid, dies müsse aber baldigst geschehen, wenn nicht vorher der Tod ihn von seinen Leiden befreien solle. Dieser Eutychus kann kein anderer sein als der in den letzten Regierungsjahren Caligulas mächtig gewordene Wagenlenker Eutychus. Welches die üble Lage des Phaedrus war, in die er gekommen, wissen wir nicht. Dass dieselbe durch seine Gedichte verursacht wurde, deutet er Prol. III, 40 an.<sup>2)</sup> Sonach muss das dritte Buch etwa 40 erschienen sein, die zwei ersten Bücher vor dem Sturz des Seianus, also vor 31 n. Ch. Mit dem dritten Buch wollte der Dichter von der Muse Abschied nehmen, es sollte auch anderen etwas zur Bearbeitung übrig bleiben. Allein er besann sich doch eines Besseren und schrieb ein viertes Buch, das er einem Particulo, den er (Epil. 5) „*vir sanctissimus*“ nennt, widmet. Als Phaedrus alt geworden, veröffentlichte er noch ein fünftes; in der letzten Fabel redet er einen Philetas an.

Das ist das Korpus der Phaedrischen Fabeln, wie es uns durch die Handschriften überliefert ist. Allein wenn wir die Verszahl und die Anzahl der Fabeln in den einzelnen Büchern betrachten, ergeben sich grosse Verschiedenheiten, wie aus folgender Zusammenstellung erhellt:<sup>3)</sup>

I	31 Fabeln mit 361 Versen
II	8 „ „ 173 „

<sup>1)</sup> Wahrscheinlich aus einem Florilegium.

<sup>2)</sup> Die Worte lauten „*in calamitatem deligens quaedam meam*“, deren Sinn ist: „Zu meinem Unglück manche Stoffe auswählend“. Man betrachtet als diese Gedichte gewöhnlich 1, 2 1, 6. Andere Gelehrte, be-

sonders HARTMAN, *De Phaedri fab.*, p. 4 und 5 wollen die Worte so verstehen „manche Stoffe, die auf mein Unglück passen, auswählend“. Nur die erste Erklärung ist die richtige. Vgl. L. MÜLLER, *Berliner Philol. Wochenschrift* 1890 nr. 41 p. 1302.

<sup>3)</sup> BIRT, *Buchwesen* p. 385.

III	19	Fabeln mit 403 Versen
IV	25	" " 423 "
V	10	" " 174 "

Das zweite und fünfte Buch stehen an Umfang so sehr hinter den übrigen zurück, dass sie sofort den Verdacht der Lückenhaftigkeit erregen. Es kommt hinzu, dass im Eingang (6) Phaedrus ankündet, dass nicht bloss die Tiere, sondern auch die Bäume sprechen werden; allein diese Ankündigung erfüllt sich nicht; im Eingang zum 5. Buch erläutert er, warum er den Namen Asop gebrauchen werde, allein auch dies geschieht im Verlauf des fünften Buchs nirgends. Sonach müssen wir schliessen, dass die überlieferte Fabelsammlung des Phaedrus nur den Auszug aus einer grösseren darstellt. Zum Glück können wir aus andern Quellen die unvollständige Sammlung ergänzen, wie dies die Geschichte der Fabelsammlung darthun wird.

**366. Schicksale der Phaedrischen Fabelsammlung.** Als Phaedrus seine Fabeln schrieb, war er fest überzeugt, dass er sich damit die Unsterblichkeit errungen. Allein es fehlte nicht viel, und sein Namen wäre der Vergessenheit anheim gefallen. Als der verbannte Philosoph Seneca seine Trostrede an Polybius richtete, sprach er von der Fabeldichtung als einer den Römern noch ganz unbekannten Gattung<sup>1)</sup> (8, 27), er wusste also nichts von Phaedrus. Auch Quintilian schweigt da, wo er von den äsopischen Fabeln in Versen spricht (1, 9, 2), von unserem Dichter. Erst bei Martial taucht zum erstenmal sein Name auf (3, 20, 5); es ist bei ihm von den *improbi*<sup>2)</sup> *ioci Phaedri* die Rede. Dann herrscht wiederum tiefes Schweigen, bis im 4. oder 5. Jahrhundert der elegische Fabeldichter Avianus in seiner Widmung an Theodosius die fünf Bücher des Phaedrus erwähnt. Eigentümlich sind die Schicksale des Dichters im Mittelalter. Hier wurden seine Verse in Prosa umgesetzt und diese prosaischen Bearbeitungen drängten das Original ganz in den Hintergrund, ja brachten den Namen des Autors fast in Vergessenheit. Wir kennen drei solcher Sammlungen, welche direkt aus dem Phaedrus abgeleitet sind und zwar einem vollständigern, eine, die sich in einer Leydener Handschrift des XIII. Jahrhunderts befindet und nach dem ersten Herausgeber (1709) Anonymus Nilanti genannt wird; eine andere, die Weissenburger Sammlung, welche in einer ehemaligen Weissenburger, jetzt in Wolfenbüttel befindlichen Handschrift des X. Jahrhunderts aufbewahrt wird, endlich eine dritte, welche den merkwürdigen Namen „Romulus“ trägt. Die letzten beiden Sammlungen sind unter sich näher verwandt. Die grösste Verbreitung erlangte der Romulus, er bildete wieder die Grundlage für andere mittelalterliche Fabelsammlungen, von denen eine in elegischen Versen lange unter der Bezeichnung Anonymus Neveleti umlief, bis HERVIEUX<sup>3)</sup> aus einer in der Würzburger Universitätsbibliothek vorhandenen Ausgabe als ihren Verfasser Walther von England erkannte. Wie diese lateinischen Sammlungen auf die Fabel-

<sup>1)</sup> Die verschiedenen Erklärungen dieser Stelle siehe bei HERVIEUX 1, 151.

<sup>2)</sup> Zur Erklärung dieses „*improbi*“ eine (unwahrscheinliche) Vermutung bei BIRT,

Buchw. p. 385, 3. FRIEDLÄNDER z. St. läugnet mit Unrecht die Beziehung auf den Fabeldichter Phaedrus.

<sup>3)</sup> 1, 447.



dichtungen der verschiedenen Nationen wirkten, kann hier nicht des Näheren dargelegt werden. So lebte Phaedrus in der Überarbeitung fort, aber sein Name blieb verschollen bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts. Damals bekam der späterhin durch sein *Cornucopiae* bekannt gewordene Nicolaus Perottus eine Handschrift des Avianus und eine solche des Phaedrus unter die Hände; er schrieb sich daraus Fabeln ab;<sup>1)</sup> auch eigene Gedichte mischte er darunter. Allein dieser Auszug blieb, wie es schien, völlig unbekannt. Phaedrus sank wieder in sein Dunkel zurück. Da brachte ihm das Jahr 1596 die Befreiung. In diesem Jahre wurde der Dichter in seiner ursprünglichen Gestalt in Frankreich von P. Pithou nach einem Manuskript, das er von seinem Bruder Franciscus erhalten, herausgegeben. Von nun an war die Aufmerksamkeit der Gelehrten für den Autor rege geworden; man begann in den Bibliotheken Nachforschungen zu halten. Dem Jesuiten Sirmond glückte es im Jahre 1608, in der Abtei von Saint Remi eine zweite, dem codex Pithoeanus sehr ähnliche Handschrift aufzufinden. Leider ging diese Handschrift im Jahre 1774 bei einem Brand zu Grund. Unsere Kenntnis des Kodex beruht daher nur auf einer von BERGER mitgeteilten Kollation, welche Vincent gemacht hatte und welche der Pariser Bibliothek angehört hatte, jetzt aber nicht mehr aufgefunden werden kann.<sup>2)</sup> Um dieselbe Zeit war noch ein Fragment des Phaedrus, 8 Fabeln enthaltend, in den Besitz des berühmten Peter Daniel gelangt; Rigault benutzte es für seine Ausgabe des Jahres 1599, dann entschwand auch diese *charta Danielis* den Augen der Gelehrten. Sie wurde für die Königin Christine von Schweden angekauft, kam in die Vaticana, ruhte hier, bis sie 1831 von Mai veröffentlicht wurde. Aber als wenn es das Schicksal besonders auf den armen Phaedrus abgesehen hätte, nachdem derselbe ans Licht gezogen war, wurde seine Echtheit in Zweifel gezogen; als Stütze diente namentlich die Senecastelle. Heute lächeln wir über diesen ganzen Streit, der mit grosser Heftigkeit geführt wurde. Nochmals wogte derselbe auf, als die Perottische Epitome zu Anfang dieses Jahrhunderts von Cassitto und Janelli nach dem *codex Neapolitanus* (und später [1831] von Mai nach einem lesbareren *codex Vaticanus*) publiziert wurde und daraus 30 (oder 31) neue Fabeln ans Licht traten. Hier war der Standpunkt der Verteidiger ein ungleich schwieriger. Allein auch diese neuen Fabeln, die gewöhnlich als „Appendix“ den Ausgaben beigelegt werden, haben die Prüfung bestanden;<sup>3)</sup> sie können nicht von Nic. Perottus herkommen, sie weisen entschieden auf dieselbe Zeit, in der Phaedrus lebte, sowohl durch die Sprache, wie Komposition und Metrik als durch eine ganz spezielle Erzählung von Pompeius (nr. 8). Aber an einen Nachahmer des Phaedrus zu denken, ist bei dem offenbar geringen Anklang, den Phaedrus gefunden, nicht wahrscheinlich. Sonach lag dem N. Perottus eine vollständigere Fabelsammlung des Phaedrus vor als die uns zu Ge-

<sup>1)</sup> HERVIEUX 1, 129.

<sup>2)</sup> Ergänzend tritt hinzu der in der Pariser Universitätsbibliothek vorhandene Auszug aus dem Remensis (Revue de philol. 11, 81).

<sup>3)</sup> Vgl. MÜLLER, *De Phaedri et Aviani fabulis*, Leipz. 1875, p. 11, BIRT, Buchw. p. 385, 3.

bote stehende, äusserst lückenhafte. Inzwischen ward auch der Kodex, aus dem Pithou die Fabeln zum erstenmal veröffentlicht hatte, wieder aufgefunden und den Gelehrten zugänglich gemacht. Er war im 17. Jahrhundert in die Hände der Familie de Peletier gekommen, welche denselben noch im Besitz hat. Im Jahre 1830 publizierte Berger de Xivrey in Paris das berühmte Manuskript.

Dies sind die Schicksale der Überlieferung des Phaedrus; man möchte hier die Worte des Dichters anwenden (2 epil. 18):

*fatale vitium corde durato feram,  
donec fortunam criminis pudeat sui.*

Aus dieser Geschichte ersehen wir, dass seine Fabelsammlung uns zerrissen vorliegt, und dass es demnach unsere Aufgabe ist, die zersprengten Teile, soweit sie noch vorhanden sind, wieder zu verbinden. In erster Linie dienen uns dazu die französischen Handschriften, in zweiter die Sammlung des N. Perottus, in dritter prosaische Fabelsammlungen, aus der wir etwa 20 neue herauschälen können. Freilich kann bei den letzten die metrische Form mit Sicherheit nicht mehr hergestellt werden.<sup>1)</sup>

Die Geschichte der Überlieferung des Phaedrus behandelt in weitschweifiger Weise HERVIEUX, *Les fabulistes latins*, zwei Bände, Paris 1884. — L. MÜLLER, *De Phaedri et Aviani fabulis*, Leipz. 1875.

**367. Charakteristik des Phaedrus.** Einzelne Fabeln waren schon vor Phaedrus als Schmuck in litterarischen Erzeugnissen verwertet worden; so hatten Ennius, Lucilius, Horaz, Livius Fabeln in ihre Werke eingestreut;<sup>2)</sup> die Fabel aber zu einem für sich bestehenden, selbständigen Zweig der römischen Dichtung erhoben zu haben, dieses Verdienst kann Phaedrus für sich in Anspruch nehmen. Phädrus ist auf seine Schöpfung ungemein stolz, er zweifelt nicht einen Augenblick, dass sich an derselben die kommenden Geschlechter ergötzen werden (3 pr. 32), und verkündet in stolzem Selbstgefühl dem Particulo, dem er das vierte Buch gewidmet hatte, dass dessen Namen leben werde, solange die römische Litteratur in Ehren stehe (4 epil. 6); die Anerkennung des Publikums scheint ihm aber nicht in dem erwarteten Masse zu Teil geworden zu sein, denn er klagt über Neid (3 pr. 60), welcher ihm die gebührende Stellung im Dichterkreis versage (3 pr. 23); mit Verachtung sieht er auf die Leute herab, die ihn nicht würdigen, und vergleicht sie mit dem Hahne, der in einem Kehrlicht eine Perle gefunden, mit der er nichts anzufangen weiss (3, 12); an einer Stelle (4, 7) höhnt er die „Catonen“, welche man weder durch Fabeln noch durch tragische Stoffe zufrieden stellen könne. Doch um des ungebildeten Pöbels Beifall geizt er nicht (4 pr. 20). Der dichterische Ruhm ist ihm alles, das Streben nach äusseren Gütern hat in seinem Herzen keine Stätte (3 pr. 21).

Phaedrus ist in erster Linie Bearbeiter des Äsop und bei der An-

<sup>1)</sup> Eine Phaedrische Fabel entdeckte BÜCHELER bei Gregor, *Hist. Franc.* 4, 9 p. 146 A (Rh. Mus. 41, 3).

<sup>2)</sup> Bei Ennius stand die Fabel von der Haubenlerche, Gell. 2, 29 (nr. 481 Bährens),

bei Lucilius im 30. B. (80 M.) die Fabel vom kranken Löwen, Horaz hat (sat. 2, 6, 79) die Fabel von der Stadt- und Landmaus, Livius (2, 32) die von der Verschwörung des *venter* gegen die *membra*.



kündigung seiner Dichtung wollte er auch nichts anderes sein; denn er sagt:

*Aesopus auctor quam materiam repperit,  
hanc ego polivi versibus senariis.*

Allein im weiteren Verlauf der Dichtung dünkte ihm die Rolle des Bearbeiters zu gering, er wollte auch selbständig erscheinen. Schon im zweiten Buch erklärte er daher, auch neues sei zur Abwechslung eingestreut, doch wolle er, fügte er entschuldigend bei, im übrigen der Weise des „Alten“ treu bleiben (2 pr. 8) und begnüge sich, der zweite zu sein, nachdem Äsop nun einmal den ersten Platz eingenommen (2 epil. 6). Viel selbstbewusster wird die Sprache im dritten Buch; hier rühmt er sich, dass er den engen Pfad Äsops erweitert und mehr eigenes gegeben als jener hinterlassen (3 pr. 38). Ähnlich ist die Sprache im vierten Buch; dort bezeichnet er seine Fabeln als äsopische, nicht aber als Fabeln Äsops, da er neuen Stoff nur in der Weise Äsops und zwar reichlicheren als dieser darbiete (4 pr. 11); den Tadlern, welche das Gelungene auf Rechnung Äsops, das Misslungene auf seine Rechnung setzen, ruft er zu: „Jener erfand die Fabel, aber unsere Hand führte sie zur Vollendung“ (4, 21). Im letzten Buch endlich will er den Namen Äsop nur als Aushängschild gebrauchen (5 pr. 3).<sup>1)</sup> Sonach findet in der Dichtung des Phaedrus ein Entwicklungsgang statt, indem er von der Übertragung zur selbständigen Produktion fortschreitet. Dieselbe bethätigte er, indem er einmal Begebnisse seiner Zeit in dichterischer Form erzählt; von diesen Erzählungen ist die anmutigste die vom Flötenspieler Princeps (5, 7); der lag lange Zeit krank darnieder; als er wieder im Theater erschien, bezog er einen Chorgesang, der zum Preis des Princeps vorgetragen wurde, auf seine Person; als sein Irrtum erkannt wurde, warf das Publikum den armen Flötenspieler zum Theater hinaus. Aber nicht bloss als selbständigen Erzähler, sondern auch als selbständigen Fabulisten sollten ihn die Leser kennen lernen. Freilich ist eine Fabel, die er ausdrücklich als sein Eigentum ausgibt, sehr missglückt (4, 11).<sup>2)</sup>

Als den Hauptvorzug seiner Fabeln rühmt er die Kürze, und er wird nicht müde, uns diesen Vorzug wiederholt vorzurücken (2 pr. 12 3, 10, 60 3 epil. 8 4 epil. 8). Er hat Grund darauf stolz zu sein, denn „die Kürze ist die Seele der Fabel“.<sup>3)</sup> Im Zusammenhang damit steht, dass er alles Rhetorische und Aufgedunsene von seinen Fabeln fern hält; auch hier leitet ihn das richtige Gefühl, „dass der Fabel vornehmster Schmuck sei, ganz und gar keinen Schmuck zu haben“.<sup>4)</sup> Er spricht eine klare, einfache und reine Sprache; nur der häufige Gebrauch von Abstrakta erinnert an die sinkende Latinität.<sup>5)</sup> Auch in dem Bau seines Senars befolgt er eine strenge Gesetzmässigkeit. Aber damit dürften die Lobsprüche, die man ihm erteilen kann, erschöpft sein. In der Bearbeitung

<sup>1)</sup> Der Dichter hat sich zu Übertreibungen hinreissen lassen. „c'est seulement à partir de la deuxième partie de son livre IV, qu'il commence à être original. — il reste si peu de chose, soit de la deuxième partie du livre IV, soit du livre V, qu'il est impossible de savoir si Ésope n'en avait pas encore

*fait en partie les frais.*“ (HERVIEUX 1, 29).

<sup>2)</sup> Vgl. LESSING, Ges. W. (Göschen Leipz. 1858) 3, 253.

<sup>3)</sup> LESSING l. c. p. 299.

<sup>4)</sup> LESSING l. c. p. 299.

<sup>5)</sup> RASCHIG zu f. XII; L. MÜLLER, *De Phaedri et Aviani fab.*, p. 5.

der Fabeln verlässt ihn oft der gute Geschmack. So empfinden wir es als störend, dass er die Lehren, die sich aus den Fabeln ableiten lassen, dem Leser aufdringt und zwar nicht bloss in Form von Epimythien, sondern auch, was noch mehr verletzt, in Form von Promythien. Aber diese Lehren entsprechen manchmal gar nicht dem Inhalt der Fabeln; woraus man erkennt, dass er oft nicht den Geist seiner Fabeln erfasst hat.<sup>1)</sup> Auch im einzelnen zeigt er mitunter keine glückliche Hand; und Lessings Vorwurf ist nicht unbegründet, dass Phaedrus, so oft er sich von der Einfalt der griechischen Fabeln auch nur einen Schritt entfernt, einen plumpen Fehler begeht.<sup>2)</sup> Phaedrus ist kein Genie, er verrät wenig dichterische Anlagen, er ist nichts als ein treuer Arbeiter; er ist auch kein hochstehender Charakter, die Eitelkeit beherrscht sein Denken und Sein und lässt ihn selbst dem gegenüber ungerecht erscheinen, dem er doch seinen Ruhm verdankt, dem Meister Äsop.

Beurteilungen des Phaedrus bei NISARD, *Études sur les poètes latins* 1<sup>4</sup>, 3—53; HERVIEUX, *Les fabulistes latins* 1, 27. HARTMAN, *De Phaedri fabulis*, Leyden-Leipz. 1890 p. 17. Über seine Metrik LANGEN, Rh. Mus. 13, 197; Ausg. von MÜLLER p. IX.

Litteratur: Ausgabe von Bentley hinter dem Terenz 1726; von L. MÜLLER mit krit. Apparat, Leipz. 1877; von RIESE, Textausgabe mit Einleitung über Phaedrus, Leipz. 1885. Schulausgaben von SIEBELIS-ECKSTEIN (Teubner), RASCHIG-RICHTER (Weidmann).

#### 4. Der Dichter Seneca.

##### a) Seneca als Tragiker.

**368. Die neun Tragödien Senecas.** Bisher hatten wir in der gesamten tragischen Poesie der Römer nur Fragmente zu verzeichnen; nicht ein einziges der vielen und zum Teil sehr bewunderten Tragödien hat die Zeit überdauert, unsere litterarhistorische Betrachtung hatte daher mit nicht wenigen Schwierigkeiten zu kämpfen; sie war fast immer auf Vermutungen und Wahrscheinlichkeiten angewiesen. Da wird uns, nachdem wir bereits den Höhepunkt der Litteratur überschritten, eine ganze Sammlung von Tragödien von einem gütigen Geschick in die Hand gegeben. Es sind neun Stücke, welche eine ganz freie und vielfach mit römischem Geist durchtränkte Darstellung griechischer Sagenstoffe enthalten. In der massgebenden Überlieferung der Florentiner Handschrift sind sie also angeordnet: Hercules (furens), Troades,<sup>4)</sup> Phoenissae,<sup>5)</sup> Medea, Phaedra,<sup>6)</sup> Oedipus, Agamemnon, Thyestes, Hercules (Oetaeus), sie

<sup>1)</sup> Man vgl. 1, 20 1, 4 1, 10 5, 6 1, 8 3, 18. Selbst einander widersprechende Lehren zu derselben Fabel finden sich z. B. 1, 9 1, 26 1, 21. Scharfsinnig sind diese Gebrechen erörtert in der Ausgabe von RASCHIG (Zusammenstellung p. 3). Freilich ist die Frage, ob alle diese Promythien und Epimythien von Phaedrus herrühren. Besonders fällt in die Wagschale, dass in den Fabeln, welche die *Anthologia Perotina* mit den Codices des Phaedrus gemeinsam hat, in der Regel metrische Epimythien und Promythien fehlen und dafür prosaische Promythien stehen. Vgl. über diese Frage L. MÜLLER Ausg. p. XXV; HARTMAN, *De Phaedri fabulis*, p. 53—79;

L. MÜLLER, Berl. Philol. Wochenschr. 1890 Nr. 41 p. 1300.

<sup>2)</sup> LESSING l. c. p. 307. Der geniale Kritiker wählt, um seinen Vorwurf zu begründen, folgende Fabeln: 1, 4 1, 5 1, 11 4, 9.

<sup>3)</sup> Wegen der eigentümlichen Stellung, welche die Dichtungen Senecas in der Litteratur einnehmen, haben wir dieselben getrennt von seinen übrigen Schriften behandelt.

<sup>4)</sup> Hecuba bei Pseudoprobos genannt.

<sup>5)</sup> In der geringeren Überlieferung Thebais genannt.

<sup>6)</sup> In der geringeren Überlieferung Hippolytus.



werden ferner einem Annaeus Seneca<sup>1)</sup> zugeteilt. Diese Überlieferung des Autors dürfen wir nicht willkürlich beiseite schieben, wir können dies um so weniger thun, als auch Medea, Hercules (furens), Troades, Phaedra, Agamemnon, Thyestes durch andere Zeugnisse unter dem Namen Senecas angeführt werden. Halten wir Umschau unter den Annaei Senecae, so finden wir keinen andern, den wir mit diesen Tragödien in Verbindung bringen können, als den L. Annaeus Seneca, den bekannten Philosophen und Lehrer Neros. Denn einmal wird uns ausdrücklich bezeugt, dass Seneca in seiner vielseitigen Thätigkeit auch das Gebiet der Poesie nicht unberührt gelassen, und dass Dichterisches von ihm sich im Umlauf befand. Noch mehr, es wird eines Streites gedacht, der sich zwischen dem Tragiker Pomponius und Seneca über die Zulässigkeit eines Ausdrucks in der tragischen Rede-weise erhob, und der in „Vorreden“ ausgefochten wurde. Die Stelle beweist also, dass Seneca dem tragischen Stil seine Aufmerksamkeit zugewendet, sie legt sogar die Vermutung nahe, dass Pomponius und Seneca diese Vorreden ihren Tragödien vorausschickten. Entscheidend ist aber, dass wir in unsern Tragödien und in den philosophischen Schriften Senecas dieselbe Individualität vor uns haben. Hier wie dort begegnet uns der gleiche philosophische Standpunkt der Stoa, eine in die Augen springende Ähnlichkeit gewisser Gedanken, dieselbe Vorliebe für scharf zugespitzte Sentenzen. Man sieht, es sind Produktionen eines poetisch angeregten Philosophen.<sup>2)</sup> Gegenüber dieser inneren Verwandtschaft kann das Zeugnis eines wenig kenntnisreichen Autors, des Apoll. Sidonius carm. 9, 229, der den Philosophen von dem Tragiker trennt, nicht ausschlaggebend wirken. Würde ein solcher Dichter neben dem Philosophen existiert haben, so würde gewiss bei Quintilian eine darauf bezügliche Bemerkung gemacht worden sein.

Wenn es aber sonach sehr wahrscheinlich ist, dass der Philosoph Seneca Tragödien gedichtet, so bleibt doch noch die Frage zu beantworten, ob er auch sämtliche Tragödien unseres Korpus bearbeitet hat. Es wäre ja möglich, dass sich um Seneca als den Hauptrepräsentanten der Gattung nachahmende Talente anschlossen, und dass dann deren Produkte unterschiedslos mit denen des Meisters zusammenflossen.<sup>3)</sup> Auch in dieser Beziehung hielt man lange Zeit an der Ansicht fest, dass nur ein Teil der Tragödien Seneca angehören. Allein nach dem gegenwärtigen Stand der Frage wird von den meisten Gelehrten die Authentizität aller Tragödien statuiert, ausgenommen den am Schluss der Sammlung stehenden Hercules Oetaeus; aber selbst bei diesem Stück ist eine umsichtige Forschung dahin gekommen, wenigstens den ersten Teil für Seneca in Anspruch zu nehmen. Wir wenden uns zur Besprechung der einzelnen Tragödien.

Die Autorschaft Senecas. Die Stellen, an denen bei andern Schriftstellern Tragödien unseres Korpus unter dem Namen Seneca citiert werden, sind zusammengestellt von Richter, *De Seneca tragoediarum auctore* p. 8; Zusammenfassung (p. 11): *Medeam a*

<sup>1)</sup> In der Florentiner Handschrift wird er mit zwei Vornamen Marcus Lucius Annaeus Seneca genannt.

<sup>2)</sup> RANKE, Abh. p. 69.

<sup>3)</sup> So BERNHARDY, R. L. 1857 p. 397.

*Quintiliano et Diomede, Herculem (fur.) a Terentiano Mauro, Troades a Probo et Tertuliano, Phaedram et Agamemnonem a Prisciano, Thyestem denique a Lactantio (scholiasta).*

Über die Dichtungen Senecas vgl. Quint. 10, 1, 129 (*Seneca tractavit etiam omnem fere studiorum materiam. Nam et orationes eius et poemata et epistolae et dialogi feruntur.* Tac. Ann. 14, 52 *obiciebant — et carmina crebrius facitare, postquam Neroni amor eorum venisset.* Quint. 8, 3, 31 *memini iuvenis admodum inter Pomponium ac Senecam etiam praefationibus esse tractatum an gradus eliminat in tragoedia dici oportuisset.*

Über die Übereinstimmungen der Tragödien und philosophischen Schriften vgl. NISARD, *Études* 1, 66. Auch RANKE, *Abh.* p. 27 hat auf solche kongruente Stellen aufmerksam gemacht.

Athetisierte Tragödien. Von neueren Gelehrten erachtet RICHTER, *De Seneca etc.* den Hercules Oetaeus, Oedipus, Agamemnon (p. 29), PAIS (*il Teatro di Seneca*) die Phoenissen, Oedipus, Agamemnon, Hercules Oetaeus (p. 20) für unecht. Der verdiente Herausgeber Leo dagegen hält auf Grund einer eingehenden Untersuchung an der Echtheit aller Tragödien fest mit Ausnahme des letzten Teils des Hercules Oetaeus. (Vgl. noch p. 266). — KLOTZSCH, *De Seneca uno tragoediarum omnium auctore*, Wittenb. 1802.

Überlieferung der Tragödien Senecas. Die Grundlage für die Rezension der neun Tragödien ist der von I. FR. GRONOV im Jahre 1640 gefundene und „Etruscus“ benannte *codex Laurentianus* 37, 13 s. XI/XII wozu noch einige Fragmente kommen, die Blätter des Ambrosianischen Palimpsestes, welche einige Verse der Medea und des Oedipus enthalten (vgl. das *apographum Studemundi* bei Leo 2, XX) und die Exzerpte im Miscellankodex des Thuanus, jetzt Parisinus 8071 s. IX/X, welche sich auf die Troades, Medea und Oedipus beziehen (vgl. das neueste Apographon LEOS 2, IX). Die übrigen nicht vor s. XIV geschriebenen Handschriften gehen auf eine Rezension zurück, die einen willkürlich zurecht gemachten und daher trotz der Glätte sehr trügerischen Text darbietet. Diese Quelle darf daher nur mit grosser Vorsicht benutzt werden. Äussere Kriterien für die beiden Handschriftenfamilien sind 1) die verschiedene Reihenfolge der Stücke; 2) das Hinzukommen eines neuen Stücks, der Octavia in der interpolierten Familie. Da an vielen Stellen die ursprünglichen Lesarten des Etruscus ausradiert oder unleserlich geworden sind, so ist es für die Kritik von der grössten Wichtigkeit, einen Zeugen aufzusuchen, welcher von diesem Schaden frei geblieben. Einen solchen erhalten wir in der Quelle der beiden Handschriften, des Ambrosianus D 276 inf. s. XIV und des Vaticanus 1769 s. XIV., welche mit Ausnahme der Phoenissen und des ersten Teils der Medea einen nach den interpolierten Handschriften korrigierten Text der ersten Familie (nach Leos Ansicht des Etruscus selbst auf Grund von Troad. 635) liefert. — LEO, *De recensendis tragoediis* im I. Band seiner Ausgabe. Ein Referat gibt TACHAU, *Phil.* 48, 341.

Ausgaben. Epochemachende, auf den Etruscus gegründete Edition von I. FR. GRONOV, Leyden 1661; zweite Auflage, Amsterdam 1682. Die Ausgabe von PEIPER und RICHTER, Leipz. 1867 ruht auf der unrichtigen Idee, dass Seneca alle Teile seiner Tragödien, Cantica wie Dialog, strophisch gegliedert habe. Diese irrige Idee hat zu ganz willkürlichen kritischen Operationen geführt. Die Arbeit ist eine pathologische Erscheinung auf dem Gebiete der Philologie. Vortrefflich ist die neueste Ausgabe von LEO 2 Bde. Berl. 1878. 1879; der erste Band enthält die sorgfältigen *de Senecae tragoediis observationes criticae*. (B. SCHMIDT, *De emendandarum Senecae tragoediarum rationibus prosodicis et metricis*, Berl. 1860.)

Erläuternde Schriften. LACHMANN, *Ges. Werke* 4; SANDSTRÖM, *De L. A. Senecae tragoediis*, Upsala 1872 (unbedeutend); WELCKER, *Die Röm. Tragödien in dem Werke „Die griech. Tragödien“* p. 1446 (vortrefflich); RANKE, *Die Tragödien Senecas in „Abhandlungen und Versuchen“*, Leipz. 1888 p. 21 (stellt Seneca ziemlich hoch). PAIS, *il Teatro di L. Anneo Seneca*, Torino 1890. (Authentizität, Quellen, ästhetische Würdigung der Stücke.)

**369. Hercules (furens).** Die Andeutungen von dem Schrecklichen, das wir in dem Stück zu erwarten haben, erhalten wir durch Juno, die erbitterteste Feindin des Hercules. Dann erscheinen der Vater des Hercules Amphitryon und die Gattin des Helden Megara; sie beklagen die Abwesenheit des Hercules, der gegenwärtig in der Unterwelt verweilt; denn Lycus hatte sich der Gewalt bemächtigt. Der Tyrann tritt jetzt selbst auf und verlangt Megara zur Gemahlin; und als sie sich dessen weigerte, droht er Megara, ihren Kindern und Amphitryon den Tod. Gerade noch zur rechten Zeit langt Hercules mit Theseus aus der Unterwelt an. Von Amphitryon über die Sachlage unterrichtet, entfernt sich der



Heros, um sofort Lycus zu züchtigen. Unterdessen erzählt Theseus von ihrem Gange in die Unterwelt. Hercules kehrt zurück, Lycus ist getötet; es folgt der grausigste Moment des Dramas, der Wahnsinn des Alciden, in dem er seine Kinder und seine Gattin hinmordet. Dann sinkt er in tiefen Schlummer. Als er daraus erwachte und des Unheils, das er angestiftet, gewahr wurde, wollte er sich selbst den Tod geben; es bedurfte der eindringlichsten Ermahnungen seines Vaters, um ihn von diesem Entschluss abzubringen. Theseus fordert ihn auf, ihm nach Athen zu folgen, dort werde er der Reinigung von seiner Blutschuld theilhaftig werden.

Das Original. Seneca legt die Sache in der Gestalt, welche sie bei Euripides empfangen hatte, zu Grund; es finden sich daher auch bei ihm des griechischen Dichters Neuerungen, die Verlegung des Kindermordes ans Lebensende des Hercules, die Einführung des Lycus und die Heranziehung des Theseus (WILAMOWITZ, Euripid. Herakles 1, 357). Doch weicht die römische Bearbeitung von der griechischen in folgenden wesentlichen Stücken ab: 1) Bei Euripides wird der zweite Teil der Handlung durch eine Art von neuem Prolog eingeleitet, indem Iris die Lyssa einführt, welche bei Hercules ihres Amtes walten soll; bei Seneca setzt gleich im Anfang Juno die Furien in Bewegung, so dass wir auf eine traurige Wendung vollständig gefasst sind. 2) Auch mit Lycus nahm Seneca eine Änderung vor. Während bei dem Griechen der Kindermord damit motiviert wird, dass Lycus sich nicht Rächer aufziehen will (168), droht bei dem Römer der Tyrann Megara und dem ganzen Geschlecht des Hercules den Tod, weil Megara nicht seine Gattin werden will, wie er zur Sicherung seiner Herrschaft sich gewünscht hatte. 3) Bei Euripides tritt Theseus erst am Schluss auf und greift dann in die Handlung ein; bei Seneca kommt er mit Hercules aus der Unterwelt. Diese Neuerung wurde vorgenommen, um Theseus, während Hercules zur Bestrafung des Lycus sich entfernte, die Fahrt in den Hades erzählen zu lassen. Diese vorzeitige Einführung des Theseus bedingt auch eine Modifikation am Schluss. 4) Der Grieche lässt den Mord erzählen, der Römer zieht ihn in die Darstellung herein. — LEO 1, 160; WERNER, *De Seneca Hercule Troadibus Phoenissis quaest.*, Leipz. 1880 p. 5. (LESSING 4, 225 Lachm.)

**370. Die Troerinnen (Troades).** Mit Klagen der Hecuba und des Chors über das Schicksal Trojas wird das Stück eingeleitet. Talthybius führt uns in den Gegenstand des Dramas ein, indem er verkündet, dass Achilles aus seinem Grabe emporgestiegen sei und verlangt habe, dass die Tochter des Priamus Polyxena seiner Asche zum Opfer dargebracht werde. Über diese Forderung entspinnt sich ein Streit zwischen Pyrrhus, der seinem Vater diese Sühne nicht entzogen wissen will, und Agamemnon, der das verlangte Menschenopfer verabscheut und den Standpunkt der Gnade vertritt. Calchas wird zur Entscheidung angerufen. Der Seher bekräftigt nicht nur die Notwendigkeit der Opferung Polyxenas, sondern erklärt weiter, dass, wenn die Flotte günstigen Wind für die Heimkehr erhalten wolle, Hectors Sohn Astyanax von der Veste Trojas gestürzt werden müsse. Aber Andromache war bereits gewarnt worden; ihr war Hector im Traum erschienen und hatte sie gebeten, den kleinen Astyanax zu verbergen. Sie wählt als Versteck das Grabmahl des Gatten. Kaum ist Astyanax dort untergebracht, als Ulixes erscheint, um im Namen des griechischen Heeres die Auslieferung des Astyanax zu verlangen. Andromache gibt vor, ihr Sohn sei umgekommen; allein dem scharfen Blick des schlaunen Mannes entging nicht die Unruhe in dem Gebahren der Andromache. Die Ankündigung, dass zur Sühne jetzt die Asche Hectors zerstreut werden müsse, ruft einen Zwiespalt in den Gefühlen der Mutter und der Gattin hervor. Als Ulixes Hand an das Grab anlegt und der Sohn in Lebensgefahr gerät, gesteht sie ihren Betrug ein und sucht durch flehentliche Bitten Ulixes

zu erweichen. Vergeblich. Astyanax wird fortgeführt. Die Handlung wendet sich zum zweiten Opfer. Helena hatte den Auftrag erhalten, Polyxena durch List in die Hände der Griechen zu bringen; sie soll sagen, die Königstochter sei als Braut für Pyrrhus bestimmt. Allein die anwesende Andromache glaubt den Worten der Helena nicht; und Helena offenbart schliesslich selbst die Wahrheit, welche über Hecuba neue Erschütterung bringt. Das Geschick eilt rasch vorwärts. Ein Bote verkündet, dass Astyanax von den Mauern gestürzt worden, und dass Polyxena am Grabe des Achilles, vom Stahl des Pyrrhus getroffen, hinsank. Beide waren unerschrocken in den Tod gegangen. Die Flotte rüstet sich jetzt zur Abfahrt.

Die Originale. Wie uns die Inhaltsübersicht gezeigt, beruht der Aufbau des Stücks darauf, dass zwei Motive, die Opferung der Polyxena und der Tod des Astyanax miteinander verbunden sind. Beide Motive sind von den Tragikern bearbeitet worden, in der Hecuba hat Euripides die Opferung der Polyxena neben der Bestrafung des Polymestor, in den Troades neben andern Szenen die Tötung des Astyanax behandelt. Aber auch Sophokles versuchte an beiden Stoffen seine Schaffenskraft. Seine „Gefangenen“ stellten den Tod des Astyanax dar (WELCKER, Die griech. Trag. 1839 p. 171), seine „Polyxena“ die Opferung der Tochter des Priamus. Da uns die genannten Sophokleischen Tragödien verloren gegangen, so ist es unmöglich, genauer festzustellen, wie weit der Nachdichter seine Vorbilder ausgenutzt. Ziehen wir die erhaltenen Euripideischen Stücke zum Vergleich heran, so ist eine Benutzung der Hecuba ersichtlich, in viel geringerem Grad vermögen wir die Einwirkung der Troades (z. B. 814 Eurip. 188) nachzuweisen. Aber wir kommen nicht mit diesen Tragödien aus, wir müssen noch Verwertung des einen oder der beiden Sophokleischen Stücke ansetzen. — LEO 1, 170, HABRUCKER p. 37, WERNER p. 20, PAIS p. 60.

**371. Die Phönissen.** Unter diesem Titel sind zwei Fragmente vereinigt, welche sich auf zwei ganz verschiedene Situationen beziehen. In dem ersten Stück (1—362) hat der blinde Ödipus und Antigone Theben verlassen. Ödipus will seine Schritte nach dem Cithäron lenken. Sein Entschluss ist, seine Schuld durch freiwilligen Tod zu sühnen. Diesem Gedanken stellt sich Antigone entgegen, es entspinnt sich eine Erörterung des Themas vom Selbstmord, Ödipus betrachtet diesen als ein Recht des Menschen, denn „das Leben kann man uns nehmen, nicht aber den Tod“ (152). Antigone spricht sich dagegen für das Ausharren im Leiden aus. Da tritt plötzlich eine Veränderung der Scene ein, Ödipus und Antigone weilen jetzt allem Anschein nach auf dem Cithäron. Wir vernehmen, wie Antigone den Vater bittet, dem unheilvollen Streit des Eteocles und Polynices ein Ziel zu setzen. Diese Bitte versetzt Ödipus in grosse Erregung, er ergeht sich in argen Verwünschungen und weigert sich, seine Stätte im Gebirg zu verlassen.

Das zweite Fragment führt uns nach Theben, hier sehen wir Jocaste und Antigone.<sup>1)</sup> Ein Diener tritt auf und meldet, dass die Heere bereits vor Theben gegeneinander rücken. Der Diener und Antigone vereinigen ihre Bitten, um Jocaste zur Schlichtung des Streites zu bewegen. Szenenwechsel; die ergraute Mutter wirft sich zwischen die streitenden Söhne. Polynices ist es, an den sie ihre eindringlichen Worte richtet und dessen Einwürfe sie widerlegt. Zuletzt spricht auch Eteocles einige Worte über

<sup>1)</sup> Auch die Anwesenheit des Ödipus denkt sich LEO als vorausgesetzt (1, 75). Allein die Stellen, aus denen er dies erschliesst (550. 622), können auch ohne diese Voraussetzung ihre Erklärung finden (BIRT, Rh. Mus. 34, 524).



die Herrschaft, sie sei unauflöslich mit dem Hass verbunden, wer diesen fürchte, müsse auf das Regieren verzichten.

Die Fragmente hält BIRT für Exzerpte aus einer ehemals vollständigen Tragödie. Zweck des Epitomators sei gewesen, „die durch die Handlung wirksamsten und mehr noch die rhetorisch wirksamsten Partien herauszuheben“ Rh. Mus. 34, 523). Diese Tragödie suchte Birt auch zu rekonstruieren, wobei er allerdings gezwungen ist, dreimaligen Ortswechsel zu statuieren (p. 528). Diese Ansicht ist nicht wahrscheinlich. Wir werden vielmehr diese Fragmente als Studien oder Entwürfe des Dichters zu betrachten haben. (RICHTER, *De Seneca* p. 21; HABRUCKER, *Quaest. Ann. Königsb.* 1873 p. 22; BRAUN, Rhein. Mus. 20, 271; WERNER, *De Senecae — Phoenissis quaest.*, Leipz. 1888 p. 44). Interessant ist das zweite Fragment wegen der darin niedergelegten politischen Maximen (RANKE, Abh. p. 30).

**372. Medea.** Gleich bei Beginn der Handlung tritt uns Medea leidenschaftlich erregt und rachedürstend entgegen. Die Klänge des Hymenaeus, der dem Brautpaar Jason und Creusa gilt, dringen ja bereits an ihr Ohr. Vergeblich rät die Amme zur Mässigung und zur Flucht. Von Creon, dem König von Korinth, des Landes verwiesen bittet sie um Aufschub. Ein Tag wird ihr gewährt, hinreichend für die Ausführung ihrer Pläne. In dem Gespräch mit Jason macht sie einen letzten Versuch, ihn zu erweichen, indem sie mit lebhaften Farben schildert, was sie alles um des geliebten Mannes willen gethan. Jason lässt sich nicht umstimmen, er dringt in sie, Korinth zu verlassen. Sie will es thun, aber nicht ohne die Kinder mitzunehmen. Als sie hört, dass Jason ohne dieselben nicht leben kann, durchzuckt sie der Gedanke, dass sie jetzt wisse, wo mit der Rache einzusetzen sei (550):

*bene est, tenetur, vulnere patuit locus.*

Nach dem Abgang Jasons enthüllt sie den Plan, dass ein vergiftetes Kleid und ein vergifteter Schmuck durch die Kinder der Braut überreicht werden sollen. Die Zuschauer werden in grausigen Szenen mit den Vorbereitungen zur That bekannt gemacht; zuerst erzählt die Amme von dem Schaffen der Herrin, dann hören wir die Medea selbst, wie sie ihre Beschwörungen vollzieht und zur dreigestaltigen Hekate fleht. Nachdem alles fertig ist, werden die Kinder gerufen, um die unheilbringendem Geschenke der Braut zu überbringen. Nach einem Chorlied kommt ein Bote mit der Nachricht, dass die Geschenke den ganzen Königspalast im Brand gesteckt haben und dass Creon und Creusa umgekommen sind. Neuerdings rät die Amme zur Flucht, allein der Medea Rachsucht ist noch nicht gestillt. Der Hauptschlag muss noch erfolgen, die Ermordung ihrer beiden Söhne. Ein Monolog leitet die grausame Handlung ein, der eine Knabe ward ermordet, dann besteigt sie mit dem zweiten und der Leiche des ersten die Zinne des Hauses. Jason eilt mit Bewaffneten herbei, um die Missethäterin gefangen zu nehmen. Sie zeigt ihm den ermordeten Knaben, dann legt sie vor Jasons Augen Hand an den zweiten an. Die flehentlichsten Bitten Jasons prallen an ihrem verhärteten Gemüte ab. Als auch das zweite Kind hingeschlachtet war, fährt sie in einem Drachenvagen durch die Lüfte.

Das Original. Das Musterstück ist die Euripideische Medea. Ein Vergleich der römischen und griechischen Tragödie zeigt sofort, dass die Ägeusscene vom Römer weggelassen, dass aber dafür eine Scene, in der Medeas Giftmischerei ausführlich beschrieben wird, hinzugefügt ist. In Bezug auf die Konstruktion der Handlung ergibt sich eine wesentliche Verschiedenheit durch das Verhältnis der handelnden Personen zu den Kindern; bei Euripides bittet Medea Jason, er möge, besonders durch die Fürsprache bei seinern

Braut, erwirken, dass die Kinder in Korinth bleiben dürfen; es geschieht dies, um die Rache gegen die Nebenbuhlerin mit den vergifteten Geschenken erfolgreich einleiten zu können; bei Seneca will Medea die Kinder als Genossen ihres Exils behalten, Jason dagegen sie nicht ziehen lassen. Dieser Wunsch regt die Medea, nachdem sie gesehen, dass sie Jason nicht zurückgewinnen kann, ganz besonders zur Tötung der Kinder an, um die Rache gegen ihn auf die höchste Spitze zu treiben. Infolge dieser Änderung fiel die Scene weg, in der Medea dem Jason gegenüber Ergebung in ihr Schicksal heuchelt (es genügten einige Worte vgl. 554) und ihn um Verwendung wegen der beiden Söhne ersucht. Die Tötung der Kinder lässt Seneca öffentlich und zum Teil vor Jason vollziehen. Ob diese Neuerungen von Seneca herrühren, ist zweifelhaft, denn vor ihm hatte auch Ovid eine Medea geschrieben, und es ist ganz undenkbar, dass Seneca von dieser berühmten Tragödie keine Kenntnis und keine Einwirkung erfahren.

**373. Phaedra.** Die zweite Gattin des Theseus, Phaedra, verzehrte eine brennende Leidenschaft zu ihrem Stiefsohn Hippolytus. Der aber hasste das Frauengeschlecht, sein Lebenselement war der Dienst der Artemis, die Jagd. An seinem keuschen Sinn musste daher die unreine Liebe der Phaedra abprallen und zu einer Katastrophe führen, welche der Dichter uns in diesem Stücke enthüllt. Wir sehen am frühen Morgen in Athen, wie sich Hippolytus zur Jagd rüstet. Nachdem er ausgezogen, tritt Phaedra auf und lässt uns einen Blick in ihr liebeskrankes Herz thun. Vergeblich mahnt die Amme von der unseligen Leidenschaft abzulassen, vergeblich sucht sie alle Gründe zusammen, ihre Herrin vermag der tobenden Leidenschaft nicht mehr Herr zu werden; als einziger Ausweg aus dem Wirrsal winkt ihr der Tod. Darob erschreckt ändert die Amme ihren Sinn, sie will selbst Hippolytus prüfen, ob er für eine Regung der Liebe noch empfänglich ist; diese Prüfung stellt aber das Gegenteil heraus; Hippolytus entwirft ein idyllisches Bild des Jägerlebens. Da mahnt Phaedra; sie sinkt zu Boden, Hippolytus fasst sie in seine Arme auf. Er nennt sie Mutter, das Wort erschreckt sie, sie bittet ihn, Schwester oder noch lieber Magd zu sagen, sie will ihm folgen, wohin er nur immer geht, sie kann nicht anders, sie bekennt dem Stiefsohn ihre Liebe. Entsetzt fährt Hippolytus zurück; als die Stiefmutter noch seine Umarmung sucht, zieht er das Schwert gegen sie; da Phädra aber den Tod von seiner Hand als übergücklich preist, lässt er sie los und wirft das Schwert weg. Der Wendepunkt der Handlung ist eingetreten; wie ein Blitz fährt der Gedanke „*scelere velandum est scelus*“ der Amme durch den Kopf; sie schreit, ihrer Herrin sei von Hippolytus Gewalt angethan worden, der sei entflohen und habe in der Eile sein Schwert zurückgelassen. In diese Aufregung fällt das Erscheinen des Theseus, der von seiner Fahrt in die Unterwelt zurückkehrt. Ihm klagt Phaedra die ihr widerfahrene Schmach, da fleht Theseus zu seinem Vater Neptun, der ihm die Gewährung dreier Wünsche zugesichert hatte, über Hippolytus noch heute den Tod zu verhängen. Nur zu schnell wird diese Bitte erfüllt. Ein Bote meldet, Hippolytus hätte zu Wagen das Land verlassen wollen, als er an das Meer gekommen, sei plötzlich ein Ungeheuer aufgetaucht, die Pferde seien scheu geworden, hätten Hippolytus herausgeworfen und elendiglich zerrissen. Als Phädra die zerfleischte Leiche sieht, lodert nochmals die Flamme der Leidenschaft auf; sie will mit dem Geliebten wenigstens im Hades vereint sein. Sie gesteht ihre Verleumdung ein, dann gibt sie sich den Tod.



Das Original. Vergleichen wir die Phaedra Senecas mit dem erhaltenen *Ἰππόλυτος στεφανηφόρος* des Euripides, so erkennen wir sofort, dass das römische Stück auf einer ganz anderen Grundlage ruht. Während bei Euripides die Liebe der Phaedra zum Hippolytus durch die Amme kundgegeben wird, gesteht bei Seneca Phaedra ihre Liebe dem Stiefsohn selbst, und während dort Theseus die Phaedra mit einem Briefe, in dem sie Hippolytus fälschlich anschuldigt, erhängt vorfindet, bringt sie hier ihre Anklage persönlich vor. Bei Seneca entdeckt Phaedra die Unschuld des Hippolytus, bei Euripides Artemis. Die Phaedra in dem römischen Stück ist daher wesentlich anders geartet als die in dem griechischen. Nun ist bekannt, dass vor dem *Ἰππόλυτος στεφανηφόρος* Euripides einen *Ἰππόλυτος καλυπτόμενος* geschrieben, dass dieser aber sich dadurch von dem andern Stück unterschied, dass Phaedra ihre Liebe offen dem Stiefsohn bekannte und infolgedessen ihr Charakter frecher gestaltet werden musste, (vgl. fr. 433 und 436 mit den Schlussworten des Arguments). Es ist klar, dass Seneca dieser Auffassung der Phädra folgt; er wird daher an den *Ἰππόλυτος καλυπτόμενος* sich angeschlossen haben, wie Ovid in der 4. Heroide (vgl. Leo 1, 173; KALKMANN, *De Hippolytis Euripideis* p. 24), nicht aber an die Sophokleische Phaedra.

**374. Oedipus.** Mit einer Klage des Oedipus über die Pest beginnt die Handlung. Jocaste spricht einige Worte der Ermutigung. Auch das Chorlied bewegt sich in der Schilderung des schweren Unglücks. Da kommt Creon von Delphi und bringt den Orakelspruch, der befiehlt, dass der Mörder des Laios aus Theben vertrieben werde. Oedipus spricht seinem Fluch über diesen aus und schwört, dass er der verdienten Strafe nicht entgehen solle. Der Seher Tiresias naht mit seiner Tochter Manto. Sogleich fordert ihn Oedipus auf, den Thäter zu bezeichnen. Unter des Tiresias Leitung trifft Manto die Anstalten zum Opfer, allein dessen Anzeichen fallen äusserst ungünstig aus. Tiresias erkennt, dass ein anderer Weg zur Erforschung der Wahrheit einzuschlagen ist, dass man die Unterwelt befragen müsse. Creon, der den Tiresias zu diesem Werk begleitet hatte, kehrt zurück und erzählt die grausige Beschwörungsscene. Laios war ihnen erschienen und hatte Oedipus als seinen Mörder und als Teilhaber des mütterlichen Ehebetts erklärt. Als Oedipus diese Worte vernahm, zweifelte er nicht einen Augenblick daran, dass ein Komplott von Tiresias und Creon geschmiedet worden sei, um ihn von der Herrschaft zu verdrängen und Creon zum König zu machen; er liess daher diesen festnehmen. Allein die Angst und Unruhe wollte seitdem nicht mehr von seiner Seele weichen, er grübelt und erinnert sich, dass er an einem Dreiweg in Phokis einen Mann erschlagen, er forscht Jocaste aus. Die näheren Umstände stimmen auffällig. Da naht ein Greis aus Korinth und meldet, dass König Polybus gestorben und dass Oedipus zu seinem Nachfolger bestimmt sei. Als er Bedenken äusserte wegen eines Orakelspruchs, nach dem er das mütterliche Ehebett beflecken werde, eröffnet ihm der Korinther, dass Merope gar nicht seine Mutter, Oedipus vielmehr unterschoben sei. Auf weitere Fragen hin erzählt der Greis, dass ihm vor Jahren Oedipus als Kind von einem königlichen Hirten auf dem Cithäron übergeben worden sei. Jetzt ist das Entsetzliche nur noch durch einen dünnen Schleier verhüllt. Es bleibt bloss übrig, jenen Hirten beizurufen. Der alte Phorbas, der einst über die königlichen Herden gebot, erscheint, und damit kommt die volle Wahrheit an den Tag, dass Oedipus der Mörder seines Vaters und der Gemahl seiner Mutter ist. Ein Bote erzählt, dass Oedipus sich die Augen ausgestochen. Jocaste stösst angesichts des geblendeten Oedipus das Schwert in ihren unseligen Leib.

Das Original ist der König Oedipus des Sophokles. „*Oedipum ita contraxit ut in*

1060 versibus cantica 330 versus complectantur, sacrificium et necromantia 230, ut ipsi fabulae 500 versus relinquuntur“ (Leo 1, 163). Die Hauptabweichung vom Original knüpft sich an die Person des Sehers Tiresias. Bei Sophokles wird er herbeigerufen, um mit seiner Seherkunst den Mörder des Laios ausfindig zu machen, bei Seneca dagegen kommt er von selbst und zwar mit seiner Tochter Manto. Bei Sophokles verkündet der Seher sofort nach einem Wortwechsel, dass Oedipus der Mörder des Laios ist, bei Seneca ist erst eine längere Prozedur nötig, ein Opfer und dann die Beschwörung der Unterwelt. Diese Abweichung hat natürlich darin ihren Grund, dass der Dichter zwei grausige Szenen erhalten will. Auch am Schluss hat das Streben nach starken Effekten den Nachdichter verleitet, noch eine letzte Zusammenkunft des Geblendeten und der Jocaste stattfinden, und die Jocaste vor unsern Augen sterben zu lassen. Beide Neuerungen sind eine Verschlechterung des Originals; überhaupt steht die Kopie weit zurück, da sie die psychologische Entwicklung, die wir bei Sophokles so sehr bewundern, in den Hintergrund stellt.

KÖHLER, *Senecae tragoedia quae Oedipus inscribitur cum Sophoclis Oedipo rege comparata*, Neuss 1865; BRAUN, Rh. Mus. 22, 245. Eine Analyse der beiden Dramen stellt gegenüber NISARD, *Études* 1<sup>4</sup>, 142—198.

**375. Agamemnon.** Das Stück, das in Mycenae spielt, hat einen ähnlichen Eingang wie der Thyestes, es tritt zuerst ein Schatten auf und zwar der des Thyestes. Er gedenkt seiner Greuelthaten und verkündet das Unheil, das über Agamemnon hereinbricht. Nach einem Chorlied über das Glück der goldnen Mittelstrasse erscheint Clytaemnestra. Sie ist zum Verbrechen, zur Rache an Agamemnon entschlossen, die Amme wehrt in eindringlicher Weise ab. Als daher Ägisthus eingreift, zeigt Clytaemnestra sich schwankend, schliesslich aber erklärt sie doch, mit Ägisthus im Stillen die Sache überlegen zu wollen. Ein Krieger aus dem Heere des Agamemnon meldet in jubelnder Erregung die Ankunft des Königs; er erzählt der Freude heuchelnden Clytaemnestra, welche grosse Gefahren sie auf dem Meere überstanden haben; jetzt erscheint der Chor der gefangenen Troerinnen, darunter Cassandra, welche als Beute Agamemnon anheimfiel. Sie gerät in Verückung und erhält eine Vision, in der ihr Sehermund verkündet, dass noch heute derselbe Kahn den Sieger und die Besiegten in Hades' Reich geleiten werde (753). Da naht der König selbst. Nach einem neuen Gesang der Troerinnen überkommt Cassandra wiederum eine Vision, ihr Geist weilt in den Gemächern des Königspalastes und sie sieht, wie Agamemnon hingeschlachtet wird. Da stürzt Electra in höchster Angst mit Orestes heraus. Sie erblickt den Phoker Strophius, der gekommen war, Agamemnon zu begrüßen, und bittet ihn, Orestes zu verbergen. Strophius eilt mit Orestes und Pylades von dannen. Die jetzt auftretende Clytaemnestra und Ägisthus bestürmen Electra, den Aufenthaltsort des Orestes anzugeben. Diese verweigert standhaft die Antwort, Ägisthus droht ihr die schrecklichsten Strafen an, an einem von Mycenae entfernten Ort soll sie in ein finsternes Gemach eingeschlossen werden, sie wird durch Schergen abgeführt. Nun ist es Zeit, auch der Cassandra den Todesstoss zu versetzen. Mit dem Befehl der Clytaemnestra hiezu endigt das Stück.

Die Echtheitsfrage. Auch Agamemnon wurde bezüglich seiner Echtheit in Zweifel gezogen; man hat auf sprachliche, metrische Verschiedenheiten und auf den doppelten Chor hingewiesen. Eine genaue Untersuchung der ganzen Frage hat Leo angestellt, *Ausg.* 1, 89—134. Es kommt durch eine eingehende Prüfung der vier Gesänge Agam. 589—636 808—866 Oedip. 403—508 769—763 zu dem Ergebnis, dass dieselben von einem und demselben Dichter herrühren müssen, dass man sonach, wenn man den Oedipus für echt hält, auch den Agamemnon für echt halten müsse. Zur Erklärung der Verschiedenheiten stellt er aber folgenden Satz auf (p. 133): *ita sentio Agamemnonem inter Senecae tragoedias eam esse, quam primam scripsit, Oedipum secundam; quo factum est etiam ut illa laxiorem*



*adhuc referat anapaestorum condendorum artem. Oedipum autem scimus saltem ante Phoenissas scriptum esse.*

Das Original. Von dem Äschyleischen Agamemnon weicht Seneca ungemein ab, besonders ist der Anfang und das Ende ganz anders angelegt. Während bei Äschylus die Handlung mit dem Wächter beginnt, der endlich nach zehn Jahren das die Eroberung Trojas verkündende Feuerzeichen gesehen, lässt Seneca den Schatten des Thyestes und Ägisthus, der die Clytaemnestra zur That antreibt, auftreten. Am Schluss besteht die einschneidende Änderung darin, dass Electra mit dem jungen Orestes aus dem Palast stürzt und ihn dem eben angekommenen Strophius aus Phocis zum Verbergen übergibt; bei Äschylus erzählt Clytaemnestra, dass Orestes bei Strophius verweilt, und vom Auftreten der Electra ist keine Spur vorhanden (880 D.). In griechischen Drama wird ferner Cassandra mit Agamemnon ermordet, Clytaemnestra erzählt es selbst (1404 D.); bei Seneca befiehlt Clytaemnestra, die anwesende Cassandra zum Tod zu schleppen. Bei Äschylus ist der Charakter der Cassandra als Seherin festgehalten, bei Seneca wird sie zuletzt auf die Stellung eines *ἐξάγγελος* herabgedrückt, indem sie mit Seherblick verkündet, was im Palast vorgeht; es fehlt daher auch der letzte Aufschrei Agamemnons. Es fragt sich, ob diese Neuerungen von Seneca ausgegangen sind. Ein Blick auf die Fragmente des Ägisthus von Livius Andronicus zwingt uns die Frage zu verneinen; auch dort finden sich dieselben im wesentlichen; RIBBECK (Röm. Trag. p. 30) hat aus einer Übereinstimmung (fr. 2 Agam. 449 D.) den Schluss gezogen, „dass Seneca oder wer der Verfasser dieser Deklamation gewesen ist, in dieser Partie den Text des alten Dichters vor Augen gehabt“. Allein die Konkordanz wird vielmehr durch ein gemeinsames griechisches Original eines jüngeren Dichters zu erklären sein, welches neben dem Agamemnon des Äschylus Seneca noch zu Rat gezogen hat (STRAUSS, *De ratione inter Senecam et antiquas fabulas Romanas intercedente*, Rostock 1887 p. 46).

**376. Thyestes.** Das Drama führt uns zuerst den Schatten des Tantalus und der Furia vor. Furia dringt in Tantalus, das Pelopidenhaus im neues Wirrsal zu stürzen. Auch fällt hier schon eine Andeutung über die entsetzlichen Dinge, die sich vorbereiten. Mit erschreckender Klarheit stehen sie vor unsern Augen, nachdem der jetzt auftretende Atreus seinem Racheplan entwickelt. Zwar suchte ihn sein Begleiter, der Satelles genannt wird, in einem an politischen Wendungen reichen Gespräch vom demselben abzubringen, allein ohne Erfolg. Mit Atreus hat sich der Gedanke, an seinem Bruder, der ihm die Gattin verführt und das Unterpand der Herrschaft entzogen (225), eine unerhörte Rache zu nehmen, unlösbar verbunden, sein fester Entschluss ist, die Kinder des Thyestes zu ermorden und sie dann als Speise dem Bruder vorzusetzen. Was folgt, ist die Durchführung des Rachegedankens. Thyestes war auf die Einladung des Atreus (296) in die Heimat zurückgekehrt, Furcht vor Atreus und bange Ahnungen machen ihn unschlüssig, ob er bleiben soll. Sein Sohn Tantalus beruhigt ihn, Atreus sei völlig ausgesöhnt, ja er wolle sogar die Herrschaft mit dem Bruder teilen. Mit schwerem Herzen stimmt Thyestes zu. Da kommt Atreus und heuchelt grosse Freude über die Ankunft des Thyestes, auch macht er den Vorschlag der gemeinsamen Regierung. Der Chor greift mit einem Liede ein, indem er seine Freude über die Versöhnung ausspricht, aber doch zuletzt an die Wandelbarkeit aller Dinge erinnert. Mittlerweile ist das Furchtbare geschehen, ein Bote tritt auf und erzählt, dass Atreus die Kinder des Thyestes hingemordet, von ihrem Leichnam dem Vater ein Mahl bereitet und dieser es verzehrt habe. Selbst die Sonne habe angesichts dieser Greuel ihren Lauf zurückgelenkt. Der letzte Akt der Rache vollzieht sich vor unsern Augen. Atreus überreicht dem Bruder einen Becher Wein, in den das Blut der ermordeten Kinder gemischt war. Als Thyestes denselben an die Lippen

bringen wollte, versagen die Hände ihren Dienst, in entsetzlicher Aufregung verlangt er nach seinen Söhnen. Da zeigt ihm Atreus die abgeschlagenen Häupter und Hände (764, 1005, 1039). Beim Anblick derselben bricht Thyestes in die berühmten Worte aus „da erkenne ich den Bruder“. Doch hat er das Gräulichste noch nicht vernommen. Als Thyestes die Leiber der Ermordeten zur Beerdigung verlangt, wird ihm die erschütternde Kunde zu teil, dass er sie verzehrt.

Das Original. Über die Quelle der lateinischen Tragödie ist nicht ins reine zu kommen, da uns kein zweites Stück, welches diesen Stoff behandelt, aus dem Altertum überliefert ist. An griechischen Mustern fehlte es nicht. Sophokles hatte wahrscheinlich zwei Dramen des Namens „Thyestes“ geschrieben (NAUCK, *tragic. Graec. fragm.* p. 146 nr. 227) doch waren hier andere Teile der Sage behandelt (WELCKER, *Gr. Trag.* p. 366), ferner hatte er einen Atreus oder die Mykenerrinnen (NAUCK p. 382 nr. 395; WILAMOWITZ, *Anal. Eurip.* p. 153). Aber auch noch von anderen griechischen Dichtern finden wir Stücke des Namens „Thyestes“ erwähnt. Bei den Römern hatten drei Dichter das Thema bearbeitet, Ennius in seinem „Thyestes“ (RIBBECK, *Röm. Trag.* p. 199), Accius in seinem „Atreus“, aus dem die berühmten Worte *oderint dum metuant* stammen (RIBBECK, p. 449), endlich L. Varius Rufus in seinem viel bewunderten Thyestes (§ 267). Dass die letzte Tragödie von Seneca positiv oder negativ berücksichtigt werden musste, ist nicht zu bezweifeln (STRAUSS, *De ratione* pp. 58—77).

Die politischen Maximen des Stückes verfolgt genauer RANKE, *Abhandl. und Versuche* p. 38 „Man wird daran erinnert, dass in diesen Zeiten in Rom sich die Frage erhob, ob es zwei Oberhäupter der höchsten Gewalt geben könne — Cajus und Gemellus, Nero und Britannicus“. (Analyse des Stückes bei LESSING 4, 269 Lachm.)

**377. Hercules (Oetaeus).** Die Handlung geht in Trachin vor sich, nur für den Prolog und das erste Chorlied muss als Ort Oichalia angesetzt werden. Im Prolog rühmt Hercules seine Thaten und gibt seinem Begleiter Lichas den Befehl, die Besiegung des Eurytus nach Hause zu melden. Es tritt dann die gefangene Jole auf, die Tochter des Eurytus, welche in einem Lied ihr Schicksal beklagt. Sie wird der Anlass zu der Katastrophe, welche uns das Stück schildert. Die Anwesenheit der schönen Gefangenen erregt in der Gattin des Hercules Deianira die höchste Eifersucht; in einem Gespräche zwischen ihr und der Amme malt uns der Dichter bis zur Ermüdung die Wirkungen der Leidenschaft. Deianira sinnt aus Rache auf den Tod des Gatten, schliesslich fällt ihr ein, dass sie im Besitz eines Zaubermittels sei, das ihr die verlorene Liebe des Helden zurückgeben könne. Sie hat ja das vergiftete Blut des Centauren Nessus und braucht mit demselben nur ein für Hercules bestimmtes Gewand zu bestreichen und Hercules muss sie — so hatte ihr einst der Centaur geweissagt — wieder lieben. Sofort wird ein Kleid nach dieser Anweisung hergerichtet und dem Hercules durch Lichas übersandt. Kaum war dies geschehen, so durchzogen bange Ahnungen die Seele der Deianira, es kommt ihr der Gedanke, dass ein Racheplan des von Hercules getöteten Nessus im Spiel sein könne. Eine Probe zeigte, dass die Wolle, die mit dem Gift bestrichen war, in der Sonne hinschwand. Ihre Ahnungen erhalten nur zu bald ihre Bestätigung. Hyllus, der Sohn der Deianira, erscheint und berichtet, dass das Gewand über Hercules verheerende Schmerzen verbreitet, und dass er in seiner Wut den Überbringer Lichas dahingestreckt hat. Deianira gibt ihren Entschluss zu sterben kund. Als sie sich entfernt, naht Hercules selbst. Den von furchtbaren Schmerzen gepeinigten Sohn sucht die bekümmerte Mutter Alemene zu trösten. Da meldet Hyllus,



dass Deianira in den Tod gegangen und klärt zugleich den Vater auf, dass kein Verbrechen der Mutter, sondern eine Rache des Nessus vorliege. Hercules erkennt, dass sich jetzt ein dunkler Orakelspruch erfüllt habe (1476), und befiehlt, einen Scheiterhaufen auf dem Öta zu errichten, auf dem er sterben will, dem Hyllus trägt er auf, die Jole zur Frau zu nehmen. Der Wunsch des Alciden wird erfüllt, er wird fortgebracht, ein Bote erzählt, wie Hercules auf dem Scheiterhaufen geendet. Alcmene wehklagt über den Tod des Helden, Hyllus spricht ihr beruhigende Worte zu, aber den reichsten Trost spendet ihr der heimgegangene Sohn selbst, er verkündet, dass er in der Sternenwelt verweilt.

Echtheitsfrage. Schon äusserlich hebt sich der Hercules (Oetaeus) durch seine ungebührliche Länge von allen übrigen Stücken ab. Auch der Wechsel der Scenen und des Chors erregt unser Befremden. Es kommen hiezu Nachahmungen, Geschmacklosigkeiten, lästige Wiederholungen, einige metrische Diskrepanzen, sprachliche Verschiedenheiten. Mit Entschiedenheit hat bereits D. HEINSIUS das Stück dem Seneca abgesprochen. In unsern Tagen trat der Frage RICHTER, *De Seneca tragoediarum auctore*, Bonn 1862 näher und hielt ebenfalls das Stück für unecht (p. 31), „*quoniam tot tantaque inter hanc fabulam et ceteras in re metrica et prosodiaca, in dicendi genere, in arte dramatica intercedere vidimus discrimina*“. Andere Gelehrte vertreten den Standpunkt der teilweisen Unechtheit; so hat HABRUCKER, *Quaest. Ann.* p. 47 vermutet, dass der Anfang (1–232) und das Ende von Vers 1691 an von fremder Hand hinzugefügt sei. Ganz entgegengesetzt urteilt Leo; er nimmt als Werk des Seneca nur den Anfang bis Vers 705 an, von der Auffassung ausgehend (p. 74), dass „*integram de Herculis morte tragoediam scribere S. in mente non habuit; singulas scaenas scripsit, alteram de virginibus ex Oechalia abductis, alteram de Deianirae zelotypia*“. Die Unechtheit des ganzen Stücks hält aufrecht BIRT (Rhein. Mus. 34, 509), die Echtheit MELZER, *De Hercule Oct.*, Chemnitz 1890 und STEINBERGER in der Christ'schen Festschr. (1891) p. 188.

Das Original. In der Bearbeitung der Sage richtet sich Seneca nach den Trachinerinnen des Sophokles, aber doch mit einschneidenden Abweichungen. Die wichtigste ist, dass die Handlung über den Rahmen des Sophokleischen Stückes hinaus geführt und auch die Apotheose des Hercules noch der Handlung einverleibt wird. In dem letzten Teil führt der Dichter auch eine neue, aber unglückliche Figur ein, die Mutter des Hercules Alcmene, deren Aufgabe ist, zu trösten und zu jammern. Die zweite wesentliche Änderung im Aufbau zeigt sich im Eingang des Stückes. Während bei Sophokles Deianira die Handlung eröffnet und das Schwergewicht auf die allmähliche Entwicklung der Eifersucht fällt, ist der Eingang der römischen Tragödie ein ganz unorganisches Gebilde. Zuerst spricht Hercules prahlerisch von seinen Thaten, es muss daher hier ein anderer Ort der Handlung angesetzt werden als später; dann ist auch Jole redend eingeführt, endlich ist Deianira von Anfang an das von Eifersucht gepeinigte, auf Rache sinnende Weib.

**378. Charakteristik der Tragödien.** Die römische Tragödie war lange nichts anders als eine freie Bearbeitung griechischer Stücke. Zwar tauchte auch hier wie in der Komödie der Versuch auf, zur Selbständigkeit vorzudringen, er führte bekanntlich zur Prätexa; allein tiefere Wurzeln scheint diese Spielart nicht geschlagen zu haben, der Sinn der Römer war für das Tragische weit weniger empfänglich als für das Komische. Im wesentlichen blieb es daher in der ganzen republikanischen Zeit bei der Übertragung griechischer Originale. Der Tragödiendichter wollte in der Regel nichts anders sein als der Dolmetsch des griechischen, er betrachtete als seine Aufgabe, das fremde Original seinen Landsleuten zugänglich zu machen; nahm er auch hie und da Änderungen vor, sein Werk sollte trotzdem Kopie, nicht Original sein. Die Stellung des Dichters zu den tragischen Stoffen der Griechen wurde eine völlig verschiedene, als in der Kaiserzeit die Rhetorik sich auch der tragischen Dichtung bemächtigte. Dieses Eindringen der Rhetorik in die Tragödie lag nahe genug. Die Stoffe für die Deklamationen wurden ja vielfach aus

der griechischen Sage entnommen, und die Heroide war oft nur die pathetische Schilderung einer bestimmten Situation aus einer Tragödie in Briefform. Ein kleiner Schritt, und man kam zur Bearbeitung einzelner Szenen, besonders solcher, welche zur Entfaltung des Pathos Gelegenheit darzubieten schienen. In den Phoenissen Senecas haben wir, wie wir sahen, eine solche rhetorische Composition einiger Szenen. Endlich wurden auch ganze Stücke in der neuen Manier gestaltet. Wir werden nicht irren, wenn wir die am meisten bewunderten Tragödien der ersten Kaiserzeit, die Medea Ovids und den Thyestes des Varius, als glänzende Muster der rhetorischen Poesie betrachten. Mit den alten Tragödien haben die neuen gemein, dass sie an Stoffe herantreten, welche bereits griechische Dichter behandelt haben; allein sie unterscheiden sich von jenen, dass sie keine Kopie mehr sein wollen, sondern eine Neuschöpfung. Es ist richtig, dass der Sagenstoff, wenn er durch einen griechischen Dichter allgemeine Geltung erhalten, in den wesentlichen Zügen beibehalten werden musste, dass sonach nicht in der Erfindung eines neuen Stoffes der Schwerpunkt der neuen Richtung liegen konnte; allein immerhin blieb noch ein grosses Feld übrig, auf dem sich die Originalität des Dichters bethätigen konnte, wie dies ja auch moderne Meister in vielbewunderten, antike Stoffe darstellenden Werken gezeigt haben. Solche Originale sind auch die Tragödien Senecas; und es ist anziehend, näher zu verfolgen, worin und wie sich diese Originalität äussert. Vor allem prägt der Dichter seine Individualität aus; das, was sein Inneres bewegt, klingt auch durch diese Stücke hindurch. Besonders der Chor gibt ihm Anlass, sich über die allgemeinen Fragen des Seins, meist in stoischem Sinn, auszusprechen; doch legt er auch seinen Personen nicht selten philosophische Sätze in den Mund. Da werden Probleme erörtert oder gestreift wie das Fatum (Oedip. 980), der Weltuntergang (Thyest. 827), der Tod (Tro. 392), der Selbstmord (Phoeniss. 1151 fg.), das Glück des leidenschaftslosen, von Ehrgeiz freien Mannes ((Thyest. 342). Auch politische Diskussionen werden geführt, so wird die Frage aufgeworfen, ob man die Herrschaft auf Liebe oder auf Furcht gründen soll, wir hören den Satz (Tro. 258):

*violenta nemo imperia continuit diu,  
moderata durant.*

An einer andern Stelle (Phoen. 654) heisst es dagegen:

*regnare non vult esse qui invisus timet:  
simul ista mundi conditor posuit deus,  
odium atque regnum.*

In Thyestes spricht Atreus die Grundsätze seiner Regierung aus; er vertritt einen schroffen Standpunkt, er verlangt, dass das Volk unter allen Umständen den Handlungen seines Herrn Beifall spende, ja er geht sogar soweit, zu behaupten, dass es unmöglich sei, durchweg mit ehrlichen Mitteln zu regieren (214). Ihm gegenüber nimmt der Satelles den Standpunkt der Mässigung ein. Oft ergeben sich, wie bereits erwähnt, zu den in den Tragödien entwickelten Sätzen schlagende Parallelen aus den philosophischen Schriften, ein Beweis, dass der Philosoph Seneca und der Tragiker Seneca dieselbe Person sind. Auch in der Form, in der die philosophischen Axiome vorgebracht werden, zeigt sich die Verwandtschaft,



hier wie dort finden wir die epigrammatisch zugespitzten Sentenzen in reicher Fülle. Noch mehr enthüllt sich das eigene Wesen des Autors in der dichterischen Komposition. Der griechische Dichter wurde nur geleitet durch die Rücksichten auf das Schöne, das sich in stiller Grösse durch sein Werk entfalten sollte; der Römer wollte einen Effekt erzielen und zwar mit den Mitteln, welche ihm der rhetorische Unterricht an die Hand gegeben. Dort hatte er gelernt, farbenreiche Beschreibungen hinzuwerfen, die verschiedenen Affekte kunstvoll zu zeichnen, die für die jeweiligen Stimmungen passende Situation in schlagender Weise vorzuführen; nicht aber hatte er dort gelernt die Versenkung in einen werdenden Charakter, die zarte Motivierung der verschiedenen Handlungen, die stufenmässige Entwicklung eines tragischen Stoffes. Mehr als Rhetor denn als Dichter tritt er an die alten Meisterwerke heran. Er braucht vor allem Reden, die dramatische Bewegung steht ihm daher erst in zweiter Linie; er braucht spannende Szenen, sein Blick ist daher weniger auf die Verbindung von den Teilen zu einem abgerundeten Ganzen gerichtet; er muss starke Töne anschlagen, wenn er die abgestumpften Nerven seines Publikums erregen will, das Geheimnis der Harmonie, das mit so wohlthuender Wärme aus den griechischen Schöpfungen herausleuchtet, ist ihm versagt. Der am meisten in die Augen springende Grundzug dieser Stücke ist daher das Masslose, das Forcierte, das Pathetische. Beispiele für das Gesagte finden sich allenthalben in diesen Tragödien, und wir haben auf verschiedenes hieher Gehöriges bereits in den Analysen aufmerksam gemacht. Um eine schauerliche Beschreibung der Unterwelt anbringen zu können, tritt Theseus mit Hercules zugleich auf, und während dieser zur Züchtigung des Lycus schreitet, finden die Anwesenden die Geduld, der Erzählung aufmerksam zuzuhören. Die Totenbeschwörung des Tiresias und die Giftmischereien der Medea werden zu ganzen Szenen ausgestaltet, da hier der Dichter die erwünschte Gelegenheit fand, durch Darstellung des Grässlichen zu betäuben. Auch sonst scheut er sich nicht, Dinge, vor welchen der zarteste Sinn der Griechen zurückgeschaut, offen darzulegen. Er lässt die Jokaste nochmals mit dem geblendeten Oedipus zusammentreffen, er lässt die Phaedra selbst dem Theseus ihre Schuld gestehen, er lässt die Medea die Kinder vor unsern Augen hinschlachten, er lässt Hercules' wahnsinnige Thaten öffentlich vor sich gehen; alles dies zu dem Zwecke, um pikante, grause Szenen zu erhalten. Die Charaktere werden durch das Pathos, durch die stete Steigerung der Affekte stark vergrößert. Seine Deianira gebärdet sich infolge ihrer Eifersucht wie wahnsinnig, auch bei Medea versteigt sich die Leidenschaft ins ungemessene und wilde, die uns aus der griechischen Tragödie so sympathisch gewordene Antigone tritt bei ihm als eine redegewandte Sophistin auf, Phaedras Schuld wird losgelöst von der göttlichen Einwirkung der Venus und dadurch verstärkt. Was aber am meisten diese Tragödien von den griechischen trennt, ist die überall sich breit machende Rhetorik; deklamiert wird bei dem Römern ausserordentlich viel, und die Deklamationen zeigen ganz die Vorzüge, aber auch die Gebrechen der Beredsamkeit jener Tage. Sie sind lebhaft, geistreich, scharfsinnig, blühend, aber auch affektiert, überladen, spitz--

findig und unnatürlich. Von dieser Behandlung der Diktion hebt sich der Versbau merklich ab; derselbe ist sorgfältig und streng und richtet sich nach den besten Mustern; freilich Geniales darf man auch hier nicht suchen.<sup>1)</sup>

Es ist eine alte Streitfrage, ob die Tragödien Senecas zur Aufführung bestimmt waren. Untersucht man dieselben vorurteilsfrei, so wird man in denselben nichts finden, was eine Aufführung derselben unmöglich erscheinen liesse. Ja, es finden sich sogar Bühnenregeln beobachtet, so beschränkt er sich auf drei Sprecher in den einzelnen Szenen,<sup>2)</sup> er hält die fünf Akte<sup>3)</sup> ein, er macht die auftretenden Personen und den Ort kenntlich.<sup>4)</sup> Ferner ist zweifellos, dass die rhetorische Kunst dieser Produkte erst durch wirklichen Vortrag, nicht durch blosse Lektüre lebendig wird. Für die ungebildete Masse mochten diese Dichtungen allerdings wenig Anziehungskraft haben, für die Gebildeten dagegen, welche sämtlich die rednerische Bildung durchgemacht hatten, musste das Anhören dieser Stücke den gleichen, ja vielleicht einen noch höheren Genuss bereiten als das Anhören von Deklamationen über abstruse Themata. Und wenn die Tragödien des Pomponius Secundus, denen wir auf Grund des Zeugnisses von Quintilian (10, 1, 98) auch den rhetorischen Charakter beilegen müssen, wirklich aufgeführt wurden (Tac. Ann. 11, 13), so ist es ungereimt von vornherein als eine Unmöglichkeit zu betrachten, dass Seneca für die Bühne gedichtet. Eine andere Frage ist, ob die Stücke wirklich zur Aufführung gelangten. Bei dem Niedergang der dramatischen Poesie, welcher durch das Überwuchern des Pantomimus erzeugt wurde, ist es sehr leicht möglich, dass sie nur in der Recitation und in der Lektüre fortlebten. Unter allen Umständen übten sie keine tiefgehende Wirkung auf die römische Litteratur aus,<sup>5)</sup> wenn sich auch von ihrer Benutzung Spuren bei Späteren erhalten haben.<sup>6)</sup> Dagegen hatte Seneca einen nachhaltigen Einfluss auf die moderne Litteratur.<sup>7)</sup> In Italien lässt sich das Studium und die Nachahmung der Tragödien Senecas durch Jahrhunderte hindurch verfolgen. Auch in der Entwicklungsgeschichte der französischen Tragödie nimmt unser Autor eine ganz hervorragende Stellung ein; Corneille und Racine haben aus ihm geschöpft und sich an ihm gebildet. Schon aus dieser Einwirkung ergibt sich, dass diese Tragödien nicht bedeutungslos sein können und ein ernsteres Studium verdienen. Freilich mit dem Aufleben des Hellenismus war die Rolle dieser Produkte ausgespielt. Jetzt bilden sie ein interessantes Seitenstück zu den Erzeugnissen des griechischen Geistes, das uns belehrt, dass das hellenische Ideal des Schönen unübertroffen dasteht und ein Abweichen von demselben sich jederzeit rächt.

Über die Zeit der Abfassung der einzelnen Tragödien ist schwer ins reine zu kommen, da die Anspielungen grösstenteils zu unbestimmt sind. Was PEIPER, *Praef. suppl.* p. 11. p. 32 vorbringt, sind „*somnia nugaeque merae*“. Auch JONAS, *De ordine librorum Senecae*, tritt der Frage näher und sucht zum Teil im Anschluss an Peiper, zum Teil denselben rektifizierend, die Abfassungszeit von *Medea* und *Troades* (bald nach der Rückkehr

<sup>1)</sup> Vgl. L. MÜLLER, *Philol.* 89, 419, der eine sachkundige Kritik der metrischen Komposition in kurzen Zügen entwirft.

<sup>2)</sup> WEIL, *Revue archéologique* 1865 p. 21.

<sup>3)</sup> WEIL p. 32.

<sup>4)</sup> LEO, *Ausg.* 1, 76.

<sup>5)</sup> L. MÜLLER p. 421.

<sup>6)</sup> PEIPER, *Rhein. Mus.* 32, 532.

<sup>7)</sup> RANKE, *Abh.* p. 72.



aus dem Exil p. 38), von Oedipus (nach dem Partherkrieg des Jahres 58 p. 46, im Widerspruch mit LEO vgl. § 375), von Phaedra (nach dem Tod des Britannicus p. 47), von Hercules f. (nach 57 vgl. Vs. 839 p. 47), von Thyestes (nach dem *secessus* Senecas p. 48) zu bestimmen. Die gewöhnliche Anschauung lässt die Tragödien in der Einsamkeit des Exils von Corsica entstehen (RANKE, Abh. p. 26).

β) Seneca als Satiriker und Epigrammatiker.

**379. Divi Claudii Ἀποκολοκύντωσις (Claudius' Verkürbsung).** Ein hochinteressantes Schriftstück ist diese Schmähschrift gegen den verstorbenen Kaiser Claudius. Es ist eine Menippeische Satire, denn sie bietet die dieser Gattung eigentümliche Mischung von Prosa und Poesie. Wir führen kurz die Grundzüge derselben vor: Claudius liegt im Todeskampf, Mercur bittet eine der Parcen, demselben doch ein Ende zu machen. Clotho reisst daher das Lebensgespinnst des Claudius ab; zugleich spinnen die Parcen den Faden, an dem das Leben Neros hängt, immer weiter und weiter; Apollo begleitet sie mit seinem Gesang; er feiert in überschwenglicher Weise den neuen Kaiser. Claudius kommt im Himmel an; die Götter staunen über den sonderbaren Menschen; da sie aus seinem Kauderwelsch nicht herausbringen können, wessen Landes Kind er sei, wird der auf der ganzen Welt herumgereiste Hercules herbeigeholt, um sich den Menschen anzusehen und Aufschluss zu erteilen. Auch Hercules wird es bei dem Anblick des Fremdlings nicht geheuer; mit dem bekannten homerischen Vers *τίς πόθεν* stellt er ein Examen an; Claudius antwortete ebenfalls mit einem homerischen Hexameter, durch denselben seine Abstammung von Ilion kundgebend. Ihm fällt aber die Göttin Febris, die den Claudius allein von den Göttern Roms begleitet hatte, in die Rede und deckt boshaft seinen Ursprung aus Lyon auf. Hercules fordert ihn in tragischen Versen auf, die Wahrheit zu sagen, zugleich auf seine Keule hindeutend; Claudius sucht Hercules zu begütigen. Leider ist hier in der Überlieferung (wahrscheinlich durch den Ausfall eines Blattes) eine Lücke eingetreten, der Zusammenhang erfordert die Darlegung, dass es Claudius gelang, Hercules' Gunst dafür zu gewinnen, dass er ihn in den olympischen Senat einführe. Mit den Verhandlungen, ob der Kaiser unter die Götter aufgenommen werden soll, fährt das Erhaltene fort. Die heftige Schlussrede des vergötterten Augustus über die Schandthaten des Claudius führte zu einem verneinenden Votum der Himmlischen. Der Götterbote Mercurius packt ihn, um ihn in die Unterwelt zu führen. Als sie auf dem heiligen Weg in dieselbe ziehen, werden sie des Leichenbegängnisses des Claudius gewahr und hören die dabei gesungene Totenklage; der Dichter teilt dieselbe mit. Im Fortgang ihrer Reise stossen sie auf den ehemaligen Freigelassenen des Claudius, Narcissus, auch er war auf dem Weg zur Unterwelt begriffen; er wird vorausgeschickt, die Ankunft des Claudius zu melden. Als Claudius bei den Unterirdischen angekommen war, schleppt ihn Peto Pompeius sofort vor den Richterstuhl des Aeacus und macht ihm den Prozess. Claudius wird schuldig gesprochen. Schwierigkeit macht die Bestimmung der Strafe; man beschliesst eine ganz neue über ihn zu verhängen, der leidenschaftliche Würfelspieler wird verurteilt, mit einem Würfelbecher zu spielen, dessen Boden den Würfel vor dem Wurf durchgleiten lässt. In gebundener Rede wird seine Strafe geschildert.

Man sollte nun meinen, das Drama sei aus, allein es kommt ein Anhang, nämlich ein neuer Prozess. C. Caesar reklamiert den Claudius als seinen Sklaven, derselbe wird ihm auch zugesprochen; Caesar schenkt aber den Claudius dem Aeacus; dieser übergibt ihn wiederum seinem Freigelassenen Menander,<sup>1)</sup> damit er diesem in den Untersuchungssachen als Knecht diene. Diesen Anhang finden wir sehr störend, gegenüber dem ersten Prozess fällt dieser zweite in seiner Wirkung bedeutend ab. Das Missbehagen würde aber verschwinden, wenn noch eine Strafe den Claudius treffen würde, welche die bisher verhängte überbietet und so einen glänzenden Schlusseffect herbeiführt. Mit anderen Worten, es scheint ein Ausfall am Schluss der Satire eingetreten zu sein. Diese Annahme findet auch von einer andern Seite her Unterstützung. Der Titel unserer Schrift ist in der massgebenden Überlieferung *Divi Claudii apotheosis per saturam*. Allein bei Dio Cassius lesen wir, dass Seneca eine Schmähschrift gegen Claudius schrieb, welcher er den Titel ἀποκολοκύντωσις „als eine Art ἀποθανάτισις“ vorsetzte. Es fragt sich, ob diese Schrift mit der unsrigen identisch ist. Die Frage muss bejaht werden, denn in beiden Schriften ist ja derselbe Gegenstand bearbeitet, die ἀποθανάτισις des Claudius, nur wird sie dort ἀποκολοκύντωσις, hier ἀποθέωσις genannt. Allein wenn wir erwägen, dass der erste Titel schwer verständlich ist, ferner dass im zweiten ein Pleonasmus vorliegt („Vergötterung des vergötterten Claudius“), so werden wir ἀποκολοκύντωσις als die ursprüngliche Aufschrift der Schrift festhalten, an deren Stelle späterhin das geläufige ἀποθέωσις trat. Sind diese Erwägungen richtig, so bekommen wir den glänzenden Schlusseffect, den wir in unserem jetzigen Text vermissen, es muss in der Satire noch die Metamorphose des Claudius in einen Kürbiss zur Darstellung gekommen sein, denn mit einem so ungewöhnlichen Wort konnte der Schriftsteller nicht bloss im Titel spotten.

Die Satire nimmt zum Ausgang ihres Hohnes die Vergötterung des Claudius, sie muss unmittelbar nach diesem Ereignis verfasst sein, denn nur in diesem Fall konnte der Autor eine volle Wirkung von seiner Schmähschrift erwarten. Die Satire ist unedel, weil sie einen toten Mann trifft, zu gleicher Zeit aber der neuen Macht huldigt, denn sie schont die Agrippina und verherrlicht Nero. Die Satire ist aber geistreich; in feinem Spiel werden Keulenschläge gegen Claudius geführt. Zu der Bitterkeit stimmt die kurze schneidige Sprache, welche den philosophischen Seneca, wie wir ihn aus den anderen Schriften kennen, nicht verleugnet.

Dio Cassius 60, 35 Ἀγριππῖνα δὲ καὶ ὁ Νέρων πενθεῖν προσεποιούντο ὃν ἀπεκτόνεσαν, ἔς τε τὸν οὐρανὸν ἀνήγαγον ὃν ἐκ τοῦ συμποσίου φορέσθην ἑξενήνοχεσαν. ὁ δὲ Νέρων Λούκιος Ιούλιος Γαλλίων ὁ τοῦ Σενέκα ἀδελφὸς ἀστειώτατόν τι ἀπεφθέγγετο. (συνέθηκε μὲν γάρ καὶ ὁ Σενέκας σύγγραμμα ἀποκολοκύντωσιν αὐτὸ ὥσπερ τινὰ ἀποθανάτισιν ὀνομάσας· ἐκεῖνος δὲ ἐν βραχυτάτῳ πολλὰ εἰπὼν ἀπομνημονεύεται.) ἐπειδὴ γὰρ τοὺς ἐν τῷ δεσποτηρίῳ θανατουμένους ἀγκίστροις τισὶ μεγάλοις οἱ δῆμοι ἐς τε τὴν ἀγορὰν ἀνείλκον κἀντεῦθεν ἐς τὸν ποταμὸν ἔσυρον, ἔφη τὸν Κλαύδιον ἀγκίστρῳ ἐς τὸν οὐρανὸν ἀνενεχθῆναι.

Die Ansicht BIRTS (*De Senecae apocolocyntosi et apotheosi lucubratio*, Marb. 1888 p. VII), dass Seneca zwei Schmähschriften geschrieben, eine politische, die uns erhaltene

<sup>1)</sup> Es ist der Komiker Menander gemeint, dessen Vorliebe für Darstellung von Rechtshändeln bekannt ist.

<sup>2)</sup> Dass die Satire mit einem vollständigen Satz schliesst, ist Zufall.



ἀποθέρωσις und eine verloren gegangene philosophische, die ἀποκολοκύντωσις, ist in jeder Beziehung unhaltbar (WACHSMUTH, Leipz. Stud. 11, 340).

Die Aufschrift ist in der massgebenden Überlieferung *Divi Claudii AΠΘΘΗΟCIC Annaei Seneca per satiram*. Die Worte *per satiram* sind wohl Grammatikerzusatz (BÜCHELER p. 38). Gegenüber dieser Überlieferung sind Zweifel an der Autorschaft Senecas völlig unberechtigt.

Den Gedanken, dass der Satire der Schluss, die Verwandlung in einen Kürbiss, fehlt, hat zuerst HEINRICH ausgesprochen; genaue Begründung gibt WACHSMUTH p. 338; bekämpft wird dieser Gedanke von BÜCHELER (p. 37) und BIRT, Rh. Mus. 46, 152.

Überlieferung: Die St. Galler Handschrift nr. 569 (s. X/XI) ist so sehr die getreueste Repräsentantin der Überlieferung, dass nur sie dem Text zu Grund gelegt werden darf, ja die anderen ihr gegenüber weiter nichts nützen, als die Entstehungsgeschichte der zahllosen Fehler in den jüngsten Handschriften zu illustrieren.

Ausgaben: von BÜCHELER in den *Symbola philol.*, Bonn p. 31 mit Einleitung und meisterhaftem Kommentar, Textausgabe in BÜCHELER's Petronius<sup>3</sup> (1882) p. 225.

Die Seneca'schen Epigramme und die Anthologie des Vossianus Q. 86. Unter dem Titel *L. Annaei Senecae epigrammata super exilio* sind in der Ausgabe von HAASE 1, 261 neun Epigramme vereinigt. Aber nur bei dreien beruht die Zuteilung an Seneca auf handschriftlicher Überlieferung, nämlich bei nr. I und II, welche das schreckliche Corsica schildern, dann bei nr. VII (*de qualitate temporis*), welches die Vergänglichkeit aller Dinge, sogar des Weltalls darthut. Bei den übrigen ist die Autorschaft Senecas auf Grund innerer Kriterien angenommen worden. Man ist noch weiter gegangen und hat eine ganze Sammlung des Vossianus Q. 86 Seneca zugeteilt. Und es ist sicher, dass bei manchen die angedeuteten Lebensumstände sehr gut auf Seneca passen, allein bei weiterem Vorgehen verlieren wir den festen Boden unter den Füßen. Richtig ist aber, dass fast alle Epigramme dieser Sammlung aus der ersten Kaiserzeit stammen; denn es sind Probleme behandelt, welche in späterer Zeit kein nachhaltiges Interesse mehr hervorrufen können. So klingen noch republikanische Ideen nach, Cato und Pompeius mit seinen Söhnen werden in einer Reihe von Epigrammen verherrlicht. Auch Monarchisches tönt dazwischen, wie die Epigramme, welche sich auf die britanische Expedition des Claudius beziehen. Der Grundcharakter der Sammlung ist der rhetorische, es sind viele Thematata behandelt, wie sie auch in Rhetorenschulen hätten behandelt werden können z. B. der Tod macht alle gleich (437 R. 4, 47 B.), das Glück eines ruhigen Lebens, in dem mehrere Adynata aneinandergereiht werden, um zu zeigen, dass alles eher eintreten könne als ein Aufgeben des ruhigen Lebens (440 R. 4, 50 B.), das lange Gedicht über die Hoffnung (415 R. 4, 25 B.) u. a.

#### γ) Pseudoseneca.

**380. Octavia.** Noch ein merkwürdiges Produkt trägt in den Handschriften den Namen Seneca, die Octavia. Es ist dies die einzige uns erhaltene römische Tragödie, welche einen historischen Stoff behandelt und so nach uns einigermaßen den Charakter der Praetexta erkennen lässt. Der völlige Untergang des claudischen Hauses ist es, was der Dichter in stark rhetorischer, aber doch ergreifender Weise zur Darstellung bringt. Den Mittelpunkt der Handlung bildet Octavia, die Tochter des Claudius, die Stiefschwester Neros und seine spätere Gemahlin, ein bedauernswertes Geschöpf, in dessen Leben die Sonne des Glücks nicht hineingeschienen. Die Tage ihrer Kindheit wurden verdüstert durch das Verhängnis, das über ihre Mutter, Messalina, hereinbrach; auf Betreiben Agrippinas, der Mutter Neros, wurde sie mit ihrem Stiefbruder vermählt, nachdem ihr Verlobter Silanus hingemordet war; bald darauf ward ihr Vater von Agrippina dem Tod überliefert; zuletzt musste sie noch mit eigenen Augen und doch ruhigen Bluts mit ansehen, wie ihre letzte Hoffnung, ihr Bruder Britannicus, an einem von Nero gereichten Giftrank beim Mahle zusammenbrach. Jetzt harrete auch ihrer das Verderben. Nero hatte seine Gunst der Poppaea Sabina zugewandt und war entschlossen, seine Gattin zu verstossen und

seine Geliebte auf den kaiserlichen Thron zu setzen. Hätte der Dichter nur diese Verstoßung Octavias uns vorgeführt, so hätten wir bloss eine Familientragödie; allein er hat sich ein weiteres Ziel gesetzt; auch ein politisches Moment greift in die Handlung ein; das Volk erhebt sich gegen die neue Verbindung und tritt für Octavia ein. Aber — und hierin liegt das eigentlich Tragische des Stücks — gerade diese Erhebung schlägt zum Unheil der Octavia aus, denn sie ward für den Tyrannen der Anlass, ihren Tod anzuordnen.

Dies ist der Kern der Tragödie; im einzelnen entwickelt sich die Handlung also: Im ersten Akt werden wir durch Octavia und ihre Amme, dann durch den auftretenden Chor mit der Situation bekannt gemacht; wir erfahren die Gräueltaten im kaiserlichen Hause und den Plan Neros, sich von Octavia zu trennen und eine neue Verbindung einzugehen; wir hören, wie sich das Ehrgefühl der gekränkten Gattin in hellauflodernden Hass umsetzt, wir folgen mit Interesse den teilnehmenden Reden der zur Ergebung ratenden Amme. Im zweiten Akt treten Nero und Seneca auf, jetzt wird die Handlung auf das politische Gebiet hinüberspielt, das Gespräch geht über die Familienangelegenheit hinaus zur Betrachtung der Regierungsgrundsätze über; Seneca vertritt den Standpunkt der Mässigung und Besonnenheit, Nero den der Härte und des autokratischen Willens. Der Dialog schliesst mit dem Vorsatz des Kaisers, in den nächsten Tagen die Verbindung zu vollziehen. Die folgenden Akte setzen die Vermählung voraus. Zuerst schildert uns der Dichter den Eindruck, den das Ereignis macht. Es erscheint der Schatten seiner Mutter Agrippina, die Unglücksfackel schwingend und die Scheusslichkeiten des Sohnes enthüllend. Auch Octavia tritt auf; sie ist nunmehr in gefasster Stimmung; sie freut sich, bloss noch Schwester des Kaisers zu sein; endlich kommt ein Chor und erhebt ein Klagelied über den traurigen Bund. Die Strömungen der gegnerischen Seite bringt der Dichter ebenfalls in dreifacher Weise, durch die Amme der Poppaea, durch die Poppaea selbst und endlich durch einen der neuen Gattin ergebenden Chor zum Ausdruck. Die erste malt das Glück der Herrin und ist darum erstaunt, dieselbe bestürzt zu sehen, Poppaea erzählt ein schreckliches Traumbild, von dem sie in der Brautnacht verfolgt wurde, der Chor feiert Poppaeas Schönheit, welche selbst des Begehrens Jupiters würdig sei. Da eilt ein Bote mit einem militärischen Befehle herbei; das Volk hatte sich gegen Poppaea erhoben und die Zurückführung der Octavia gefordert. Der herrscherfreundliche Chor stellt ein strenges Strafgericht in Aussicht. Wie recht er hatte, verkündet uns Nero selbst. Aufgebracht über die Milde der Soldaten spricht er den Gedanken aus, dass lediglich durch die Furcht die Menge niedergehalten werden müsse, und gibt dem Präfecten den Befehl, Octavia auf eine entfernte Insel zu bringen und dort zu ermorden. Während Octavia fortgeführt wird, erhebt sich ihr Chor zu dem Wunsche, die Arme möchte wie einst Jphigenie durch einen Windhauch ins Land der Taurer getragen werden, das Fremdlinge opfert und nicht wie in Rom die eigenen Kinder.

Dieses Stück ist, wie gesagt, unter dem Namen Senecas überliefert;



allein die Autorschaft desselben stösst auf Schwierigkeiten. Es ist klar, dass unter Nero die Tragödie sich nicht ans Licht wagen konnte; wir finden überdies Anspielungen in den Visionen, welche die Bekanntschaft mit der Art und Weise des Todes Neros voraussetzen. Sonach muss die Dichtung nach Nero entstanden sein. Allein sie kann nicht viel später angesetzt werden, da nur ein Zeitgenosse, der jene Katastrophe miterlebt hat, sie so zu schildern vermochte.<sup>1)</sup>

Die Zeit der Praetexta. Die Anspielungen finden sich in der Rede der Agripina. Vers 620 wird dem Tyrannen *turpis fuga*, dann der Tod in hilfloser, verlassenener Lage prophezeit (630); auch das *jugulum*, in das sich Nero unter Beihilfe seines Freigelassenen den Stahl gestossen, ist auffälligerweise erwähnt. Man vgl. damit die Schilderung bei Sueton 48 u. 49. RANKES, der übrigens selbst jene Stellen (Abh. u. Vers. p. 65) anführt, Ansicht, dass Seneca der Verfasser sei, ist daher unrichtig. Ganz unbegreiflich sind die Versuche der Gelehrten, welche die Octavia in das 4. Jahrhundert (PEIPER und RICHTER p. XIII; BIRT, Rh. Mus. 34, 559) oder gar in das Mittelalter (BRAUN, Octavia und die Zeit ihrer Entstehung, Kiel 1863) versetzen wollen. Die Behauptung, dass der Verfasser der Praetexta seinen Stoff aus Tacitus geschöpft habe, ist, wie NORDMEYER (*Schedae philologae* zu Ehren Useners, Bonn 1891 p. 94) gezeigt, eine irrige. Einen bestimmten Autor nachzuweisen, wie Curiatius Maternus (*Octavia praetexta. Curiatio Materno vindicatam recogn.*, FR. RITTER, Bonn 1843) ist unmöglich. (LADEK, *De Octavia*, Dissert. Vindob. 3, 1.)

#### 5. P. Pomponius Secundus.

**381. Leben des Pomponius. — Seine Tragödien.** Der ältere Plinius hatte eine Biographie des Pomponius Secundus geschrieben (Plin. ep. 3, 5). Leider ist dieses Werk verloren gegangen; wir sind daher jetzt lediglich auf die Nachrichten des Tacitus angewiesen. Der Geschichtsschreiber stellt den Pomponius sehr hoch, er nennt ihn einen geistreichen Mann von feinen Sitten (Ann. 5, 8) und behält ihn in seinen Annalen fortwährend im Auge. Wir stellen die von ihm berichteten Züge zusammen. Unter Tiberius wurde er beschuldigt, er habe nach dem Sturz des Seianus dem Aelius Gallus, der wahrscheinlich der Sohn Seians war, einen Unterschlupf in seinen Gärten gewährt. Er entging seinem Verderben nur dadurch, dass ihn sein Bruder bis zu der Entscheidung des Kaisers, die er anrufen, in Gewahrsam hielt. Da Tiberius den Fall unerledigt liess, blieb der Angeschuldigte in Gefangenschaft bis zum Regierungsantritt Caligulas (Ann. 5, 8). Diese unfreiwillige Musse wird Pomponius benutzt haben, um Tragödien zu schreiben. Unter Claudius wurden solche von ihm aufgeführt. Bei einer solchen Aufführung stiess das Theaterpublikum Schmähungen gegen den Dichter aus. Dieser Vorgang erregte um so mehr den Verdross des Kaisers, als derselbe einen „*vir consularis*“ betraf. Da auch Frauen angesehener Häuser im Theater von den Zuschauern beschimpft wurden, so trat Claudius im Jahre 47 mit einem strengen Edikt dem Unfug entgegen (Ann. 11, 13). Auch als Feldherr that sich Pomponius hervor, er führte einen glücklichen Schlag gegen die räuberischen Chatten aus, so dass ihm der *honor triumphalis* zuerkannt wurde (Ann. 12, 28). Diese Auszeichnung schlägt der Historiker gering an im Verhältnis zu dem dichterischen Ruhme des Feldherrn, dieser werde seinen Namen auf die Nachwelt bringen. Mit dieser hohen Wertschätzung steht Tacitus nicht allein,

<sup>1)</sup> Dafür spricht auch der ganz specielle Zug, der berichtet wird, dass die entlassene Geliebte Neros Acte sich ein Grabmahl errichten liess (176).

auch Quintilian nennt den Pomponius den vorzüglichsten Tragödiendichter, den er gesehen (10, 1, 98). Selbst der Tadel wagte sich nicht ohne gleichzeitiges Lob hervor. Nach demselben Gewährsmann vermisste die ältere Generation an Pomponius die tragische Kraft, gab aber zu, dass sich seine Tragödien durch Bildung und Glanz der Darstellung auszeichnen.<sup>1)</sup> Merkwürdig ist, dass der Dichter den sprachlichen Problemen grosse Aufmerksamkeit zuwandte. Schon bei Seneca haben wir gesehen (p. 257), dass die beiden Dichter in den Vorreden zu ihren Tragödien über die Zulässigkeit eines Ausdrucks debattierten; auch in Briefen an Paetus Thrasea war von Sprachformen die Rede. Diese Studien wurden aber nicht im pedantischen Geiste gepflegt; denn der Dichter betrachtete als die Richtschnur in solchen Fragen das allgemeine Sprachbewusstsein. Tadelten Freunde einen Ausdruck und drangen auf Entfernung desselben, so pflegte er seine abweichende Anschauung mit den Worten zu verkünden „Ich lege Berufung an das Volk ein“ (Plin. ep. 7, 17, 11). Leider haben sich nicht viele Spuren seiner dichterischen Thätigkeit erhalten. Sicher bezeugt ist der Titel eines Stücks „*Aeneas*“, das also wohl eine Praetexta war (Charis. 1, 132). Bei den Titeln *Atreus* (Non. 144, 20) und *Armorum iudicium* (Lactant. zu Stat. Theb. 10, 841) wird die Autorschaft des Pomponius bezweifelt. Auch der Fragmente sind nicht viele überkommen.

B. SCHMIDT, Rh. Mus. 16, 586; WELCKER, Rh. Mus., Suppl. 2, 3 (1841) p. 1440.

#### 6. A. Persius Flaccus.

**382. Biographisches.** A. Persius Flaccus wurde zu Volaterrae in Etrurien den 4. Dezember 34 n. Ch. aus einer ritterlichen Familie geboren und starb in ganz jungen Jahren, den 24. November 62 n. Chr. Den ersten Unterricht erhielt er in seiner Vaterstadt; nach dem zwölften Lebensjahr kam er nach Rom, wo er der Schule des Grammatikers Remmius Palaemon und der des Rhetors Verginius Flavius, dessen rhetorisches Lehrbuch Quintilian späterhin zu Rate zog, übergeben wurde. Im Alter von sechzehn Jahren schloss er sich aufs engste an den stoischen Philosophen Annaeus Cornutus an. Dadurch wurde er mit der Lehre der Stoa bekannt und ein warmer Anhänger derselben. Auch mit anderen hervorragenden Männern jener Zeit unterhielt er engere Beziehungen, mit dem Dichter Caesius Bassus, mit Calpurnius Statura, mit Servilius Nonianus, mit dem Epiker Lucan, endlich auch mit dem Philosophen Seneca, von dessen Wesen er aber nicht sonderlich angezogen wurde, mit den Griechen Claudius Agathemerus aus Lacedaemon und Petronius Aristocrates aus Magnesia. Besonders vertrauten Umgang pflog er mit dem hochangesehenen Paetus Thrasea, dessen Gattin Arria mit ihm verwandt war. Auch diese Beziehungen werden die Begeisterung des Dichters für die Stoa genährt haben. Als Persius starb, hinterliess er ein grosses Vermögen, das er seiner Mutter und seiner Schwester vermachte, jedoch war ein Legat und die Bibliothek seinem Lehrer und

<sup>1)</sup> quem (Pomp.) senes quidem parum tragicum putabant, eruditione ac nitore praestare confitebantur. (SCHMIDT p. 592.)



Freund Cornutus zugewiesen. Dieser nahm jedoch nur die Bibliothek an, auf das Legat leistete er Verzicht zu Gunsten seiner Schwestern. Die Ordnung des schriftlichen Nachlasses des Dichters vertrauten die Hinterbliebenen demselben Cornutus an; dieser schied zuerst die Übungen der Schulzeit aus, sie wurden auf seinen Rat vernichtet; nur das kleine Corpus der Satiren wurde der Herausgabe würdig erachtet. Zu diesem Zweck war eine geringe Nachhilfe notwendig; es mussten am Schluss einige Verse, jedenfalls der Anfang einer neuen Satire<sup>1)</sup> getilgt werden, da sonst das Buch am Ende fragmentarisch erschienen wäre; auch war eine nochmalige Durchsicht geboten, die aber zu keinen bedeutenden Änderungen führte.<sup>2)</sup> Beider Aufgaben unterzog sich Cornutus, dann übergab er das Corpus dem Caesius Bassus auf dessen Bitten hin zur Edition. Gerühmt wird von dem alten Biographen der Charakter des Persius, sein sanftes Wesen, seine fast jungfräuliche Schamhaftigkeit, seine Liebe zu seinen Angehörigen, seine Mässigkeit; diese inneren Vorzüge wurden noch gehoben durch äussere Schönheit.

Quelle. Diese Biographie folgt der *vita „de commentario Probi Valerii sublata“*, d. h. der *vita*, welche aus einer Einleitung zu der Persiusausgabe des berühmten Kritikers Valerius Probus stammt. Die *vita* steht bei REIFFERSCHEID Suet. rel. p. 72, in der Ausgabe von JAHN-BÜCHELER p. 54.

Unterdrückte Schriften. Das Zeugnis der *vita* lautet (p. 74 R.): *scripserat in pueritia Flaccus etiam praetextam vespicio † et ὁδοποιῶν librum unum et paucos in socrum Thraseae in Arriam matrem versus, quae se ante virum occiderat. omnia ea auctor fuit Cornutus matri eius ut aboleret.*

Caesius Bassus. Da wir Caesius Bassus als Herausgeber des Persius kennen gelernt haben, wird es am Platz sein, seine übrige wissenschaftliche Thätigkeit ins Auge zu fassen. Persius selbst führt uns noch den Caesius Bassus als lyrischen Dichter vor; er sagt in der letzten Satire:

*admovit iam bruma foco te, Basse, Sabino?  
iamne lyra et tetrico vivunt tibi pectine chordae,  
mire opifex numeris veterum primordia vocum  
atque marem strepitum fidis intendisse latinae,  
mox iuvenes agitare iocos et pollice honesto  
egregius luisse senex?*<sup>3)</sup>

Also verschiedene Weisen vermag Bassus der Leier zu entlocken, selbst jugendliche der alte Mann. Aber er war auch Gelehrter und beschäftigte sich mit der Theorie seiner Kunst, und zwar mit der Metrik. Über diese Disziplin schrieb er ein Werk, das dem Nero gewidmet war (GL. 6, 555) *Bassius* (irrig statt *Bassus*) *ad Neronem de iambico sic dicit*. Von diesem Werke haben sich wichtige Reste, vermischt mit der Metrik des Atilius Fortunatianus erhalten. Dagegen trägt das Fragment *Ars Caesi Bassi de metris* mit Unrecht seinen Namen. (Über das metrische System des C. B. vgl. LEO, Hermes 24, 280.)

**383. Persius' Satiren.** Wie wir gesehen, hatte Persius schon während der Schulzeit dichterische Arbeiten gemacht. Nachdem er die Schule verlassen, machte die Lektüre des zehnten Buches des Lucilius, welches von den litterarischen Zuständen zur Zeit des Satirikers handelte,

<sup>1)</sup> JAHN, Proleg. XLV.

<sup>2)</sup> ib. p. XLVI.

<sup>3)</sup> An die Verteidigung dieser Überlieferung knüpft BÜCHELER, Rh. Mus. 41, 458 folgenden Lebensabriss des Caesius Bassus: Er war jetzt im Spätjahr 61 etwa doppelt so alt wie Persius, dem er und Cornutus seit 50 in Freundschaft verbunden waren, schrieb seine Lyrica vor 61, wohl später die

Metrik an Nero, edierte den Persius wohl 63 vor Lucans und Petrons Tod, sicher bei Lebzeiten Neros vor 68 und stand, wenn er beim Ausbruch des Vesuv starb, wie ein Scholiast als *fama* meldet (vgl. schol. zur obigen Stelle), damals in den Siebzigen. Dagegen kämpft BIEGER, *De Persii codice* C p. 4,

einen so gewaltigen Eindruck auf ihn, dass ihm der Gedanke kam, Satiren zu schreiben und dem Lucilius nachzueifern. Der alte Biograph fährt fort, dass Persius dies in der Weise ausgeführt habe, dass er zuerst gering-schätzig über sich selbst sprach, dann auf die Redner und Dichter seiner Zeit loszog. Das erste geschah in einem in Hinkiamben geschriebenen Prolog,<sup>1)</sup> in dem Persius es ablehnt, den Dichternamen und Dichterruhm für sich in Anspruch zu nehmen, die zweite in der ersten Satire. In derselben entwirft er ein düsteres Bild von den damaligen litterarischen Zuständen, er schildert, wie alle Schriftsteller lediglich auf den Beifall hinsteuerten, mochte derselbe auch von den Ungebildetsten gespendet oder mochte er durch äussere Mittel erschlichen werden. Diesem nichtigen Beifallsstreben gegenüber will sich Persius in seiner Schriftstellerei in erster Linie von dem Rechten leiten lassen; er spottet über die geglätteten Verse und über die Wut, alles in hochtrabender epischer Weise zu behandeln, über die Sucht anderer, die verschollenen Dichter auszubeuten, mit Indignation hebt er hervor, dass selbst in den ernstesten Lagen die rednerischen Figuren mehr wiegen als die schlichte Darstellung der Wahrheit. Er bringt Beispiele aus der zeitgenössischen Dichtung und klagt, dass diesem Zeug die männliche Kraft abgehe. Der Warnung, dass ihm seine Satirendichtung die Gunst der vornehmen Welt entziehen werde, hält er das Beispiel des Lucilius und des Horaz entgegen und beharrt auf seinem Entschluss, Satiren zu schreiben. Als seine Leser denkt er sich Leute, welche die alten Komiker wie Eupolis und Cratinus verehren, auf rohe Menschen, auf Verächter der Wissenschaft rechnet er dagegen nicht.

Diese Satire greift, wie man sieht, ins frische Leben hinein und schildert eine Seite desselben, die litterarischen Strömungen der Neronischen Zeit, welche in ihrer Verkehrtheit des Dichters Unwillen erregen. Hier steht er wirklich auf den Schultern seiner Vorgänger, des Lucilius und des Horaz. In den fünf folgenden Stücken dagegen betritt er andere Bahnen; den Stoff liefert ihm hier nicht das Leben, sondern die Schule, wir erhalten Erörterungen über stoische Sätze. So ist das Thema der zweiten Satire, welche dem Macrinus zu seinem Geburtstag gewidmet ist, das Gebet. Zu allen Zeiten gab dasselbe Gelegenheit, die thörichte Gesinnung der Menschen zu offenbaren; denn sie erbitten sich Dinge von den Göttern, um welche sie niemals die Menschen anfehlen würden; weiter verlangen sie in ihren Gebeten Güter, wie z. B. Gesundheit, welche sie auf der andern Seite mutwillig zerstören; sie dichten ihre Leidenschaften, wie die Habsucht, den Göttern an und glauben daher ihre Gunst durch reiche Opferspenden zu gewinnen; allein den Göttern ist nichts so willkommen als ein reiner und frommer Sinn. Ausgehend von dem Bild eines in Trägheit dahinlebenden Jünglings will der Dichter in der dritten Satire den Widerspruch zwischen unserm Handeln und unserem besseren Wissen aufdecken. Es gibt allerdings Leute, die mit dem Laster so verwachsen sind, dass in ihnen die Unterscheidung des Guten und Bösen nicht mehr lebendig ist. Aber wenn einer die Tugend erkennt und ihr

<sup>1)</sup> In der Ausgabe von JAHN-BÜCHELER steht das Gedicht als Epilog.



doch den Rücken kehrt, ist seine Lage eine unselige, denn er wird von den grössten Gewissensqualen gefoltert. Kindern verzeiht man, wenn sie Unnützes treiben, nicht aber dem, der aus der Weisheit Quell getrunken. Zur Philosophie muss der Unglückliche seine Zuflucht nehmen, mögen auch rohe Leute wie die Centurionen dessen spotten. Den Kranken, der dem Arzte nicht folgt, ereilt der Tod. Auch der mit Leidenschaften Behaftete ist krank. Die vierte Satire erörtert den Satz „Erkenne dich selbst“. Wiederum geht der Satiriker von einem Beispiel aus; Alcibiades, der in der athenischen Volksversammlung das Wort führt, wird von Sokrates in eine scharfe Prüfung genommen. Die Leute, zeigt der Dichter weiter, unterlassen die Selbstprüfung, schreiten aber umsoließer zur hämischen Wertschätzung anderer. Nicht das Urteil des Nebenmenschen ist massgebend, sondern die Erkenntnis des eigenen Selbst, die jeder sich verschaffen muss. In der fünften Satire setzt Persius zunächst seinem Lehrer ein rühmliches Denkmal der Dankbarkeit, er schildert schön, wie Cornutus seine „zarten Jahre“ geleitet und durch welche innige Freundschaft er an ihn gekettet ist; er wirft dann einen Blick auf die verschiedenen verkehrten Bestrebungen der Menschen und stellt ihnen das Bild des Meisters gegenüber, der den Blick fest auf das Studium der Philosophie gerichtet hält und den Zöglingen die Früchte Cleanthischer Weisheit einträufelt; daran schliesst der Dichter eine Betrachtung der wahren Freiheit, welche uns das Rechte thun lehrt und den Menschen von der Sklaverei der Leidenschaften erlöst. Die sechste Satire endlich wendet sich an den befreundeten Dichter Caesius Bassus. Persius hatte sich nach Luna zurückgezogen und führt hier ein zufriedenes, glückliches Dasein. Dies leitet ihn auf Betrachtungen über den richtigen Gebrauch der äusseren Güter, welche die Mitte zwischen Verschwendung und Geiz einzunehmen hat. Durch die Einführung einer Scene, in welcher der Besitzer mit dem Erben verhandelt, erzielt der Dichter eine grosse Anschaulichkeit.

Unsere Betrachtung ging von der Voraussetzung aus, dass die erste Satire auch der Zeit nach die erste ist; dies folgt, wie mir scheint, aus den Worten der Biographie (p. 75 R): *sed mox ut a scholis et magistris divertit* (REIFFERSCHIED klammert die Worte *sed—divertit* ein) *lecto Lucilii libro decimo vehementer satiras componere instituit, cuius libri principium imitatus est, sibi primo, mox omnibus detractus cum tanta recentium poetarum et oratorum insectatione, ut etiam Neronem — culpaverit*; denn das, was hier angeführt wird, finden wir im Prolog und in der ersten Satire. Dass die fünf lehrhaften Stücke auch Satiren sein sollten, ist doch wohl nicht zu bezweifeln. (TEUFFEL, Studien p. 398). Anders O. JAHN (p. LXXXII): *prima satira quin ultima ab eo scripta sit, non dubito*. (Inhaltsübersicht und holländische Übersetzung bei WAGENINGEN, *Persiana Gron.* 1891 p. 4 u. p. 28).

**384. Charakteristik des Persius.** Die Satiren des Persius fanden sofort bei ihrem Erscheinen lebhaften Anklang; man riss sich förmlich um die Exemplare. Lucan brach bei einer Vorlesung der Schöpfungen des Persius in den Freudenruf aus, das sei wahre Poesie. Quintilian meint, dass der Dichter durch dieses einzige Buch sich grossen und echten Ruhm erworben habe (10, 1, 94), und Martial verkündet mit einem Seitenblick auf die Amazonis des Domitius Marsus das Lob des Satirikers (4, 29, 7). Die hohe Wertschätzung des Autors pflanzte sich ins Mittelalter hinüber,<sup>1)</sup> die verwertbaren ethischen Gedanken wurden ihm hoch angerechnet, er wurde:

<sup>1)</sup> Manilius Philol. 47, 711.

daher viel gelesen und auch kommentiert. Und die Neuzeit? Sie verurteilt nahezu einstimmig den römischen Dichter, und mit Recht. Nur die Poesie kann uns wahrhaft erfreuen, welche uns entweder eine neue Ideenwelt in packender Weise erschliesst oder welche wenigstens Gegebenem goldene Fassung verleiht. Beides fehlt dem Persius; weder Inhalt noch Form vermag uns anzuziehen. Der Autor ist ein junger Mann, der kaum der Schule entwachsen ist und jetzt den Sittenprediger macht. Allein nur gereiften Jahren steht ein solches Amt gut an. Persius hat noch keinen Blick in das verschlungene Leben gethan, das Geschick hat ihn nicht geschüttelt und gerüttelt, es hat ihm im Gegenteil die behaglichste Lage geschaffen. Was kann uns ein solcher Mann bieten? Nichts als das was er in der Schule gelernt hat; er weiss seine stoischen Sätze, und solche verarbeitet er in fünf Stücken. Quellen sind ihm natürlich seine philosophischen Bücher, nicht Rom mit seinem Treiben und Jagen. Mann lasse sich nicht durch die eingestreuten Beispiele täuschen, auch diese sind nicht der eigenen Zeit des Schriftstellers abgelauscht, es sind Fälle, welche überall und zu jeder Zeit vorkommen, solche Fälle konnte er zu Dutzenden in seinen stoischen Handbüchern finden, auch die von ihm zu Rat gezogenen Mimen Sophrons waren eine ergiebige Fundstätte. Selbst die hier vorkommenden Namen bleiben Namen. Nur eine Seite des Lebens wurde ihm durch die Schule bekannt, die litterarische, welche die erste Satire uns ausmalt. Aber auch hier ist er nicht originell; das Beispiel des Lucilius, der den zeitgenössischen litterarischen Zuständen ein scharfes Auge zuwandte, reizte ihn zur Nachahmung. Doch würde dieser Mangel an Originalität zu ertragen sein, wenn uns der erborgte Inhalt in kostbarer Schale kredenzt würde. Allein der Schriftsteller hat alles aufgeboten, um uns die Lektüre zu einer wahrhaften Höllepein zu machen. Der Richtung der Zeit gemäss ist Ziel seines Strebens ein interessanter und pikanter Stil. Um dieses Ziel zu erreichen, vermeidet er, wo er nur kann, den natürlichen Ausdruck; das Einfache muss dem Gesuchten und Verschrobenen weichen. Er hatte fleissig seinen Horaz gelesen und dessen Wortschatz vollständig eingesogen; allein er weiss das Gute nicht zu nützen; er ruht nicht, bis er es verrenkt und verunstaltet hat. Diese krankhafte Ausdrucksweise legt uns Schritt für Schritt Fesseln an, es ist ein Meer von Dunkelheit,<sup>1)</sup> durch das wir hindurchsteuern müssen. Als ob damit nicht genug wäre, hat Persius auch noch durch die Composition uns Nebel vor die Augen gezogen. Die Gedanken werden aneinander gereiht ohne die notwendigen logischen Verbindungsglieder; ferner geht die Darstellung oft in den Dialog über, ohne dass derselbe scharf abgegrenzt wird, so dass wir bisweilen nicht wissen, wem die Worte angehören. Niemals fällt in die mühsam zusammengestoppelte Rede<sup>2)</sup> der Sonnenschein der Heiterkeit. Mit Freuden legen wir den Dichter aus den Händen.

Die Scholien zu Persius. Aus den verschiedenen Scholienmassen hebt sich als eine bestimmte Individualität diejenige hervor, welche den Namen *Cornuti commentum*<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> SÖRN, Die Sprache des Persius, Laibach 1890 p. 31.

<sup>2)</sup> *et raro et tarde scripsit*, sagt die

Biographie.

<sup>3)</sup> In einigen wenigen Handschriften *Annei Cornuti*, (LIEBL p. 43); das *Annei* hielt



führt. Dieser Kommentar hat das eine oder das andere antike Korn, allein im ganzen ist er ohne besonderen Wert. Jahns Ansicht ist, dass dieser *Cornutus* eine wirkliche Persönlichkeit sei (nicht etwa blosser Buchtitel, hergenommen von dem Lehrer des Persius), welche identisch sei mit dem Verfasser der jüngeren Scholien zu Juvenal (Proleg. p. CXXXI, p. CXXXV) und nicht lange nach Karl dem Kahlen den Kommentar unter Benutzung von älteren Randnoten (p. CXXXII) zusammengesetzt habe. Dieser Ansicht stellt LIEBL (*Die Disticha Cornuti*, Straubing 1888 p. 42) die grosse innere Verschiedenheit des *Commentum Cornuti* zu Persius (doch vgl. JAHN p. CXXXI) und jener jüngeren Juvenalscholien gegenüber; er will demgemäss eine ältere im wesentlichen in einer Rezension vorliegende Scholienmasse, welche etwa in der Karolingerzeit als *Commentum Cornuti* bezeichnet worden sei, von einer Scholienmasse, welche im 13. Jahrhundert ein Magister Cornutus, der Verfasser der *Disticha* und derselbe, welcher die jüngeren Scholien zu Juvenal verfasst, angefertigt habe (p. 47), unterscheiden. (Über einen Kommentar des Remigius vgl. LIEBL p. 39). — KURZ, Die Persiusscholien nach den Berner Hdschr. Burgdorf 1875. 1888. 1889; ZINGERLE, Wien. Sitzungs. 97, 731.

Überlieferung. Eine Rezension des Persius durch den Aristarch der Römer Valerius Probus bezeugt uns Hieronymus (apol. adv. Rufin. 1, 16). Im Jahre 402 n. Ch. machte eine neue Rezension Sabinus, auf diese Rezension gehen, wie die Subscriptio zeigt, zurück ein Montepessulanus nr. 212 s. X (A) und ein *codex tabularii basilicae Vaticanae* 36 H, wohl s. IX (B). Dem Archetypus dieser Handschriften (a), welcher sonach auf der Sabinusrezension beruht, steht als zweite Quelle gegenüber der Montepessulanus 125 s. IX (C), die bekannte Juvenalhandschrift. „Wo die beiden Rezensionen auseinander gehen, da jedesmal die rechte Entscheidung zu treffen, ist die grösste, nicht völlig lösbare Schwierigkeit im Persius; durch den Besitz der beiden aber scheint da, wo sie zusammenstimmen, die Erhaltung des Ächten uns besonders verbürgt“ (BÜCHELER, Rh. Mus. 41, 454). Nach BIEGER (*De Auli Persii codice Pithoeano* C Berl. 1890) bildet der Montepessulanus C wie im Juvenal, so auch im Persius die Grundlage der Kritik. — Den genannten Quellen gegenüber bedeuten die übrigen Handschriften fast nichts (BIEGER p. 5).

Litteratur. Ausgaben von CASAUBONUS (Paris 1615) mit meisterhaftem Kommentar; von O. JAHN, *cum scholiis antiquis*, Leipz. 1843 (vortreffliches Werk); der kritische Apparat ist methodisch vereinfacht in dessen kleiner Ausgabe des Persius, Juvenalis, Sulpiciae (WEIDMANN), neue Bearbeitung von F. BUECHELER 1886 (mit einer Auswahl von Scholien unter dem Text); von HEINRICH Leipz. 1844; von CONINGTON (zweite Ausgabe von Nettleship Oxf. 1874), Kommentar und Übersetzung in englischer Sprache; — Beurteilungen dess Persius: JAHN, Proleg.; NISARD, *Études* 1, 201 (geistreiche Causerie); TEUFFEL, Stud. p. 396; MARTHA, *Un poëte stoicien* (*Revue des deux mondes* 1863 p. 291).

## 7. T. Calpurnius Siculus und der sog. Einsiedler Dichter.

385. Die Zeit des Calpurnius. Lange las man unter dem Namen des Calpurnius eine Sammlung von elf bukolischen Gedichten; man liess sie aber nur sehr oberflächlich, denn sonst hätte man merken müssen, dass in dem Korpus die Arbeiten zweier verschiedener Dichter vereinigt sind. Solange aber diese beiden Dichter nicht voneinander getrennt waren, konnte ein klares Bild ihrer Individualität nicht gewonnen werden. Nur die sieben ersten Stücke gehören dem Calpurnius, die vier letzten dagegen einem andern Dichter, des Namens Nemesianus. Dass diese Scheidung sich aus inneren Kriterien ergibt, wies M. Haupt in einer ausgezeichneten Abhandlung nach. So ist die Verstechnik der sieben ersten Gedichte eine ganz andere als die der vier letzten, z. B. der Gebrauch der Elision ist bei jenen ungleich eingeschränkter als bei diesen. Auch ist die erste Partie in der zweiten entschieden nachgeahmt; man vergleiche Vers 27 ff. des neunten (zweiten) Gedichts mit Vers 51 ff. des dritten. Allein es bedurfte gar keiner weitläufigen Untersuchung; man brauchte nur die Spuren der Überlieferung zu beachten und es war dass

JAHN für einen Irrtum (p. CXXXV). Die ältesten Handschriften haben die Scholien anonym.

Eigentum der beiden Dichter so geschieden, wie es oben geschehen. Ein jetzt verlorener Kodex, den Th. Ugoletus gegen Ende des 15. Jahrhunderts aus Deutschland nach Italien gebracht hatte, und von dem wir eine Kollation von der Hand des N. Angelius in einem Riccardianus besitzen, liess auf die siebente Ekloge des Calpurnius vier Eklogen des Nemesianus folgen; auf diesen Einschnitt deuten auch noch andere Handschriften wie der Gaddianus und durch die Subscriptio der Neapolitanus hin.

Nachdem man das Korpus gesichtet hatte, war die nächste Aufgabe, die Individualität der beiden Autoren festzustellen. Bezüglich des Nemesianus lag die Sache einfach, wir kennen einen Nemesianus, der unter der Regierung des Carinus und Numerianus (284) lebte und ein Gedicht über die Jagd schrieb. Da nun dieses Gedicht und die vier Eklogen gewisse Eigentümlichkeiten gemeinsam haben,<sup>1)</sup> so wird an der Identität kein berechtigter Zweifel möglich sein. Schwieriger ist die Persönlichkeit des Calpurnius zu fixieren, denn unsere einzige Quelle sind die von ihm verfassten *Bucolica*. Allein dieselben bieten soviel Material, dass über seine Zeit völlige Klarheit erzielt werden kann. Sie erwähnen einen Kaiser und rühmen an demselben Jugendlichkeit (1, 44 4, 137), Schönheit (7, 84), Beredsamkeit (1, 45), dichterische Begabung (4, 87). Diese Eigenschaften passen auf keinen Kaiser so wie auf Nero. Die *Bucolia* gedenken ferner eines Kometen (1, 76), der den Anbruch einer glücklichen Zeit verkündet; im Herbst des Jahres 54 kurz vor dem Tode des Claudius wurde ein solcher in der That gesehen (Suet. Claud. 46); sie gedenken glänzender Schaustellungen in einem hölzernen Amphitheater (7); ein solches errichtete Nero im Jahre 57; sie gedenken einer neuen Organisation der Regierung (1, 70), in der That begann nach Tacitus (13, 4) Nero mit einer solchen, sie träumen von einem goldenen Zeitalter des Friedens (1, 54), es ist bekannt, welche grosse Hoffnungen man an die Thronbesteigung Neros knüpfte. Alle diese Indizien weisen also mit genügender Notwendigkeit auf die Zeit Neros und zwar auf den Anfang seiner Herrschaft hin; damit steht auch die Sprache der Eklogen im Einklang. Sonach kann kein Zweifel sein, dass Calpurnius ein Zeitgenosse Neros ist. Ob der Name „Siculus“ auf seine Heimat geht oder ob er damit als „Hirtendichter“<sup>2)</sup> charakterisiert werden soll, muss unentschieden bleiben.

Dass Calpurnius' hōfische Gedichte sich auf den Anfang der Regierung Neros beziehen, sah zuerst SARPE, *Quaest. Philol.*, Rostock 1879, allein dort ist Wahres und Falsches durcheinander gemischt; mit grosser Besonnenheit wurde die Frage von M. HAUPT in der überaus lehrreichen Abhandlung *De carminibus bucolicis Calpurnii et Nemesiani* *Opusc.* 1, 358 revidiert. Schon eine Stelle ist entscheidend; 1, 45 wird von dem Kaiser gesagt: *maternis causam qui vicit Iulius* (so die Überlieferung, nicht *ulnis*). Dieser Vers bezieht sich auf die Rede, welche Nero für die Ilier, von denen die Julier ihr Geschlecht ableiteten, gehalten hat. Suet. Nero 7 *pro Rhodiis atque Iliensibus Graece verba fecit*. Ein solcher spezieller Zug wird sich sonst nirgends nachweisen lassen als bei Nero. (Verkehrter Ansatz [unter Gordian III] von Garnett *Journal of Phil.* 16, 216.)

**386. Die sieben Eklogen des Calpurnius.** Die Eklogen des Calpurnius sind teils wirkliche Hirtengedichte (2, 3, 5, 6), teils nehmen sie nur das Hirtenkleid, um in dieser Hülle den regierenden Fürsten enthusiastisch

<sup>1)</sup> Dieselben sind erörtert von HAUPT p. 369.

<sup>2)</sup> So Glaeser vgl. HAUPT p. 377.



zu preisen, diese Stücke (1, 4, 7) können wir die höfischen Gedichte nennen. Ihrer Form nach geben die Eklogen entweder einen Wechselgesang oder nicht; aus dieser Verschiedenheit ist das Prinzip der Anordnung abzuleiten, indem die Stücke der ersten Art (2, 4, 6) zwischen die der zweiten Art (1, 3, 5, 7) eingeschoben sind. Von den *Bucolica* ist das fünfte Gedicht eine Art Hirtenbrevier, der alte Micon will sich zur Ruhe setzen, er übergibt daher dem jungen Canthus die Herden; er thut dies, nicht ohne väterliche Lehren über Warte und Pflege der Tiere beizufügen. In der dritten Ekloge kommt der Hirte Jollas zu Lycidas, um nach einer jungen Kuh, die sich verlaufen, zu fragen. Allein Lycidas hatte kein Auge für das, was um ihn vorging, er dachte nur an seine Phyllis, die ihn verlassen und sich dem Mopsus ergeben hatte. In seinem Kummer war ihm der Gedanke gekommen, durch ein Lied die ungetreue Geliebte zurückzuerobern. Dieses Lied trägt er dem Jollas vor, welcher es der Geliebten übermitteln will. Er schildert, wie er ohne Phyllis dahinsieche und wie ohne sie alles für ihn wertlos sei, er erinnert sie an die glückliche Zeit der Liebe, stellt einen Vergleich zwischen sich und Mopsus an, der sowohl in Bezug auf Schönheit als Reichtum natürlich zu seinen Gunsten ausfällt, und erklärt, er sei bereit, alles über sich ergehen zu lassen, wenn er nur wieder in Gnaden aufgenommen werde; finde er keine Erhörung, so droht er sich aufzuhängen, auf den Baum aber eine sein Schicksal darlegende Inschrift einzugraben. Das zweite Stück enthält den Wettgesang eines Hirten und eines Gärtners, beide malen uns die lieblichen Seiten ihres Berufs und gehen dann auf den Preis der *Crocale* über, zu der sie beide in Liebe entbrannt sind. Auch in der sechsten Ekloge sollte, nachdem sich zwei Hirten eine zeitlang in Sticheleien ergangen, ein Wettgesang zur Ausführung kommen, es sind bereits die Pfänder eingesetzt, auch ist der Ort ausgewählt und der Schiedsrichter da, allein da der eine Hirte wieder sein Sticheln anhebt, entsteht ein Streit, und der Wettkampf unterbleibt. Von den höfischen Gedichten verherrlicht das erste das neue Regiment unter Nero in Form einer Weissagung. Zwei Hirten finden auf einer Buche Verse eingeritzt, als deren Verfasser sich Faunus nennt. Er verkündet, dass das goldene Zeitalter nahe, dass die Themis ihren Thron wiederum auf der Erde aufschlagen werde und dass Bellona gebunden und entwaffnet nur noch gegen sich selbst wüten müsse, dass holder Frieden nach innen und nach aussen herrschen werde; das heilige Lied fordert daher alle Völker zur Freude auf und weist auf einen glänzenden Kometen als den Verkünder der heranbrechenden glücklichen Zeit hin; ein Gott werde ohne alle Erschütterung das römische Reich in seine starken Arme nehmen. Diesen göttlichen Gesang, hofft der eine der Hirten, werde Meliboeus zu den Ohren des Herrschers gelangen lassen. Diese Hoffnung ist erfüllt in der vierten Ekloge; in dieser spendet der Dichter seinem Gönner das wärmste Lob; er sei es gewesen, der ihn der Armut entrissen und ihm zu einer festen Stätte verholfen; ohne seinen Schutz wäre er ans Ende der Welt gewandert, von wo sein Wort nicht mehr das Ohr des Herrschers erreicht hätte. Vor Meliboeus, dem ja Apollo auch die Gabe des Sangs verliehen, soll jetzt ein hohes Lied zum Preise dessen, der die

Wölker regiert, angestimmt werden. Corydon und Amyntas teilen sich in die Arbeit; sie suchen sich in Schmeicheleien gegen den Gott zu überbieten und leisten hierin Unglaubliches. Meliboeus, der des Glaubens war, dass den Hirten nur Lieder niedern Stils gelingen können und daher anfangs von dem Wagnis, den „Gott“ zu feiern, sogar abgemahnt hatte, gesteht jetzt freudig seine Überraschung ein. Da meint Corydon naiv, wie würden ihm erst die Verse herunterlaufen, wenn er einmal ein eigenes Heim hätte. Vorläufig wird Meliboeus, dem es ja vergönnt ist, bis zum innersten Heiligtum des palatinischen Apollos, d. h. Neros, vorzudringen, gebeten, auch den gehörten Wechselgesang dem „Gotte“ zu überbringen. In der letzten Ekloge erzählt Corydon von seinem Besuch Roms; er war dort in dem von Nero errichteten Amphitheater gewesen und beschreibt wohl Entzücken die Pracht der Schauluststellungen, denen er beigewohnt; aber noch grösseres Glück ist ihm widerfahren, er hat den Herrn der Welt selbst gesehen; der Eindruck war

in uno  
et Martis vultus et Apollinis esse putatur.

Der dichterische Wert der Eklogen des Calpurnius ist kein besonders hoher; die höfischen Gedichte leiden an unerträglicher Schmeichelei, die bukolischen enthüllen uns keine originellen, den Geist des Dichters verratenden Gedanken; sie bleiben weit hinter ihrem Vorbild Vergil zurück; und da lässt sich der Nachahmer zu argen Übertreibungen verleiten; in seiner achten Ekloge hatte Vergil Tiere und Flüsse auf den Gesang des Damon und Alpheisiboeus aufmerksam machen lassen; diese Übertreibung wird in einigen Versen abgemacht und dadurch erträglich, bei Calpurnius wird dieses Motiv (2, 10) langatmig ausgesponnen und streift dadurch an das Lächerliche. Was dem Dichter an Geist fehlt, sucht er durch peinliche Sorgfalt im Versbau zu ersetzen.

Die Persönlichkeit des Meliboeus. Wer Meliboeus, der Gönner des armen Dichters war, ist strittig; manche denken an Seneca wie SARPE, *Quaest. philol.*, Rostock 11819 (M. HAUPT p. 382); allein viel wahrscheinlicher ist die Vermutung Haupts, dass es Calpurnius Piso war; vgl. darüber den folgenden Paragraphen.

Über das Fortleben des Calpurnius im Mittelalter vgl. DÜMMLER, *poet. med. aev.* 1, 382; BÄHRENS, *Rh. Mus.* 30, 628; HAUPT, *Opusc.* 1, 378.

Überlieferung. Von den vorhandenen Handschriften nimmt die erste Stelle ein der Neapolitanus 380 s. XIV/XV, mit dem eng verwandt ist der etwas geringere Gaddianus (in Florenz) 90, 12 inf. s. XV (wie der verlorene *codex Ugoletii*). Dieser Familie steht gegenüber der Parisinus 8049 s. XII, der aber die Eklogen nur bis 4, 12 enthält. — Ausgabe mit kritischem Apparat von H. SCHENKL, Prag 1885. (Auch bei BÄHRENS, *PLM.* 3, 65).

**387. Panegyricus in Pisonem.** Von einem jugendlichen (261) und armen (255) Dichter besitzen wir ein nicht übles<sup>1)</sup> Lobgedicht von 261 Hexametern auf einen Piso. In demselben wird ein Piso im Gegensatz zu seinen kriegerischen Vorfahren als ein Mann des Friedens gerühmt (25):

*nos quoque pacata Pisonem laude nitentem  
exaequamus avis.*

Der Dichter weiss an seinem Helden zu rühmen seine Beredsamkeit vor Gericht, im Senat und bei den Übungen; sein lebenswürdiges Wesen, das sein Haus zum Mittelpunkt einer gewählten Gesellschaft macht; seine

<sup>1)</sup> HAUPT, *opusc.* 1, 406 „minime malum“. Geringer denkt von dem Gedicht Bü-

CHALER „ab adolescente mediocris ingenii compositum“ (*Rh. Mus.* 36, 333).



dichterische und musikalische Fertigkeit; endlich seine Gewandtheit in den verschiedenen Spielen, besonders in dem unserm Schachspiel ähnlichen *ludus latrunculorum*.<sup>1)</sup> Des Dichters Zweck ist, durch sein Gedicht Piso als Patron, als Maecenas für sich zu gewinnen. Unter Piso haben wir uns aber keinen andern zu denken als den C. Calpurnius Piso, der eine Verschwörung gegen Nero anstiftete und sich im Jahre 65 den Tod gab; denn die Eigenschaften, welche Tacitus an Piso zu rühmen weiss (Ann. 15, 48), werden auch in dem Lehrgedicht gefeiert, nur dass der Dichter noch auf spezielleres, wie z. B. auf das Brettspiel, zu sprechen kommt. Wenn nicht alles trügt, berücksichtigte bereits der Gewährsmann des von Valla herausgegebenen Scholiasten zu Juvenal 5, 109, Probus, unseren Panegyricus. Auch er erblickt in dem gefeierten Helden den Verschwörer. Dass das Gedicht vor 65 n. Ch. fallen muss, ist klar. Würden wir das Jahr wissen, in dem Piso *Consul suffectus* war (Vers 70 erwähnt das Konsulat), so würden wir damit ein zweites Datum erhalten, nach welchem der Panegyricus verfasst sein muss. Allein wir kennen das Jahr nicht. Wer der Verfasser des Gedichts ist, lässt sich nicht mit Sicherheit bestimmen. Eine ansprechende Vermutung Haupts ist es, dass der bukolische Dichter Calpurnius und unser Dichter identisch seien, indem derselbe, vielleicht durch Adoption, in die Gens der Calpurnii aufgenommen worden.

Das Zeugnis des Juvenalscholiasten. *Piso Calpurnius, ut Probus inquit, antiqua familia, scaenico habitu tragoedias actitavit, in latrunculorum lusu tam perfectus et callidus, ut ad eum ludentem concurreretur. ob haec insinuat C. Caesari repente etiam relegatus est, quia consuetudinem pristinae uxoris abductae sibi ab ipso, deinde remissae: repetuisse existimabatur. mox sub Claudio restitutus et post consulatum materna hereditate ditatus magnificentissime vixit meritis sublevare inopes ex utroque ordine solitus, de plebe vero certos quotquot annis ad equestrem censum dignitatemque provehere.*

Die Identität des Verfassers des Panegyricus mit dem Eklogendichter Calpurnius. Diese Hypothese stellt Haupt auf und begründet sie also (opusc. 1, 391): *Lehrsius in quaestionibus epicis p. 305 — ineptam opinionem qua quidam Statio hanc Pisonis laudationem adscripserat rectissime confutavit. sed cum mirabilis esse videretur versuum arte plane singulari factorum in bucolicis Calpurnii et in laudatione Pisonis similitudo, orationis etiam quaedam in dissimilibus carminum generibus adpareret convenientia, poetam autem iuvenem et pauperem bucolica non minus quam laudatio Pisonis ostenderent, et praeterea mirum esset poetam bucolicum vocari Calpurnium, Pisonem qui altero illo carmine laudatur esse C. Calpurnium Pisonem, et mihi et prius, quantum memini, Carolo Lachmanno — nata est suspicio Calpurnium, bucolicorum scriptorem, scripsisse etiam illam laudationem — putabamus igitur fieri potuisse ut poeta ille a Pione — non sublevaretur tantum solita libertate, verum etiam adoptaretur. (Die Adoption verwirft H. SCHENKL, Calp. et Nem. p. IX.)*

Zeit des Panegyricus. Teuffel zieht daraus, dass „bei der ausführlichen Rechtfertigung (oder Entschuldigung) von Pisos Musizieren (V. 157) Neros Vorgang nicht mitgeführt wird, die Folgerung, dass dieser noch nicht vorlag“, dass sonach der Panegyricus vor den Regierungsantritt Neros fällt. Es würde sonach auf den Panegyricus die erste Ekloge, welche zu Anfang der Regierung Neros geschrieben ist, folgen, auf diese nach einiger Zeit die vierte (SCHENKL p. XI).

Überlieferung. Zum erstenmal wurde der Panegyricus aus einer Handschrift des Klosters Lorsch von Sichard in seiner Ovidausgabe des Jahres 1527 publiziert. Die Lorsch'sche Handschrift ist verloren gegangen. Wir müssen uns daher an die Ausgabe halten. Ausserdem haben wir das Gedicht fast ganz in einer Florilegiensammlung, für welche die massgebenden Handschriften sind: der Parisini 7647 s. XII/XIII und 17903 s. XIII.

<sup>1)</sup> Vgl. den Exkurs XI von WERNSDORF PLM. 4, 404; BECKER, Gallus 2, 229.

Ausgaben: von FR. WEBER, Marburg 1859 (*adnotationes*, Marburg 1860/1), BÄHRENS, PLM. 1, 225.

**388. Die zwei Einsiedler bucolischen Gedichte.** Aus einer Einsiedler Handschrift (266 s. X) gab Hagen zwei Bucolica heraus. Peiper erkannte, dass dieselben der Neronischen Zeit angehören. Das erste Stück, das einen Wettkampf zwischen Thamyras und Ladas unter dem Schiedsrichter Midas darstellt, feiert Nero als Kitharoden, dem zweiten liegt der Gedanke zu Grund, dass das goldene Zeitalter unter Nero wiedergekehrt sei. Obwohl das zweite Gedicht gelungener ist als das erste, so wird man doch nur einen Verfasser anzunehmen haben.<sup>1)</sup> Die zweite Nummer bietet noch zwei Besonderheiten dar. Sie beginnt mit den Worten: *quid tacitus Mystes?* Dieser Anfang gleicht aber merkwürdig dem Anfang der vierten Ekloge des Calpurnius: *quid tacitus, Corydon?* Der Schluss wiederholt einen Vers der vierten Vergilischen Ekloge: *casta fave Lucina; tuus iam regnat Apollo.* Ist hier der Verfasser Nachahmer, so scheint er im ersten Fall der Nachgeahmte zu sein. „Der arme Poet (Calpurnius) erwies dem vornehmeren (vgl. 1, 17, wo er seine *chelys laudata*<sup>2)</sup> nennt), eine Aufmerksamkeit, indem er dessen *quid tacitus* seinem Meliboeus in den Mund legte, den Anfang des Gedichts im Anfang seiner Variation über dasselbe Thema wiederholte, um das Vorbild zu ehren und soviel an ihm war zu verewigen.“<sup>3)</sup>

Litteratur: Die Gedichte sind zuerst veröffentlicht Philol. 28, 338; sie stehen in der Anthol. RIESE unter nr. 725 u. 726, bei BÄHRENS PLM. 3, 60. Zur Erklärung: PEIPER, *praef. in Sen. trag. suppl.*, Breslau 1870 (p. 70); BÜCHELER, Rh. Mus. 26, 235 (RIBBECK ebenda p. 406 p. 491); HAGEN, Fleckeis. Jahrb. 103, 139. BÄHRENS ebenda 105, 355.

#### 8. M. Annaeus Lucanus.

**389. Biographisches.** M. Annaeus Lucanus, geboren zu Corduba 39 n. Ch., war der Sohn des M. Annaeus Mela, des Bruders des Philosophen Seneca und der Acilia. Schon frühzeitig (40 n. Ch.) kam er nach Rom und genoss dort eine sehr sorgfältige Erziehung. Unter seinen Lehrern wird der stoische Philosoph Cornutus genannt, unter seinen Freunden der Dichter Persius, dessen Poesie er enthusiastisch bewunderte. Bei dem Unterricht fiel nach der ganzen Richtung der Zeit das Hauptgewicht auf die Rhetorik, Lucan wird als ausgezeichneter Deklamator in beiden Sprachen gerühmt. Zum Abschluss seiner Bildung nahm er noch einen Aufenthalt in Athen. Von da rief ihn Nero zurück, um ihn in seinen Freundeskreis einzureihen. Auch andere Auszeichnungen wurden ihm zu teil; er erlangte die Quästur noch vor dem gesetzlichen Alter von 25 Jahren, welches damals für die Erlangung dieser Würde vorgeschrieben war;<sup>4)</sup> auch den Augurat erhielt er. Sein erstes öffentliches Auftreten als Dichter fand an den ersten Neronia statt, welche bekanntlich 60 n. Ch. eingeführt wurden. Hier trug er einen Panegyricus auf Nero vor. Diesem Werk folgten andere, er schrieb einen Orpheus und legte Hand an sein Hauptwerk, die Pharsalia, d. h. die Geschichte des Bürgerkriegs zwischen Pompeius

<sup>1)</sup> BÜCHELER p. 236.

<sup>2)</sup> BÜCHELER p. 289.

<sup>3)</sup> BÜCHELER p. 240.

<sup>4)</sup> NIPPERDEY zu Tac. Ann. 3, 29.



und Cäsar. Als drei Bücher fertig waren, übergab er sie der Öffentlichkeit. So stand alles sehr günstig für den Dichter, als eine Spannung zwischen ihm und Nero eintrat. Wodurch dieselbe hervorgerufen wurde, wissen wir nicht; der eine Biograph führt sie auf die Gleichgiltigkeit und Kälte zurück, welche Nero bei einer Vorlesung Lucans an den Tag gelegt; der andere auf den Neid, welchen Lucans dichterische Erfolge bei dem Kaiser erregten.<sup>1)</sup> Von beiden Seiten werden feindselige Handlungen berichtet; der zweite Biograph erzählt das Unglaubliche, dass Nero dem Lucan die Ausübung der Dichtkunst und Anwaltschaft untersagt habe, der erste Biograph, dass Lucan ein Schmähdgedicht auf den Kaiser verfasst habe. Die Feindschaft führte schliesslich den Dichter auch auf gefährvolle Wege, er beteiligte sich, und zwar in hervorragender Weise, an der Pisonischen Verschwörung. Diese Beteiligung endete mit einer Katastrophe für ihn, da die Verschwörung entdeckt wurde. Lucan zeigte dem Unglück gegenüber eine grosse Schwäche des Charakters. In der Hoffnung sein Leben zu erhalten, liess er sich zu Geständnissen herbei und schonte dabei nicht einmal seiner eigenen und, wie es heisst, sogar unschuldigen Mutter (Tac. Ann. 15, 56). Allein dieses schändliche Vorgehen nutzte ihm nichts; der Kaiser verfügte seinen Tod, d. h. befahl ihm die Selbstentleibung; er liess sich ein reichliches Mahl vorsetzen und öffnete sich dann die Adern. Als das Leben aus den Extremitäten zu schwinden begann, erinnerte er sich noch der Beschreibung einer ähnlichen Todesart eines Soldaten, die er in seiner Pharsalia gegeben hatte.<sup>2)</sup> Er recitierte jene Verse, es waren seine letzten Worte. So bewies er doch noch in seiner letzten Stunde, dass die Lehren der Stoa nicht spurlos an ihm vorübergegangen waren (65 n. Ch.).

Biographien Lucans sind uns zwei überliefert, eine allem Anscheine aus des Suetonius Werk, *De viris illustribus* herrührende, dann eine zweite, welche einem späten Kommentator des Dichters, Vacca, beigelegt wird. Die erste ist im Eingang lückenhaft, kurz gefasst und dem Lucan nicht wohl gesinnt, die zweite viel umfassender und gegen den Dichter freundlich gestimmt. (Kritische Ausgabe der *vitae* bei REIFFERSCHIED, *Suetonii reliqu.* p. 50 und p. 76.) — GENTHE, *De M. Annaei Lucani vita et scriptis*, Berl. 1859.

Verlorene Schriften Lucans. Unsere Hauptquelle ist die *Vita Vaccae*; in zweiter Linie steht das *Genethliacon Lucani* von Statius (Silvae 2, 7). Wir folgen in der Aufzählung Vacca, der zuerst die Gedichte vorführt:

1. Iliacon. Dieses Gedicht hat Statius im Sinn (54): *ac primum teneris adhuc in annis | ludes Hectora Thessalosque currus | et supplex Priami potentis aurum.*

2. Saturnalia d. h. Epigramme, welche den Geschenken, die man an den Saturnalien zu verteilen pflegte, beigegeben waren.

3. Catachthonion, umschrieben von Statius durch den Vers (57): *et sedes reserabis inferorum.*

4. Silvarum X, zehn Bücher rasch hingeworfener Gedichte von mannichfachem Inhalt.

5. Tragoedia Medea, die aber unvollendet blieb.

6. Salticae fabulae XIV, Tanzstücke „in usum pantomimorum scriptae“ (JAHN, Proleg. in Persium p. XXXIV).

7. Epigrammata. Die Überlieferung bietet *et appamata* und *et ippamata* (*et alia poemata* s. *poematia* CARTAULT, *Revue de philol.* 11, 14).

<sup>1)</sup> Tac. Ann. 15, 49 *Lucanum propriae causae accendebant, quod famam carminum eius premebat Nero prohibueratque ostentare, vanus aemulatione.* Auch gegen Curtius Montanus war Nero wegen seines dichterischen

Talentes, wie Tacitus Ann. 16, 29 andeutet, von Neid erfüllt. (Hist. 4, 40 und 42).

<sup>2)</sup> Tac. Ann. 15, 70; gemeint ist wahrscheinlich die Stelle 3, 630.

8. *Laudes Neronis*. Dieses Gedicht wurde beim pentaeterischen Wettkampf im Theater des Pompeius vom Dichter (60 n. Ch.) vorgetragen.

9. *Orpheus*. Die Werke 8 und 9 werden durch die Verse des Statius 58. 59 umschrieben.

10. Ein Schmähdgedicht auf Nero. Von diesem Gedicht schweigt Vacca, es ist lediglich in der Sueton'schen *vita* bezeugt (p. 51, 11).

Als Prosaschriften führt Vacca an:

11. Eine Rede für und gegen Octavius Sagitta, also offenbar Übungsreden. Der Fall wird uns von Tacitus berichtet (Ann. 13, 44). Octavius Sagitta hatte eine tiefe Leidenschaft für eine Frau Namens Pontia gefasst. Er setzte die Trennung von ihrem Manne durch, allein als Pontia frei geworden, setzte sie der Ehe mit Octavius Sagitta Schwierigkeiten entgegen. Da erbat sich Sagitta noch eine Zusammenkunft mit der Geliebten. Als sie gewährt war, begab er sich mit einem Freigelassenen zu ihr und tötete sie. In edler Opferwilligkeit nimmt der Freigelassene die Schuld seines Herrn auf sich. Allein durch eine Magd kam der wahre Sachverhalt an den Tag. Sagitta wird angeklagt und verurteilt.

12. *De incendio urbis*. Auch diese Schrift berührt Statius mit den Versen 60. 61.

13. *Epistolae ex Campania*.

Hiezu kommt noch

14. *allocutio Pollae Argentariae*, der Gattin Lucans. Dieses Produkt kennen wir lediglich aus Statius Silv. II 7, 62: *tu castae titulum decusque Pollae | iucunda dabis allocutione*. Ob dasselbe in Prosa oder in Poesie abgefasst war, wissen wir nicht. — GENTHE p. 36; UNGER, *De Lucani carminum reliquiis*, Friedland 1860.

**390. Skizze der Pharsalia.** Als der Dichter aus dem Leben geschieden war, fanden sich in seinem Nachlass noch sieben Bücher seines Epos, das sonach im ganzen zehn Bücher umfasste. Das Werk kam in verhältnismässig kurzer Zeit zustande, nach dem Jahr 60 begann Lucan damit (vgl. § 389), im Jahre 65 ereilte ihn bereits der Tod. Wir lassen nun eine möglichst gedrängte Übersicht des Inhalts der Pharsalia folgen. Das erste Buch legt nach der Ankündigung die Ursachen des Bürgerkriegs zwischen Caesar und Pompeius dar und schliesst eine Charakteristik der beiden Gegner an. Cäsar steht am Rubico — damit beginnt die Handlung des Gedichts — die Tribunen flüchten aus Rom ins Lager Cäsars. Von Curio und Cäsar werden Reden gehalten. In Rom herrscht grosse Bestürzung, alles flieht, auch Pompeius verlässt die Hauptstadt. Die Seher weissagen Unglück, eine Matrone hat eine schreckliche Vision. Das zweite Buch bringt den Besuch des Brutus bei Cato, ihre Entscheidung für die Sache des Pompeius, die Wiedervermählung Catos mit seiner ehemaligen Gattin Marcia, der Witwe des Hortensius. Der Pompejaner Domitius, der in Corfinium stand, fiel durch Meuterei in die Hände Cäsars, der ihm die Freiheit schenkt. Pompeius organisiert in Capua den Widerstand und hält eine Anrede an sein Heer, allein dessen Mutlosigkeit verrät sich deutlich durch das Schweigen; er zieht nach Brundisium, wohin ihm Cäsar folgt und ihn belagert, Pompeius jedoch entkommt nach Griechenland. Das dritte Buch stellt Cäsar in den Vordergrund; es erzählt von seinem Schalten in Rom, alsdann von seinem Übergang über die Alpen und von dem heftigen Widerstand, den er in Massilia findet. Die Stadt musste belagert werden; allein Cäsar leitet nicht selbst die Belagerung, sondern marschirt nach Spanien. Die Schilderung der Kämpfe vor Massilia nimmt einen breiten Raum des Gesangs ein. Im vierten Buch werden wir mit den Ereignissen vor Ilerda in Spanien bekannt gemacht, Afranius und Petreius leisten hartnäckigen Widerstand, allein der Sieg fällt schliesslich Cäsar zu. Doch auch der Sieger wird von Unglücksschlägen getroffen.



C. Antonius wird bei Salona eingeschlossen, den eifrigsten Parteigänger Cäsars, Curio, ereilt nach glücklichem Anfang durch die Verrätereie des Königs Juba in Africa eine Katastrophe, sein Heer wird vernichtet, er zieht den Tod der Schande vor. Zierstücke des Buchs sind die Heldenthat des Tribunen Vulteius vor Salona und die Episode von Hercules' Kampf mit Antaeus. Der fünfte Gesang führt auf den Kriegsschauplatz nach Griechenland. Auch Cäsar war dort gelandet. Alles drängt zur Entscheidung. Da M. Antonius nicht rasch genug herbeieilt, versucht Cäsar allein in der Nacht nach Italien überzusetzen, und persönlich einzugreifen, wird aber von einem Sturm zurückgetrieben. Endlich landet Antonius, Pompeius bringt seine Gemahlin in Lesbos in Sicherheit. Im sechsten Buch kommt die Schlacht bei Dyrrhachium zur Darstellung. Als Schaustück figurirt der glorreiche Widerstand des Centurionen Scaeva. Cäsar rückt nach Thessalien; auch Pompeius führt sein Heer dahin. Sextus Pompeius lässt sich von der thessalischen Zauberin Erichtho weissagen, er erhält einen traurigen Bescheid. Mit dem siebenten Buch endlich gelangen wir zum Höhepunkt des Epos, zur Entscheidungsschlacht bei Pharsalus. Cäsar wirft zuerst die Hilfsvölker des Gegners und schlägt dann das Hauptheer. Das Thema des achten Buchs ist der Tod des Pompeius; derselbe hatte sich auf seiner Flucht nach Lesbos gewandt, wo er mit seiner Gattin Cornelia zusammentrifft. Doch ist seines Bleibens nicht auf der Insel, er setzt seine Flucht fort und begibt sich auf den Rat des Consul Lentulus nach Ägypten. Hier bestimmt der Eunuch Pothinus den König, Pompeius umzubringen. Ein Römer, Namens Septimius, gibt sich zu dem traurigen Werke her. Das neunte Buch dient der Verherrlichung Catos, indem es seine Thaten in Afrika, besonders seinen Marsch durch die Wüste schildert. Cäsar landet in Ägypten, der König übersendet ihm das Haupt des Pompeius. Das zehnte Buch endlich lehrt uns den Aufstand der Ägypter gegen Cäsar kennen, seine Einschliessung, seine Flucht auf die Insel Pharos, wo er die Bestrafung des Pothinus, der Seele der gegen ihn gerichteten Feindseligkeiten, vollzieht. Mit dem Auftreten der Arsinoe und des Eunuchen Ganymedes gegen Cäsar und der Darlegung seiner gefahrvollen Lage bricht das Gedicht ab.

Metrische Argumente haben wir zwei zehnzeilige in den *Commenta Bernensia*, zu I. II und I. V (USENER, *comm. Bern.* p. 47 und p. 151). Über ihre Zeit (nicht später als das 6. Jahrh.) OPITZ, Leipz. Stud. 6, 307. Dann gab Barth metrische Inhaltsangaben heraus; abgedruckt bei RIESE, AL. 930, bei BÄHRENS, PLM. 5, 413. Dieselben sind nicht nur in den beiden Oudendorp'schen (OPITZ p. 309), sondern auch in zwei spanischen Handschriften, einem Escorialensis und einem Toletanus (GOETZ-FLECKEISEN, Jahrb. 143, 512) nachgewiesen; an eine Fälschung BARTHS ist daher nicht zu denken. Gleichwohl ist der antike Ursprung derselben zweifelhaft. (OPITZ p. 309: *antiquae aetati haec argumenta vindicari nequeunt. Atque idem statuendum est de argumentis illis decastichis et monostichis, quae Cortius in editione Lipsiensi a. 1726 (e codice Guelferbyitano) publici iuris fecit*).

**391. Beurteilung der Pharsalia.** Wie sich aus der Inhaltsangabe des zehnten Buchs ergibt, ist das Epos nicht zur Vollendung gekommen. Schon die geringe Verszahl, die dieses Buch den übrigen Büchern gegenüber einnimmt, zeigt, dass ein unfertiges Werk vorliegt. Wahrscheinlich sollte der Tod Cäsars die Krone des Ganzen sein. Der Cäsar feindselig gesinnte Dichter musste noch diese Katastrophe berühren, um eine Sühne

des „Frevels“ zu erhalten. Vergleicht man diese nachgelassenen Bücher mit den bereits publizierten drei ersten, so gewahrt man eine Differenz. Der Ton gegen Cäsar ist schärfer geworden, und man wird nicht irren, wenn man in dem mittlerweile veränderten Verhältnisse Lucans zu Nero den Grund für diese gesteigerte Abneigung erblickt. Im ersten Buch wird noch der Kaiser mit einer grossen Schmeichelei überschüttet, selbst die Greuel der Bürgerkriege werden entschuldigt, da sie das Emporkommen des julischen Hauses und damit auch die Regierung Neros ermöglichten; daran schliesst sich ein enthusiastischer Hinweis auf die künftige Vergötterung Neros (33). Anders in dem zweiten Teil. Hier wird (7, 455) als eine Folge der Bürgerkriege die Gleichstellung der Menschen mit den Göttern angesehen und in dieser Gleichstellung eine Strafe für die Gleichgültigkeit, mit der die Götter damals den Ereignissen zusahen, erkannt. Auch streift Lucan hier (9, 982) den Neid Neros auf seine dichterischen Erfolge.

Die Herausgabe des Gedichts musste nach dem Gesagten von fremder Hand erfolgen. Vielleicht rührt die Verschiedenheit des Titels davon her. Während wir aus 9, 985 schliessen, dass Lucan sein Gedicht *Pharsalia* genannt wissen wollte, führt die handschriftliche Überlieferung und das Gegenstück Petrons auf die Überschrift „*De bello civili*“.

Der dichterische Wert dieses Epos ist ausserordentlich gering. Schon die Wahl des Stoffs ist eine unglückliche. Historische Ereignisse, welche der Gegenwart so nahe liegen, vertragen nur schwer eine poetische Behandlung, entweder hält sich die Darstellung an die Geschichte, dann kommt nicht viel mehr als eine versifizierte Chronik heraus; oder sie beschreitet das Reich der Phantasie, dann gerät sie in Widerspruch mit dem historischen Bewusstsein der Zeit. Nur wenn der Dichter in die dämmernde Welt der Sage sich versenkt, ist sein Geist für poetisches Schaffen frei. Lucan bewegt sich auf dem historischen Boden, gibt also eine in Versen gebrachte Geschichte, er verschmäht sogar den herkömmlichen mythologischen Apparat; das *Fatum* ist das Lenkende und Bestimmende.<sup>1)</sup> Die Beischaffung des Materials war mit keiner Mühe verbunden; er durfte nur seinen Livius aufschlagen und er hatte eine Erzählung über den Gang der Ereignisse, wie er sie brauchen konnte. Freilich von einem tieferen Eindringen in die Ursachen des grossen Kampfes ist keine Rede, auch strenge Objektivität darf man von ihm nicht erwarten, er betrachtet alles vom pompeianischen Gesichtspunkt aus, an Übertreibungen, Verschweigungen, Entstellungen fehlt es daher nicht. Auch verleitet ihn das Verlangen, eine poetische Zierat anzubringen, hie und da zur Verletzung der Wahrheit. Das merkwürdigste Beispiel ist die unhistorische Einführung Ciceros,<sup>2)</sup> den er vor der Schlacht bei Pharsalus eine Rede halten lässt, um den zaudernden Feldherrn zum Losschlagen zu bestimmen (7, 62).

War sonach der Dichter unglücklich in der Auswahl des Stoffes, so war er es nicht minder in der Komposition. Der Held des Epos ist Pom-

<sup>1)</sup> MILLARD, *Lucani sententia de deis et fat.* Utrecht 1891 p. 43 (OETTL, *Lucans philos.* Weltanschauung, Brixen 1888).

<sup>2)</sup> Cic. ep. 9, 18, 2; Plutarch Cic. 39 (vgl. die Einführung des Figulus 1, 639).



peius; allein niemand war für eine solche Rolle weniger geeignet als er, da er uns kein wärmeres Interesse einflössen kann. In ihm gährt keine Welt neuer Ideen, er ist nicht einmal der Herr seiner Entschlüsse, da hinter ihm eine abgehauste Partei engherziger Aristokraten steht, drängend und schiebend, nirgends wirft er eine frische Thatkraft in den Entscheidungskampf ein, von vornherein hat man das Gefühl, dass seine Sache eine verlorene ist und eine verlorene sein muss. Wie ganz anders Cäsar? Er allein ist der Held in dem grossen Drama; er allein bezaubert uns durch die Genialität seiner Gedanken, durch die Sicherheit und Kühnheit seines Auftretens, durch die wahrhaft edle Milde seines Gemüts; mit Bewunderung sehen wir zu dem grossen Feldherrn hinauf, wie er weiten Blicks allen Gefahren trotzt und mit mächtiger Hand die Gegner niederwirft; tieferschüttert folgen wir dem letzten Akt, in dem eine Rotte elender Bösewichte dem grossen Mann, nachdem er aller Schwierigkeiten Herr geworden, ihre Dolche in die Brust stiess. Dieses Bild sucht freilich der Dichter zu trüben, wo und wie er kann; Cäsars Vorgehen muss ein „Frevel“ sein, und er für alles Unheil, das über Rom gekommen, mitverantwortlich gemacht werden. Umgekehrt sieht er bei Pompeius überall nur Treffliches und Grosses. Der Pompeius des Dichters ist daher sowenig der Pompeius der Geschichte, wie es Cäsar ist; es sind verzeichnete Gestalten.

Für die Mängel der Konzeption entschädigt uns auch nicht die Kunst der Darstellung. Es ist als ob Lucan zeigen wollte, was er in seiner Rhetorschule gelernt. In den Reden und den Beschreibungen liegt der Schwerpunkt des Epos. Die Reden sind ausserordentlich häufig zur Anwendung gekommen, sie sind von grösstem πάθος durchzogen und schlagen manchmal so starke Töne an, dass sie fast komisch wirken. In den Beschreibungen wird mit Vorliebe das Nervenerschütternde und Grauenhafte hervorgesucht, man vergleiche die Schilderung der Todesarten bei den Kämpfen vor Massilia oder das Treiben der Zauberin Erichtho vor Sex. Pompeius oder den Zug Catos durch die Wüste. Auch Proben seiner Gelehrsamkeit streut mitunter der Epiker ein; aber in der Art und Weise der Einführung zeigt er wenig Geschick. So schildert er, um sein Studium der *Quaestiones naturales* Senecas zu verwerten, Cäsar, wie er sich in seiner keineswegs beneidenswerten Lage in Ägypten von Achoreus über das Wunder des Nils belehren lässt (10, 194). Die Antaeussage wird dadurch in das Gedicht eingeflochten, dass Curio in Afrika sich dieselbe von einem Landmann erzählen lässt (4, 593). Um die im Epos notwendige Zurückhaltung des Dichters kümmert sich Lucan wenig, nicht selten unterbricht er den Gang der Erzählung, um einer meist leidenschaftlich erregten Stimmung Ausdruck zu geben; so schliesst er sein siebentes Buch, welches die Schlacht von Pharsalus zur Darstellung gebracht hatte, mit einer Anrede an das Unglücksland Thessalien; angesichts des Todes des Pompeius (im achten Buch) kann er sich nicht enthalten, über Ägypten seine Verwünschungen auszugiessen. Auch der Tod Curios zwingt ihm einen pathetischen Nachruf am Ende des vierten Buchs ab. Als bei Pharsalus die Gegner aufeinander loszogen, stellt der Dichter Betrachtungen über die unseligen

Folgen dieser Schlacht an.<sup>1)</sup> Überall ist es das Wort und die Phrase, die sich breit machen; echte poetische Empfindung fehlt diesem masslosen Werk.

Sehr eingehend beschäftigt sich NISARD in seinen *Études sur les poètes latins* mit Lucan; p. (73—394), ferner HEITLAND in der Einleitung zur Haskins'schen Ausgabe. GIRARD, *Un poète républicain sous Neron* (*Revue des deux mondes* 1875 p. 423).

Der Angriff Petrons auf Lucan. c. 118 *ecce belli civilis ingens opus quisquis attigerit, nisi plenus litteris, sub onere labetur. non enim res gestae versibus comprehendendae sunt, quod longe melius historici faciunt, sed per ambages decorumque ministeria et fabulosum sententiarum tormentum praecipitandus est liber spiritus, ut potius furentis animi vaticinatio appareat quam religiosae orationis sub testibus fides*. MÖSSLER hat zuerst dargelegt (*De Petronii poemate de bello civili*, Bresl. 1842 und *Quaest. Petron. specimina*, Hirschberg 1857, 1865, 1870), dass das eingestreuete Gedicht *de bello civili* gegen Lucan gerichtet ist. Es fragt sich, ob die Einlage eine Parodie (Travestie) vgl. WESTERBURG, *Rh. Mus.* 38, 92 oder ein Musterbeispiel für die vorgetragene Lehre ist. (KLEBS, *Philolog.* 47, 630). Man wird sich für die letzte Alternative entscheiden müssen; da ja in der Einlage gegenüber Lucan, der allen mythologischen Apparat verschmäht, das Eingreifen göttlicher Mächte durchgeführt ist. Wir mögen dies Urteil des geistreichen Mannes auffällig finden (anders ZIEHER p. 53 SOURIAU, *De decorum ministeriis*, Paris 1885 p. 79), denn dass Lucan den mythologischen Apparat aufgegeben, darob ist er nicht zu tadeln; sein Fehler lag vielmehr darin, dass er einen Stoff gewählt, der einer poetischen Gestaltung kaum fähig war.

Über das Verhältnis des Dichters zu Livius vgl. BAIER, *De Livio Lucani in carmine de bello civili auctore*, Diss. Berl. 1874 (*Livius in ea carminis parte, quae ad historiam spectat, Lucani fons fuisse unicus videtur* p. 46); SINGELS, *De Lucani fontibus et fide*, Leyden 1884, der am Schluss seiner eingehenden Analyse sagt (p. 151): *non nimium audax coniectura videbitur — Lucanum per totum poema Livio auctore usum esse, licet fieri possit, — ut etiam hic atque illic Caesaris commentarios inspexerit — sed verisimillimum puto has quoque partes ex Livio haustas esse, qui in historiis componendis Caesaris commentariis sine dubio usus est* Lucan kann daher, natürlich mit Vorsicht, zur Erkenntnis der verlorenen Teile des Livius verwertet werden (ZIEHER, *Berichte des Hochstifts* 1890 H. 1 p. 57). (Mehrere Quellen statuiert GIANI, *La Farsaglia*, Turin 1888).

**392. Fortleben Lucans.** Als Lucan sein Gedicht schrieb, war er überzeugt, dass er damit etwas liefere, was der Zeit siegreich widerstehen werde. In gehobenem Dichtergefühl prophezeite er seiner Schöpfung die Unsterblichkeit (9, 985):

*Pharsalia nostra  
vivet et a nullo tenebris damnabitur aevo.*

Und wirklich hat sich diese Prophezeiung erfüllt; die Pharsalia ist noch heutzutage in unsern Händen. Es ist eine ganz merkwürdige, fast unbegreifliche Thatsache, dass dieses Epos Jahrhunderte hindurch Leser fand, zumal da schon einsichtigen Leuten im Altertum der Mangel jeder Poesie in dem Werk nicht verborgen bleiben konnte. Der feine Satiriker Petronius hat, wie wir gesehen, richtig bemerkt, dass Aufgabe eines Epos unmöglich sein könne, die Geschichte in Verse zu bringen. Der Rhetor Quintilian sprach aus, dass Lucan mehr den Rednern als den Dichtern beizuzählen sei (10, 1, 90). Selbst der abgeschmackte Fronto kam über die Verse des Eingangs nicht ohne Unbehagen wegen der lästigen Wiederholung desselben Gedankens hinweg (p. 157 Naber). Allein das grosse Publikum war offenbar anderer Ansicht; der Verleger fand mit der Pharsalia reissenden Absatz. Einem Exemplar konnte daher Martialis die Geleitverse mitgeben (14, 194):

<sup>1)</sup> Auch Anspielungen auf Zeitereignisse leuchten hie und da durch das Gedicht (vgl. 6, 54 ZIEHER p. 69).



*sunt quidam, qui me dicunt non esse poetam:  
sed qui me vendit bibliopola, putat.*

Die *Pharsalia* wurde Gegenstand der *Recitationes* (Suet. p. 52, 3 R); der Dialog des Tacitus stellt den Dichter an die Seite des Horaz und Vergil (20); Statius ist ein Bewunderer Lucans und ahmt die *Pharsalia* nach, der Historiker Florus benutzt sie sogar für sein Geschichtswerk.<sup>1)</sup> Auch in den Schulen scheint das Gedicht Eingang gefunden zu haben; wir müssen dies aus den Kommentaren folgern, welche sich an dasselbe angeschlossen haben. Bereits Hieronymus zählt Lucan unter den kommentierten Dichtern auf (contr. Rufin. II p. 47 V); es treten uns auch Namen von Kommentatoren entgegen, wie Polemon, Porphyryon, Cornutus, Vacca.<sup>2)</sup> Zahlreiche Citate aus dem Gedicht finden sich bei den Grammatikern.<sup>3)</sup> Von den Scholien sind uns zwei Massen überliefert, die *Commenta (Bernensia)*, welche vollständig allein in einer Berner Handschrift (nr. 370) stehen, dann die *Adnotationes*, für welche mehrere Quellen fliessen. Der Handschriften des Gedichts sind sehr viele, ein Beweis, wie eifrig dasselbe auch im Mittelalter gelesen wurde.<sup>4)</sup>

Überlieferung. Abgesehen von Palimpsestblättern in Wien, Neapel und Rom, welche ursprünglich einer und derselben (ältesten) Handschrift angehörten, scheidet sich die Masse der Handschriften in zwei Klassen, in solche, welche die *Subscriptio* haben *Paulus Constantinopolitanus emendavi manu mea solus*, die sog. *Recensio Paulina* (Vossianus 63, Montepessulanus H 113, Colbertinus und Cassellanus) und in solche, welche dieser *Subscriptio* ermangeln. Innerlich unterscheiden sich die beiden Klassen dadurch voneinander, dass die subskriptionslose (fast nur in den letzten 7 Büchern) eine Reihe von Versen mehr bietet, welche ursprünglich in der ersten Klasse fehlten (STEINHART, *Symb. philol.*, Bonn p. 291. FRANCKEN, *Mnemos.*<sup>2</sup> 18, 5, der zu dem Resultat gelangt: *accessiones, quae in praestantissimo V (V = Vossianus primus) sunt, apparet partem ex bono fonte esse natas, ut equidem opinor ex ipso poetae exemplari, primum non satis diligenter lecto p. 21. Vgl. ferner FRANCKEN, *Selecta de Montepessulano et Ashburnhamensi Lucani* (*Mnemos.*<sup>2</sup> 19, 5). — KINDLER, *De Luc. vers. qui in Montep. et Voss. II desunt*, Münster 1862.*

Ausgaben von CORTE, Leipz. 1726; OUDENDORP, Leyden 1728; P. BURMANN, Leyden 1740; WEBER (3 Bde., der dritte enthält die Scholien [*adnotationes*]), Leipz. 1821—31; HASKINS, *with an introduction by Heitland*, London 1887 — ÜSENER, *Luc. commenta Bernensia*, Leipzig 1869; GENTHE, *Scholia vetera in Luc. e codice Montepessulano*, Berl. 1868.

### 9. Petronius Arbitr.

**393. Petronii Satirae.** Ansätze für die Romandichtung waren schon in der republikanischen Litteratur vorhanden. Sisenna hatte die schlüpfrigen Märchen des Aristides übersetzt und das Obscöne durch eingestreute Spässe verstärkt (§ 113). Aber hier waren doch nur Einzelbilder dem Leser geboten; es waren Novellen. Viel näher kam dem Roman die Reisebeschreibung. Diese gab die Möglichkeit an die Hand, verschiedene Situationen bequem miteinander zu vereinigen und ein grösseres Ganzes zu schaffen. Als solche Reiseerzählungen lernten wir früher kennen die Werke des Statius Sebosus und des L. Manlius (§ 204); in denselben war, wie es scheint, besonderer Nachdruck auf Kuriositäten und Wunderbarkeiten

<sup>1)</sup> WESTERBURG, Rh. Mus. 37, 35. Sogar für Appian wird dies behauptet von PERRIN, *Lucan as a historical source for Appian* (*Americ. journ. of. philol.* 9, 325.)

<sup>2)</sup> *Lyd. de magistr.* 3, 46. GENTHE, *Hermes* 6, 221.

<sup>3)</sup> „monuit Kiesslingius videri Lucanum

et Juvenalem a quarto demum saeculo haberi a grammaticis in numero auctorum idoneorum, quam observationem verissimam non possum quin paucis enarrem“ HALFPAP, *Quaest. Serv.*, Greifsw. 1882 p. 2.

<sup>4)</sup> ROSSBERG, Rh. Mus. 38, 152.

gelegt. Auf dem Fundament der Erzählung von Erlebnissen eines Helden an verschiedenen Orten, also auf dem Fundament des Reiseromans ruht auch das merkwürdige Buch des Petronius Arbitr. Der jugendliche Encolpion berichtet uns die Schicksale, die ihm und seinen Genossen an verschiedenen Orten und bei verschiedenen Gelegenheiten widerfahren sind. Aber alle diese Abenteuer werden vom Dichter zu einer inneren Einheit zusammengeschlossen, indem sie Folgen eines Vergehens sind, das sich der Held an einem Heiligtum des Priapus zu Schulden kommen liess. Wie Odysseus durch Poseidon, so wird Encolpion durch Priapus hin und her getrieben. Der Träger der Erzählung sagt selbst (139):

*me quoque per terras, per cani Nereos aequor  
Hellespontiaci sequitur gravis ira Priapi.*

Allein unser Autor will nicht bloss abenteuerliche Dinge erzählen, er will auch Typen der Gesellschaft zeichnen und in Lebensbildern die tiefen sozialen Gebrechen der Zeit darlegen. Für diese Aufgabe lieferten ihm vortreffliche Muster die Cyniker mit ihren *Satirae Menippeae*. In bunter Mischung von Scherz und Ernst, von Prosa und Poesie liessen diese reizenden Gebilde, welche Varro in die römische Litteratur einbürgerte, die zahllosen Thorheiten der Menschen an unseren Augen vorüberziehen. Solche Gemälde liefert auch Petronius und nannte daher sein Werk „*Satirae*“; <sup>1)</sup> selbst in der Form schloss er sich an die Menippeischen Schöpfungen an, indem er Prosa und Poesie vermengte, d. h. dem prosaischen Grundtexte hie und da einen poetischen Schmuck hinzufügte. Von diesem unvergleichlichen Meisterwerk sind uns leider nur Fragmente aus dem 15. und 16. Buch erhalten. <sup>2)</sup> Der Roman wurde nämlich ausgezogen, was bei der nicht straffen Einheit keine Schwierigkeiten darbot. Die Handschriften, welche uns die Exzerpte, <sup>3)</sup> und zwar nicht ohne Abweichung überliefern, sind aus einer Quelle abgeleitet, die wir bis ins 9. Jahrhundert zurückverlegen müssen. <sup>4)</sup> Die Hauptscene, das bekannte Gastmahl des Trimalchio, wurde erst um 1650 in dem dalmatinischen Städtchen Trau von Marinus Statilius aufgefunden. Die erhaltenen handschriftlichen Überreste drehen sich um den bereits genannten Encolpion, die Hauptperson, und den Erzähler der Erlebnisse, als Nebenfiguren erscheinen Ascyltos und Giton, und späterhin der abgeschmackte Dichter Eumolpus. Von Kapitel 116 an ist der Schauplatz der Handlungen Croton; den Ort, wo sich die vorausgegangenen Ereignisse abspielen, deuten die Fragmente nur allgemein an, sie nennen uns eine griechische Stadt (81), welche am Meer liegt (77. 81), nicht fern von Baiäe (53) und Capua (62). Als diesen Ort sieht man Cumae an, wenngleich dieser Annahme eine Schwierigkeit gegenübersteht. Aus den Fragmenten erhellt weiter, dass allem Anscheine nach zuvor der Roman auch in Massilia spielte (fr. I und IV). Die Zeit der Handlung wird der Anfang der Regierungszeit Neros sein.

<sup>1)</sup> BÜCHELER, Gr. Ausg. p. VI.

<sup>2)</sup> In einem alten Kodex des Fulgentius wurde das 20. Kapitel dem 14. Buch zugeschrieben.

<sup>3)</sup> BÜCHELER p. XI *iam sub Theodosii*

*aetatem excerptas esse satiras Petronianas facile credo, exploratissimum autem mihi est inde a septimo saeculo pleniorum quam nos Petronium in manibus habuisse neminem.*

<sup>4)</sup> BÜCHELER, Gr. Ausg. p. XII.



Die Komposition des Romans. In einem Gebet an Priapus sagt Encolpios (133):

*non sanguine tristi  
perfusus venio, non templis impius hostis  
admovi dextram, sed inops et rebus egenis  
attritus facinus non toto corpore feci.*

Er gesteht also hier einen dem Priapus zugefügten Frevel ein, er sucht denselben aber abzuschwächen, indem er denselben in Gegensatz zu einer Tempelplünderung stellt. Welches der Frevel war und wo er geschah, darüber sind nur Vermutungen gestattet. Den ihm zugefügten Frevel rächt Priapus, und die Fragmente zeigen die Feindseligkeit des Gottes gegen den Helden z. B. c. 104. Wir gelangen zu der Annahme, dass dieser Zorn des Priapus das Leitmotiv des Romans war. Durch dasselbe wurde das Ganze in eine komische Sphäre gerückt, zugleich aber als ein Spiel der Phantasie in das Reich der Kunst (KLEBS, Philol. 47, 622).

Die Orte der Handlung. Massilia und Kroton stehen als Orte der Handlung fest. Nur durch Schlussfolgerung ist der Ort zu bestimmen, an dem Trimalchio sein Gastmahl hielt. MOMMSEN (Hermes 13, 109) hat als solchen Cumae hingestellt. Es bleibt aber die Schwierigkeit, dass Trimalchio sagt (c. 48): *Sibyllam quidem Cumis ego ipse oculis meis vidi in ampulla*. Diese Schwierigkeit kann aber leicht durch Streichung von *Cumis* gehoben werden (FRIEDLÄNDER Ausg. p. 6).

Die Zeit der Handlung verlegt MOMMSEN (Hermes 13, 111) unter die Regierung des Augustus (HALEY, *Quaest. Petron. in Harvard Studies* 2, 1), BÜCHELER (Grosse Ausg. p. VII) in die letzten Jahre der Regierung Tibers, FRIEDLÄNDER (Ausg. p. 7) in das Ende der Regierung des Claudius oder in den Anfang der Regierung Neros. Unter anderem führt Friedländer für seine Ansicht an, dass der Gesangsvirtuos Apelles (c. 64) und der Komponist Menecrates (73) als allgemein bekannte Persönlichkeiten angeführt werden. Apelles glänzte aber unter Caligula und Menecrates unter Nero.

**394. Skizze des Romans.** Die Fragmente beginnen mit einer Darlegung des Verfalls der Beredsamkeit. In scharfer Weise schildert Encolpios das unnatürliche Pathos, das Phrasengeklingel, das Unpraktische und schiebt die Schuld an diesen Gebrechen auf die Lehrer; dagegen findet der Mitunterredner den Sitz des Übels bei den Zuhörern, deren Neigungen die Lehrer entgegenkommen müssen, wenn sie nicht vor leeren Bänken docieren wollen. Während dieses Gesprächs hatte sich der Genosse des Encolpios, Ascylos, entfernt. Encolpios gedenkt in sein Quartier zurückzukehren. Als er dasselbe nicht aufzufinden vermochte, befragte er eine Alte; die aber führt ihn in ein unsittliches Haus, wo zu seiner Überraschung auch Ascylos auftaucht. Sie begeben sich zusammen in ihre Wohnung, dort geraten sie wegen des Burschen Giton, den sich Encolpios zum Liebling erkoren hatte, in Streitigkeiten. Es reiht sich in der Erzählung ein ergötzliches Abenteuer auf dem Markte an, dann fallen sie der Quartilla, welche sie einst bei einer Priapusfeier gestört hatten, in die Hände und werden von ihr verschiedenen Quälereien ausgesetzt. Mit Agamemnon folgen die drei Taugenichtse einer Einladung zum Mahl bei Trimalchio. Dieser, ein ehemaliger Sklave, war zu ungeheurem Reichtum gelangt und spielt jetzt die Rolle eines ungebildeten Emporkömmlings. Alles Einfache ist ihm daher verhasst, alles muss bei ihm einen aussergewöhnlichen Charakter erhalten. Bei allen Gängen, welche aufgetragen werden, war es auf eine Überraschung der Gäste abgesehen. Da wurde ein Speisebrett hereingetragen, auf demselben lag eine hölzerne Henne, die Flügel ausbreitend, als wenn sie brüte. Die Aufwärter nahmen Pfaueneier aus dem Neste. Als dieselben geöffnet wurden, fanden sich in denselben fette Feigenschneppen mit gepeffertem Eidotter. Dann kam eine Schüssel, welche die zwölf Zeichen des Tierkreises durch entsprechende Speisen versinnbildlichte; als der obere Teil, abgehoben wurde, sahen die Gäste Geflügel, Saueuter und

einen Hasen. Noch mehr wurden die Gäste in Staunen versetzt, als ein grosser Ieber tranchiert wurde und aus der Schnittfläche gar Krammetsvögel herausflogen, welche bereitstehende Sklaven mit Leimruten auffingen. Ein anderes Stückchen; es wurden drei lebende Schweine hereingeführt, Trimalchio befahl dem Koch, das älteste sofort zuzubereiten. Kaum waren einige Minuten vergangen, als das Schwein fertig auf dem Tisch lag. Trimalchio meinte, der Koch habe vergessen, es auszuweiden. Es wird die Probe gemacht, da fallen aus der angeschnittenen Seite Würste heraus. Plötzlich fängt das Getäfel an der obern Decke zu krachen an. Alles richtet seine Blicke dahin, ein ungeheurer Reif senkt sich herab, an dem Dinge hängen, die zum Mitnehmen bestimmt waren. Köstlich sind die Plaudereien, welche eingeladene Leute vom Schlage Trimalchios miteinander führen, sie strotzen von gemeiner Gesinnung, pöbelhafter Sprache und kleinlichem Stadtklatsch. Hohes Interesse erregt die von einem Gast erzählte Geschichte von einem in einen Wolf verwandelten Soldaten (61). Auch Trimalchio nimmt gern das Wort, um seine Weisheit leuchten zu lassen, er erzählt uns, was der verschmitzte Hannibal bei der Eroberung Trojas gethan, dann dass die Trojaner mit den „Parentinern“ im Krieg lagen, dass Agamemnon in diesem Krieg siegte und seine Tochter Iphigenia dem Achilles zur Frau gab, worüber Ajax rasend geworden sei. Als das Mahl schon weit vorgerückt war, taucht eine neue Figur in dem Steinhauer Habinnas auf, der halbrunken von einem Gelage kommend mit seiner Gemahlin Scintilla herantritt. Auf dringendes Verlangen des neuen Gastes wird die Gattin Trimalchios Fortunata herbeigerufen. Die Albernheiten und Roheiten erreichen jetzt einen hohen Grad. Zuletzt las Trimalchio den versammelten Sklaven sein Testament vor, und lässt sich schliesslich als einen Toten bejammern. Der furchtbare Lärm, der dadurch entsteht, rief die Wächter herbei, die einen Brand vermuteten. Das Durcheinander gab den drei Gesellen Encolpios, Ascylos, Giton erwünschte Gelegenheit, sich aus dem Staub zu machen. Wir haben nur einige Züge herausgehoben, den Reichtum des Originals zur Anschauung zu bringen ist uns unmöglich. Wir fahren in der Skizzierung der Abenteuer fort. Wiederum ist es Giton, der zwischen Encolpios und Ascylos eine Trennung erzeugt. Ascylos entführte nämlich den Knaben. Vor Schmerz ausser sich sann Encolpios auf Rache und bewaffnete sich; als er auf die Strasse trat, begegnete ihm ein Soldat, der ihn zur Rede stellte und ihm das Schwert hinwegnahm. Statt Ascylos wird nun eine neue Person in die Handlung eingeführt, Eumolpus. Als nämlich Encolpios in einer Pinakothek die Bilder betrachtete, gesellte sich zu ihm ein Greis, der sich als Dichter vorstellte und eine schmutzige Geschichte aus seinem Leben zum besten gab. Als Encolpios sich in die Betrachtung einer „Eroberung Trojas“ versenkte, erläuterte der Poet flugs das Gemälde durch ein entsprechendes Gedicht von 65 Versen. Mit Steinwürfen verjagen die Anwesenden den lästigen Dichter. In einem Bade findet Encolpios seinen Knaben und führt ihn in seine Wohnung zurück. Auch Eumolpus stellt sich ein, derselbe ward aber, da er auch ein Auge für den Knaben hatte, dem Encolpios bald so lästig wie Ascylos. Ein Streit, den Eumolpus mit einer fremden Persönlichkeit bekam, gibt En-



colpios Anlass, den Dichter hinauszusperren; derselbe wird draussen geprügelt. Da tritt auch Ascyrtos auf, um Giton aufzusuchen, der aber weiss sich den Nachforschungen zu entziehen. Als Eumolpus drohte, das Versteck desselben zu verraten, versöhnen sich Encolpios und Giton mit ihm. Nun bestieg die Gesellschaft ein Schiff, zu ihrem Schrecken entdeckten sie auf demselben den Tarentiner Lichas und Tryphaena, gegen welche sie früher schlimme Streiche verübt hatten. Sie hielten mit Eumolpus Rat, wie sie sich unkenntlich machen sollen. Nach längerer Erwägung verfallen sie auf den Gedanken, sich das Haupthaar scherem zu lassen, um als Sklaven des Eumolpus zu erscheinen. Allein die Sache wurde entdeckt, und es entspann sich eine grosse Prügelei. Schliesslich wurde dieselbe beigelegt und ein Versöhnungsmahl gefeiert; bei demselben erzählt Eumolpus die bekannte Geschichte von der Witwe in Ephesos. Ein Sturm bricht los. Lichas ertrinkt, die Übrigen kommen mit dem Leben davon. Als sich unsere drei Abenteurer nach der Gegend, an die sie verschlagen wurden, erkundigten, erfuhren sie, dass sie in der Gegend von Croton seien, und dass in dieser Stadt besonders das Handwerk der Erbschleicher in grossem Flor stehe. Sofort schmieden sie ein Komplott, Eumolpus soll sich für einen reichen kinderlosen Mann aus Afrika ausgeben und durch Hüsteln an sein baldiges Ende erinnern, während die beiden andern seine Diener machen wollen. Unterwegs deklamiert Eumolpus ein Gedicht vom Bürgerkrieg in 295 Versen. In Croton hatte Encolpios unsaubere Abenteurer mit Circe; auch der alte Eumolpus führt einen nichtsnutzigen Streich aus. Die Erbschaftsschleicher schienen schliesslich misstrauisch geworden zu sein, da das in Aussicht gestellte Schiff mit seinen Schätzen und der Familie des Eumolpus nicht eintraf. Die Fragmente schliessen mit der Verlesung eines Testaments des Eumolpus, in dem die Erbschaft an die Bedingung geknüpft wird, dass die Erbenden von dem Leichnam des Testators essen.

BÜCHELER, *Conspectus saturarum*, Kl. Ausg.<sup>3</sup> p. 119.

**395. Zeit und Persönlichkeit des Autors.** Wenn wir vorläufig von dem Verfasser des Romans ganz absehen und uns lediglich an den Inhalt der Erzählung halten, so können wir uns das Werk nur in der Neronischen Zeit entstanden denken. Sprache, Metrik, der soziale Hintergrund weisen gebieterisch in diese Epoche.<sup>1)</sup> Der Angriff auf die Pharsalia des nicht genannten Lucanus erfüllt seinen Zweck nur dann vollkommen, wenn er in die Lebzeiten dieses Dichters fällt, ebenso wird die Einlage der „Troiae Halosis“ nur dann recht verständlich, wenn sie von einem Zeitgenossen Neros, der ja ebenfalls ein solches Gedicht gemacht hatte, herrührt. Unter den Einsichtigen herrscht daher heutzutage über die Zeit des Romans kein Zweifel. Steht aber einmal dieselbe fest, so ist auch die Eruierung der Persönlichkeit des Autors erleichtert. Es ist klar, dass wir nur einen Petronius brauchen können, der in der Neronischen Zeit lebte. Einen solchen lernen wir aber aus Tacitus Ann. 16, 18 kennen. Der von dem Historiker geschilderte Petronius<sup>2)</sup> war ein Mann, der den

<sup>1)</sup> BÜCHELER, Gr. Ausg. p. V.

<sup>2)</sup> Wahrscheinlich mit dem Praenomen

Tag mit Schlafen zubrachte, die Nacht aber seinen Geschäften und seinem Vergnügen widmete. Wie andere durch ihre Arbeit, so kam er durch seine Unthätigkeit zu Ansehen; er galt nicht als Schlemmer und Verschwender, aber als ein Meister des raffinierten Luxus. Je ungebundener seine Reden und Handlungen waren, je mehr sie den Charakter des Sichgehenlassens an sich trugen, desto mehr wurden sie unter dem Gesichtspunkt der Naivetät aufgefasst. Als Prokonsul von Bithynien und als Konsul erwies er sich jedoch als thatkräftig und seinen amtlichen Obliegenheiten gewachsen. Dann sank er wieder in sein Lotterleben zurück; von Nero in seinen engern Kreis aufgenommen spielte er am Hofe den „Schiedsrichter des Geschmacks“ (*elegantiae arbiter*), dessen Urteil sich der Kaiser willig unterwarf, wenn es sich um das Anmutige und das Üppige handelte. Dieser mächtige Einfluss erregte den Neid des Tigellinus. Um des Petronius Verderben herbeizuführen, legte er ihm ein freundschaftliches Verhältnis zu Scaevinus, der sich an der Pisonischen Verschwörung beteiligt hatte, zur Last. Da der Angeschuldigte sich kein Hehl über das, was ihm von der Grausamkeit Neros bevorstand, machen konnte, beschloss er freiwillig in den Tod zu gehen. Zuvor legte er aber Hand an ein Dokument, in dem er die Schandthaten Neros unter namentlicher Angabe der Buhknaben und Dirnen und der einzelnen Akte aufzeichnete; versiegelt überschiekte er das Schriftstück dem Kaiser. Aus dieser Schilderung ergibt sich mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit, dass der hier gezeichnete Lebemann Petronius mit unserm Romanschriftsteller identisch ist; ja vielleicht ist das Cognomen, das die handschriftliche Überlieferung demselben gibt, aus jenem „*elegantiae arbiter*“ entstanden.<sup>1)</sup> Der Glaube an die Identität der beiden Personen darf aber nicht dazu verleiten, auch die Identität des von Tacitus genannten Schriftstücks und unseres Romans zu statuieren. Jenes „Sündenregister“ war durchaus persönlich gehalten und lediglich für Nero bestimmt; es passt nicht in den Rahmen eines Romans.

Die Abfassungszeit unter Nero hat in eingehender Abhandlung STUDER erwiesen, Rhein. Mus. 2, 50 und 202, er erblickt auch in unserem Petronius den bei Tacitus genannten, nimmt aber zugleich irrig eine Identität der beiden Schriftwerke an. Diesen Irrtum hat die Abhandlung RITTER's (Rh. Mus. 2, 561) gründlich beseitigt. TEUFFEL dagegen (Charakt. p. 395) lässt nicht bloss die Identität der Schrift, sondern auch die der Person fallen und hält nur die Identität der Zeit fest. (Unbrauchbar KRAFFT, Beitr., Verden 1888 p. 9.)

Die Epigramme des Petronius. In der Anthologie werden Petronius mehrere Epigramme zugeteilt bald auf handschriftliche Überlieferung, bald auf das Zeugnis des Fulgentius, bald auf subjektive Erwägungen hin. Das Zeugnis des cod. Voss. F. 111 haben für sich nr. 650 und 651 R. (PLM. 4, 120, 121); die nr. 464—479 (PLM. 74—89) sind im Voss. Q. 86 namenlos, aber 466, 1 (76) und 476, 6—9 (86) werden unter dem Namen des Petronius von Fulgentius citiert; die ganze Reihe teilt dem Petronius Scaliger zu. Die dritte Reihe bilden die nr. 690—692, 218, 693—699 (PLM. 4, 90—100). Diese entnahm einem verlorenen cod. *Bellovacensis* Binet und publizierte sie ebenfalls unter dem Namen des Petronius in seiner Ausgabe des Petronius 1579. Das erste Stück nr. 690 (90) wird auch von Fulgentius angeführt. Ob Binet die übrigen nach handschriftlicher Überlieferung oder nach subjektiven Erwägungen hin mit dem Namen des Petronius versehen, wissen wir nicht. — KROHN, *Quaest. ad antholog. lat. spectantes*, Halle 1887.

T. Vgl. NIPPERDEY zu Tacit. Ann. 16, 17, der auf Plin. n. h. 37, 20 und Plutarch. de disc. am. et adul. p. 60 e hinweist.

<sup>1)</sup> So MOMMSEN, Hermes 13, 107, Anm.

Umgekehrt BÜCHELER, N. Schweiz. Mus. 3, 18 „man taufte ihn *elegantiae arbiter* mit Anspielung auf seinen Beinamen *Arbiter*“.



Die sogenannten Glossen des Petronius. Mit den Exzerpten aus Petron waren in dem Archetypus der Petronhandschriften noch kleinere Gedichte und Glossen (aus Gellius, Isidorus, Hieronymus) verbunden und nahmen irrtümlich ebenfalls den Namen Petronius an (BÜCHELER, Gr. Ausg. p. XII).

**396. Charakteristik.** Der Roman des Petronius ist die merkwürdigste Erscheinung in der gesamten Litteratur der Kaiserzeit. Kein Werk führt uns so tief in die Erkenntnis des sozialen Lebens ein als dieses. Mit wunderbarer Kunst greift der Dichter die hervorragendsten Typen der damaligen Gesellschaft heraus, um ein drastisches Bild derselben zu geben. Sein Urteil lässt er nur selten hervortreten, er wirkt allein dadurch, dass er seine Personen ihr ganzes Wesen selbst zur Entfaltung bringen lässt. In Trimalchio wird die damals so stark ausgebreitete Klasse der Emporkömmlinge mit Meisterhand gezeichnet. Wir sehen, wie diese Leute von ihrem Reichtum den unsinnigsten Gebrauch machen, wie sie in vordringlicher Weise mit ihren Schätzen prahlen, wie sie sich den Anstrich der Bildung zu geben versuchen, wie sie hiebei aber ganz besonders ihre Pöbelhaftigkeit verraten. Encolpios und Genossen stellen uns glänzende Repräsentanten der Libertinage und des Abenteurertums dar. Mit Eumolpus wird uns der aufdringliche Dichterling jener Tage, vor dessen Deklamationen das Publikum sich nur durch Steinwürfe schützen kann, vor Augen geführt. Auch die Nebenpersonen sind lebensfrische kräftige Gestalten. Die verschiedenen Seiten des Lebens, die geistige wie die materielle hat der Dichter mit scharfem Auge verfolgt. Über den Verfall der Beredsamkeit hat ausser Tacitus niemand so packend und wahr geurteilt; auch was er gegen Lucans historisches Epos vorbringt, ist fein durchdacht, wenngleich er nicht zu der völligen Verwerfung dieser Poesie vorgedrungen ist.<sup>1)</sup> In das kleinstädtische Treiben hat er einen tiefen Blick gethan und von krähwinkliger Denkungsart wie Sprache eine köstliche Abkonterfeiuung gegeben. Die schweren sozialen Gebrechen jener Tage, die unerhörte Schlemmerei, die grauenhafte Unsittlichkeit, die hässliche Erbschleicherei fanden in ihm einen Maler ersten Rangs. Über die Mittel der Darstellung gebietet Petronius völlig souverän; gebundene wie ungebundene Rede handhabt er mit gleicher Virtuosität; in jeder Stilform ist er sattelfest. Ohne Übertreibung kann man sagen, dass er die gesamte Bildung seiner Zeit in sich aufgenommen hat. Nur eins fehlt ihm, die sittliche Grösse, welche den Hintergrund des Romans hätte bilden sollen. Aber der Dichter lehnt alle sittlichen Tendenzen ab. Dadurch, dass er die Erlebnisse seines Helden als eine Folge der Rache des Priapus darstellt, kennzeichnet er deutlich sein Werk als ein Spiel der Phantasie, das den Leser erheitern, nicht aber erheben will.

Grundlegende Ausgaben von BÜCHELER, die grössere Berl. 1862, die kleinere in 3. Aufl., Berl. 1882. Treffliche Ausgabe der *cena Trimalchionis* mit deutscher Übersetzung und erklärenden Anmerkungen von FRIEDLÄNDER, Leipz. 1891.

Der kritische Apparat setzt sich aus drei Bestandteilen zusammen, der Quelle der vollständigeren Excerpte L (Leidensis Q. 61 und die Ausgabe des Tornaesius, Leyd.

<sup>1)</sup> KLEBS, Philolog. 47. 631; MÖSSLER in den p. 291 erwähnten Abhandlungen. Es sind die drei ersten Gesänge Lucans, welche noch zu Lebzeiten des Dichters

ediert wurden, berücksichtigt. Eine Berücksichtigung des 7. Buchs nach einer Recitation, wie WESTERBURG, Rh. Mus. 38, 94 annimmt, ist eine Unmöglichkeit.

1575 und des P. Pithoeus, Paris 1587), der Quelle der verkürzten O (Repräsentant der Bernensis 357 s. X) und der Quelle für die *cena Trimalchionis*, dem *Traguriensis sive Parisinus* 7989 s. XV.

#### 10. C. Valerius Flaccus Setinus Balbus.

**397. Biographisches.** Von des Dichters Leben ist nur eine äusserst geringe Kunde zu uns gedrungen. Wir kennen nicht einmal seine Heimat, denn die Identifizierung desselben mit einem von Martial genannten Flaccus aus Patavium (1, 76) ist unmöglich; nach dem erwähnten Epigramm war der Flaccus des Martial ein armer Dichter, unser Flaccus muss als Mitglied des Kollegiums der Quindecimviri sich in guten äussern Verhältnissen befunden haben; denn auf diese Stelle weisen die Eingangsverse seines Gedichts, der Argonautica hin (5). Auch über die Zeit der Entstehung erteilt uns das Epos Aufschluss. Es ist dem Vespasian gewidmet, der ja auch in das weite Meer nach Britannien hinaussegelte. In der Widmung entschuldigt er sich, dass er einen antiken Stoff behandle, während doch gerade der Sohn Vespasians Titus die Brandfackel in Jerusalem hineinwerfe; allein dessen Thaten werde der andere Spross des Kaisers, Domitian in würdiger Weise besingen. Nach diesen Worten muss man annehmen, dass der Eingang des Gedichts wohl bald nach der Einnahme Jerusalems durch Titus (70 n. Ch.) verfasst wurde. Da einige Verse auf den Ausbruch des Vesuv hinweisen (3, 209 4, 507 4, 656), also nach dem Jahr 79 n. Ch. geschrieben sein müssen, so scheint Valerius lange an seinem Werk gearbeitet zu haben. Uns liegt dasselbe unvollendet vor; im achten Buch bricht es mitten in der Erzählung ab. Es ist eine alte Streitfrage, ob Nichtvollendung oder Verlust vorliegt. Für beide Annahmen lassen sich Gründe beibringen, eine feste Entscheidung ist nicht möglich. Als Quintilian um 90 n. Ch. das 10. Buch seines Lehrgangs der Rhetorik schrieb, beklagte er den nicht lange vorher eingetretenen Tod des Dichters (10, 1, 90).

**398. Skizze der Argonautica.** Mit den Weissagungen, welche den Pelias vor den Nachkommen seines Bruders Aeson warnen, hebt die Erzählung an. Um der Gefahr zu begegnen, stellt er an Aesons Sohn, Jason, das Ansuchen, er solle das goldne Vliess von Kolchis holen. Von der Begierde nach Ruhm getrieben entschliesst sich Jason zu dem schweren Werk; er rechnet auf den Beistand der Juno und Minerva. Es wird die Argo gebaut; von allen Seiten eilen die Helden Griechenlands herbei, darunter auch Hercules mit Hylas und der Sänger Orpheus. Selbst Acastus, der Sohn des Pelias, wird von Jason veranlasst, ohne Wissen und wider Willen seines Vaters an der Fahrt teilzunehmen. Dies führte, nachdem die Argo abgefahren war, zu einer schweren Katastrophe; Pelias sinnt auf Rache, er sendet Häscher zu den Eltern Jasons, diese kommen durch einen freiwilligen Tod den grausamen Anschlägen zuvor; nur an dem noch unmündigen Bruder Jasons können sie ihr Werk vollbringen (1). Unter dem kundigen Steuermann Tiphys ziehen die Argonauten ihres Weges weiter; sie kommen nach Lemnos, wo sie von den Frauen, die ihre Männer ermordet hatten, freundlich aufgenommen wurden; ausführlich schildert der Dichter den Gattenmord. Die Helden pflegen der Liebe, Jason tritt in



vertrauten Verkehr zur Königin Hypsipyle. Da wird Hercules, der mit einigen andern auf dem Schiff zurückgeblieben war, ungeduldig und drängt zur Abfahrt. Als sie an der Küste von Sigeon längere Rast genommen, vernahmen Hercules und Telamon bei einem Spaziergang eine klagende Stimme; sie gehen derselben nach und entdecken Hesione, die Tochter des trojanischen Königs Laomedon, welche an einen Felsen angebunden war, um einem Meerungeheuer zum Frasse preisgegeben zu werden. Hercules erlegt das Untier und befreit die Gefangene. Die Fahrt geht weiter durch den Hellespont, sie gelangen nach Cycicus, wo sie, vom gleichnamigen König freundlichst empfangen, einige Tage verweilen (2). Die Argonauten setzen ihre Reise fort, da fällt der Steuermann Tiphys in tiefen Schlaf; das Schiff, sich selbst überlassen, wird wieder nach Cycicus zurückgetrieben. Es ist Nacht, die Einwohner von Cycicus glauben, ein feindliches Heer sei angekommen, auch die Argonauten erkennen nicht den Ort, es entsteht ein furchtbarer Kampf, in dem der König Cycicus seinen Tod findet. Als der Morgen heranbrach und man des Irrtums gewahr wurde, entstand ein grosses Wehklagen. Nachdem Sühnopfer dargebracht waren, stechen sie wiederum in die See. In Mysien, wo sie gelandet, begibt sich Hercules mit Hylas in den Wald, um sich ein neues Ruder zu suchen. Da verliert er den Hylas, der von einer Nymphe geraubt wurde. Hercules sucht seinen Liebling überall; als er nach längerer Zeit nicht zurückkam, beschliessen die Argonauten nach eingehender Beratung die Weiterfahrt ohne Hercules (3). Sie gelangen zu den wilden Bebrykern mit ihrem gefürchteten König Amycus; derselbe fordert die Ankömmlinge zum Faustkampf auf; Pollux tritt ihm entgegen und streckt ihn nach heissem Ringen nieder. Sie passieren den Bosphorus; am thynischen Gestade stossen sie auf den blinden Seher Phineus, der von den Harpyien arg gequält wird. Die Boreaden Calais und Zetes vertreiben die Quälerinnen und verschaffen dadurch dem Phineus Ruhe. Zum Dank dafür enthüllt ihnen der Seher die Zukunft der Reise. Es naht nun die schwerste Gefahr der Reise, die cyanischen Felsen, die über den Schiffen zusammenschlagen; mit Hilfe der Juno und der Minerva gelangen sie glücklich hindurch. Sie machen Halt bei den Maryandinern (4). Hier verlieren sie durch den Tod den Seher Idmon und den Steuermann Tiphys. Unter dem neuen Steuermann Erginus erreichen sie ihr Ziel, den Phasis. Dort war bereits wegen des Vliesses zwischen dem König Aeetes und seinem Bruder Perses ein heftiger Zwist entstanden; Perses war entflohen und mit einem Heer zurückgekehrt, um seinen Bruder zu bekriegen. So standen die Dinge, als die Argonauten anlangten. Jason verlangt von Aeetes das goldene Vliess; der König verbirgt seinen Zorn über dieses Verlangen und fordert vor allem Hilfe gegen den anwesenden Feind (5). Die Argonauten stellen sich auf Seite des Königs. Der Dichter schildert uns die herbeigeeilten Völker, die sich am Krieg beteiligen und führt eine Reihe von Kampfesbildern vor unsere Augen, besonders ragt Jason hervor, er ist siegreich gegen Perses, Juno rettet aber den Bedrängten, indem sie ihn aus dem Getümmel entführt. Inzwischen hatte Juno, den Gang der Ereignisse voraussehend, mit Hilfe der Venus der Medea heftige

Liebe zu Jason eingeflößt (6); denn als Jason die Früchte seines Bestandes ernten wollte, zeigte sich Aeetes wortbrüchig und verlangte, dass Jason das Feld des Mars mit den feuerschnaubenden Stieren bepflüge und die Drachenzähne in dasselbe säe. Jetzt wird Medea die Hauptträgerin der Handlung. Sie hatte einen langen Kampf gekämpft zwischen der Liebe zu dem Fremdling und der Liebe zu Vater und Vaterland; sie hatte sich — so war es der Wille der Göttinnen, die mächtig eingegriffen hatten — für Jason entschieden und war entschlossen, ihn vom Untergang zu erretten. Mit ihren Zaubermitteln vollzieht Jason, ohne Schaden zu nehmen, die aufgetragene Arbeit; die Zauberei der Medea bringt die aus der Saat emporgewachsene Drachenbrut schliesslich dahin, dass sie sich gegenseitig hinhaltet (7). Jetzt galt es, sich in den Besitz des goldenen Vlieses zu setzen, Medea schläfert den dasselbe bewachenden Drachen ein. Jason bemächtigt sich des Vlieses, und Styris flieht mit Medea und seinen Genossen. Der Bruder der Medea, Absyrtus, und ihr Verlobter ziehen zur Verfolgung aus. Sie holen die Argonauten an der Donaumündung ein, als die Hochzeit zwischen Medea und Jason gefeiert wird. Um einen Kampf hintanzuhalten, erregt Juno einen heftigen Sturm; Styris, der trotzdem den Kampf eröffnen will, versinkt im Meere, Absyrtus belagert die Griechen in ihrer Bucht. Die Argonauten drängen Jason, die Medea auszuliefern, Medea stürmt mit Gegenvorstellungen auf ihn ein. — Damit bricht das Epos ab.

**399. Charakteristik der Argonautica.** Als Valerius Flaccus den Plan fasste, die Argonautensage dichterisch zu gestalten und „das glänzende Verdienst des Vespasianus um die Sicherung der römischen Herrschaft in Britannien und die Eröffnung der oceanischen Schifffahrt in dem mythischen Spiegelbilde des durch die Argo eröffneten Pontos zu verherrlichen“, <sup>1)</sup> konnte er sich nicht verhehlen, dass er kein jungfräuliches Gebiet vor sich habe. Die ganze Sage hatte bereits durch Apollonius Rhodius ihre poetische Fassung erhalten; überdies war dieses griechische Werk von Varro Atacinus in lateinischer Sprache bearbeitet worden und zwar wie man nach den Fragmenten und der gleichen Zahl der Bücher schliessen muss, in engem Anschluss an das Original (§ 109). Es war also keine leichte Aufgabe hier noch Lorbeeren zu erringen. In der Darstellung der Sage musste sich Valerius natürlich im wesentlichen an den griechischen Meister halten; allein im einzelnen konnte er doch Aenderungen genug anbringen, um seiner Schöpfung den Reiz der Neuheit zu verleihen.<sup>2)</sup> Diese Abweichungen von Apollonius Rhodius, wie sie in den Argonautica zu Tage treten, genauer zu verfolgen, ist ausserordentlich anziehend, da wir damit einen Blick in die Werkstatt des Dichters erhalten und erkennen, dass er nicht selten seine Vorlage wirklich verbessert hat. Besonders glücklich sind jene Neuerungen, welche zum Zweck haben, die

<sup>1)</sup> BERMAYS, Ges. Abb. 2, 163 und Anm., (er noch bemerkt, dass auch die Argonautica des Varro Atacinus vielleicht durch die gleichzeitigen britannischen Unternehmungen Julius Caesars angeregt wurden. KÖSTLIN stellt die Ansicht auf (Philol. 48, 650), dass

die Widmung an Vespasian, wie sie jetzt vorliegt, auf einer Umbildung bei einer zweiten Ausgabe beruht.

<sup>2)</sup> Auch liess der Dichter manch Römisches in sein Gedicht einfließen (KÖSTLIN, Philol. 48, 648).



Figur des Haupthelden zu heben und denselben mit reicherer Thatkraft auszustatten. Eine solche Neuerung ist der ganze Krieg zwischen Aeetes und seinem Bruder Perses; hier konnte der Dichter die glänzende Tapferkeit Jasons mit lebhaften Farben schildern; auch bot dieser Kampf noch einen Vorteil für die Komposition. Jason war für seine Hilfe von Aeetes das goldene Vliess versprochen worden, allein der hatte sein Versprechen nicht gehalten; diese Treulosigkeit gab dem Jason gewissermassen das Recht, zu den Zaubereien der Medea seine Zuflucht zu nehmen. Auch die Beseitigung der Kinder des Phrixus, denen Apollonius eine nicht unbedeutende vermittelnde Thätigkeit zugewiesen, dient dem angegebenen Zweck. Andere Partien wurden hinzugefügt, weil sie für die Entfaltung der dichterischen Kunst besonders geeignet waren, wie die Erzählung vom Tode der Eltern Jasons im ersten Buch. Nicht selten wurde das Original gekürzt und was Apollonius reich ausgeführt hatte, entweder ganz weggelassen oder nur mit einigen Strichen angedeutet; auch der umgekehrte Weg wurde eingeschlagen und Sagen der Vorlage reicher ausgeführt wie z. B. die auf Lemnos bezüglichen. Kurz überall sehen wir den Dichter, wie er mit Freiheit über den Stoff schaltet, wie er stets bestrebt ist, nicht als blosser Nachtreter zu erscheinen. Dass er ausser Apollonius noch andere Quellen eingesehen, ist nicht zweifelhaft, so hat er Manches mit Diodor<sup>1)</sup> gemeinsam; allein eine Benützung des Historikers ist wegen gewisser Diskrepanzen ausgeschlossen, es gab Kompendien der Mythologie genug,<sup>2)</sup> welche bequem den Stoff darboten, den man brauchte.

In der formellen Behandlung musste der Dichter seine Blicke auf Vergil<sup>3)</sup> richten; durch ihn hatte ja die epische Technik einen hohen Grad der Ausbildung erhalten; in den Argonautica stossen wir daher fortwährend auf die Spuren des Meisters. Aber auch die Rhetorschule ist in dem Gedicht sehr bemerkbar, und der Dichter benutzt gern die Gelegenheit, seine Helden als Redner zu zeigen. Als es sich darum handelte, ob man ohne Hercules absegeln solle, fand ein förmlicher Redekampf statt, und Styris hält selbst dem Untergang nahe, noch eine Rede (8, 337). Auch in der Zeichnung affektvoller Scenen, wie im Abschied des Jason, konnten rhetorische Züge verwertet werden.

Alles zusammengefasst, kann man dem Römer den Preis in der Komposition zuerkennen; allein in der Darstellung gebührt der Vorzug dem Griechen; der Stoff ist in der Nachahmung zu gestreckt, und der hochtrabende Ton und das fortwährende schablonenhafte Heranziehen der Götter verkümmert mehrfach den Genuss. Trotzdem hat das Gedicht viele Schönheiten und sein Verfasser steht weit über Lucan und Silius Italicus. Anklang scheint der Dichter bei seinem Volk wenig gefunden zu haben,

<sup>1)</sup> Vgl. THILO, Ausg. p. VIII z. B. die Befreiung der Hesione durch Hercules.

<sup>2)</sup> Ich erinnere an das Kompendium, das von Diodor, Apollodor, Hygin und anderen benutzt wurde und dessen Entstehung zwischen 100 und 50 v. Ch. fällt. (BETHE, *Quaest. mythogr.* 94 und p. 96); WILAMOWITZ (*Eurip. Herakles* 1, 166) nimmt mit SCHWARTZ,

*De Dionysio Scytobrachione* p. 36 an, dass „Valerius Flaccus die mythologische Gelehrsamkeit benutzt, die noch heute in unserer Handschrift des Apollonius steht“.

<sup>3)</sup> Vgl. bei BÄHRENS (p. 174) ein Verzeichnis der nachgeahmten Stellen. SCHENKL, Wiener Sitzungsber. 68, 271; MANITIUS, Philolog. 48, 248.

er wird nur citiert von Quintilian, Spuren der Lektüre weist der eine oder der andere Epiker<sup>1)</sup> auf.

Überlieferung. Massgebend für die Texteskonstituierung ist lediglich der Vaticanus 3277.

Ausgaben von THILO, Halle 1863 (Hauptausgabe); von SCHENKL (Weidmann); BÄHRENS (Teubner).

Erläuterungsschriften: SCHENKL, Studien zu den Argonautica des V. F. (Sitzungsber. der Wien. Akad. 68 B. 271); EW. MEIER, *Quaest. Argonauticae*, Leipziger Diss. 1882 (sorgfältig); KENNERKNECHT, Zur Argonautensage, Bamb. 1887; PETERS, *De C. V. F. vita et carmine*, Königsb. 1890.

## 11. Curiatius Maternus und andere Tragödiendichter.

**400. Die Tragödien des Maternus.** Eine der schönsten Figuren im Dialog des Tacitus ist Curiatius Maternus, den der Sachwalterberuf nicht befriedigt und dessen Herz bei der Dichtkunst ist; Tacitus lässt ihn daher bei der Debatte, ob der Dichtkunst oder der Beredsamkeit der Vorzug einzuräumen ist, für die Dichtkunst Partei ergreifen. Schon unter Nero hatte er eine Tragödie verfasst, in der er dem schamlosen Treiben des Vatinius, des Günstlings des Kaisers, entgegentrat (Dial. 11); wir kennen nicht den Titel des Stücks, wahrscheinlich war es dasjenige, in dem Agamemnon auftrat (Dial. 9). Ausserdem hatte er eine Medea und einen Thyestes verfasst. Allein wichtiger ist, dass er auch nationale Stoffe, und zwar aus der unmittelbar vorhergehenden, tiefbewegten Zeit dichterisch verarbeitete, also wieder an die alte Prätexa anknüpfte. Es gab von ihm einen Cato und einen Domitius (Dial. 3). Über das Sujet des ersten Stücks ist kein Zweifel möglich, es ist der jüngere Cato. Dagegen ist die zweite Figur nur hypothetisch näher zu bestimmen. Man dachte an Cäsars Gegner L. Domitius Ahenobarbus; derselbe hatte bekanntlich bei Ausbruch des Bürgerkriegs Corfinium besetzt, allein seine Soldaten meuterten und lieferten ihn an Cäsar aus; dieser begnadigte ihn und liess ihn frei, allein Domitius benützte die Freiheit, um sich wieder auf die Seite der Feinde Cäsars zu schlagen; er kämpfte bei Massilia und bei Pharsalus, wo er auf der Flucht umkam. Neuerdings hat man vielmehr auf seinen Sohn Cn. Domitius Ahenobarbus als eine viel geeignetere tragische Hauptperson hingewiesen. Derselbe spielt in der Geschichte des zweiten Triumvirats eine hervorragende Rolle. Er stand auf Seite des Brutus und Cassius, nach der Schlacht bei Philippi blieb er zwei Jahre lang im Besitz einer grossen Flotte, der Gewalthaber musste mit seiner Macht rechnen. Er erlangte, als er sich an Antonius anschloss, eine einflussreiche Stellung. Sein Römerstolz empörte sich aber gegen die Buhlerin des Antonius, die Kleopatra, und er verhehlte nicht seine tiefe Abneigung gegen dieselbe. Als Antonius immer mehr an Achtung verlor, tauchte der Gedanke auf, Domitius statt seiner emporzuheben; allein dieser war damals krank und daher eines Wagnisses nicht mehr fähig; nur zu einem neuen Verrat konnte er sich aufraffen, kurz vor der Schlacht bei Actium trat er zu Octavian über. Wenige Tage nach seinem Übertritt ereilte ihn aber der Tod.<sup>2)</sup> Dass sich dieser Mann, den auch Shakespeare

<sup>1)</sup> Vgl. die erwähnte Abhandlung von K. SCHENKL, ferner MANITIUS, Philolog. 48, 251.

<sup>2)</sup> Vgl. DRUMANN, Geschichte Roms 3, 24.



in „Antonius und Cleopatra“ zu einer schönen Gestalt umgeschaffen, besser für eine Tragödie eignet als der wenig thatenreiche Vater, dürfte keinem Zweifel unterworfen sein.

Die Persönlichkeit des Domitius. Die Beziehung des Stückes auf Cn. Domitius Ahenobarbus hat R. SCHÖLL bei Gelegenheit einer umsichtigen Interpretation von Dial. 13 (*Comentat. Wolfflinianae* p. 393) wahrscheinlich gemacht. Unmöglich ist BIRTS Hypothese (Rh. Mus. 34, 351), dass Domitius und Cato nur das eine Stück Cato bezeichneten, in denen die Belagerung Corfiniums und die Belagerung Uticas, die Charaktere des Domitius und des Cato einander als Personifikationen zweier konträrer Prinzipien entgegengestellt worden seien.

Andere Tragödiendichter. Wir reihen hier noch andere Tragödiendichter an, von denen wir nicht mehr wissen als ihre Namen:

1. Scaeva<sup>1)</sup> Memor, der Bruder des Satirendichters Turnus (Martial. 11, 10). Zeugnisse über ihn und Turnus bei BÜCHELER an dem in der Fussnote citierten Ort, in dem capitolinischen Agon hatte er einen Sieg erfochten. — HERTZ, *De Scaevo Memore*, Bresl. 1869.

2. Paccius schrieb nach dem Zeugnis Juvenals 7, 12 eine Alcithoe. Der Stoff ist aus der Dionysossage, Alcithoe und ihre Schwestern hatten dem Dionysos die Ehren versagt und erhielten dafür ihre Strafe.

3. Faustus verfasste nach derselben Juvenalstelle eine Thebais und einen Tereus.

4. Rubrenus Lappa lieferte einen Atreus (Juv. 7, 72).

Von den meisten Tragödien dieser Zeit werden die Worte gelten können, die Martial einem wohl fingierten Bassus entgegenschleudert (5, 53):

*Colchida quid scribis, quid scribis, amice Thyesten?  
quo tibi vel Nioben, Basse, vel Andromachen?  
materia est, mihi crede, tuis aptissima chartis  
Deucalion vel si non placet hic, Phaethon.*

## 12. Ti. Catius Silius Italicus.

**401. Sein Leben.** Ein Brief des jüngeren Plinius (3, 7) ist unsere Hauptquelle über das Leben des Silius Italicus. Es ist der Brief, in dem er einem Freunde den Tod des Silius Italicus mitteilt. Der hatte, nachdem er bereits im 76sten Lebensjahr stand, durch den Hungertod sein Dasein geendet (101 n. Ch.); ein unheilbares Gewächs hatte ihn zu diesem Entschluss geführt. Die Standhaftigkeit, mit der er denselben durchführte, lässt sofort den Stoiker erkennen; und wirklich erfahren wir aus einer andern Quelle, dass er mit dem stoischen Philosophen Epiktet Umgang hatte.<sup>2)</sup> Der merkwürdige Todesfall wird für Plinius Anlass, auf des Dichters abgeschlossenes Leben einen Blick zu werfen und einige sentimentale Betrachtungen anzureihen. Silius bekleidete das Konsulat im letzten Regierungsjahr Neros (68 n. Ch.); er stand damals in keinem guten Ruf; man hielt ihn für einen gehässigen Ankläger. Auch in den nachfolgenden Thronstreitigkeiten spielte er eine aktive gepriesene Rolle; er nahm, wie uns des Näheren Tacitus angibt (Hist. 3, 65), an einer Konferenz, welche der Bruder Vespasians Flavius Sabinus mit Vitellius hatte, als Beistand des Vitellius Teil. Dann verwaltete er rühmlich als Prokonsul Asien. Hierauf zog er sich von dem öffentlichen Leben zurück und brachte seine Zeit grösstenteils in seinem Studierzimmer zu, wo er sich mit Schriftstellerei beschäftigte oder mit Freunden gelehrte Gespräche führte. Nur hie und da trat er zu einer Recitation in die Öffentlichkeit. Als die zunehmenden Jahre das Bedürfnis der Ruhe noch steigerten, verliess er

<sup>1)</sup> So BÜCHELER, Ausgabe des Persius und Juvenal p. 227.

<sup>2)</sup> Epiktet. diss. 3, 8, 7. (BÜCHELER, Rh. Mus. 35, 390).

die Stadt und zog sich nach Campanien zurück. Er lebte in den behaglichsten Verhältnissen und war sehr für den äusseren Schmuck des Daseins eingenommen. Ja es war hier sogar ein krankhafter Zug an ihm wahrzunehmen, der ihn drängte, immer neue Erwerbungen zu machen. So kaufte er Villen um Villen, über den neuen vernachlässigte er die alten. Auch viel Bücher, Statuen, Gemälde hatte er zusammengebracht. Besonders teuer waren ihm die Bildnisse Vergils, dessen Geburtstag er mit grösserer Feierlichkeit als den seinigen beging. Von den zwei Söhnen, welche er hatte, starb der eine, Severus, vor seinem Vater, der andere brachte es zum Konsulat.

Das ist im wesentlichen der Bericht des Plinius von dem Leben des Dichters; ausser Plinius hat der arme Dichter Martialis ein aufmerksames Auge auf den vornehmen Römer und feiert ihn adulatorisch als rednerische und dichterische Zierde (7, 63). Durch ihn erfahren wir noch einige Lebensumstände, wie dass unter den Villen des Dichters sich eine der ciceronischen befand, ferner dass er das Grab Vergils besass (11, 48), endlich dass er mit seinem Epos nach seinem Konsulat begann (7, 63).

Den vollständigen Namen Ti. Catius Silius Italicus erfahren wir aus den *fasti* der *sodales Augustales* (CIL. VI 1984, 9). Daraus, dass Martialis Silius niemals seinen Landsmann nennt, ist mit Sicherheit zu folgern, dass der Beiname „Italicus“ nicht von „Italica“ in Spanien hergenommen ist. — Seine Verehrung Vergils findet ihre Erklärung in dem Gedicht des Silius, das ganz auf Nachahmung jenes grossen Meisters beruht. Dem schwärmerischen Bewunderer Vergils widmete Cornutus seinen Vergilkommentar (Charis. p. 125).

**402. Kurze Inhaltsangabe der Punica.** Die Erzählung hebt mit den Ereignissen in Spanien an, mit dem Auftreten Hannibals vor Sagunt und endet im ersten Buch mit der Anrufung der römischen Hilfe durch die Saguntiner. Die Einmischung Roms führt zum Krieg gegen Karthago. Nach heldenmütiger Verteidigung fällt Sagunt (zweites Buch). Im dritten Buch bricht Hannibal auf, überschreitet die Pyrenäen und die Alpen und lagert mit seinem Heere in Italien. Das vierte Buch schildert die Kämpfe gegen die Konsuln Scipio und Tib. Sempronius Longus. Hannibal zieht über die Apenninen und verliert bei diesem Zug ein Auge. Die Schlacht am trasimenischen See ist Gegenstand des fünften Buchs. Der sechste Gesang enthält eine grosse Episode, die Erzählung von den Thaten des Regulus im ersten punischen Krieg, und berichtet dann die Wahl des Q. Fabius Maximus zum Feldherrn und den Zug Hannibals nach Campanien. Im siebenten Buch werden wir mit der zaudernden und vorsichtigen Strategie des römischen Diktators und mit dem fast verhängnisvoll ausschlagenden Versuch des Minucius, diese Strategie zu durchkreuzen, bekannt gemacht. Das achte Buch bringt die Vorbereitungen zur Schlacht bei Cannae, das neunte und zehnte beschreiben die Schlacht selbst. Im elften Buch sehen wir Hannibal in Capua. Mit dem zwölften Buch beginnt Hannibals Stern niederzugehen; Marcellus schlägt ihn bei Nola. Doch weiss Hannibal nochmals das Glück an seine Fahnen zu heften, ja, er erscheint sogar vor Rom. Das dreizehnte Buch führt Belagerung und Fall Capuas vor, streift dann kurz den Tod der beiden Scipionen Publius und Cneius in Spanien und er-



zählt dann die Totenschau, die Scipio, dem späteren Africanus, in Cumae zu Teil wurde. Im vierzehnten Buch ist der Schauplatz des Gedichts Sicilien, Marcellus erobert Syrakus, das sich durch die genialen Apparate des Archimedes lange gehalten. In Spanien — fährt das fünfzehnte Buch fort — beschreitet P. Scipio seine Ruhmeslaufbahn und erobert Neukarthago. Hasdrubal wendet sich nach Italien, um sich mit seinem Bruder zu vereinigen. Allein der Konsul Claudius Nero marschiert, ohne dass es Hannibal merkt, zu seinem Kollegen Livius Salinator, beide schlagen Hasdrubal am Metaurus. Das sechzehnte Buch ist fast ganz Scipios Thaten im spanischen Krieg gewidmet; eine Episode sind die zu Ehren der gefallenen Scipionen veranstalteten Leichenspiele. Das siebzehnte Buch führt die Entscheidung, die Schlacht bei Zama, herbei.

Abfassungszeit des Gedichts. Aus Martial 7, 63 müssen wir schliessen, dass damals, als dieses Epigramm geschrieben wurde, Teile der *Punica* bereits vorlagen, denn der Dichter spricht von *legis*. Das Buch 7 der Epigramme des Martial fällt aber Ende 92. Weiter ist zu beachten, dass *Punica* 3, 607, welche Stelle sich auf Domitian bezieht, nicht vor 92 geschrieben sein kann. Allein das Buch 14 weist am Schluss auf die Regierungszeit Nervas. Da aber nicht anzunehmen ist, dass die folgenden Bücher in zwei Jahren abgefasst wurden, so wird der Schluss des ganzen Werkes in die Zeit Trajans fallen (SCHINKEL p. 2; BUCHWALD, *Quaest. Sil.*, Breslau Dissert. 1886, der auch die Beziehungen des Statius zu Silius untersucht; CARTAULT, *Revue de philol.* p. 11, 14).

**403. Beurteilung des Gedichts.** Lucanus griff in die jüngstvergangene Zeit, als er sich den Stoff für sein Epos suchte;<sup>1)</sup> glücklicher verfuhr Silius, indem er in die altersgraue Vergangenheit hinaufstieg und eine Glanzepoche der römischen Geschichte, den zweiten punischen Krieg zum Thema seines Gedichts erkor. Dieser bedeutsame Ringkampf zweier Völker um die Weltherrschaft gehörte sicherlich zum römischen Sagenschatz; ein dichterisches Talent konnte wirklich hier Gold aus dem Schacht emporheben. Allein dies war nur möglich, wenn in einer von dichterischer Phantasie umwobenen Episode, wie z. B. in der Geschichte der Sophonisbe ein Spiegel der ganzen Zeit mit ihren auf- und abwogenden Kämpfen vorgehalten wurde. Allein für eine solche Aufgabe war Silius nicht geeignet; die schöpferische Dichterkraft war ihm völlig versagt; es blieb ihm daher nichts anders übrig als dem Laufe der Geschichte geradlinig zu folgen. Ausgedehnte Quellenstudien waren bei einem solchen Stoffe nicht erforderlich, Livius hatte eine meisterhafte Darstellung dieser Epoche gegeben, die wohl Gemeingut geworden war. Diesen konnte er sich zum Führer nehmen; da er aber Dichter, nicht Historiker sein wollte, so durfte er sich auch die eine oder die andere Änderung an der Überlieferung erlauben. Aber die Hauptaufgabe des Dichters blieb, dem Ganzen ein poetisches Kolorit zu geben, dazu diente die durch Vergil traditionell gewordene epische Maschinerie. Die Götterwelt<sup>2)</sup> musste in den Krieg hereingezogen werden. Juno steht auf Seite Hannibals, Venus auf Seite der Römer. Diese Göttinnen greifen in die Handlungen ein, besonders thätig ist Juno; sie entflammt Hannibals Hass gegen Rom und ruft dadurch den zweiten punischen Krieg hervor (1, 55), sie bleibt von der Stunde der Entscheidung

<sup>1)</sup> Über die Motive zur Wahl dieses Themas vgl. die Vermutungen SCHINKEL's (*Quaest. Sil.*, Leipz. 1883 p. 9).

<sup>2)</sup> SCHINKEL p. 23 (*de deorum ministeriis Punicorum carmini insertis*).

an sein treuer Schutzgeist, sie feuert ihn zu neuen Thaten an, indem sie die Gestalt des Seegottes Trasimenus annimmt (4, 727), sie sendet die Nymphe Anna Perenna, seinen Mut aufzurichten (8, 28), sie warnt ihn durch Somnus nach der Schlacht bei Cannae vor dem verwegenen Plan, nach Rom aufzubrechen (10, 349), späterhin, als er vor der Hauptstadt stand, bestimmt sie ihn auf Juppers Ersuchen, vom Sturm abzulassen und abzuziehen (12, 691); bei Zama in der Entscheidungsschlacht entzieht sie ihren Schützling dem Scipio, indem sie ihm Gaukelbilder gegenüberstellt (17, 523); bei Cannae entführt sie den Karthager in einer Wolke (9, 484); auch im zehnten Buch nimmt sie eine Entführung in der Schlacht vor (10, 83). Nicht so sehr tritt Venus hervor, allein auch sie ist nicht unthätig. Als Hannibal die Alpen überschritt, fleht sie Jupiter um Erbarmen für die Römer an (3, 557); sie erwirkt von Vulkan, dass er die aus ihren Ufern heraustretende Trebia vertrocknet (4, 669), sie wirkt mächtig auf die Entscheidung des Krieges insofern ein, als sie Hannibal durch die Lockungen der Freude in Capua festhält und auf diese Weise einen verweichlichen Zug ins karthagische Heer bringt (11, 387). Auch der Göttervater begleitet fortwährend das kriegerische Drama mit seinen Ratschlüssen und macht sich zum Vollstrecker des ewigen Schicksals. An der denkwürdigen Schlacht bei Cannae beteiligen sich auch die Götter in gegenseitigem Kampf, Mars hilft Scipio, Minerva dem Punier (9, 439). Allein diese Götterwelt lässt uns kalt, blutlose Schemen werden uns vorgeführt. Auch die übrige epische Maschinerie vermag uns nicht in das lichte Reich der Poesie zu tragen, sie ist überdies eine Anleihe, die zunächst bei dem Meister Vergil,<sup>1)</sup> hie und da direkt auch bei dem Vater der Poesie, Homer selbst, gemacht wurde. Wie Vergil hat er seine Leichenspiele (16, 289), seine Unterweltscene (13, 395), seine Schildbeschreibung (2, 395), seine Völkerkataloge (3, 222 u. 8, 358), seine Heldenjungfrau (2, 56); wie Vergil durch die Erzählung des Aeneas bei der Dido eine Episode gewinnt, so Silius durch die Schilderung der Thaten des Regulus (6 B.); wie Vergil, so sucht auch der Nachahmer die Vergangenheit und die Gegenwart miteinander zu verbinden. Jupiter enthüllt der Venus die Zukunft Roms (3, 570); dadurch findet der Dichter die erwünschte Gelegenheit, auch dem herrschenden Geschlecht seine servile Huldigung vor die Füße zu legen.

Also weder in Stoff noch in der Komposition leuchtet uns der dichterische Funken entgegen; Silius ist kein produktiver Geist, er ist lediglich ein fleissiger Arbeiter. Die Rhetorschule hatte ihn die Kunst der Beschreibung und die Kunst der Rede gelehrt; für beide Gattungen bot ihm sein Stoff reichen Anlass, die Schlachtbeschreibungen nehmen einen breiten Raum im Gedicht ein, aber auch Reden werden hie und da eingestreut. Freilich die Gebrechen der Zeit, die Übertreibung, das Hervorsuchen des Wunderbaren und das Verlieren in Einzelheiten, das Pathos findet man auch bei Silius. Der Dichter hatte ferner in der Philosophie sich umgesehen und zu der Stoa feste Stellung genommen;<sup>2)</sup> er konnte

<sup>1)</sup> GROESST, *Quatenus S. J. a Vergilio pendere videntur*, Halle 1887.

<sup>2)</sup> BÜCHELER, *Rh. Mus.* 35, 390.



daher auch die Früchte seiner Gelehrsamkeit seinem Werke zu gute kommen lassen; und er hat dies gethan; er lässt seinen Scipio am Scheideweg wie einst Hercules stehen; die Voluptas und die Virtus streiten sich um den Helden, der natürlich sich der Virtus in die Arme wirft (15, 20). Manchmal wirkt das Hereinziehen dieser gelehrten Reminiszenzen störend. Als Hannibal die Sehenswürdigkeiten des Herculestempels in Gades betrachtet hatte, wendet er seine Aufmerksamkeit der Naturscheinung der Ebbe und Flut zu (3, 46). Als die Kriegsoperationen nach dem Abmarsch Hannibals aus Capua sich in die Länge zogen, findet er Zeit, sich über verschiedene Merkwürdigkeiten der Gegend über den Lucrinersee, über den See Avernus, über den Vesuv zu unterrichten (12, 110). Endlich konnte der Dichter noch seinem Patriotismus, seiner Bewunderung der alten Zeiten, die ihm einmal den spitzen Ausruf entlockte (10, 658)

*haec tum Roma fuit; post te cui vertere mores  
si stabat fatis, potius, Karthago, maneres,*

den richtigen Ausdruck leihen. Aber eines konnte er nicht, weil er es nicht hatte, er konnte nicht dem Leser den Zauber süsser Poesie gewähren.

Über seine Quellen und sein Verhältnis zu den Originalen handeln COSACK, *Quaest. Sil.*, Halle 1844; WEZEL, *De Sil. It. cum fontibus tum exemplis*, Leipz. 1873. Dass Livius benutzt werden musste, ist von vornherein klar. Der Versuch HEYNACHERS (Die Quellen des S. I., Ifeld 1874 und im Ifelder Programm des J. 1878), nicht Livius, sondern einen alten Annalisten wie Fabius Pictor als Quelle festzustellen, haben mit Recht zurückgewiesen SCHLICHTEISEN, *De fide hist. Silii*, Königsb. 1881; KERER, Über die Abhängigkeit des S. I. von Livius, Bozen 1880/1; VAN VEEN, *Quaest. Sil.*, Leyd. 1884; BAUER, *Acta semin.*, Erlang. 3, 103. Der eine oder der andere Autor mag von S. noch eingesehen worden sein, die grösste Zahl der Abweichungen hat in der poetischen Freiheit ihre Wurzel.

Zur Beurteilung des Dichters ist sehr dienlich eine Reihe von Aufsätzen des Italieners OCCIONI, die jetzt bequem vereinigt sind in dessen *Scritti di letteratura latina* 1891 p. 29—175 (siehe besonders *Pregi et defecti* p. 86, *Parte in S. I.* p. 141). Derselbe Gelehrte hat auch eine, soweit ich beurteilen kann, geschmackvolle Übertragung der *Punica* ins Italienische geliefert.

Überlieferung. Silius Italicus wurde nicht viel gelesen. Im Mittelalter kam er ganz in Vergessenheit. Das Konzil von Konstanz wurde wie für andere Schriftsteller, so auch für Silius heilbringend. Im Jahre 1416 oder 1417 fand Poggio oder sein Begleiter Barthol. di Montepulciano in St. Gallen eine Handschrift des Dichters. Von diesem Kodex wurde eine Abschrift mit nach Italien genommen, die, wie das Original, verloren ging; aus ihr stammen alle unsere vorhandenen Handschriften und die älteren Ausgaben. Da trat gegen Ende des 16. Jahrhunderts eine neue alte Handschrift des S. in Köln zu Tage. Leider ging auch diese Handschrift verloren; doch haben sich die wichtigsten Lesarten durch Angaben des L. Carrion und F. Modius und anderer erhalten. Die Recensio des Silius hat daher zunächst zwei Aufgaben zu lösen 1) Rekonstruktion des Coloniensis aus den mitgeteilten Lesarten; 2) Rekonstruktion des Sangallensis aus den von ihm stammenden Apographa (Laur. 37, 16 u. a.). Zur Feststellung des Archetypus ist dann die Wertschätzung der beiden Quellen vorzunehmen, der Coloniensis scheint treuer zu sein als der Sangallensis. Die Geschichte der Überlieferung hat mit rühmenswertem Eifer verfolgt BLASS, *Die Textesquellen des S. I.*, Fleckeis. Jahrb. Supplem. 8, 159.

Ausgaben. Von den älteren kommen noch in Betracht die von DRAKENBORCH Utrecht 1717 und die von RUPERTI Gött. 1795. 1798 2 Bde. Eine kritische Textesausgabe auf Grund des von BLASS gesammelten Materials hat Bauer veranstaltet I vol. (I—X) Leipz. 1890.

**404. Die lateinische Ilias.** Seit Livius Andronicus die Odyssee in lateinische Saturnier übertragen und diese Übertragung zum Schulbuch gemacht hatte (§ 23), musste sich auch das Bedürfnis nach einer lateinischen Bearbeitung der Ilias regen. Zumal durch die damals offiziell gewordene Aeneassage werden sich mehr und mehr die Blicke auf jenes Epos gelenkt

haben. Die zu lösende Aufgabe war keine leichte; es ist daher kein Wunder, dass sie von verschiedenen Seiten in Angriff genommen wurde. Zwei solcher Versuche sind uns bereits bekannt geworden, der des Madius und der des Ninnius Crassus (§ 90). Allein dieselben scheinen keinen besonderen Erfolg gehabt zu haben. Auch in der Kaiserzeit wurde das Problem zu lösen versucht; Attius Labeo übersetzt nicht bloss die Ilias, sondern auch die Odyssee, aber Wort für Wort, ohne sich um den Sinn viel zu kümmern. Er musste daher den Spott des Persius in der ersten Satire über sich ergehen lassen. Anderer Art scheint die Arbeit des Polybius, des Freigelassenen des Claudius, gewesen zu sein. Seneca preist ihn nämlich, dass er Vergil und Homer einem grösseren Publikum erschlossen habe. Diese Gleichstellung Vergils und Homers in der Leistung lässt eher auf eine prosaische Bearbeitung schliessen. Alle diese Versuche hat die Zeit hinweggerafft. Dagegen hat eine lateinische Ilias sich siegreich hindurch gerettet. Dieselbe besteht aus 1070 Hexametern; davon fallen 251 Verse auf die zwei ersten Bücher der Ilias, über die Hälfte der Verse (537) kommt auf die fünf ersten Bücher. Dem 17. Gesang des Originals sind drei, dem 13. sieben Verse gewidmet, dem 22. dagegen sechzig. Schon aus diesen wenigen Angaben erhellt, dass die Bearbeitung den Stoff des Originals in sehr ungleicher Weise heranzieht. Anfangs schliesst der Autor sich enger an dasselbe an, im Laufe der Dichtung aber nimmt er starke Kürzungen vor. Dadurch entstehen manche Unklarheiten (z. B. 789. 790). Aber auch Abweichungen von seiner Vorlage gestattet sich derselbe mehrfach.<sup>1)</sup> Endlich nimmt er, besonders in Reden und Schlachtbeschreibungen<sup>2)</sup> auch die Gelegenheit zu Erweiterungen wahr. Wir haben sonach eine freie Bearbeitung der Ilias vor uns, keine Übersetzung. Dass dieselbe die Schönheiten des Originals fast gar nicht zur Erscheinung bringen kann und nicht selten ein dürres Gerippe werden muss, ist klar. Aber das Ganze ist doch ein lesbares, nicht gerade gering zu schätzendes Produkt; der Versbau regelt sich nach strenger Gesetzmässigkeit, der Wortschatz verrät die eifrige Lektüre Vergils und Ovids.

Attius Labeo. Schol. zu Pers. 1, 4 *Labeo transtulit Iliada et Odysseam, verbum ex verbo, ridicule satis, quod verba potius quam sensum secutus sit.* Vgl. schol. zu Vs. 49 (Accio Labeoni) und Vs. 51; vgl. BÜCHELER, der mit Recht annimmt [Rh. Mus. 39, 289], dass der von Persius einmal Labeo, dann Attius Genannte dieselbe Person ist.

Polybius. *Seneca Consol. ad Polyb.* 8, 2 *Homerus et Vergilius tam bene de humano genere meriti, quam tu et de omnibus et de illis meruisti, quos pluribus notos esse voluisti quam scripserant.* 11, 5 *utrius libet auctoris carmina, quae tu ita resolvisti, ut quamvis structura illorum recesserit, permaneat tamen gratia etc.*

Die Vergleichung der Ilias Latina mit Homer ist durchgeführt von DÖRING, Über den *Homerus latinus*, Strassb. 1884.

**405. Zeit und Autor der Ilias.** Das Gedicht wurde wahrscheinlich schon im Altertum als Schulbuch benutzt;<sup>3)</sup> auch im späteren Mittelalter wurde es in den Schulen viel gelesen und zwar unter dem Namen „Homerus“. Da wird zuerst, soweit wir sehen können, im Jahre 1087 plötz-

<sup>1)</sup> DÖRING, Über den Hom. lat. p. 13. Vergl. die Zusammenstellung von PLESSIS p. XXXI.

<sup>2)</sup> DÖRING l. c. p. 19 (Vs. 474).

<sup>3)</sup> BÄHRENS, PLM. 3, 3.



lich die Wahl zwischen Homer und Pindar als Autor des Gedichts gelassen.<sup>1)</sup> Nun schleicht sich der Name Pindarus auch in jüngere Handschriften ein.<sup>2)</sup> Von den Handschriften kam der Pindarus (oder Pindarus Thebanus) in die Ausgaben. Noch niemand hat zu erklären vermocht, wie Pindar zu der Autorschaft dieser lateinischen Ilias kommen konnte; über die Unsinnigkeit derselben ist kein Zweifel. Als man in neuerer Zeit das Werkchen wieder in die Hand nahm, wurde auch die Frage der Abfassungszeit erwogen. Mit Recht hat man als Grundlage für diese Frage die Stelle 899 fg. erkannt:<sup>3)</sup>

*Quem (Aeneam) nisi servasset magnarum rector aquarum,  
ut profugus laetis Troiam repararet in arvis  
augustumque genus claris submitteret astris,  
non carae gentis nobis mansisset origo.*

Diese Verse konnten nicht nach dem Tode Neros geschrieben sein. Auch Sprache und Versbau wies auf die erste Kaiserzeit hin. Der Untersuchung kam ein glücklicher Zufall zu Hilfe. Seyffert<sup>4)</sup> entdeckte, dass das Gedicht mit einem Akrostichon begann, das trotz einer Verderbnis den Namen Italicus an die Hand gab. Man zweifelte eine zeitlang, ob unter diesem Namen der Verfasser oder eine angeredete Person sich verberge.<sup>5)</sup> Diesem Schwanken machte die Entdeckung Büchellers<sup>6)</sup> ein Ende, der am Schluss des Gedichts das Akrostichon „scripsit“ aus der ebenfalls verdorbenen Überlieferung eruierte. Wer ist dieser Italicus? Kennen wir einen Schriftsteller, der um jene Zeit diese lateinische Ilias schreiben konnte? Ja, Silius Italicus, der im letzten Regierungsjahr Neros Konsul war. Man hat zwar aus Martial (7, 63) schliessen wollen,<sup>7)</sup> dass Silius Italicus erst nach seinem Konsulat sich der Dichtkunst widmete, allein wie aus dem Eingang des Epigramms erhellt, bezieht sich dies nur auf die Punica. Man hat weiter die Differenzen des Versbaus zwischen der Ilias latina und der Punica eingewendet; allein es ist nicht unnatürlich, dass Silius in der Ilias, einem Jugendwerk, sich strenger an die Vorschriften der Schule hielt als in dem Werk seiner reifen Mannesjahre. Unter allen Umständen wäre es doch sehr auffällig, dass so ziemlich zu derselben Zeit ein zweiter Dichter mit dem Namen Italicus lebte, von dem sonst niemand etwas weiss.

Die beiden Akrosticha. Nach der handschriftlichen Überlieferung ergibt das Anfangsakrostichon Italices, das Schlussakrostichon Scqipsit. Obwohl sonach in den beiden Akrostichen Remedur eintreten muss, so kann doch gar kein Zweifel an der Richtigkeit der Entdeckung aufkommen, denn die Verse, aus denen die Akrostichen gebildet wurden, sind zu festen Gruppen zusammengeschlossen. Ein Zufall ist hier absolut ausgeschlossen.

Die Punica und die Ilias latina. Die Zweifel, ob der Italicus unser Silius Italicus ist, scheinen nicht begründet zu sein; der Vergleich mit den Punica muss natürlich viele Differenzen ergeben, da sie in eine ganz andere Entwicklungsperiode des Dichters

<sup>1)</sup> Monum. Germ. 13, 599.

<sup>2)</sup> PLESSIS Ausg. p. XLVIII.

<sup>3)</sup> Man vgl. noch v. 236 u. 483. Lachmann verdanken wir die Erkenntnis dieser Grundlage; nur schliesst er irrig auf die Zeit vor Tiberius (Kl. Schr. p. 161); vgl. dagegen L. MÜLLER, Philol. 15, 479.

<sup>4)</sup> MUNK-SEYFFERT, Gesch. d. röm. Lit.

2, 242 (1877). Dieses Anfangsakrostichon hatte früher auch Prof. Caesar in Marburg erkannt (Altenburg p. 2).

<sup>5)</sup> HERTZ, Zeitschr. f. d. Gymnasialw. 31, 572; FRIEDLÄNDER, Sittengesch. 1, p. XX.

<sup>6)</sup> Rh. Mus. 35, 391 (1880).

<sup>7)</sup> BÄHRENS l. c. p. 3.

fallen. — Mit dieser Frage beschäftigt sich DÖRING, Über den *Homerus latinus*, Strassb. 1884, noch ausführlicher *De Siliii Italici epitomes de metrica et genere dicendi*, Strassb. 1886 (für Identität, aber methodisch oft anfechtbar); gegen ihn VERRÉS, *De S. I. Punicis et Italici Iliade lat.*, Münster 1888; ESKUCHE, Rh. Mus. 45, 254; ALTENBURG,<sup>1)</sup> *Obs. in Italici Iliad. lat. et Siliii Italici Punic.*, Marb. 1890.

Die handschriftliche Überlieferung erörtert BÄHRENS vor der Ausgabe PLM. 3, 5, der 8 Handschriften herangezogen vgl. PLESSIS XLI. Die hervorragendsten sind ein *Erfurtensis* Amplon. nr. 20 s. XII und ein *Leidensis* Voss. L.O. 89 s. XII. — Ausgaben: von L. MÜLLER, Berl. 1857; von PLESSIS, Paris 1885.

### 13. P. Papinius Statius und andere Epiker.

**406. Biographisches.** Statius' Heimat ist Neapel, wo sein Vater, der aus Velia (S. 5, 3, 126) stammte, als Lehrer und Dichter thätig war. Seine Schule, in der die griechischen Dichter in erstaunlicher Anzahl behandelt wurden (S. 5, 3, 148), war stark besucht, selbst Knaben aus lucanischen und apulischen Städten eilten herbei. Als Dichter hatte er in vielen Wettkämpfen, selbst in Griechenland, den Siegespreis davongetragen (S. 5, 3, 141). Der Brand des Kapitols im Bürgerkrieg des Jahres 69 war von ihm dichterisch gestaltet worden, auch hatte er noch ein Gedicht über den bekannten Ausbruch des Vesuv (79 n. Ch.) geplant, allein der Tod liess ihn nicht zur Ausführung desselben kommen (S. 5, 3, 205). Unter den Augen des Vaters betrieb auch der Sohn die Dichtkunst, für sein Hauptwerk, die Thebais, wurde ihm von dessen Seite fördernde Anregung zu Teil (S. 5, 3, 233). Der Vater hatte die Freude, noch den Sieg des Sohnes bei dem Wettkampf an den Augustalien<sup>2)</sup> in Neapel zu erleben (S. 5, 3, 225). Nach dessen Tod errang dieser noch einen Sieg bei dem von Domitian eingerichteten albanischen<sup>3)</sup> Wettkampf und zwar durch Gedichte auf die germanischen und dacischen Feldzüge Domitians (S. 3, 5, 28; 4, 5, 22; 4, 2, 65).<sup>4)</sup> Dagegen glückte es dem Dichter nicht, bei dem kapitolinischen Agon<sup>5)</sup> den Siegespreis zu gewinnen. Diese Niederlage schmerzte ihn tief, und wir werden die Vermutung wagen dürfen, dass ihm infolgedessen der Aufenthalt in Rom verleidet war. Da wir den Dichter im Jahre 95 in Neapel finden, so wird er bei dem Wettkampf von 94 unterlegen sein. Vermählt war Statius mit einer Witwe, einer Römerin Claudia, die eine Tochter mit in die Ehe brachte; Statius selbst war kinderlos (S. 5, 5, 79). Seine äusserlichen Verhältnisse scheinen nicht dürftig gewesen zu sein; wenigstens besass er ein Gut bei Alba (S. 3, 1, 61).

Statius war epischer Dichter. Sein Hauptwerk war die Thebais, der Kampf der Brüder Eteokles und Polynikes. Ausser diesem schrieb er noch eine Achilleis, die aber nicht zur Vollendung kam, dann Gelegenheitsgedichte, die er unter dem Namen „*silvae*“ zu einzelnen Büchern ver-

<sup>1)</sup> ALTENBURG geht vom Wortschatz aus, allein was er beibringt, entbehrt oft der überzeugenden Kraft. Was soll es für einen Unterschied ausmachen, wenn die *Ilias* *inspicere* gebraucht, Silius aber *inspectare* (vgl. p. 20), oder wenn die *Epitome* *interimere*, *exornare*, *exquirere*, Silius dagegen *perimere*, *adornare* (p. 22 u. p. 24), *inquirere* (p. 27) setzt?

<sup>2)</sup> FRIEDLÄNDER, Sittengesch. 3<sup>6</sup>, 425.

<sup>3)</sup> FRIEDLÄNDER, Sittengesch. 3<sup>6</sup>, 428.

<sup>4)</sup> Dass nicht an drei Siege zu denken und statt *ter* 3, 5, 28 mit *Politian* „*tu*“ zu lesen, ist mit unumstösslichen Beweisen von KERCKHOFF p. 28 dargethan worden.

<sup>5)</sup> FRIEDLÄNDER, Sittengesch. 3<sup>6</sup>, 426, der erste Sieger in diesem Agon war Collinus (Martial. 4, 54).



einigte; den ersten vier gehen prosaische Widmungen voraus, in denen er die in dem betreffenden Buch vereinigten Stücke aufzählt. Andere Werke gingen verloren.

Die verlorenen Gedichte des Statius sind:

1) Der Pantomimus Agave, den er für den Tänzer Paris schrieb und für welchen er ein gutes Honorar erhielt. Da Paris 84 von Domitian hingerichtet wurde, so wird das Produkt in die erste Regierungszeit Domitians fallen (Juv. 7, 87).

2) Das Epos über den germanischen Krieg Domitians. In den Scholien des G. Valla zu Juv. 4, 94 werden vier Hexameter als aus dem *Papinii Statii carmen de bello Domitiano quod Domitianus egit* entnommen angeführt. In jenen Versen handelt es sich aller Wahrscheinlichkeit nach um eine Beratung, zu der Crispus, Veiento und Acilius beigezogen waren. Seine Absicht, die Thaten Domitians zu besingen, deutet der Dichter mehrfach an; so Thebais 1, 17; bestimmter stellt er das Epos in Aussicht Ach. 1, 18 *te longo nec dum fidente parata molimur, magnusque tibi praeludit Achilles*; ebenso Silv. 4, 4, 93 *nunc — mihi temptatur Achilles, sed vocat arcitenens alio pater armaque monstrat Ausonii maiora ducis. trahit impetus illo iam pridem retrahitque timor* (BÜCHELER, Rhein. Mus. 39, 283). Die Abfassung des Gedichts muss in die letzte Zeit der Regierung Domitians fallen.

Litteratur: NOHL, *Quaest. Stat.*, Berlin 1871 (tüchtige Dissertation); KERCKHOFF, *Duae quaest. Papinianae*, Berlin 1884; (I *de vita operumque Stat. temp.* II *de Statii facultate extemporalis*); FRIEDLÄNDER, Sittengesch. 3<sup>6</sup> 472 u. 479; LEHANEUR, *De Statii vita et operibus*, La Rochelle 1878 (unkritische Kompilation).

**407. Skizze der Thebais.** Nach der mit einer Schmeichelei gegen Domitian verbundenen Einleitung, nach der Darlegung des Bruderzwistes und des Ratschlusses des Juppiter werden wir an den Hof des Adrastus geführt. Dort in der Vorhalle der Königsburg hatten der in der Verbannung lebende Polynikes und Tydeus, der Sohn des Oeneus von Kalydon, der wegen einer Mordthat flüchtig gegangen war, in einer stürmischen Nacht Zuflucht gesucht und waren wegen des Lagers in Streit geraten. Auf ihr Geschrei eilte Adrastus herbei und versöhnte die Streitenden, so dass beide die treuesten Freunde wurden; zugleich erkannte er in den beiden Fremdlingen die ihm vom Orakel bestimmten Schwiegersöhne. Beim Mahle erzählt er die Sage von der Liebe Apollos zu der Tochter des Königs Crotopus.<sup>1)</sup> Dies der Inhalt des ersten Buchs. Das zweite beginnt mit dem Gang Merkurs in die Unterwelt; er hat den Auftrag, den Laius heraufzuholen und nach Theben zu bringen, damit er den Eteokles gegen seinen Bruder aufstachele. In Argos wird der eheliche Bund der Töchter des Adrastus mit Tydeus und Polynikes geschlossen, zugleich verspricht der König seinen Schwiegersöhnen, sie in die Heimat auf den Thron zurückzuführen. Zunächst wird Tydeus nach Theben geschickt, um den Eteokles zu bestimmen, dem Abkommen gemäss die Herrschaft seinem Bruder für ein Jahr abzutreten und während dieser Zeit selbst in der Verbannung zu leben. Allein Eteokles weigert sich dessen und begeht sogar den Frevel, dem nach Argos zurückkehrenden Tydeus einen Hinterhalt zu legen, welcher böswillige Anschlag aber durch die Tapferkeit des Helden vereitelt wurde. In dem folgenden, dritten Gesang erfahren wir die Grösse des Blutbads, das Tydeus angerichtet, und den tiefen Eindruck, den die Vereitelung der Nachstellung in Theben gemacht. Nach dieser Schandthat ist der Krieg nicht mehr zu vermeiden. Durch die Erzählung des heimgekehrten Tydeus wurden die Gemüter furchtbar erbittert. Be-

<sup>1)</sup> PRELLER, Griech. Myth. 1, 379.

sonders Kapaneus, der Götterverächter, drängt zum Aufbruch und obwohl der Seher Amphiaraus grauenvolle Anzeichen wahrgenommen hatte, reisst jener alles durch seine Rede mit sich fort. Auch Adrastus, von der Gemahlin des Polynikes aufgestachelt, vermag der allgemeinen Bewegung nicht Widerstand zu leisten. Mit dem vierten Buch treten wir in die Kriegsrüstungen ein; der Dichter macht uns mit den sieben gegen Theben ziehenden Helden und ihren Streitkräften bekannt. Auch in den böotischen Orten regt sich die Kriegslust. In Theben selbst ist dagegen die Stimmung eine gedrückte. Eteokles wendet sich daher an den Seher Tiresias. Dieser nimmt eine Beschwörung der Unterwelt vor, welche Scene mit aller Ausführlichkeit beschrieben wird. Dieselbe findet ihren Gipfelpunkt in der Erscheinung des Laius, den Merkur längst wieder in die Unterwelt zurückgebracht hatte. Dieser verheisst zwar Theben den Sieg, deutet aber zugleich in geheimnisvoller Weise auf einen Doppelmord (604). Inzwischen waren die argivischen Helden nach Nemea gekommen, damit (652) beginnt die grosse, sich durch mehrere Bücher hindurchziehende Episode von der Hypsipyle. Um sein geliebtes Theben zu schützen, hatte Bakchos mit Hilfe der Wassernymphen eine furchtbare Wassernot über das argivische Heer verhängt. Beim Suchen nach Quellen stossen die Helden auf Hypsipyle mit ihrem Pflegekind, dem Sohn des Lycurgus, Opheltos, der späterhin in bezeichnender Weise Archemorus genannt wurde, und flehen sie um einen Trunk an. Diese legt das Kind in das Gras und führt sie zu der Langia. Das folgende fünfte Buch spinnt die Episode weiter. Hypsipyle erzählt dem Adrastus ihre früheren Schicksale, wie die Lemnerinnen die Männer hingemordet, wie sie durch List ihren Vater gerettet habe, wie sie die Herrschaft übernommen, wie die Frauen später mit den gelandeten Argonauten in Verkehr traten, wie sie selbst dem Jason Zwillinge geboren, wie die Rettung des Vaters bekannt geworden sei und dieses Vorkommnis sie zur Flucht gedrängt habe, wie sie endlich auf ihrer Fahrt von Seeräubern aufgegriffen und an ihren jetzigen Aufenthaltsort gebracht worden sei. Gewiss eine spannende Erzählung, allein während derselben vergass sie des ihr anvertrauten Kindes; und das Unglück wollte, dass dasselbe von einer Schlange getötet wurde. Wutentbrannt wollte der Vater Lycurgus über die Hypsipyle herfallen, allein er wurde vom argivischen Heere daran gehindert. Mitten in der Verwirrung werden auch die beiden Söhne der Hypsipyle entdeckt, welche auf der Suche nach ihrer Mutter waren. Der Seher Amphiaraus verkündet, dass das Andenken des Archemorus durch die nemeischen Spiele für alle Zeiten aufrecht erhalten werde. Diese Spiele, wie die ihnen vorausgegangene Leichenfeier schildert des sechste Buch. Das folgende, siebente bringt den Krieg, der über den Festlichkeiten ganz in den Hintergrund getreten war, wieder in Fortgang. Juppiter hatte nämlich dem Mars den Befehl zukommen lassen, seines Amtes zu walten. Infolgedessen erwacht wiederum der kriegeserische Eifer unter den argivischen Helden. Gerüchte von dem Anzug des feindlichen Heeres gelangen zu den Ohren des Eteokles. Derselbe besichtigt seine Streitkräfte und hält eine Ansprache an dieselben. Auf der Mauer zeigt Phorbas der Antigone die böotischen Heerführer und ihre



Leute. Unterdessen war auch Adrastus vor den Thoren Thebens erschienen. Jokaste macht noch einen Versuch zur Versöhnung, allein derselbe wird durch das Eingreifen des Tydeus zum Scheitern gebracht. Plötzlich prallen Thebaner und Argiver aneinander. Nach einigen Schlachtbildern schliesst das Buch mit der Versenkung des Amphiaraus in die Unterwelt. Über diesen Einbruch eines Lebenden in die Unterwelt — so fährt das achte Buch fort — ist der Herrscher der Schatten empört; er verkündet, dass Tisiphone durch den gegenseitigen Brudermord und anderes diese Frevelthat sühnen werde. Aber auch das argivische Heer gerät über das Verschwinden des Sehers in grosse Bestürzung. Nachdem der zum Nachfolger des Amphiaraus erkorene Thiodamas ein feierliches Opfer veranstaltet hatte, wagt aufs neue der Kampf. Unter den Opfern der Thebaner befand sich Atys, der Verlobte der Ismene; sterbend wird derselbe zu seiner Braut gebracht, welche ihm die Augen schliesst; doch der herbste Verlust trifft das fremde Heer in dem Tod des Tydeus, der nach gewaltigen Heldenthaten von Melanippus hingestreckt wurde. Sein heissester Wunsch ist, noch vor seinem Ende den Kopf seines Gegners vor sich zu sehen. Diesen Wunsch erfüllt ihm Kapaneus, der den Melanippus herbeischleppt. Tydeus lässt ihm den Kopf abschlagen und nicht genug, dass der Sterbende sich an dem Anblick desselben labt, schändet er seine Heldenruhm dadurch, dass er ins feindliche Haupt biss und dessen Blut trank. Das neunte Buch schildert die ungeheure Erbitterung, welche die Thebaner ob dieser Greuelthat erfasste. Auf der andern Seite ist Polynikes über den Tod seines treuen Freundes Tydeus aufs äusserste erschüttert und mutlos; er konnte nur durch das Dazwischentreten des Adrastus vom Selbstmord abgehalten werden. Hippomedon schützt die Leiche des Tydeus, allein Tisiphone zog ihn durch die falsche Angabe, dass Adrastus in grosser Gefahr, von demselben ab; dadurch kam sie in die Hände des Feindes. Gleichwohl wendet sich Hippomedon aufs neue gegen die Thebaner; es entbrennt ein heftiger Kampf am Fluss Ismenos, in welchem auch der Sohn der Nymphe Ismenis, Krenaeus, den Tod findet. Jetzt braust auch der Flussgott Ismenos auf. Hippomedon wird endlich am Ufer durch einen Hagel von Geschossen niedergestreckt. Hypseus nimmt dem gefallenem Helden die Waffen ab, wird aber von Kapaneus getötet. Dann erscheint auf dem Kampfplatz der jugendliche Parthenopaeus, dessen Fall vom Dichter zu einem schönen Bild ausgestattet wird. Vier Heerhaufen der Argiver waren jetzt ihrer Führer beraubt; die Lage des Adrastus war sonach eine verzweifelte. Da half, wie uns das zehnte Buch erzählt, Juno auf die heissen Bitten der argivischen Frauen, sie beauftragte den Schlaf, das thebanische Heer in tiefen Schlummer zu versenken. Dies geschah. Zu gleicher Zeit fordert der von einer Verzückung befallene Seher Thiodamas die Argiver zur Rache auf. Eine kleine Schar macht sich unter seiner Führung ans Werk und richtet ein fürchterliches Blutbad an. Hoplaus und Dymas suchen hiebei die Leichen ihrer Herren, des Tydeus und des Parthenopaeus zu bergen, allein sie werden von Amphion ertappt, den Hoplaus rafft ein tödlicher Wurf dahin, Dymas stürzt sich in sein Schwert. Am Tage eröffnen die Argiver einen Sturm

auf die Mauern von Theben. Infolgedessen entsteht in der Stadt eine bedenkliche Gährung. Der Seher Tiresias fordert den Sohn Kreons Menoekeus als unumgänglich notwendiges Opfer. Unbekümmert um die eindringlichen Vorstellungen seines Vaters opfert sich der wackere Jüngling für sein Vaterland. Jetzt erfüllt sich auch das Geschick des Kapaneus; er besteigt einen Turm der Mauer; seinen Worten macht wie seinem Leben ein Blitzstrahl des Juppiter ein Ende. Das elfte Buch führt endlich zur Spitze des ganzen Gedichts, zum gegenseitigen Mord der Brüder Eteokles und Polynikes. Zu dem Zweck werden die zwei Furien, die Tisiphone und die Megaera, in Bewegung gesetzt. Sie walten ihres Amtes, Tisiphone beim König, Megaera bei Polynikes. Dem König wird bei einem Opfer gemeldet, dass ihn sein Bruder zum Zweikampf auffordere. Kreon, der den Verlust seines geliebten Menoekeus nicht verschmerzen konnte, drängt unter heftigen Worten zu demselben; auf der andern Seite sucht Jokaste den Eteokles und Antigone den Polynikes von dem unseligen Schritte abzuhalten. Doch da stürmte schon Eteokles aus dem Thore und damit ist der Kampf eröffnet, ein letzter Versuch des Adrastus, die Gegner zu trennen, misslingt. Polynikes stösst dem Bruder das Schwert in den Leib; dieser getroffen greift zur letzten Tücke; absichtlich fiel er zu Boden, um den Glauben zu erwecken, dass er völlig tot sei. Als Polynikes sich über ihn bückte, um ihm die Rüstung abzuziehen, stiess Eteokles ihm den Stahl in die Brust. Über die Leichen wirft sich Oedipus, wehklagend, dass sein Fluch so rasch sich erfüllt habe. Jokaste tötete sich. Nun besteigt Kreon den Thron und beginnt von Herrscherübermut ergriffen, sein Regiment mit tyrannischen Massregeln, er untersagt die Bestattung der gefallenen Argiver und verweist den Oedipus des Landes. Auf der Antigone Vorstellungen mildert er die Strafe dahin, dass er Oedipus den Kithaeron als Aufenthaltsort anwies. Das argivische Heer ergreift in der Nacht die Flucht. Das zwölfte Buch enthält die Strafe Kreons für sein unbarmherziges Vorgehen. Die Thebaner verbrennen die Leichen ihrer gefallenen Landsleute; die Argiver bleiben unbestattet liegen, darunter auch Polynikes. Vom Schmerz getrieben wollen sich die argivischen Frauen nach Theben begeben; unterwegs begegnet ihnen aber Ornytus und teilt ihnen mit, dass Kreon die Leichen der Argiver nicht bestatten lassen werde; er verweist sie zugleich auf Theseus als den Mann, der Kreon zur Menschlichkeit zu zwingen vermöchte. Die Meinungen der Frauen schwanken, da macht die Gemahlin des Polynikes Argia den Vorschlag, sie wolle allein nach Theben wandern, indess die übrigen Frauen ihr Anliegen dem Theseus vortragen sollten. Dieser Vorschlag wird angenommen. Auf dem Schlachtfelde trifft Argia mit der Antigone bei der Leiche des Polynikes zusammen. Sie waschen zusammen den gefallenen Helden und verbrennen ihn. Wächter erscheinen, ergreifen die zwei Schuldigen, die sich gegen das Gebot des Königs vergangen hatten, und führen sie zu Kreon. Im folgenden führt uns der Dichter zuerst nach Athen. Dort war Theseus von Skythien siegreich zurückgekehrt; er erblickt die Frauen am Altar der Schutzfliehenden und fragt nach ihrem Begehr. Als er von der Unmenschlichkeit Kreons Kunde erhielt, entbrannte er in Zorn, sammelte ein Heer und



führte es gegen Theben. In dem Kampf fällt Kreon. Der Bestattung der Leichen steht jetzt nichts mehr entgegen; sie wird in Gegenwart der argivischen Frauen vollzogen.

408. Würdigung der Thebais. Statius schliesst sein Epos mit den Worten:

*durabisne procul dominoque legere superstes,  
o mihi bisenos multum vigilata per annos  
Thebai? iam certe praesens tibi Fama benignum  
stravit iter coepitque novam monstrare futuris.  
iam te magnanimus dignatur noscere Caesar,  
Itala iam studio discit memoratque iuventus.  
vive, precor; nec tu divinam Aeneida tempta,  
sed longe sequere et vestigia semper adora.  
mox, tibi si quis adhuc praetendit nubila livor,  
occidet, et meriti post me referentur honores.*

Aus diesen Worten ersehen wir, dass schon bei Lebzeiten des Dichters die Thebais Aufsehen erregte. Die nacheinander veröffentlichten einzelnen Gesänge wurden von der Schuljugend auswendig gelernt, und Juvenal berichtet, dass Statius, wenn er seine Thebais recitierte, allgemeinen Zulauf fand (7, 82). Aber der Epiker wird von der Hoffnung getragen, dass ihm auch die Zukunft angehören werde. Zum Teil wenigstens ist er in dieser Hoffnung nicht betrogen worden. Im Mittelalter wurde das Gedicht aufs eifrigste gelesen, davon zeugen die vielen Handschriften, in denen uns dasselbe überliefert ist, und die Scholien, welche sich zu denselben erhalten haben. Das hohe Ansehen, dessen sich der Dichter in jenen Zeiten erfreute, erhellt ganz besonders aus der Rolle,<sup>1)</sup> welche Dante ihm in der göttlichen Komödie einräumte. Es ist eine schöne Stelle, in der Statius mit Vergil zusammentrifft und ihm in begeisterten Worten kundgibt (Purg. 22, 64), dass dessen Schöpfungen das Feuer der Poesie in ihm entfachten und dass Vergil ihn zu den Höhen des Parnass geleitet. Allein die moderne Zeit teilt diese Bewunderung für den Neapolitaner nicht mehr. Seit uns der Zauber des Hellenentums gepackt, kann uns die rhetorische Poesie nicht mehr erwärmen. Und so ist auch die Thebais jetzt fast ein totes Produkt, das nicht viele Leser mehr an sich zieht. Eine kurze Würdigung des Gedichts wird den Beweis erbringen, dass dessen Verfasser mit Recht die Ungunst der Gegenwart getroffen. Sein Epos schöpft den Stoff aus einem Mythenkreis, der mit den Römern in keiner Weise in Verbindung gebracht werden konnte. Diese Sage war überdies dichterisch in der mannigfaltigsten Weise ausgestattet worden. In der Heroenzeit hatten mehrere Epen, die Oedipodie, des Amphiaraus Ausfahrt, die Thebais mit der Fortsetzung „die Epigonen“, die Alkmeonis den Grund gelegt.<sup>2)</sup> Auf denselben bauten sich die späteren Epen auf, vor allem das stoffreiche Gedicht des Antimachos von Kolophon, der durch den Beifall Platos für den Mangel an Anerkennung von anderer Seite sich reichlich entschädigt erachtete.<sup>3)</sup> Auch die Tragödie schöpfte aus dem reichen Born,

<sup>1)</sup> Vgl. über denselben, um auf das zunächstliegende Buch zu verweisen, COMPARETTI, Vergil im Mittelalter, übers. von DÜTSCHKE p. 199.

<sup>2)</sup> Den Versuch, diese Epen zu kon-

struieren, macht BETHE in seiner lehrreichen Schrift „Thebanische Heldenlieder“, Leipzig 1891 (p. 35).

<sup>3)</sup> Spätere Bearbeiter der thebanischen Sage sind Antagoras von Rhodos und Mene-

wir erinnern nur an die thebanischen Stücke des Sophokles, an die Sieben von Aeschylus, an die Phoenissen und die Schutzflehenden von Euripides. Selbst die Römer streckten die Hände nach der reichen Tafel aus; Ponticus schrieb, wie wir aus Properz wissen, ein thebanisches Heldenlied, das, wie es scheint, von Kadmus bis zum Epigonenzug reichte; <sup>1)</sup> auch der unter dem Namen „Lynceus“ sich bergende Dichter scheint eine Thebais geschrieben zu haben; <sup>2)</sup> der Tragiker Seneca endlich behandelte den Sagenkreis in seinen Phoenissen. So zahlreich waren die Vorgänger des Statius. Der Mühe, den Stoff erst aufzufinden und zu einem Ganzen zu verbinden, war also der Dichter überhoben. Es konnte sich nur um kleine Modifikationen und kleine Verschiebungen handeln. Der Aufbau machte ihm keine Schwierigkeiten, da er dem Gang der Erzählung folgte und den Mythos von Anfang an zur Darstellung brachte. Statius wollte es dem Vergil gleichthun, denn dieser war sein dichterisches Ideal; er schloss sich daher schon beim Aufriss des Ganzen an den grossen Vorgänger an. Die Aeneis umfasste zwölf Bücher; auch unser Epiker gliedert seinen Stoff in zwölf Gesänge. Noch mehr. In der Aeneide hebt das siebente Buch, also die zweite Hälfte mit der Darstellung der Kämpfe an, auch Statius lässt erst mit dem siebenten Buch die Kämpfe vor Theben beginnen. Freilich ist durch diese Gliederung ein Missverhältnis der zwei Teile herausgekommen, die ersten sechs Gesänge müssen dem Plane gemäss die Vorbereitungen zum Kampfe schildern, allein, da es unmöglich war, damit die Bücher zu füllen, so schob der Dichter die grosse, mehrere Bücher sich hindurchziehende Episode von Hypsipyle und Archemorus ein. Der Aufbau der zweiten Hälfte bot keine Schwierigkeiten dar; hier musste eine Reihe von Kampfesbildern, in denen die einzelnen argivischen Helden (Adrastus ausgenommen) auftreten und den Untergang finden, vorgeführt werden; die grauenhafte Scene, der gegenseitige Mord der Brüder musste als die bedeutsamste Situation am Schluss erscheinen. Allein zum Schaden des ästhetischen Eindruckes führt das Gedicht die Erzählung noch über dies Ereignis hinaus und zieht auch Kreon herbei. Schon aus dieser kurzen Darlegung erhellt, dass in der Konzeption des Ganzen das Werk an sehr erheblichen Mängeln leidet. Allein dem Dichter ist auch gar nicht darum zu thun, in diesem Aufbau den Schwerpunkt seiner Kunst zu suchen — er hätte ja in diesem Fall nicht den geradlinigen Weg eingeschlagen, sondern einen Ausschnitt gegeben — ihm liegt vor allem daran, eine Reihe von rhetorisch wirksamen Scenen aneinander zu fügen. Diese Scenen erfordern natürlich die epische Technik; Statius findet sie bei seinem Meister Vergil, den einen oder den andern Zug konnte er auch direkt aus Homer holen, allein dies geschieht verhältnismässig seltener. Sein vornehmstes Kunstmittel ist die Göttermaschinerie; durch Juppiter wird die Handlung in Bewegung gesetzt, beim Stocken derselben erfolgt ein Ruck von oben, um die Sache wieder in Gang zu bringen; thätig sind die Furien, wenn es gilt, Krieg und Leidenschaft zu entfalten; Schatten

laos von Aegae; vgl. über dieselben WELCKER, Kl. Schr. 1, 395.

<sup>1)</sup> Vgl. p. 175 am Ende; HAUBE, *De*

*carm. epic.* p. 29.

<sup>2)</sup> HAUBE p. 32.



werden aus der Unterwelt heraufgeholt, um in die Handlung einzugreifen. In allen diesen Gestalten ist kein Funken wahren Lebens, sie lassen uns daher kalt und langweilen uns. Der Dichter geht noch weiter, selbst abstrakte Begriffe müssen sich in das Göttergewand hüllen, die Virtus, die Pietas, die Oblivio und wie sie heissen mögen, tummeln sich schattenhaft auf der Bühne. Man sieht, wie die Personifizierung der Fama bei Vergil auf den Nachahmer gewirkt. Bei der Betrachtung der einzelnen Szenen stossen uns fortwährend Erinnerungen an die Aeneis auf. Der Dichter sieht es ja als sein höchstes Ziel an, es Vergil gleichzuthun und einmal reisst ihn das Bewusstsein, einen Treffer gemacht zu haben, sogar zu einem Ausbruch der Freude mitten in dem Gedicht hin. Als er seine Erzählung von Dymas und Hopleus, welche er nach dem Vorbild der Vergilschen Episode von Nisus und Euryalus entworfen, zu Ende geführt, apostrophiert er in grosser Erregung seine Helden also (10, 445):

*vos quoque sacrati, quamvis mea carmina surgant  
inferiore lyra, memores superabitis annos.  
forsitan et comites non aspernabitur umbras  
Euryalus Phrygiique admittit gloria Nisi.*

Bei der starken Anlehnung an Vergil, welche sich durch das ganze Gedicht hindurchzieht, wird sich die herkömmliche Ansicht, dass Statius seiner Thebais das Gedicht des Antimachos von Kolophon zu Grunde gelegt habe, nicht halten lassen. Selbst den Stoff braucht er dort nicht zu holen, den konnten ihm die mythologischen Kompendien viel leichter darbieten. Was die Darstellung anlangt, so ist der Grundcharakter derselben die Übertreibung und die Masslosigkeit. Die Helden werden ins Groteske gezeichnet; das Grässliche wird mit Vorliebe aufgesucht, an grauenhaften Bildern, ich erinnere beispielsweise an die Schilderung des Oedipus und des in den Kopf seines Gegners beissenden Tydeus, ist kein Mangel. Besonders starke Farben werden aufgetragen, wenn der Dichter auf den Brudermord zu sprechen kommt; selbst die Göttermaschinerie wird hier, um das Schaudervolle zu steigern, in Bewegung gesetzt. Langatmige Beschreibungen nehmen einen breiten Raum ein. Die Gleichnisse häufen sich in einer Weise, dass sie den Leser fast erdrücken. Der sprachliche Ausdruck ist nicht harmonisch, bald ist er weitschweifig, bald bis zur Dunkelheit zusammengedrängt.<sup>1)</sup> Nach dieser Darlegung wird man begreifen, dass wahre Poesie in diesem Epos nicht zu finden ist; nicht der Dichter, sondern der Rhetor führt den Griffel.

Die Abfassungszeit der Thebais. Das Epos wurde kurz vor der Herausgabe des ersten Buchs der Silven publiziert; denn er sagt in der Vorrede: *adhuc pro Thebaide mea, quamvis me reliquerit, timeo*, also etwa 92, da wir dieses Jahr (oder Ende 91) für die Herausgabe des ersten Buchs der *silvae* in Anspruch nahmen. Wenn nun der Dichter nicht einen längeren Zeitraum zwischen der Herausgabe und der Fertigstellung des Werks verstreichen liess, so muss er, da er zwölf Jahre an dem Gedicht gearbeitet haben will, etwa 80 damit begonnen haben. Damit stimmt, dass im Jahre 95 Statius von der günstigen Aufnahme des Epos sprechen konnte (4, 4, 87 vgl. FRIEDLÄNDER, Sittengesch. 3<sup>a</sup> 450, Anm.).

Die Scholien. Zu der Thebais ist ein Kommentar vorhanden (abgedruckt z. B. in der Ausgabe des Fr. TILIOBROGA, Paris 1600), der in manchen Handschriften für sich allein dasteht, in andern mit dem Text der Thebais verbunden ist. Der Name des Autors

<sup>1)</sup> Vgl. das Urteil M. HAUPTS *opusc.* 3, 128.

schwankt zwischen Lactantius, Lactantius Placidus und Caelius Firmianus Placidus Lactantius. Wahrscheinlich hiess er Lactantius Placidus und werden die übrigen Namen durch Vermischung des Kommentators mit dem Kirchenvater hinzugekommen sein. Eine Ausgabe, die durchaus für die richtige Beurteilung des Kommentars notwendig ist, bereitet KOHLMANN (handschriftliche Mittheilungen Philolog. 33, 128) vor; eine vorläufige Probe des selben (zu III 1—323) gibt das Emdener Programm vom Jahre 1886/7. — SCHOTTKY, *De pretio Lactantiani commentarii*, Breslau 1846 (unbedeutend); UNGER, *Electa e Lactantii in Statii Thebaidem*, Friedland 1864. — Über die metrischen Argumente vgl. OPITZ, Leipzig. Stud. 6, 306.

Überlieferung. Wie in der Achilleis ist der Vertreter der guten Handschriftenfamilie der Puteanus oder Parisinus 8051 s. X. Das vierte Buch hat die *scriptio codex Juliani v. c.*

**409. Die Achilleis.** Seinen Helden nach allen Seiten hin zu schildern, ist sein Ziel,

*quamquam acta viri multum inclita cantu  
Maeonio, sed plura vacant: nos ire per omnem  
(sic amor est) heroa velis Scyroque latentem  
Dulichia proferre tuba nec in Hectore tracto  
sistere, sed tota iuvenem deducere Troia,*

verkündet er im Eingang seines Gedichts. Die Erzählung beginnt mit der Abfahrt des Paris und der Helena von der spartanischen Küste. Als die Mutter des Achill Thetis des Schiffs gewahr wurde, stellten sich ihrem Geiste die Gräuel des Krieges dar, welche die Folge dieser Fahrt sein werden. Sie ist fest entschlossen, diesen ihren geliebten Achill zu entziehen. Als sie daher bei Neptun mit ihrem Gesuch, das verhängnisvolle Schiff dem Untergang zu weihen, kein Gehör fand, kam ihr der Gedanke, den Sohn auf andere Weise zu schützen. Sie begibt sich daher zu dem Erzieher Achills Chiron, um den Sohn abzuholen; sie will ihn verbergen. Als ein sicherer Versteck erschien ihr der Hof des Königs Lykomedes auf der Insel Skyros. Und zwar sollte dort Achilles als Mädchen verkleidet im Kreise der Töchter des Lykomedes verweilen. Auf dem Wege dahin nimmt sie die Metamorphose vor; als Mädchen tritt sonach Achilles ins Haus des Lykomedes ein. Nachdem Achilles auf diese Weise geborgen ist, wendet der Dichter unsere Blicke auf die furchtbaren Zurüstungen zu dem Feldzug gegen Troia. Alles war aus Griechenland herbeigeströmt, nur Achilles fehlte. Niemand wollte aber denselben missen. Protesilaus fordert daher Kalchas auf, den Aufenthaltsort Achills zu offenbaren. Der Seher weist auf Lykomedes und auf die weibliche Hülle des Äakiden hin. Diomedes und Ulixes machen sich auf den Weg, um den Vermissten herbeizuholen. Mittlerweile hat sich auch in Skyros ein Ereignis zugetragen. Eine der Töchter des Lykomedes Deidamia hatte die Liebe des Achilles erregt; es entspinnt sich zwischen beiden ein Verhältniss, das nicht ohne Folgen blieb. Die Frucht ihrer Liebe ist Pyrrhus. Jetzt sehen wir die beiden griechischen Helden in Skyros landen. Sie begeben sich zu Lykomedes; aus verschiedenen Anzeichen glaubt Ulixes in der Mädchenschar den Achilles zu erkennen. Um ihn aber völlig zu entlarven, greift er zu einer List. Er lässt durch Diomedes verschiedene Geschenke für die Mädchen herbeischaffen; darunter befanden sich auch Wehr und Waffen. Während nun die Königstöchter die dem weiblichen Wesen entsprechenden Geschenke sich aussuchen, wird Achill in auffallender Weise durch die Waffen gefesselt. Da naht sich Ulixes und eröffnet ihm, dass der junge Held er-



kannt sei. In seine Worte fällt der von ihm angeordnete Schlachtruf mit der Trompete. Da konnte sich Achill nicht mehr zurückhalten; während die Mädchen bestürzt fliehen, greift er zu den Waffen, der Kampfheld steht vor unsern Augen, die Jungfrau ist verschwunden. Entschlossen mit in den Krieg gegen Troia zu ziehen, gesteht Achilles dem Lykomedes seine Beziehungen zu Deidamia und erhält Verzeihung. Es kommt die Stunde der Trennung, schwer für die junge Frau, welche die in die Ferne Ziehenden mit ihren Blicken verfolgt. Ulixes tröstet Achill und erzählt ihm die Veranlassung des Kriegs. Dann erkundigt sich Diomedes nach dem bisherigen Leben und Treiben Achills. Mit einer Schilderung derselben durch den jungen Helden schliesst das Epos, wie man sieht unvollendet. Das Epyllion ist zwar breit angelegt, aber doch im ganzen anmutig.

Zeit der Abfassung. Die Achilleis wurde begonnen im Jahre 95; er erwähnt sie 4, 7, 23 *primis meus ecce metis haeret Achilles*; 4, 4, 88 wird von dem Erfolg seiner Thebais gesprochen und dann fortgefahren (93):

*nunc vacuos crines alio subit infula nexu;  
Troia quidem magnusque mihi temptatur Achilles.*

Dieses Stück fällt unbestritten ins Jahr 95. (Ohne Bedeutung 5, 2, 163). Die Nichtvollendung erklärt sich durch den wohl bald nach dem Beginn des Epos eingetretenen Tod des Statius.

Überlieferung. Die gute Handschriftenklasse wird vertreten, wie in der Thebais, in erster Linie durch den Puteanus s. Parisinus 8051 s. X. In diesem Kodex endigt das erste Buch erst mit Vs. 960, während die gewöhnlichen Ausgaben, auf geringere Handschriften gestützt, den Schluss des ersten Buchs schon nach Vs. 674 ansetzen. Diese Bucheinteilung lag auch Priscian VII 65 p. 342 H. und Eutyches II 6 p. 475, 13 K. vor. Auch unbedeutende Scholien sind zur Achilleis vorhanden. Den grössten Teil derselben publizierte KOHLMANN im Emdener Programm des Jahres 1877.

**410. Die Stoffe der Silven.** Das erste Buch ist dem Arruntius Stella<sup>1)</sup> aus Patavium gewidmet, an den auch Martial verschiedene Gedichte gerichtet. Derselbe war ebenfalls Dichter und hatte seine Geliebte, die schöne und reiche Violentilla unter dem Namen „Asteris“ besungen. Auf die Vermählung des Stella und der Violentilla dichtete Statius das Epithalamium; in demselben erscheint die Venus auf Betreiben Amors bei der Violentilla, um sie für Stella zu erwärmen. Dieses Gedicht erscheint an der zweiten Stelle; die erste gebührt dem Kaiser, denn *a Jove principium*, wie der Dichter selbst sagt; das Eingangsgedicht beschreibt die Reiterstatue Domitians. Auch der Schluss geht wieder auf den Juppiter auf Erden. Domitian hatte an einem 1. Dezember dem Volke ein Fest gegeben, zur Vorfeier der Saturnalien. Es wird geschildert, wie Geschenke verteilt werden, wie ein Mahl ausgerichtet wird, an dem der Kaiser selbst teilnimmt, wie endlich abends ein glänzendes Feuerwerk stattfindet, das die Nacht zum Tage macht. Von den übrigen Gedichten enthalten zwei Schilderungen glänzender Bauwerke, das eine (3.) die Beschreibung der zwei Paläste, welche sich Manilius Vopiscus bei Tibur am Anio erbaut hatte, dann die Beschreibung des Bades, das sich Claudius Etruscus angelegt hatte (5.); das dritte (4) endlich ist ein Dankesgedicht auf die Genesung des erkrankten Stadtpräfekten Rutilius Gallicus. Auch hier wird derselbe

<sup>1)</sup> FRIEDLÄNDER zu Martial 1 p. 66.

Kunstgriff wie im Epithalamium, die Heranziehung der göttlichen Macht, in Anwendung gebracht.

Das zweite Buch hat Statius dem durch seine elegante Lebensführung berühmten Atedius Melior zugeeignet; derselbe bildet auch den Mittelpunkt des Buchs; denn drei Stücke beziehen sich auf ihn; er erhielt ein Trostgedicht auf den Tod seines Liebblings, des dreizehnjährigen Glaucias (1), dann ein Klagelied auf seinen verstorbenen sprechenden Papagei (4), endlich ein Gedicht auf einen Baum, der den See seines Landgutes beschattete (3) in Form einer ätiologischen Sage. Ausserdem enthält diese zweite Sammlung noch ein Trostgedicht für Flavius Ursus beim Verlust seines Liebblings Philetos (6), die Beschreibung der Villa des reichen Puteolaners Pollius Felix bei Sorrent (2), endlich die Feier des Geburtstages des Dichters Lucan für dessen Witwe (7). Mit dem Hof hat nur ein Stück Berührung. Als der gezähmte Löwe des Domitian durch ein anderes entflohenes wildes Tier zerrissen wurde, sprach auch Statius sein dichterisches Beileid aus (5).

Demselben Pollius Felix, dessen Villa im zweiten Buch beschrieben wurde, gehört die dritte Silvensammlung. Das erste Gedicht knüpft naturgemäss an Pollius Felix an und beschreibt den glänzenden Tempel des Hercules, den der reiche Mann bei Sorrento errichtet hatte. Das zweite Stück ist ein Geleitspoem für den ins Feldlager nach Syrien ziehenden Maecius<sup>1)</sup> Celer. Es folgt eine Consolatio für den uns aus dem ersten Buch bekannten Claudius Etruscus bei dem Tode seines Vaters, der in Smyrna gebürtig, sich von der niedrigsten Lebenslage bis zum Vorsteher des Rechnungsamtes emporgeschwungen hatte. Das vierte Stück führt den Titel „die Haare des Flavius Earinus“. Dieser Eunuche war Mundschenk Domitians, sein erstes abgeschnittenes Haar hatte er mit einem Spiegel dem Tempel des Aesculap zu Pergamon geweiht; auf seine Bitte hin feiert der Dichter dieses Ereignis in dichterischer Form. Im Schlussgedicht der Sammlung wendet sich der Dichter an seine Gemahlin und sucht sie zu bestimmen, Rom zu verlassen und mit ihm nach Neapel zu ziehen.

Das vierte Buch ist für Vitorius Marcellus<sup>2)</sup> bestimmt und wurde nach seiner Übersiedelung nach Neapel herausgegeben; es ist derselbe, dem Quintilian seine rhetorische Unterweisung gewidmet hatte, ein berühmter Sachwalter. Allein die Sammlung wird nicht mit dem Gedicht an ihn eröffnet, in dem Statius den Freund auffordert, sich Ruhe zu gönnen, denn

*vires instigat alitque  
tempestiva quies, maior post otia virtus.*

Dieses nimmt erst die vierte Stelle ein. Den Vortritt hat hier wiederum der Kaiser, den die drei ersten Stücke verherrlichen; im ersten erhalten wir einen Panegyricus zum 17. Konsulat Domitians, im zweiten eine Danksagung an den Kaiser für eine ihm gewordene Einladung zum Mahle, im dritten endlich die Beschreibung der *via Domitiana*, welche

<sup>1)</sup> So zu schreiben FRIEDLÄNDER 3, 484.

<sup>2)</sup> Dies ist die richtige Schreibung (NOHL, Hermes 12, 517).



Cumae mit Rom verband. Auch zwei Oden hat uns der Dichter in dem Buch gespendet, die eine (5) enthält das Lob des Septimius Severus, der sowohl als Redner wie als Dichter thätig war, die zweite (7) fragt an, wann der in Dalmatien eine militärische Stellung bekleidende Vibius Maximus zurückkehre, da ohne ihn des Dichters Muse erlahme; zugleich gedenkt er dankbar der Anregung, die er für seine Thebais von Vibius Maximus empfangen. Zum Schluss gratuliert er dem Freunde zur Geburt eines Sohnes und weiss hiebei auch des Adressaten historisches Werk anzubringen. Es sind noch drei Gedichte übrig, eines (6) schildert ein Kunstwerk, den Hercules des Lysippos, den Statius bei Novius Vindex gesehen, das zweite (8) ist eine an Julius Menecrates, den Schwiegersohn des Pollius Felix gerichtete Gratulation zur Geburt eines dritten Kindes, das letzte (9) ein Scherz. Der Dichter hatte an den Saturnalien an Plotius Gypus ein fein gebundenes Büchlein geschickt und als Gegengeschenk ein von Motten zerfressenes Buch, die „*oscitationes Bruti senis*“ enthaltend, empfangen. Darüber ist der Dichter erzürnt und fragt an, ob denn Gypus gar nichts auftreiben konnte, was sich als Geschenk eignete.

Das fünfte Buch beginnt mit einem des Schlusses ermangelnden Brief an den kaiserlichen Sekretär Abascantus, der die Überreichung eines Epicedion auf die vor zwei Jahren gestorbene Gemahlin des mächtigen Mannes motiviert. Von einer Widmung des Buchs ist dagegen keine Rede. Es ist daher eine sehr wahrscheinliche Vermutung, dass das Buch nicht von dem Dichter herausgegeben, sondern erst aus seinem Nachlass zusammengestellt wurde. Dafür spricht auch, dass das letzte Gedicht unvollendet vorliegt.<sup>1)</sup> Ausser dem Epicedion auf die Gemahlin des Abascantus enthält das Buch noch ein solches auf seinen Vater (3) und eines auf seinen Pflegesohn (5). Das an zweiter Stelle stehende Gedicht wendet sich an Vettius Crispinus, der im Alter von 16 Jahren das Legationstribunat erhalten und auch die Salierwürde bekleidete; er war bei den Recitationen des Dichters eine tüchtige Beihilfe. Endlich ist in das Buch noch aufgenommen ein schönes Gedicht des erkrankten Statius an den Schlaf (4).

Die Chronologie der Silven hat zwei Fragen zu lösen 1) wann die einzelnen Silvae gedichtet wurden; 2) wann die einzelnen Bücher herausgegeben wurden. Für uns genügt es, wenn hier lediglich die Anfangs- und Endpunkte festgestellt werden. Das älteste Gedicht der Sammlung steht im letzten Buch (3), es ist das Epicedion auf Statius' Vater; es wurde drei Monate nach dessen Tod gedichtet, der bald nach 79 eintrat (5, 3, 205), und auf dieses Epicedion spielt er (3, 3, 39) an. Aber das Gedicht erfuhr später eine Umarbeitung, denn die Verse 225 fg. setzen den Sieg des Dichters im albanischen Agon und seine Niederlage im capitolinischen voraus; da das letzte Ereignis mit grosser Wahrscheinlichkeit ins Jahr 94 zu setzen ist, so muss die Umarbeitung nach dieser Zeit erfolgt sein. Allein dieses Gedicht ist erst aus dem Nachlass veröffentlicht. Die übrigen Stücke fallen nicht, soweit wir sehen können, vor 88. Keines der Stücke führt uns in die Zeit nach Domitians Tod; sie reichen etwa bis 95. Sonach haben wir anzunehmen, dass alle Silven (abgesehen von dem Epicedion auf seinen Vater) der Zeit von 88 bis 96 angehören, Statius war schon ein reiferer Mann, als er sie schrieb, denn er sagt (4, 4, 69): *nos vergimur in senium* vgl. 5, 2, 158. — Was die Herausgabe der *silvae* anlangt, so kann das erste Buch nicht vor Ende 91 oder 92 ediert sein, da es den Tod des Rutilius Gallicus voraussetzt. Allein es kann auch nicht viel später herausgegeben sein, da für das 3. Buch

<sup>1)</sup> Allerdings wäre auch möglich, dass | Laufe der Zeit die Verstümmelung erlitten, das Gedicht vollständig war und erst im |

das Jahr 94 (FRIEDLÄNDER, Sittengesch. 3<sup>e</sup> 478), für das 4. Buch 95 sich ergibt. Wenn wir für jede Silvensammlung den Zeitraum eines Jahres ansetzen, wird das erste Buch 92 erschienen sein. Die letzte Sammlung wurde, wie wir annahmen, nicht durch den Dichter selbst publiziert, sie wird in dem Jahre 96 erschienen sein. Also erblickten die fünf Bücher der *silvae* wahrscheinlich in der Zeit von 92—96 das Licht der Öffentlichkeit.

**411. Charakteristik der Silven.** Durch zwei Eigenschaften wird der Charakter der *Silvae* des Statius bestimmt, es sind Gelegenheitsgedichte und diese Gelegenheitsgedichte sind für vornehme Leute bestimmt, deren Gunst und Freundschaft der Dichter erlangen oder sich bewahren will. Seine Muse ist also eine dienende, ja sie arbeitet sogar auf Bestellung. Es ist selbstverständlich, dass ein Wink des Kaisers genügte, um die Dichterader zu erschliessen. Aber selbst irgend einer Hofkreatur konnte man nicht leicht ein Gedicht versagen. Allerdings war für den Dichter die Erfüllung mancher Bitte keine leichte Sache, und als der Lustknabe Earinus sein abgeschnittenes Haar besungen wissen wollte, mochte sich Statius das Gefühl unwürdigen Thuns aufdrängen, allein schliesslich gab er doch nach, sich mit dem Satz tröstend, dass, wer die Götter verehrt, auch ihre Diener verehren muss. Gelegenheiten, den vornehmen Herren ein Gedicht zu präsentieren, boten sich viele dar. Hochzeit, Geburt, Tod haben zu allen Zeiten den Dienst der Poesie in Anspruch genommen. Aber auch der häusliche Glanz forderte den Dichter, da dieser der geeignete Verkünder desselben ist. Man lud ihn daher gern ein, man zeigte ihm die glänzende Villa, das luxuriöse Bad, auf der Tafel prangte ein kostbares Kunstwerk, ein geschickter Papagei trieb sein drolliges Wesen, im Garten stand ein merkwürdig gewachsener Baum. Man rechnete darauf, dass ein Gedicht diese Herrlichkeiten und Merkwürdigkeiten dem Publikum bekannt gebe und so den Ruhm der Besitzer verbreite. Nicht bloss Statius, sondern auch Martial war in dieser Weise thätig.<sup>1)</sup> Die Silvenpoesie musste sonach einen panegyrischen Zug erhalten; dieser tritt in den meisten Gedichten nicht störend hervor, allein wenn die Rede auf den Kaiser kommt, artet das Lob in arge Schweifwedelei und Servilität aus; doch fehlt das uns bei Martial so sehr abstossende Betteln um ein Douceur. Das Gelegenheitsgedicht bringt es mit sich, dass dasselbe in aller Eile fertig gestellt werden muss. Diese Momentpoesie verträgt keinen langen Aufschub. Leichtflüssigkeit des Schaffens ist das erste Erfordernis für den Gelegenheitsdichter. Dieser Eigenschaft konnte sich Statius mit Recht rühmen; als er seine erste Silvensammlung in die Welt hinausgeschickte, setzte er in der Vorrede weitläufig auseinander, dass ihm kein Stück über zwei Tage gekostet habe, und unter den in jener Sammlung vereinigten Gedichten befindet sich eines mit 277 Hexametern. Durch diese Erklärung glaubte er sich gegen Tadel gesichert, allein dass dieser doch nicht ausblieb, zeigt die Vorrede zu der vierten Sammlung. In der That können dem aufmerksamen Auge des Lesers die Spuren der eiligen Arbeit nicht entgehen. Vor allem ist es die Schablone, welche deutlich wahrnehmbar ist. So tummelt sich der Dichter in den Epicedien

<sup>1)</sup> Die Parallelgedichte sind nach der Zusammenstellung FRIEDLÄNDERS, Sittengesch. 3<sup>e</sup>, 475: M. 6, 21 = St. 1, 2 M. 6, 42 = St. 1, 5

M. 6, 28 = St. 2, 1 M. 7, 21—23 = St. 2, 7  
M. 7, 40 = St. 3, 3 M. 9, 11—13 (16. 17. 36)  
= St. 3, 4 M. 9, 43 = St. 4, 6.



auf den drei Gemeinplätzen, der Wehklage um den Verstorbenen, dem Lob des Verstorbenen, der glänzenden Leichenfeier. Dann muss die poetische Make erhalten; die Anrufungen der Götter nehmen einen grossen Raum ein, auch das persönliche Eingreifen der Götter ist zur Anwendung gekommen, durch den Aufenthalt göttlicher Wesen wird selbst die Schönheit einer Gegend charakterisiert. Auch Reden und Beschreibungen tragen zur leichten Ausfüllung des Rahmens eines Gedichtes bei. Selbst der Wortschatz ist von Eintönigkeit nicht frei. Mit einem Worte, die *Silvae* quillen nicht aus einer tiefen, poetischen Empfindung, sie zeigen uns den gewandten Versemacher und Schilderer,<sup>1)</sup> aber sie zeigen uns nicht den unser Herz packenden Dichter. Das Interesse, das uns diese Schöpfungen erregen, beruht wesentlich darauf, dass sie uns Bilder der römischen Gesellschaft geben. Dieses hohe stoffliche Interesse hat offenbar Niebuhr zu seinem überschwänglichen Preis verleitet: „Statius ist gross, sind seine Worte, in seinen kleinen Gedichten, sie gehören zu den ächten Gedichten, welche die rechte Farbe des Landes an sich tragen, man liest sie besonders gern, wenn man sie in Italien liest“. Doch aus einem Gedicht strahlt uns der Duft wahrer poetischer Empfindung entgegen. Als den kranken Dichter sieben Nächte der Schlaf gemieden, schilt er den Gott (5, 4, 1):

*crimine quo merui, iuvenis placidissime divum,  
quoque errore miser, donis ut solus egerem,  
somne, tuis? tacet omne pecus volucresque feraeque  
et simulant fessos curvata cacumina somnos,  
nec trucibus fluviis idem sonus; occidit horror  
aequoris, et terris maria acclinata quiescunt*

und spricht den Verdacht aus, dass ein Mädchen denselben in seinen Armen gefesselt halte; er wagt nicht die Bitte, dass Somnus sich mit seinen Fitigen über seine Augen senke, er ist schon zufrieden, wenn er ihn nur mit der Spitze seines Stabes berührt oder leicht über ihn hinweggleitet.

Das Wort *silva*. Quint. 10, 3, 17 *diversum est — eorum vitium, qui primo decurrere per materiam stilo quam velocissimo volunt et sequentes calorem atque impetum ex tempore scribunt; hanc silvam vocant.*

Die Überlieferung der *silvae* basiert auf dem Kodex von St. Gallen, welchen Poggio aufgefunden und nach Italien gebracht hatte. Denselben verglich Angelus Politianus mit der *editio princeps* des Jahres 1472. Dieses kollationierte Exemplar ist noch in der *bibliotheca Corsiniana* zu Rom vorhanden. Da der *codex Sangallensis* verloren ist, so sind wir jetzt in erster Linie auf diese Kollation angewiesen. Allein dieselbe ist schwer zu entziffern und gewährt nicht das volle Bild des kollationierten Kodex. In zweiter Linie stehen die Handschriften welche durch ein Mittelglied auf den *Sangallensis* zurückgehen, es sind dies besonders der *Matritensis*, der *Rhedigeranus* und der in Wien befindliche *Budensis*. Nur in dem *Genethliacon Lucani* (2, 7) fliesst eine von dem *Sangallensis* unabhängige Quelle in dem Laur. 32, 9.

**412. Rückblick.** Sehen wir auf die Werke des Statius zurück, so ist der Zeit nach das früheste die Thebais, die wahrscheinlich in den

<sup>1)</sup> Diese Eigenschaft war es, die besonders Goethe imponierte; denn als er durch HAND auf den ihm bis dahin unbekannten Statius aufmerksam gemacht denselben durchgelesen: *Statius, inquit, poeta est magnopere laudandus assidueque studio nostro dignus: non me offendunt ea, quae luxurie quadam ingenii effudit, sed admiror in eo artem, qua res conspicuas mente comprehendere et*

*exacte describere optimum quemque poetam decet. Vide quam accurate depingat illum equum Domitiani, quam fideliter reddat imaginem Herculis, quam subtiliter describat villarum regiones, balnei ornamenta. Omnes res, quas verbis designat, ante oculos nobis versari videntur: tanta est ei ars rerum imagines percipiendi et repraesentandi (HAND, Statii Hercules Epitrapezios Jena 1849 p. 7).*

Jahren 80—92 entstand; nach derselben, im Jahre 95 wurde die Achilleis in Angriff genommen, dieselbe kam durch den Tod des Dichters nicht zur Vollendung. Die Gelegenheitsgedichte begleiten beide Werke; von dem Epicedion auf seinen Vater abgesehen, beginnen sie etwa mit dem Jahre 88. Die Herausgabe derselben erfolgte nach dem Erscheinen der Thebais, wahrscheinlich mit dem Jahr 92; noch drei Sammlungen liess der Dichter folgen, die letzte im Jahre 95. Aus seinem Nachlass wurde von fremder Hand ediert die Achilleis und noch eine Silvensammlung, welche jetzt als 5. Buch zählt.

Wie bei andern Schriftstellern des Altertums hat auch bei Statius die Beurteilung eine tiefgehende Änderung erfahren. Im Mittelalter waren die Thebais und die Achilleis viel gelesene Gedichte, dagegen waren die Silvae nahezu verschollen. Heutzutage lebt Statius nur noch in seinen Silvae fort.<sup>1)</sup>

Ausgaben sämtlicher Werke des St. von DUEBNER, Paris 1835 (1 Bd.), 1836 (2 Bd.); von QUECK (2 Bde.) Leipz. 1854; von BÄHRENS (Silvae) und KOHLMANN (Achilleis, Thebais) Leipz. 1876 und 1879. — Thebais (die ersten sechs Bücher) von OTTO MÜLLER, Leipz. 1870. — Silvae von MARKLAND, London 1728 (schwer zu lesender Abdruck Dresden 1827), eine durch reiche Konjekturen ausgezeichnete Ausgabe; von HAND (enthält nur 1, 1—3, weit-schweifiger Kommentar). — Bearbeitungen einzelner Silvae (knappe Auswahl): 1, 2 HERZOG, Leipz. 1882; 1, 4 FRIEDLÄNDER, Sittengesch. 3<sup>e</sup> 479; 1, 6 WACHSMUTH, Rh. Mus. 43, 21; 3, 5 IMHOF (Halle 1863); 4, 6 HAND (Jena 1849). STANGE, *Statii carminum quae ad Domitianum spectant interpretatio*, Dresden 1887.

Andere Epiker sind:

1) Saleius Bassus. Quintil. 10, 1, 90 sagt, als er von den Epikern handelte: *vehemens et poeticum ingenium Salei Bassi fuit, nec ipsum senectute maturuit*. Vgl. Tacit. dial. 5 und 9; Juv. 7, 80. — HELD, *De Saleio Basso*, Bresl. 1834.

2) Cordus. Von ihm erwähnt eine Theseis Juv. 1, 2.

3) Julius Cerialis hatte ausser einer Gigantenschlacht auch ländliche Gedichte nach dem Muster Vergils verfasst (Martial 11, 52, 17).

4) Caninius Rufus *bellum dacicum scribere parat*, wie Plin. ep. 8, 4, 1 berichtet.

#### 14. M. Valerius Martialis.

**413. Biographisches.** M. Valerius Martialis ist ein Spanier; Bilbilis, eine in der Tarraconensischen Provinz am Salo gelegene kleine Stadt, nennt er seine Heimat. Seine Eltern Valerius Fronto und Flaccilla (5, 34) liessen ihn die grammatische und die rhetorische Schule durchmachen (9, 73, 7). Als er im Anfang der zwanziger Jahre stand, wandte er sich (im Jahre 64) nach der Hauptstadt, um dort sein Glück zu versuchen. Ein doppelter Weg stand ihm offen, er konnte den mühevollen, aber reichlich lohnenden Beruf eines Sachwalters ergreifen; auf der anderen Seite konnte er sich auch als Klient ein zwar unterwürfiges, aber im ganzen viele freie Zeit gewährendes Dasein verschaffen. Reiche vornehme spanische Familien gab es in Rom genug, da war das Geschlecht des Rhetor Seneca, da war der berühmte Rhetor Quintilian und andere. Hier war es ihm ein leichtes, in das Verhältnis der Klientel zu kommen, hier waren sicherlich auch Empfehlungen für andere angesehene Häuser zu haben. In seinen Gedichten sehen wir Martialis lediglich auf der zweiten Laufbahn,

<sup>1)</sup> Auch die Übersetzung der Thebais von IMHOF (Ilmenau 1885 und 1889) wird nach dem Eindruck, den sie auf mich gemacht, wenige zur Lektüre bestimmen.



und wir wissen nicht, ob er jemals einen Versuch in der Sachwalterkarriere gemacht. Im Interesse der Litteratur können wir uns nur freuen, dass er dem Klientendienst sich widmete; derselbe bot ihm reichlich Gelegenheit, sich mit allen Schichten des damaligen Roms vertraut zu machen; ein feiner Beobachter, der für alles ein offenes Auge hatte, sammelte er sich jetzt die Schätze, die er später in das lautere Gold seiner Poesie umsetzte. Freilich hatte auch seine Stellung als Klient manche Schattenseiten, und er liess es an Klagen nicht fehlen; es war hart, besonders im Winter, sich in aller Frühe vom Lager erheben, die Toga umwerfen und den Patronen seine Aufwartung machen zu müssen; auch waren der Demütigungen manche in den Kauf zu nehmen; bei den Mahlzeiten liess sich der Herr oft bessere Gerichte vorsetzen als seinem Klienten. Allein die *sportula* ernährte, wenn auch knapp, ihren Mann; und für Martial fielen noch besondere Geschenke ab; wenigstens finden wir ihn ziemlich früh im Besitz eines kleinen Güthchens bei Nomentum (13, 42 und 119). Das dichterische Talent musste ja Martial einen Vorsprung gegenüber vielen andern Klienten geben, doch ist uns von Gedichten Martials aus dieser Zeit nichts erhalten. Die erste Spur des dichterischen Schaffens tritt uns von seiten Martials erst aus der Zeit entgegen, da er die Mittagshöhe des Lebens überschritten und im Anfang der vierziger Jahre stand. Als Titus das Flavische Amphitheater einweihte, gab er (im Jahre 80) dem Volk eine Reihe von Spielen, welche durch ihre Pracht und ihre Kuriosität alles in Erstaunen setzten. Auf diese merkwürdigen Darstellungen warf Martial eiligst eine Anzahl Epigramme hin und überreichte sie dem Kaiser. Seine Eilfertigkeit entschuldigt er mit den Worten: „Nimm das rasch Hingeworfene gnädig auf: kein Missfallen verdient, Cäsar, derjenige, der sich beeilt dir zu gefallen“ (32). Mit diesem Werk war der erste Schritt zum Dichterruhm gethan. Belohnungen blieben nicht aus, so das *Jus trium liberorum*. Schon Titus muss ihm dasselbe zgedacht haben, denn er spricht an mehreren Stellen von zwei Kaisern, welche nur Titus und Domitian sein können, als den Spendern dieser Auszeichnung (3, 95, 5 9, 97, 5). Da er aber auf der anderen Seite Domitian um Verleihung des Rechts in einem noch vorhandenen Epigramm bittet und dann in einem zweiten für die Gewährung seiner Bitte dankt (2, 91 und 92), so scheint die Gnadenbezeugung des Kaisers Titus erst durch Domitian ihre Rechtswirksamkeit erlangt zu haben. Auch durch den Titel eines Militärtribunen, womit die Erhebung in den Ritterstand verbunden war, wurde er ausgezeichnet (3, 95). Allein eine materielle Verbesserung seiner Lage scheint ihm von seiten des Hofes nicht zu Teil geworden zu sein. Etwa vier Jahre nach Veröffentlichung jener Erstlingsepigramme erschien eine neue und zwar diesmal umfassendere Sammlung, welche ihren Anlass in den Saturnalien hatte. Es war Sitte, an diesem Fest sich gegenseitig Geschenke zuzuschicken oder bei der Tafel zu verlosen; die ersteren hiessen *Xenia* (Gastgeschenke), die zweiten *Apophoreta* (Mitzunehmendes). Den Gaben fügte man poetische Etiquetten bei. Für beide Arten von Geschenken verfasste Martial eine Reihe von Epigrammen und vereinigte sie zu zwei Büchern, die nach der verschiedenen Bestimmung der Geschenke *Xenia* oder *Apophoreta* hiessen.

Allein alle diese Versuche zeigen noch nicht den Meister; erst als er sich von dieser einseitigen Dichtung emanzipiert und dem freieren Schaffen zugewendet hatte, leuchtete sein reicher Geist im hellsten Glanze. Bis zum Jahr 96 waren elf Bücher in den Händen des Publikums, sie verbreiteten den Ruhm des Verfassers in alle Weltgegenden, nur in seiner äussern Lage trat kein Umschwung ein; zwar finden wir ihn gegen Ende dieser Periode im Besitz eines eigenen Hauses (9, 18 9, 97) und eines Maultiergespannes (8, 61, 7), allein des Bettelns und der Klagen über den Klientendienst ist kein Ende; einmal gegen 88 hatte sogar der Unwille über seine Verhältnisse ihn bestimmt, Rom zu verlassen und sich nach Forum Cornelli in Gallia togata zu begeben; das dritte Buch der Epigramme ist dort erschienen (3, 4). Doch kehrte er bald wieder in die Hauptstadt zurück. Nach dem Tode Domitians entschloss er sich endlich definitiv Rom Lebewohl zu sagen. Gewiss war der politische Umschwung hiebei mitbestimmend. Für Domitians Anhänger war die Stunde herangekommen, in der sie ihre Rolle ausgespielt hatten. Was sollte der Dichter thun, der dem toten Kaiser im Leben fast in cynischer Weise geschmeichelt hatte? Das elfte Buch mit seinem über alle Massen ob-scönen Inhalt, das jetzt fertig geworden war, eignete sich nicht zur direkten Überreichung an den neuen Kaiser; er stellte daher eine Anthologie aus dem zehnten und elften Buch zusammen, um sie Nerva vorzulegen. Die Anthologie ist verloren, das Begleitgedicht aber erhalten (12, 5). Wahrscheinlich stand dort auch das durch den Juvenalscholiasten erhaltene Distichon:

*Flavia gens, quantum tibi tertius abstulit heres!  
paene fuit tanti, non habuisse deos.*

Hier wird allerdings ein ganz anderes Urteil über Domitian gefällt als früher; er hat, sagt der Dichter, soviel Schande auf das Geschlecht der Flavii gehäuft, dass man selbst auf die beiden ersten guten Flavii verzichtet haben würde, wenn man damit die Regierung des dritten abgewendet hätte. Allein auf die neuen Herrscher konnten solche Beschimpfungen unmöglich einen günstigen Eindruck machen. Auch Schmeicheleien fanden kein geneigtes Ohr mehr. Der Dichter verweist daher die Blanditiae zu den Parthern (10, 72, 4):

*iam non est locus hac in urbe vobis;  
ad Parthos procul ite pilleatos*

und meint, dass durch den jetzigen Kaiser aus dem stygischen Haus zurückgeführt worden sei (10, 72, 11):

*siccis rustica Veritas capillis.  
hoc sub principe, si sapi, caveto,  
verbis, Roma, prioribus loquaris.*

Nach einem Aufenthalt von 34 Jahren sagte er im Jahre 98 Rom Lebewohl und wählte die Vaterstadt Bilbilis zum Sitz seines Alters. Eine Freundin, die hochgebildete Marcella, hatte ihm ein herrliches Landgut geschenkt; jetzt völlig Herr seiner Zeit konnte er seine Tage in süßem Nichtsthun verbringen (12, 31). Aber auch in Bilbilis ruhte nicht seine Muse; noch ein Buch Epigramme wurde von dort nach Umlauf von etwa vier Jahren in die Welt hinausgeschickt, es ist das zwölfte.



Allein die Zeit des poetischen Schaffens war vorbei; der Dichter war mittlerweile alt geworden, dann — und dies ist das Entscheidende — fehlte der Boden, aus dem die Poesie Martials ihre Nahrung zog, Rom mit seinem grossstädtischen Treiben und Jagen. Bald nach der Herausgabe der letzten Epigrammensammlung starb der Dichter; um das Jahr 104 spricht der jüngere Plinius von seinem Tode (3, 21).

Die Hauptabhandlung über das Leben und die Schriftstellerei Martials bietet die Einleitung zu Friedländers Ausgabe. BRANDT, *De Martialis vita*, Berlin 1853; VAN STOCKUM, *De M. vita et scriptis*, Haag 1884 (ohne Werth); HÜBNER, *Martial* (Deutsche Rundschau 15. Jahrg. Heft 7, April 1889 p. 85).

**414. Das Korpus der Epigramme.** Das erhaltene Korpus stellt eine äusserliche Vereinigung von drei Teilen dar, dem für sich dastehenden Buch auf die Spiele (*liber spectaculorum* von Gruter genannt), der von Martial zu einer Einheit zusammengeschlossenen Epigrammensammlung in zwölf Büchern, endlich den zwei Etikettenbüchern, den Xenia und den Apophoreta. Weder das Buch auf die Spiele noch die Xenia und die Apophoreta tragen eine Buchnummer, ein deutlicher Beweis, dass sie ausserhalb der Epigrammensammlung stehen; die beiden Etikettenbücher werden in den Ausgaben regelmässig als I. XIII und I. XIV gezählt, allein in der echten Überlieferung hat diese Numerierung keine Gewähr. Es ist wahrscheinlich, dass, da die drei Teile nicht zu einer engeren Verbindung gelangten, die Zusammenstellung derselben erst nach dem Tode des Dichters gemacht wurde. Wir wenden uns zur Besprechung der drei Teile:

1. Der *liber spectaculorum* liegt uns in einem Auszug vor; es fehlen wichtige Schaustücke, deren Übergehung man dem Dichter kaum zutrauen kann, wie z. B. die Seeschlacht zwischen den Athenern und Syrakusern, welche Dio 66, 25 erwähnt. Das Buch in seiner jetzigen Gestalt umfasst 32 Epigramme, welche in der Überlieferung vielfach versprengt sind. Die drei ersten Nummern führen uns den Schauplatz des Buchs, Ort und Publikum vor, es folgt die Ausstellung der Delatoren (4), 5—23 nebst 27 schildern die Produktionen mit wilden und gezähmten Tieren, 24—26 mit 28 die Künste und Kämpfe auf der unter Wasser gesetzten Arena; 29 bezieht sich auf den Kampf zweier Gladiatoren, 30 auf die Verfolgung einer Antilope durch Hunde, 31 ist Schluss eines Gedichts auf einen Gladiatorenkampf, endlich 32 ein Distichon aus dem Widmungsgedicht an den Kaiser.

Der Bestand des epigrammaton liber wechselt in den Martialhandschriften; aus ihnen erhält man die Nr. 1—30. Die zwei letzten Nr. sind aus Exzerptensammlungen und Florilegien hinzugekommen, zum erstenmal in der Ausgabe des Junius. Nicht hieher gehört das in manchen Ausgaben als Nr. 33 aufgeführte Gedicht *Flavia gens* (p. 327). Dass in dem Buch auch Epigramme anderer Dichter stecken, ist eine unbegründete Hypothese Rutgers und Scrivers.

Die Abfassungszeit ist das Jahr 80, in dem die Spiele zur Einweihung des Flavischen Amphitheaters gegeben wurden, Friedländer statuiert die Möglichkeit, dass bei einer neuen Ausgabe noch einige Epigramme auf Schauspiele Domitians hinzugekommen seien (9. 22. 25b. 18. 20). Allein die Gründe sind völlig unzureichend. Noch weniger wahrscheinlich ist die Ansicht Daus, dass das Buch ursprünglich nur aus Epigrammen auf die Schauspiele bei dem dacischen Triumph Domitians bestand und auch für diesen Kaiser bestimmt war und dass erst später (vielleicht nach dem Tode Martials, p. 32) die auf Titus sich beziehenden Epigramme hinzugefügt worden seien. (Vgl. dagegen GILBERT, Wochenschr. f. klass. Philol. 5, 1069.)

2. Die grosse Epigrammensammlung bildet insofern eine Einheit, als einzelne Bücher vom Dichter mit Nummern versehen wurden. Dies geschah, soweit wir sehen können, erst vom fünften Buch an. Dieses Buch wird ausdrücklich als das fünfte bezeichnet (5, 2, 6 5, 15, 1), ebenso ist das sechste (6, 1) und das achte (*praef.*) numeriert. Auch vom zehnten und elften Buch ist die Rede (12, 5, 1). Von vornherein ist wenig wahrscheinlich, dass Martial mit einem „ersten“ Buch vor die Öffentlichkeit trat. Der Dichter würde ja in diesem Fall kundgegeben haben, dass er des Erfolges seiner Publikation ganz sicher ist. Als er das jetzige dritte Buch herausgab, sprach er von einem „*liber prior*“ (3, 1, 3). Es waren also damals noch keine zwei Bücher vorausgegangen; diese lagen aber vor, als er das fünfte edierte (5, 2, 5). Sonach muss das zweite Buch später herausgekommen sein. Als der Dichter dasselbe und zwar mit der Nummer dem Regulus überreichte, wunderte sich dieser und fragte nach dem ersten Buch (2, 93, 1). Diese Verwunderung erklärt sich am leichtesten, wenn wir annehmen, dass damals Martial noch keine numerierten Bücher gegeben hatte. Auch konnte die Einschaltung des neuen Buchs dann an einer beliebigen Stelle erfolgen. Wir werden uns die Sache so zu denken haben: Als die Epigramme Martials grossen Anklang fanden, entschloss er sich auch die Epigramme noch zu veröffentlichen, welche er bisher zurückgestellt hatte. Also die Idee eines Korpus von Epigrammen hat sich erst allmählich im Geiste des Dichters festgesetzt; wir können auch nachweisen, dass er mehrere Bücher zu Einheiten zusammenschloss. So überreichte er dem Rufus das dritte und vierte Buch in einer Gesamtausgabe (4, 82). Noch durchgreifender war aber die Konstituierung des Korpus der ersten sieben Bücher. Manche Leser hatten über fehlerhafte Abschriften dem Dichter gegenüber geklagt (7, 11); Martial unterzog daher diese Bücher einer Revision und überschickte sie dem Julius Martialis (7, 17). Hierbei wird die Numerierung aller Bücher durchgeführt worden sein. Aber auch das eine und das andere Epigramm mag hinzugekommen sein; so ist höchst wahrscheinlich, dass die erste Nummer, in der Martial von seinem Weltruf spricht, erst bei dieser zweiten Ausgabe der sieben Bücher hinzutrat. Es ist nicht wohl möglich, dass der Dichter gleich bei seinem ersten Auftreten mit solchem Selbstgefühl von sich sprach, selbst wenn einzelne Epigramme schon vorher eine weite Verbreitung und Anerkennung gefunden hatten. Es ist aber um so weniger anzunehmen, als das erste Buch noch ein zweites Epigramm enthält, welches einen Ton anschlägt, aus dem man sofort erkennt, dass ein zum erstenmal auftretender Schriftsteller spricht (1, 3). Ein ähnliches Verhältnis besteht zwischen den prosaischen Vorreden zum ersten und zweiten Buch; die Vorrede zum zweiten Buch enthält eine Rechtfertigung, dass den Epigrammen eine *epistula* vorausgeht, sonach müssen wir schliessen, dass zum erstenmal bei der Herausgabe des zweiten Buchs ein solcher prosaischer Brief an die Spitze trat; der Brief zum ersten Buch wird also bei der Edition der sieben Bücher hinzugekommen sein und Martial kann daher dort von „*libelli*“ sprechen. Auch 1, 2 und 1, 4 mögen erst später hier ihre Stelle gefunden haben. Weitgreifendere Umgestaltungen sind aber, soweit wir sehen können, nicht



eingetreten. Dagegen hat das zehnte Buch nach dem Erscheinen des elften eine starke Umwandlung durchgemacht; dasselbe war noch vor Domitians Tod herausgegeben; als die umarbeitende Hand an dasselbe herantrat, sass Trajan auf dem Thron; die starke Vermehrung, welche in der neuen Ausgabe eintrat, mag die Ursache gewesen sein, dass die frühere Ausgabe des zehnten Buchs unterging. Auch das zwölfte in Spanien an den Tag getretene Buch scheint nicht in seiner ursprünglichen Form, sondern in einer vermehrten Ausgabe vorzuliegen. Als nämlich der Gönner Martials Terentius Priscus von Rom nach Spanien zurückkehrte (Dezember 101), verfasste er in wenigen Tagen (praef. 20) einen *brevis libellus* (1, 3). Da aber das uns vorliegende Buch 98 Epigramme enthält, so wird der Dichter später eine vermehrte Auflage dieses *brevis libellus* veranstaltet haben.

Dies ist der Bestand der Sammlung. Die Zeit des Erscheinens der einzelnen Bücher anlangend, so liegen die in Rom geschriebenen Bücher (1—11) zwischen 85/6—96, hiezu kommt noch die Umarbeitung des zehnten Buchs vom Jahre 98. Unter Domitian sind entstanden eins bis neun, das elfte wurde unter Nerva, das umgearbeitete zehnte unter Trajan veröffentlicht. Das letzte (zwölfte) Buch erblickte in der kürzeren Fassung in Bilbilis das Licht und zwar Ende 101 oder Anfang 102 unter der Regierung Trajans. Wann das erweiterte Buch ediert wurde, wissen wir nicht.

Über die zwei ersten Bücher hat eine ungemein gekünstelte und verwickelte Hypothese Dau aufgestellt p. 78. Friedländer gibt zuletzt (Sittengeschichte 3<sup>e</sup> 472) folgende Chronologie:

I u. II	ediert 85/86
III	" 87/88
IV	" Dezember 88
V	" Herbst 89
VI	" Sommer oder Herbst 90
VII	" Dezember 92
VIII	" Mitte 93
IX	" Mitte oder Ende 94
X <sup>1</sup>	" Dezember 95
XI	" 96
X u. XI (Anthologie)	ediert 97
X <sup>2</sup>	ediert Mitte 98 (Abreise Martials aus Rom)
XII	" Anfang 102.

Derselbe lässt nur die Möglichkeit einer zweiten Ausgabe der sieben ersten Bücher zu.

3. Xenia und Apophoreta. Diese zwei Bücher heben sich schon dadurch von den übrigen ab, dass jedes Epigramm eine vom Dichter herrührende Überschrift hat. Die für Xenia bestimmten Gaben sind mit Ausnahme von 4, 15, 126, 127 lauter Speisen und Getränke. Die Apophoreta haben die Eigentümlichkeit, dass sie Paare von Geschenken und zwar je ein Geschenk eines Armen und eines Reichen, d. h. ein kostbares und ein wohlfeiles vorführen. Die Ordnung der Paare ist aber gestört teils durch Verschiebungen, teils durch Lücken.<sup>1)</sup> Die beiden Bücher wurden nach dem Chattenkrieg (84) und vor dem dacischen (86—89) herausgegeben (vgl. 14, 34 13, 4 14, 170).

Die Behauptung DAUS (p. 35—56, bes. p. 54), dass die Epigramme der Bücher 13

<sup>1)</sup> Vgl. FRIEDLÄNDER Ausg. 2, 295, der die zusammengehörigen Paare herzustellen versucht.

und 14 allmählich in den Jahren 84—92 entstanden seien, weist FRIEDLÄNDER zurück, Berl. Philol. Wochenschrift 1889 nr. 38 p. 1203

Litteratur über die Chronologie der Epigramme. STOBBE, Philol. 26, 44; MOMMSEN, Hermes 3, 120—126 (Bücher 10—12); STOBBE, Martials 10. und 12. Buch, Philol. 27, 630; HIRSCHFELD, Gött. Gel. Anzeig. 1869 p. 1505 (B. 3, 4 u. 9); FRIEDLÄNDER, Ausg. 1, 50 Sittengesch. 3<sup>e</sup>, 472; DAU, *De M. V. M. libellorum ratione temporibusque P.*, Rostock 1887 (scharfsinnige, aber grösstenteils unhaltbare Aufstellungen).

**415. Würdigung Martials.** Als Martial die sieben ersten Epigrammenbücher zum zweiten Male in die Welt hinausgehen liess, konnte er von sich sagen (1, 1):

*hic est quem legis ille, quem requiris,  
toto notus in orbe Martialis  
argutis epigrammaton libellis,  
cui, lector studiose, quod dedisti  
viventi decus atque sentienti,  
rari post cineres habent poetae.*

Nicht bloss in Rom wurden seine Gedichte aufs eifrigste gelesen, selbst in die entferntesten Teile des römischen Reichs drangen seine Schöpfungen, der Centurio hatte in seinem Zelt im getischen Land den Dichter und in Britannien gingen die Epigramme von Mund zu Mund (11, 3). Sogar der lesescheue Domitian nahm, wenn wir dem Dichter<sup>1)</sup> glauben dürfen, wiederholt die Werke des Epigrammatikers vor (6, 64). In den Buchhandlungen war Martial ein sehr gangbarer Artikel; in verschiedenen Ausgaben war derselbe vorrätig. Secundus verkaufte die Epigramme in Pergamentausstattung, welche wegen ihres geringen Umfangs sich besonders zum Gebrauch auf Reisen eignete (1, 2); bei Atrectus war eine Ausgabe in eleganter Rollenform zu haben (1, 117). Auch der Verleger Quintilians Trypho führte den Dichter in seinem Verlag (4, 72 13, 3). Der buchhändlerische Erfolg war ein so durchschlagender, dass sogar die vergessenen Jugendgedichte Martials von Q. Pollius Valerianus neu aufgelegt wurden (1, 113). Selbst der Plagiator stellt sich ein; man veröffentlichte Martials Epigramme unter eigenem Namen oder man gab seinen Produkten den glänzenden Aushängeschild des berühmten Dichternamens; allein im letzten Fall verriet sich regelmässig der Übelthäter, da die Individualität Martials eine so stark ausgeprägte und originelle war, dass die Nachahmung durch den weiten Abstand leicht kenntlich war (1, 53). Schlimmer war es, wenn giftige Produkte sich den Namen des Dichters beileigten (7, 12). Aus allem geht hervor, dass die Bewegung, welche das geistige Schaffen Martials hervorrief, eine ungemein intensive war. Er war einer der berühmtesten Männer seiner Zeit; man wies auf ihn, wenn er sich zeigte, mit den Fingern (5, 13); seine Büste stellte Stertinius Avitus in seiner Bibliothek auf (praef. l. 9). Es ist nicht zu verwundern, dass den sonst sehr bescheidenen Epigrammatiker hie und da ein Hochgefühl ergriff, dass ihm zu Lebzeiten zu teil geworden, was andere erst nach ihrem Tode erreichen, glänzender Ruhm; er durfte einem reichen Freigelassenen die Worte entgegenschleudern: Was ich bin, kannst du nicht werden; was du bist, kann jeder erreichen (5, 13). Er kannte die Macht, welche sein Genius ihm in die Hand gelegt; er wusste, dass manche zitterten und bebten vor diesen ausgelassenen Kindern des Witzes (6, 61); einem Kläffer konnte er

<sup>1)</sup> Vgl. p. 243, 1.



zurufen, er werde ihm nicht die Ehre anthun, seinen Namen zu nennen, namenlos müsse er zu Grunde gehen (5, 60). Dieser Ruhm des Dichters war kein ephemerer; noch heute, obwohl uns Jahrhunderte von seiner Zeit trennen, blicken wir mit Bewunderung auf seine sprühenden Geistesfunken. Es ist nicht schwer, das eine oder das andere gelungene Epigramm zu produzieren; allein nahezu 1200 zu schreiben und nicht zu erlahmen, ist lediglich der reichsten Genialität vergönnt. In dem *liber spectaculorum*, den Xenia und den Apophoreta, in welchen das eigentliche Epigramm zu Tage tritt, war Martial noch nicht in seinem Elemente; aber als er dichtend das weitverzweigte Leben der Gesellschaft erfasste, förderte er goldene Poesie zu Tage. Nicht leicht hat jemand so tiefe Blicke in das Treiben der Menschen gethan als er, er ist einer der grössten Sittenmaler aller Zeiten, mit sicherer Hand zeichnet er die verschiedensten Typen des damaligen Roms und die Thalia hatte recht, wenn sie sagt (8, 3, 19):

*at tu Romano lepidos sale tinge libellos,  
adgnoscat mores vita legatque suos.*

Eine reiche Gallerie menschlicher Schwächen zieht an unseren Augen vorüber. Da ist Tongilius, der sich krank stellt, um Sendungen von gutem Wein und guten Bissen zu erhalten (2, 40), da ist Clytus, der mehrmals im Jahre seinen Geburtstag feiert, um wiederholt die Geburtstagsgeschenke einzuheimsen (8, 64), da ist Tongilianus, dem sein Haus abgebrannt ist und der durch die Kollekten reicher geworden ist als zuvor (3, 52), da sehen wir Silius die ganze Stadt atemlos durcheilen, in der Hoffnung, doch noch einem Freund zu begegnen, bei dem er sich zum Essen einladen kann (2, 14), da stossen wir auf einen Scaevola, der sich einen bestimmten Reichtum wünscht, um behaglich leben zu können und, nachdem er ihn erreicht, noch schmutziger ist als zuvor (1, 103), da tritt uns Gemellus entgegen, der wütend um die Maronilla freit, nicht etwa weil sie schön ist, sondern weil sie hustet (1, 10), da sind Leute, die nicht gern Bücher kaufen und daher die Epigramme vom Dichter leihen wollen, wahrscheinlich um sie nicht mehr zurückzugeben (1, 117 4, 72), da erscheint ein Ligurinus, der seine Gäste mit dem Vorlesen seiner Gedichte zu Tode quält (3, 50), da ist ein Coracinus, der sich fortwährend parfümiert, und dadurch dem Verdacht Raum gibt, dass ein anderer Geruch verdeckt werden soll (6, 55); da ist ein Cinna, der allen alles, auch das Unschuldigste ins Ohr flüstert (1, 89), da ist der verliebte Rufus, der seine Naevia nicht aus dem Mund wegbringt (1, 68). Wir brechen ab, denn die Gallerie ist unerschöpflich; keine Seite der römischen Gesellschaft ist unberührt geblieben. Aber was weiss nicht der Dichter aus seinen Beobachtungen zu machen! Seine Epigramme sind fein geschliffene Edelsteine; sie erfüllen alle Anforderungen, welche der strengste Kunstrichter an sie zu stellen berechtigt ist, indem sie die Aufmerksamkeit eines Lesers auf einen Gegenstand zu lenken, seine Erwartung zu spannen und durch einen unerwarteten Aufschluss zu befriedigen wissen.<sup>1)</sup> Es wird eine heisse Torte aufgetragen;

<sup>1)</sup> Vgl. LESSING, Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm u. s. w. (Ges. Werke Götschen Leipz. 1858 6, 213). Über Martial

6, 268 „Nur wenige haben soviel Sinngedichte gemacht als er und niemand unter so vielen so viel gute und so viel ganz vortreffliche“.

ein Mensch bläst, um sie zu kühlen, mit vollen Backen hinein und macht sie dadurch — zu Mist (3, 17). Aelia hatte noch vier Zähne, sie hustet und verliert zwei, sie hustet nochmals und verliert wiederum zwei. Jetzt kannst du, tröstet der Dichter, doch den ganzen Tag forthusten, denn der Husten kann dir nichts mehr nehmen (1, 19). Der Arzt Diaulus war Leichenträger geworden. Was ist daran verwunderlich, meint Martial, er setzt eben sein Metier in anderer Form fort (1, 47). Als unser Epigrammatiker einen reichen Freund um ein verhältnismässig kleines Darlehen bat und dieser ihm sagte: „Du könntest grossen Reichtum erlangen, wenn du einen Advokaten machtest“, entgegnete der Dichter: „Um Geld habe ich dich gebeten, nicht um einen Rat“ (2, 30). Der berühmte Arzt Symmachus begab sich mit einer Schar seiner Schüler zu einem Patienten, alle betasteten ihn mit ihren kalten Händen und bringen es richtig fertig, dass der Patient, welcher vorher kein Fieber hatte, jetzt Fieber hat (5, 9). So könnte man Buch um Buch durchgehen, um auf immer neue Überraschungen zu stossen. Die Komposition der Epigramme ist so präcis und abgerundet, dass keine Übersetzung im Stande ist, die Kraft des Originals zu erreichen. Alles Rhetorische und Aufgedunsene ist fern gehalten und mit vollem Recht sagt er (4, 49, 7):

*a nostris procul est omnis vesica libellis,  
Musa nec insano symmate nostra tumet.*

Wahrlich ein grosses Verdienst in einer Zeit, in der die Poesie nur in rhetorischem Gewand erschien. Auch das war etwas Grosses, dass er die Poesie wieder zu einer lebendigen Macht gestaltete und von den abgelebten mythologischen Stoffen nichts wissen wollte. Selbst die Bewunderung, die diese Werke erfuhren, erschütterte ihn nicht in seiner Ansicht. Es ist wahr, erwiderte er, diese Epen werden bewundert, aber meine Epigramme werden gelesen (4, 49, 10). Ein Mann mit dieser Anschauung konnte keine engeren Beziehungen zu dem Dichter der Thebais und Achilleis Statius unterhalten; dessen Name wird daher in den Epigrammen niemals ausdrücklich genannt, wohl aber finden sich Stellen, welche einen indirekten Angriff gegen ihn und seine Dichtungsweise enthalten. Der Leser fühlt sich wie erlöst, dass ihm bei unserm Dichter nichts Gemachtes, nichts Schablonenhaftes, nichts Pedantisches entgegentritt. Die Darstellung bestimmt sich lediglich durch den Stoff, überall weiss er den richtigen Ton anzuschlagen, und die hie und da eingestreuten idyllischen Dichtungen zeigen, dass er uns auch durch Zartheit und Innigkeit fesseln kann. Alles ist wie spielend hingeworfen und trägt den Charakter des Unmittelbaren und Improvisierten und lässt uns leicht über kleine Nachlässigkeiten der Sprache hinwegsehen. Überall gewahren wir den Zauber der Originalität, die sich bei ihm in einem Grad findet wie bei wenigen römischen Dichtern. Zwar hat er eifrig die poetischen Schätze seines Volkes studiert; er nennt dankbar seine Vorgänger Catull, Domitius Marsus, Albinovanus Pedo und den unter Caligula getöteten Cn. Cornelius Lentulus Gaetulicus<sup>1)</sup> (praef. 1. 1).

<sup>1)</sup> Derselbe wird auch als Liebesdichter in der bekannten Stelle Plin. ep. 5, 3, 5 erwähnt. Probus zu Georg. 1, 227 citiert drei Hexameter von ihm (BÄHRENS FPL. p. 361)

mit der Einführung „*cum ait de Britannis*“ wahrscheinlich aus einem Gedicht über eine Expedition gegen die Germanen und Britannen (JAHN zu Persius p. CXLII).



Wir können auch noch die Spuren seiner Studien aufweisen. Von den drei Metren, die er fast ausschliesslich anwendet, dem Choliambus, dem Hendecasyllabus und dem elegischen Distichon gestaltet er die beiden ersten nach dem Muster Catulls, für das dritte ist ihm Vorbild der Meister Ovid. Die poetische Phraseologie ist ihm durch die fleissige Lektüre so vertraut geworden, dass man sie nicht mehr als ein fremdes Gut empfindet. Auch die griechische Litteratur liess er nicht unbenützt; schon längst ist bemerkt, dass die Epigramme eines unter Nero<sup>1)</sup> lebenden griechischen Dichters Lucillius unserem Epigrammatiker vorlagen. Allein ein Vergleich der Originale und der Kopien erweist den Vorzug der Kopien; auch den Nachahmungen hat er den Stempel seines mächtigen Geistes aufgedrückt.

So ist denn bei Martial eine Reihe von Eigenschaften vereinigt, welche einen grossen Dichter ausmachen. Und seine Meisterschaft wird nicht leicht jemand läugnen wollen, dagegen werden seinem Charakter zwei Gebrechen zur Last gelegt, seine Obscönität und seine servile Gesinnung. Es ist wahr, dass viel Schmutz in den Epigrammen aufgehäuft ist, allein immerhin bilden die obscönen Stücke doch nur einen verhältnismässig geringen Bruchteil, von der grossen Sammlung werden es nicht zweihundert sein.<sup>2)</sup> Ganz aber konnte kein Dichter, der die römische Gesellschaft schildern wollte, an dieser Nachtseite des menschlichen Lebens vorübergehen. Schon Martial war sich bewusst, dass er nach dieser Seite hin Anstoss erregen werde, und lässt es an Entschuldigungen nicht fehlen, er hebt hervor, dass er nicht für Kinder schreibe (3, 69), sondern für leichtlebige Jünglinge und Mädchen und für Leute, welche die Floralien besuchen (praef. l. I), er entschuldigt die Nuditäten des elften Buchs mit der Freiheit der Saturnalien (11, 2), er sagt, dass man aus seinen Gedichten keinen Schluss auf sein Leben machen dürfe, denn (1, 4, 8):

*lasciva est nobis pagina, vita proba.*

Und wirklich empfängt der Leser auch bei diesen widerwärtigen Produkten den Eindruck, dass sie nicht darauf ausgehen, die Sinneslust anzuregen, sondern eher abzuschrecken; es fehlt das Lüsterne, das die erotischen Dichtungen Ovids so gefährlich macht. Schwerer wiegt der Vorwurf der Servilität. Die Schmeicheleien gegen Domitian, das fortwährende Betteln, die Unterwürfigkeit gegen die vornehmen Herren, die sogar soweit geht, dass er sich Themate für Epigramme geben lässt (11, 42), beleidigen uns oft. Allein hier wird eine gerechte Erwägung zu einem weniger verdammenden Urteil sich entschliessen müssen. Die Buchhändler zahlten dem Dichter kein Honorar; er war also auf fremder Leute Gunst angewiesen. Als er nach vierunddreissigjährigem Aufenthalt Rom verliess, trug er, der grösste Epigrammatiker aller Zeiten, ein von dem jüngeren Plinius gespendetes Reisegeld in der Tasche. Bei der Not, die ihn fortwährend bedrückte, konnte er die Unabhängigkeit seiner Gesinnung kaum aufrecht erhalten. Dass er dem Hofe gegenüber eine kriechende Haltung annahm, wird durch die traurige Zeitlage genugsam entschuldigt. Verächtlich wird sie erst von dem Moment an, als er vor dem neuen Herrn sich

<sup>1)</sup> Vgl. FRIEDLÄNDER Ausg. 1, 19.

<sup>2)</sup> In der Ausgabe *in usum Delphini*

von COLLESSO sind nur 150 als anstössig ausgeschieden (FRIEDLÄNDER Ausg. 1, 15).

duckend den alten beschimpfte (vgl. p. 327). Völlig reinwaschen lässt sich der Dichter in diesem Punkt nicht. Doch hat er wiederum Eigenschaften, die uns für ihn einnehmen; er ist frei von Überhebung, er ist empfänglich für wahre Freundschaft, er hat eine tiefe Liebe zur Natur, er zeigt keine Spur von Neid, sein Witz ist von allem giftigen Wesen frei; für seine Typen gebraucht er fingierte Namen (praef. I).<sup>1)</sup> Als der jüngere Plinius die Kunde von seinem Tode erhielt, konnte er nicht bloss seinen Witz und seinen Scharfsinn, er durfte auch seinen „*candor animi*“ rühmen (ep. 3, 21).

Die Überlieferung. Da Martial ein vielgelesener Schriftsteller war, so sind viele Handschriften von ihm erhalten. Sie zerfallen in drei Familien. Die erste Familie wird gebildet aus dem Vossianus 86 s. IX (mit 272 Epigr.), dem Thuaneus der Pariser Bibliothek 8071 s. IX (mit 846 Epigr.), dem Vindobonensis 277 s. X (mit 14 Epigr.); aus derselben Quelle stammte auch eine von BONGARS verglichene Handschrift, deren Varianten er am Rand eines Exemplars des Colinaeus (1539 in der Berner Bibliothek) notiert hat (FRIEDLÄNDER Ausg. 1, 76). Die zweite Familie beruht auf der Recension des Torquatus Gennadius (401 n. Ch.) vgl. FRIEDLÄNDER Ausg. 1, 69. Ihre Glieder sind der verschollene Kodex Gruters, der Palatinus Vaticanus 1696 s. XV, aus einer alten Vorlage genau abgeschrieben, der Arondellianus 136 im brit. Mus. s. XV. Die dritte Familie wird am besten repräsentiert durch den Edinburgensis s. X, den Puteanus s. X, den mit ihm aufs innigste zusammenhängenden Eporediensis und durch den Vossianus 56 s. XI/XII.

Ausgaben. Um die Kritik Martials machten sich die drei Niederländer Hadrianus Junius, Janus Gruterus und Petrus Scriverius sehr verdient. Die Ausgaben des Scriverius (besonders die von 1621) sind für unsern Dichter epochemachend. Die neuere Zeit hat die Ausgaben von SCHNEIDEWIN (eine mit kritischem Apparat Grimma 1842, dann eine Textausgabe Leipz. 1853), die mit deutschem Kommentar versehene FRIEDLÄNDERS in zwei Bänden Leipz. 1886) und die von GILBERT, Leipz. 1886 hervorgebracht.

Andere Epigrammendichter. Dass noch mancher Römer seine Musestunden mit dem Dichten des einen oder des andern Epigramms ausfüllte, ist bekannt; so teilt uns Plinius ep. 9, 19, 1 das Epigramm mit, das sich L. Verginius Rufus auf sein Grabmal setzen liess. Von Cn. Octavius Titinius Capito sagt derselbe Plinius ep. 1, 17, 3 *clarissimi cuiusque vitam egregiis carminibus exornat*. (Über Brutianus vgl. Martial 4, 23, 4 und über Cerrinius Martial 8, 18, 1.)

## 15. Die Dichterin Sulpicia und andere lyrische Dichter.

**416. Das unterschobene Gedicht der Sulpicia.** Martial spricht in zwei Gedichten (10, 35 und 10, 38) in enthusiastischer Weise von einer Sulpicia, der Gattin des Calenus; in dem ersten feiert er sie als Dichterin:

*omnes Sulpiciam legant puellae,  
uni quae cupiunt viro placere;  
omnes Sulpiciam legant mariti,  
uni qui cupiunt placere nuptae.  
non haec Colchidos asserit furorem,  
diri prandia nec refert Thyestae;  
Scyllam, Byblida nec fuisse credit:  
sed castos docet et probos amores,  
lusus, delicias facietasque,  
cuius carmina qui bene aestimarit,  
nullam dixerit esse nequiores,  
nullam dixerit esse sanctiores.*

Am Schluss deutet der Dichter auf ihr eheliches Glück mit Calenus. Dies ist auch der Gegenstand des zweiten Gedichts, das an Calenus gerichtet ist und ihm zu seiner fünfzehnjährigen Verbindung mit der Sulpicia in warmen Worten gratuliert. Die zwei der Sulpicia beigelegten Trimeter sind obseöner Natur. Ausserdem tragen noch 70 Hexameter den Namen

<sup>1)</sup> Das Genauere über dieselben bei FRIEDLÄNDER Ausg. 1, 22.



der Dichterin; in denselben entschuldigt sie sich der Muse gegenüber zuerst, dass sie jetzt eine andere Dichtungsart mit einem andern Versmass pflege; dann richtet sie die Frage an Calliope, was denn der Göttervater vorhabe, ob Rom wieder in Unkultur zurücksinken solle. Durch kriegerrische Tüchtigkeit sei Rom emporgekommen und habe sich die Welt unterjocht, dann aber habe es sich dem Studium der Weisheit hingegeben und sei bei den Griechen in die Schule gegangen; jetzt aber würden die Philosophen aus Rom hinweggejagt. Die Muse tröstet die Klagende, die zuletzt noch bittet, ihren Calenus in Schutz zunehmen, indem sie des Tyrannen Untergang weissagt. Das Gedicht ist abgeschmackt und kann schon wegen gewisser auf spätere Zeiten<sup>1)</sup> hindeutenden sprachlichen Eigentümlichkeiten nicht von der Sulpicia sein; es gehört einer sehr späten Zeit an.

Über die Zeit der Abfassung des Gedichtes, das der Herausgeber gegen die Überlieferung *satira* nannte, gehen die Ansichten auseinander. BÄHRENS sagt, *De Sulpiciae quae vocatur satira* p. 42: *ego sic statuo, poematum nostrum non multo post Ausonii tempus compositum esse a tirone quodam, qui lectis Sulpiciae opusculis — summum eius in maritum amorem depingere et ipse cupiens egregiam in Domitiani de philosophis abigendis edicto ansam nactus sibi videretur*. BOOT, *De Sulpiciae quae fertur satira*, Amsterd. 1888 (aus den Abhandlungen der Niederl. Akad.) dagegen hielt das Gedicht für ein Erzeugnis des 15. Jahrhunderts. Allein dem widerspricht, dass das Gedicht 1493 nach dem Zeugnis des Raphael Volaterranus im Kloster Bobio in einem Kodex aufgefunden wurde; BÜCHELER (in der von ihm besorgten zweiten Auflage p. XV), der wie Boot das Gedicht dem Altertum abspricht (*verbis examinatis sententiisque ac nominibus mihi persuasi* [*Sulpiciae quae fertur saturam*] *compositam esse ab aliquo Caecio incondite balbeque iocato*), meint daher, dass das Gedicht, welches in dem *codex Bobiensis* gefunden wurde, nicht mit dem unsrigen identisch sei. Der *codex Bobiensis* ist nämlich verschollen und unsere Quellen für das Gedicht sind die *editio Veneta* des Jahres 1498, wo es im Inhaltsverzeichnis heisst: *Sulpitiae carmina LXX* (es sind 70 Verse) *quae fuit Domitiani temporibus, nuper (per) Georgii Merulae opera in lucem edita* und die *editio Parmensis* des Th. Ugoletus des Jahres 1499. Alles erwogen erscheint die Ansicht Boots und Büchelers nicht haltbar und werden wir das Gedicht noch dem spätem Altertum zuschreiben müssen.

Ausgaben: von WERNSDORF PLM. 3, 83; von BÄHRENS in der oben citierten Abhandlung p. 37—40, in den PLM. 5, 93, von JAHN-BÜCHELER in der Ausgabe des Persius, Juvenal (1886) p. 223.

Andere lyrische Dichter:

1) Vestricius Spurinna Plin. ep. 3, 1, 7 *scribit — et quidem utraque lingua lyrica doctissima*.

2) Passennus Paulus Plin. ep. 6, 15 *scribit elegos* (9, 22). Über ihn als Nachahmer des Properz vgl. p. 126.

3) Sentius Augurinus Plin. ep. 4, 27 (*Hendecasyllaben*) vgl. BÄHRENS FPL. p. 371.

4) Voconius Victor schrieb Liebesgedichte (*doctos libellos*) auf seinen Thestylos (Martial. 7, 29).

5) Varro als Tragiker und Lyriker von Martial gefeiert (5, 30).

6) Manilius Vopiscus, nicht bloss Lyriker, sondern auch Epiker und Satiriker (d. h. dilettantische Spielereien). Stat. silv. 1, 3, 99.

## 16. Die Komödiendichter Catullus, M. Pomponius und Vergilius Romanus.

417. **Verschiedene Versuche auf dem Gebiet der Komödie.** Auch an vereinzelt Bestrebungen auf dem Feld der Komödie fehlt es nicht in unserm Zeitraum. Zur Zeit Caligulas schrieb ein Catullus Mimen, einen Laureolus (Suet. Calig. 57) und ein Phasma<sup>2)</sup> (Juv. 8, 186 mit Schol.). In

<sup>1)</sup> So wird Vs. 52 „*captivus*“ gebraucht, wozu BÜCHELER bemerkt: *ut nunc Itali lo-*

*cuntur, cattiva, ut Galli, chétive.*

<sup>2)</sup> FRIEDLÄNDER zu Martial 5, 30.

einer Inschrift aus Aeclanum stellt sich uns ein Komödiendichter des Namens M. Pomponius Bassulus mit folgenden Senaren vor (CIL. 9, 1164):

*ne more pecoris otio transfunderer,  
Menandri paucas vorti scitas fabulas  
et ipsus etiam sedulo finxi novas.  
id quale qualest chartis mandatum diu.*

Pomponius ist also in doppelter Weise thätig, er übersetzt Menandrische Stücke, verfasst aber auch eigene Komödien. Allem Anschein nach lebte der Dichter in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts. Einen zweiten Komödiendichter lehrt uns der jüngere Plinius kennen, den Vergilius Romanus. Wie Pomponius schrieb er Stücke nach Art Menanders und anderer Dichter der neuen Komödie, später versuchte er sich in einer alten Komödie mit satirischer Tendenz, auch Mimiamben verfasste er. Wie viel an dem Lobe des Plinius wahr ist, lässt sich nicht entscheiden (ep. 6, 21, 2).

#### 17. D. Junius Juvenalis.

**418. Biographisches.** Das Leben Juvenals bietet der Forschung nicht geringe Schwierigkeiten dar. In seinen Gedichten spricht der Dichter selten von sich; es geht uns daher das lauterste Zeugnis ab. Die zahlreichen *Vitae* aber, die uns von Juvenal überliefert sind, variieren in einer Weise, dass es schwer ist, den trotzdem anzunehmenden festen Kern herauszuschälen. Um so erfreulicher ist es, dass eine von dem Dichter herrührende Steinurkunde, die leider jetzt wieder verloren ging, uns für einige Daten einen festen Halt gibt. Es ist eine bei Aquinum gefundene Weihinschrift, welche Juvenal für den Tempel der Ceres Helvia, die er in seiner Satire 3, 320 erwähnt, bestimmt hatte. Aus dieser Inschrift erfahren wir, dass Decimus Junius Juvenalis Tribun der ersten dalmatischen Kohorte, dann Duumvir quinquennalis, endlich Flamen des göttlichen Vespasian war. Sonach bekleidete Juvenal ein Staatsamt, dann zwei Gemeindeämter in seiner Vaterstadt. Der Militärtribunat war ohne Zweifel die höchste militärische Würde, welche er erreicht hatte, als er die Inschrift setzen liess. Die Kohorte, welche er kommandierte, stand nach inschriftlichen Zeugnissen 105 und 124 in Britannien.<sup>1)</sup> Wir dürfen annehmen, dass sie auch dort stand, als Juvenal das Kommando inne hatte. Dass der Satiriker in seiner Militärzeit viele Länder und Orte gesehen, ist an und für sich wahrscheinlich, es legen aber auch seine Satiren davon Zeugnis ab.<sup>2)</sup> In seiner Heimat gelangte Juvenal zur höchsten Stufe, zum duoviratus quinquennalis, d. h. er bekleidete die Konsulwürde verbunden mit der Zensur.<sup>3)</sup> Auch das Priestertum des vergötterten Vespasian war ein hochangesehener Ehrenposten. Diese Gemeindeämter haben zur Vor-

<sup>1)</sup> HÜBNER, Hermes 16, 566 Rhein. Mus. 11, 30 16, 566 CIL. 7, 85.

<sup>2)</sup> Vgl. HÜBNER, Wochenschr. f. klass. Philol. 1889 nr. 49 Sp. 1344.

<sup>3)</sup> „Die munizipale Censur oder die sog. Quinquennalität ist, obwohl unzweifelhaft nach dem Muster der stadtröm. in der Zeit entwickelt, wo es in Rom bereits besondere

Censoren gab, dennoch stets mit dem Oberamt vereinigt geblieben, so dass die dieses Geschäft verwaltenden Oberbeamten zu ihrem gewöhnlichem Titel den Beisatz *censoria potestate* oder *quinquennalis* hinzunehmen“. MOMMSEN, Röm. Staatsr. 2, 1<sup>2</sup> p. 324. MARQUARDT, Röm. Staatsverw. 1<sup>2</sup>, 160.



aussetzung, dass Juvenal seinen Wohnsitz in Aquinum hatte, ferner dass er dort begütert war. Über die Zeit, in der sich diese doppelte Laufbahn Juvenals abspielte, fehlt es an positiven Daten; wir sind auf Hypothesen beschränkt. Allein es kann kaum einem Zweifel unterliegen, dass der Militärdienst in die erste Zeit seines Lebens fiel, und dass die munizipale Laufbahn den Militärdienst nicht unterbrach, sondern demselben nachfolgte.<sup>1)</sup> Wir wenden uns nun zu den *vitae*; aus denselben erhalten wir die Nachricht, dass Juvenal bis zum mittleren Lebensalter deklamierte und dann erst sich der Dichtung zuwandte,<sup>2)</sup> also erst im reiferen Alter Satiren schrieb. Diese Notiz findet eine Bestätigung darin, dass er in der elften Satire auf die „schrumpfende Haut“ (203), also auf ein hohes Alter hinweist. Da die Satiren, wie wir sehen werden, ohne längere Unterbrechung nacheinander gedichtet wurden, so musste Juvenal in der That, als er mit der Satirenschriftstellerei begann, schon die Mittagshöhe des Lebens überschritten haben. Über die Zeit, in der Juvenal Deklamator war, belehrt uns Martial, der mehrere Epigramme an Juvenal richtet (7, 24 7, 95 12, 18). Diese Epigramme, welche in die letzten Jahre der Regierung Domitians und in den Anfang der Regierung Traians fallen,<sup>3)</sup> kennen noch keinen Satiriker Juvenal, sondern nur einen beredten (*facundus*) Mann, d. h. einen Deklamator; auch setzen dieselben Juvenals Aufenthalt in Rom voraus. Nun entsteht die Frage, ist diese Periode der deklamatorischen Thätigkeit vor oder nach der munizipalen Carriere anzusetzen? Die Frage kann nur durch Hypothese gelöst werden. Wenn wir bei Martial noch lesen (12, 18, 4), dass Juvenal sich um die Gunst der vornehmen Leute ernstlich bemüht, so werden wir geneigt sein, anzunehmen, dass Juvenal zuerst in Rom mit Hilfe der Rhetorik vorwärts zu kommen suchte, und erst als dies misslang, seine Heimat aufsuchte, um dort zu einem bescheidenen Ziel des Ehrgeizes zu gelangen.<sup>4)</sup> Die Satiren aber werden grösstenteils in Rom geschrieben sein, die dritte Satire wenigstens lässt unsern Dichter in Rom verweilen. Also muss Juvenal doch nicht für immer seinen Aufenthalt in Aquinum genommen haben, später zog es ihn, wie es scheint, wieder nach der Hauptstadt.

Aus dem Gesagten ergeben sich folgende wahrscheinliche Epochen im Leben Juvenals: 1) Militärdienst in verschiedenen Ländern; 2) rheto-

<sup>1)</sup> „Dass sowohl der Militärdienst als die Bekleidung von Munizipalämtern und des Flaminats in Juvenals frühere Lebenszeit fällt, kann mit Sicherheit angenommen werden“. (FRIEDLÄNDER, Sittengesch. 3<sup>e</sup>, 494.) „Dass er die munizipalen Ämter vor den höchsten militärischen bekleidet haben sollte, widerspricht aller Wahrscheinlichkeit“. „Vielmehr wird nach der Analogie zahlreicher ähnlicher Ämtercarrieren, die aus Inschriften bekannt sind, anzunehmen sein, dass er erst nach völligem Abschluss der militärischen die munizipale Laufbahn, vielleicht mit Überspringung der gewöhnlichen Vorstufen begann“. (HÜBNER l. c. Sp. 1373).

<sup>2)</sup> Vita II d (Barber. 9, 3) DÜRR p. 24 *hic suo tempore videns luxuriam scribentium nimiam, licet usque ad dimidiam aetatem suae tacuisset vitae, tamen satiras describere statuit*. Vita III a (DÜRR p. 24) *prima aetate siluit, ad mediam fere aetatem declamavit*.

<sup>3)</sup> FRIEDLÄNDER setzt sie in die Jahre 92 und Anf. 102.

<sup>4)</sup> HÜBNER l. c. Sp. 1370; DÜRR p. 17 lässt die deklamatorische Thätigkeit nach dem Abschluss seiner militärischen und politischen Laufbahn erfolgen, weiterhin schiebt er die politische Carriere in die militärische ein (p. 16).

rische Thätigkeit im reiferen Alter in Rom; 3) Amtslaufbahn in Aquinum; 4) Satirenschriftstellerei in Rom.

Gestorben ist er einem Zeugnis einer *Vita* zufolge erst unter Antoninus Pius, an welchem Orte, darüber fehlt es an einer Nachricht.

Allgemeine Litteratur über das Leben Juvenals. BORGHESI *Intorno all'età di Giovenale* (oeuvres 5, 49); SYNNERBERG, *De temporibus vitae carminumque D. Junii Juvenalis rite constituendis*, Helsingfors 1866; FRIEDLÄNDER, *De Juv. vitae temporibus*, Königsb. 1875; Sittengesch. 3<sup>a</sup>, 486; NAGULEWSKI, *De Juv. vita*, Riga 1883; NETTLESHIP, *Life and poems of J. (Journal of phil.* 16, 41); SEEHAUS, *De Juv. vita*, Halle 1887; DÜRR, *Das Leben Juvenals*, Ulm 1888; HÜBNER, *Juvenal der römische Satiriker* (Deutsche Rundschau 17. Jahrg. Heft 9 Juni 1891 p. 391—406).

Die Inschrift lautet nach dem CIL. 10, 5382 also: (*Cere*)ri sacrum (D. Ju)nius Juvenalis, (trib.) coh(ortis) I Delmatarum, II (vir) quinq(uennalis), flamen divi Vespasiani, vorit dedicav(it)que sua pec(unia). Über den Stein: *stetisse videtur ad ipsam aedem Cereris Helvinae vel Elvinae potius dedicatam prope Roccaseccam ab Elvio quodam Elviave, cuius gentis non desunt in his partibus lapides* (nr. 5585). Der dedicierte Gegenstand wird ein Altar gewesen sein.

Die Vitae. Dieselben sind zuletzt zusammengestellt und nach Typen gruppiert von DÜRR p. 21. Auch macht derselbe einen Versuch, die Urvita zu konstruieren (p. 26). Allein die Diskrepanzen sind zu gross, um einen solchen Versuch als ausführbar erscheinen zu lassen. Bei der Benützung der vita ist an dem Grundsatz festzuhalten, dass von dem Berichteten nur das, was nicht aus dem Schriftsteller selbst erschlossen werden kann, Anspruch auf den Glauben an eine ältere Tradition hat. Weiterhin ist auch zu beachten, dass, wenn die vitae über einen Gegenstand sehr differieren, eine ältere Quelle fehlt und nur Kombinationen vorliegen.

Das Geburtsjahr. In einer von DÜRR p. 28 publizierten vita des *Cod. Barberinus* VIII, 18, welche als Elaborat eines Humanisten anzusehen ist, findet sich die merkwürdige Stelle „*Junius Juvenalis Aquinas Junio Juvenale patre, matre vero Septumuleia ex Aquinati municipio Claudio Nerone et L. Antistio consulibus natus est. Sorem habuit Septumuleiam, quae Fuscino nupsit*. Es scheint, dass uns hier Nachrichten gegeben werden, die aus einer wirklichen Tradition stammen. Das Geburtsjahr des Dichters wäre darnach 55 v. Ch. Der Versuch FRIEDLÄNDERS (vgl. zuletzt Sittengesch. 3<sup>a</sup>, 487) die Verse 13, 16:

*stupet haec, qui iam post terga reliquit  
sexaginta annos, Fonteio consule natus*

auf Juvenal zu beziehen und demnach das Geburtsjahr 67 n. Ch. für denselben anzusetzen, ist entschieden missglückt. Jene Worte können dem Zusammenhang nach nur auf den Angeredeten, nicht auf Juvenal gehen. Vgl. die treffliche Erörterung SCHWABES, Rhein. Mus. 40, 25.

Die angebliche Verbannung Juvenals. Wir haben im Texte derselben gar keine Erwähnung gethan, weil wir sie nirgends rationell unterbringen konnten und weil sie, selbst ihre Reellität vorausgesetzt, keine Spur im dichterischen Schaffen Juvenals zurückgelassen hat. Allein mit dieser Reellität ist es sehr schlecht bestellt. Der Bericht, der aus den vitae herausgeschält werden kann, lautet etwa: Juvenal machte unter Domitian auf dessen Pantomimen Paris mehrere Verse; als er späterhin die siebente Satire schrieb, fügte er jene Verse in dieselbe. Nun traf es sich aber, dass unter einem späteren Kaiser (Hadrian, wie man gewöhnlich annimmt) ein Schauspieler ebenfalls grossen Einfluss gewonnen hatte. Man betrachtete daher diese spätere Einschlebung jener Verse als einen Spott auf die Gegenwart. Die Folge war, dass Juvenal durch Übertragung eines militärischen Kommandos in einen entfernten Teil des Reiches verbannt wurde. Allein schon dieser Bericht von der Veranlassung des Exils ist unglauwbwürdig; jene Verse, die später eingeschoben sein sollen, verraten diesen späteren Einschub in keiner Weise, sondern stehen ganz an ihrem Platz (VAHLEN, Sitzungsber. der Berl. Akad. 1883, 1175), sind also nicht zur Zeit Domitians gedichtet, sondern in der Zeit, in welcher die siebente Satire entstand. Aber auch über die Zeit und den Ort der Verbannung differieren die Angaben der vitae in einer Weise, dass man sieht, dass sie nicht aus einer unabhängigen antiken Quelle schöpfen. Es bleibt also nichts als die nackte Thatsache des Exils. Aber wir vermögen dasselbe nirgends mit Probabilität in das Leben Juvenals einzureihen. Setzen wir die Verbannung unter Domitian<sup>1)</sup> an, zu dessen Grausamkeit sie passen würde, so stehen wir dann vor der unerklärlichen Thatsache, dass die nach Domitian erschienenen Satiren derselben keine Erwähnung thun. Nehmen wir aber an, dass Juvenal nach Abschluss der

<sup>1)</sup> Wie es FRIEDLÄNDER thut, Sittengesch. 3<sup>a</sup>, 493.



Satiren (von Hadrian) verbannt wurde, so fehlt es an einem haltbaren Anlass zu der Verbannung; auch ist dann die Notiz, dass Juvenal mit einem militärischen Kommando betraut wurde, bei dessen hohen Alter eine pure Unmöglichkeit. Obwohl das Exil auch von Malalas Chronogr. 10, 262 Dind. und Sidonius Apollinaris 9, 269 bezeugt ist, so können wir nach dem Gesagten demselben keine Stelle im Leben Juvenals einräumen und müssen dieselbe als eine Dichtung ansehen. — STRACK, *De Juvenalis exilio*, Laubach 1880; RITTWEGER, Die Verbannung Juvenals, Bochum 1886; FRIEDLÄNDER, Sittengesch. 3<sup>e</sup>, 492; HÜBNER, Wochenschr. für klass. Philol. 1889 nr. 50 Sp. 1374.

**419. Der Inhalt der einzelnen Satiren.** In dem ersten Stück rechtfertigt der Dichter seinen Vorsatz, Satiren zu schreiben. Angesichts der grossen Verderbnisse der Zeit könnte man eher sagen: *difficile est satiram non scribere*. Er findet es daher unbegreiflich, wie manche mit langweiligen mythischen Epen sich und ihre Leser abmühen mögen. Eine Reihe knapper Bilder von den damals grassierenden Lastern, welche er an unsern Augen vorüberziehen lässt, zeigt den überreichen Stoff. Sein Programm ist (85):

*quidquid agunt homines, votum, timor, ira, voluptas,  
gaudia, discursus, nostri farrago libelli est.*

Das erste Thema, die zweite Satire, gilt der Männerwelt; seinen Unwillen erregen besonders diejenigen, welche nach aussen hin die Tugendhelden spielen, im stillen aber unnatürlichen Lastern ergeben sind, denn (24)

*quis tulerit Gracchos de seditione querentes?*

Dann schildert er die Verweichlichung der Männer und ihre frevelhaften geschlechtlichen Verbindungen. Die „Gefahren der Grossstadt“ ist der Stoff der dritten Satire. Umbricius wandert von Rom aus und erörtert die Gründe, die ihn dazu bestimmten. In Rom sei es einem ehrlichen Mann unmöglich anzukommen, hier dominieren die Griechlein, ohne Reichtum sei man in einer bejammernswerten Lage, auch riskiere man durch den Einsturz der Häuser, Feuersbrunst, den sich drängenden engen Verkehr in den Strassen, durch rohe Angriffe in der Nacht von seiten der Trunkenbolde und Strassenräuber Gefahr an Leib und Leben. Die vierte Satire<sup>1)</sup> führt uns an den Hof des Domitian. Nach einer gegen den Emporkömmling Crispinus gerichteten Invektive erzählt er eine Geschichte, die sich dort zugetragen.<sup>2)</sup> Ein Fischer hatte bei Ancona eine übergrosse Steinbutte gefangen. Er macht dieselbe dem Kaiser zum Geschenk und bringt bei der Übergabe die charakteristische Schmeichelei an, dass der Fisch selbst gefangen sein wollte, um zum Kaiser zu gelangen. Für die Zubereitung des Fisches fehlt es an einer entsprechenden Schüssel. Es wird daher ein Kronrat berufen, als wenn es sich um eine wichtige Staatsangelegenheit handele. Der Dichter charakterisiert vortrefflich die herbeieilenden Grossen des Reichs. Der Beschluss, der gefasst wird, geht dahin, dass für den Fisch sofort eine eigene Schüssel angefertigt werden soll. Der unwürdigen Behandlung der Klienten von seiten der Patrone ist die fünfte Betrachtung gewidmet; drastisch wird die Zurücksetzung derselben beim Mahle geschildert, wo der Herr die besten Speisen und Getränke für sich

<sup>1)</sup> Wahrscheinlich ahmte in derselben Juvenal das Gedicht des Statius, *De bello Germanico* nach. (BÜCHELER, Rh. Mus. 39, 283).

<sup>2)</sup> Dass diese Einleitung (1—27) mit dem nachfolgenden Teil der Satire in keinem

Zusammenhang steht, scheint mir festzustehen; um sie anzubringen, wurden die Verse 28—36 eingeschaltet (FRIEDLÄNDER, Sittengesch. 3<sup>e</sup>, 493; GYLLING I p. 40).

reserviert und den armen Klienten nur Gewöhnliches und Schlechtes vorsetzen lässt. Die sechste Satire, die umfangreichste von allen, malt uns mit düsteren Farben die Untugenden des weiblichen Geschlechts. Anlass gibt ihm hiezu die bevorstehende Vermählung des Postumus. Die unwürdige Stellung und die karge Entlohnung der gelehrten Berufsarten wird in der siebenten Satire entwickelt; Dichter, Geschichtsschreiber, Advokaten, Rhetoren, Grammatiker werden uns von dem Autor vorgeführt. Aber der neue Kaiser, so heisst es gleich im Eingang, erweckt die Hoffnung, dass auch für die Poesie bessere Zeiten heranbrechen werden. Das Thema der achten Satire, die sich an Ponticus wendet, ist der Satz, dass vornehme Geburt ohne innere Tüchtigkeit wertlos sei. Hier lesen wir die schönen Verse (83):

*summun crede nefas, animam praeferre pudori  
et propter vitam vivendi perdere causas.*

Die neunte Satire hat die Form eines Gesprächs zwischen dem Dichter und Naevolus. Der letztere, der aus der Unzucht ein Gewerbe machte, sah betrübt darein; als ihn Juvenal nach dem Grund fragte, erhielt er den Bescheid, dass sein Metier ihm nicht mehr viel eintrage, die alten Kerle seien schmähhliche Geizhälse, doch empfindet Naevolus sofort Reue ob seiner offenen Worte, denn er fürchtet die Rache seiner Herren, so dass es einiger beruhigender Worte des Dichters bedarf. Wiederum ein philosophisches Thema finden wir in der zehnten Satire erörtert „die Kurzsichtigkeit der menschlichen Wünsche“. Welche Gefahren oft Reichtum, mächtige politische Stellung, rednerische Tüchtigkeit, Kriege, hohes Alter, Schönheit mit sich bringt, wird in fesselnder Weise dargelegt. Am besten ist es, schliesst der Dichter, den Göttern zu überlassen, was sie uns bescheren wollen, da diese die Zukunft kennen. Will man aber durchaus nicht auf die Wünsche verzichten, so soll der vornehmste sein (356):

*ut sit mens sana in corpore sano.*

Der elften Satire liegt eine Einladung zu einem am Megalesienfest gegebenen Mahle an Persicus zu Grund. Mit einer kurzen Betrachtung über die Folgen der Schwelgerei hebt das Gedicht an, es folgt die Einladung mit einer lieblichen Schilderung der Einfachheit der alten Zeit. Ein an jene Zeit erinnerndes Mahl soll auch der Gast Juvenals erhalten, dasselbe wird im Gegensatz zu der damaligen Schwelgerei anmutig skizziert. Die zwölfte Satire wendet sich an Corvinus und erzählt ihm, dass ein Freund Juvenals, Catullus, aus einem heftigen Seesturm glücklich entkam; für dessen Errettung wolle er das gelobte Opfer darbringen, erbischleicherische Nebenabsichten hege er aber dabei nicht, denn Catull sei mit drei Kindern gesegnet. Ein Vorfall des gewöhnlichen Lebens gibt den Stoff für die dreizehnte Satire ab. Calvinus war um eine Summe Geldes geprellt worden. Juvenal sucht ihn darob zu trösten, der Verlust sei ja nicht so erheblich, in der schlimmen Zeit könne so etwas leicht passieren, übrigens trage der Betrüger die ärgste Strafe in sich, indem er von dem Bewusstsein der Schuld gefoltert würde. Die vierzehnte an Fuscinus gerichtete Satire behandelt ein pädagogisches Thema, sie unter-



sucht die Schädlichkeit des bösen Beispiels, das die Eltern ihren Kindern geben, während doch als Leitstern der Erziehung der Satz vorschweben sollte (47):

*maxima debetur puero reverentia.*

Besonders das schlimme Laster der Habsucht werde durch die Eltern gross gezogen. In der fünfzehnten Satire, in der Volusius Bithynicus angesprochen wird, ist der Schauplatz Ägypten. Nachdem sich der Dichter zuerst tadelnd über den schändlichen Kultus der Ägypter ausgelassen, erzählt er einen schrecklichen Fall von Barbarei. Zwei ägyptische Stämme, welche der religiöse Fanatismus in bittere Feindschaft getrieben, hatten einen Zusammenstoss. Als der eine Stamm in die Flucht geschlagen war, geriet einer der Kämpfenden in die Hand der Sieger. Da geschah das Unerhörte. Die erbitterten Gegner schnitten den Unglücklichen in Stücke und frassen ihn auf. An die grauenhafte That werden einige allgemeine Betrachtungen geknüpft. Die sechzehnte Satire ist ein Fragment, der letzte Teil ist in dem Archetypus durch Blattverlust uns entzogen. In dem Vorhandenen schildert der Dichter, Gallius anredend, die Überlegenheit des Militärstandes in Bezug auf das Rechtsleben. Der Bürgerliche ist von vornherein, wenn er eine Klage über eine Militärperson erhebt, in einer nachteiligen Lage, denn er muss sich an ein Militärgericht wenden und hat selbst im Fall des Obsiegens noch mit dem Korpsgeist abzurechnen. Klagt dagegen ein Soldat, so findet er die prompteste Justiz. Weiter ist der Militärperson das Recht, noch zu Lebzeiten des Vaters zu testieren, eingeräumt, so dass der Vater sogar bei seinem eigenen Sohn Erbschleicherei treiben kann.

Die 16 Satiren sind unter der Regierung Traians und Hadrians geschrieben. Sie sind chronologisch angeordnet und in 5 Bücher eingeteilt und zwar in der Weise, dass sat. 1—5 = I. I, sat. 6 = I. II, sat. 7—9 = I. III, sat. 10—12 = I. IV, sat. 13—16 = I. 5 sind. Ihre Veröffentlichung erfolgte successiv.

GYLLING, *De argumenti dispositione in satiris I—VIII Juv.* Lund 1886; *de argumentis in satiris IX—XVI Juv.* Lund 1889.

Die Unvollständigkeit der letzten Satire wurde lange Zeit in der Weise erklärt, dass man annahm, Juvenal habe dieselbe nicht vollendet. Dass diese Annahme unrichtig ist, sucht BÜCHELER dadurch darzuthun (Rh. Mus. 29, 636), dass er zeigt, dass im Archetypus mit dem Verse 60 ein Blatt geschlossen habe. Aber, wie BEER ausführt, bedarf es hier des Archetypus gar nicht, sondern genügt für die Erklärung der Montepessulanus. Hier schliesst mit jenem Verse die letzte Zeile des letzten Quaternio (vgl. *Spicil. Juvenal.*, Leipz. 1885 p. 47, zustimmend *Hosius de Juv. cod. recens. interpol.* p. 11). Diese Erklärung schliesst aber die weitere Annahme in sich, dass unsere Handschriften, welche sämtlich mit jenem Verse abbrechen, aus dem Montepessulanus abzuleiten sind. Ist die letzte Satire nur durch einen äussern Zufall unvollendet, so fallen damit die Kombinationen weg, dass Juvenal durch den Tod an der Vollendung der Satire gehindert, und dass demnach das Korpus von fremder Hand ediert wurde.

Chronologie der fünf Bücher. In der ersten Satire ist der Verurteilung des Marius Priscus, die 99/100 n. Ch. erfolgte, gedacht (49). Also ist die Satire nach diesem Jahre geschrieben. Noch weiter herab führt die Anspielung auf den gefährlichen Delator M. Aquilius Regulus (33), die höchst wahrscheinlich erst nach dessen Tod, der zwischen (105—107) angesetzt wird, gemacht wurde (DÜRR, Das Leben Juvenals p. 18 Anm. 75). Wir kommen also in die Zeit Traians. Da die erste Satire als Einleitung allem Anschein nach zuletzt geschrieben wurde, so wären auch die übrigen Satiren des ersten Buchs noch ins Auge zu fassen. Dieselben müssen nach Domitian geschrieben sein. Die vierte Satire spricht ausdrücklich vom Tode Domitians (153). Die zweite Satire enthält einen heftigen Angriff auf

Domitian (29), die dritte einen Angriff auf einen Günstling Domitians, auf den Delator Veiento (185). Von vornherein ist nicht wahrscheinlich, dass zu Lebzeiten Domitians und Veientos Juvenal jene Angriffe sich gestattete; übrigens sagt der Dichter in seinem Programm selbst, dass seine Satire Verstorbene treffen soll (170). Da Veiento noch unter Nerva lebte (Borghesi oeuvres 5, 511), so werden wir auch mit der dritten Satire in die Trajanische Zeit herabgehen müssen. Die fünfte Satire enthält keine chronologischen Indicien. Sonach werden wir den Satz aussprechen dürfen, dass Juvenal erst nach Domitian seine Satiren schrieb.<sup>1)</sup> Die Worte des Programms „*nostri farrago libelli est*“ (86) weisen auf einen für sich bestehenden *libellus* hin. Dass dieser *libellus* nicht alle 16 Satiren umfasste, lehrt die Betrachtung der Zeitverhältnisse. Die Satiren des ersten Buchs, das Programm inbegriffen, umschliessen einen bestimmten Zeitraum. Wir werden daher als Inhalt des *libellus* die Satiren des ersten Buchs zu betrachten haben. Daran wird sich weiter die Vermutung anknüpfen lassen, dass auch die übrigen vier Bücher vom Dichter gewollte Einheiten sind; dass dieselben zugleich successiv ans Tageslicht traten, lehren wiederum die in ihnen liegenden Zeitindicien. Jedes Buch ist, soweit wir sehen können, später als das vorausgehende. Die sechste Satire, welche das zweite Buch ausmacht, fällt in die letzten Regierungsjahre Traians, denn es ist hier 398 von einer Neuigkeitskrämerin die Rede, welche von einem Kometen, von einem Erdbeben u. a. erzählt. Ein Komet wurde im November 115 gesehen, ein Erdbeben fand am 13. Dezember 115 in Antiochia statt. Von dem letzteren konnte vor 116 in Rom nicht gesprochen werden. Also wird die Satire in dieses Jahr fallen. Die siebente Satire, welche den Anfang des dritten Buchs bildet, erwähnt als Hoffnung der Dichter einen Kaiser; da das zweite Buch in das Ende der Regierungszeit Traians fiel und Hadrian ein ungleich grösseres Interesse der Litteratur entgegenbrachte als Traian, so ist kaum zweifelhaft, dass mit dem Kaiser Hadrian gemeint ist. Sonach fällt die Herausgabe des dritten Buchs in die Regierungszeit Hadrians und zwar in den Anfang (etwa 120).<sup>2)</sup> Wir wenden uns zu dem fünften Buch, für welches auch zwei Daten ermittelt sind. 13, 17 wird von einem Mann gesprochen, *qui iam post terga reliquit sexaginta annos Fonteio consule natus*. Das Konsulat des Fonteius, das lediglich hier in Betracht kommen kann, fällt in das Jahr 67; da der Dichter 60 Jahre seit diesem Konsulat vergehen lässt, setzt die dreizehnte Satire das Jahr 127 voraus. 15, 27 ist die Rede von dem „*nuper consul Juncus*“. Dessen Konsulat gehört dem Jahr 127 an, also kann die Satire nicht vor 128 verfasst sein. Die Zeit des vierten Buchs bestimmt sich durch das Intervallum, das zwischen dem dritten und dem fünften Buch liegt. — BORGHESI, *Oeuvres* 5, 49 und 509; FRIEDLÄNDER, *De Juvenalis vitae temporibus*, Königsberg 1875, Sittengesch. 3<sup>e</sup>, 486.

Keine doppelte Redaktion der Satiren. TEUFFEL (Stud. und Charakterist. p. 424) glaubt, dass manche Stellen zur Annahme einer doppelten Redaktion der Satiren hindrängen wie 1, 73—76 = 77—80, 3, 113—118 (nachträgliche Einschaltung), 5, 92—98 = 99—102, 6, 178—183 = 166 fg., 6, 582—84 = 589—91, 9, 118—119 = 120—123, 8, 147 (Diskrepanz der Lesarten). Allein diese Ansicht hält näherer Prüfung nicht Stand (vgl. SCHÖNAICH, *Quaest. Juv.*, Halle 1883 p. 12; MOSENGEL, *Vindiciae Juv.*, Erlanger Diss. (Leipzig) 1887 p. 7. Die Worte der vita IV (V DÜRR) „*in exilio ampliavit satiras et pleraque mutavit*“ sind an und für sich unglaubwürdig. Mit Recht nennt VAHLEN diese Hypothese (*Ind. lect. aetiv. Berol.* 1884, p. 30) ein „*nebulosum commentum*“.

420. Charakteristik Juvenals. Bei keinem Schriftsteller ist es so notwendig, zur richtigen Wertschätzung desselben die äusseren Umstände, unter denen seine Werke zu Stande kamen, ins Auge zu fassen als bei Juvenal. In der Darlegung der Lebensverhältnisse des Dichters haben wir gesehen, dass er erst im reiferen Alter sich von der Rhetorik der Satire zuwandte, ferner dass er erst unter dem milden Regiment Traians seine Satirenschriftstellerei begann. Diese Zeit aber, die nach der Tyrannei Domitians als das Morgenrot einer glücklichen Zukunft aufleuchtete, reizte gewiss nicht zum Angriff und zum Spott, mochten auch in der damaligen Gesellschaft noch soviel Schäden verborgen sein. Was thut nun der

<sup>1)</sup> Die Annahme, dass Satiren zwar unter Domitian geschrieben, aber erst nach seinem Tod herausgegeben wurden (SYNNERBERG, *De temporibus vitae etc.*, p. 60), hat nichts für sich.

<sup>2)</sup> Die Einleitung scheint erst nachträglich beim Thronwechsel hinzugefügt worden zu sein, da zwischen derselben und dem eigentlichen Gedicht kein Zusammenhang besteht (FRIEDLÄNDER, Sittengesch. 3<sup>e</sup>, 491).



Dichter? Darüber belehrt er uns in seinem Programm. Nachdem er dort die Verderbtheit seiner Zeit in drastischen Zügen gekennzeichnet und mit dem bekannten Verse (79)

*si natura negat, facit indignatio versum*

die Spitze erreicht hatte, müssen wir uns nicht wenig wundern, wenn er am Schluss seiner zornigen Rede den Entschluss kundgibt:

*experiar, quid concedatur in illos,  
quorum Flaminia tegitur cinis atque Latina.*

Also nur gegen Verstorbene will er mit seinen Angriffen vorgehen; und soweit wir sehen können, ist Juvenal diesem Vorsatz treu geblieben, ausser Verstorbene nennt er höchstens Leute, die ihm nicht mehr schaden können, wie Verurteilte und Personen niederen Standes.<sup>1)</sup> Seine Satire hat also ihre Wurzeln in der Vergangenheit, sie lebt und webt in der Erinnerung. Seine Entrüstung kann daher nur eine künstlich angefachte sein, da sie nicht unmittelbar aus dem Leben ihre Nahrung empfängt. Sie verfällt leicht in eine unnatürliche Steigerung und wird zum Pathos. Und hiebei kommt dem Dichter der Rhetor zu Hilfe. Seine Satire wird deshalb unwillkürlich zur Deklamation; durch vorwurfsvolle Fragen, durch staunende Ausrufe, durch spitze Sentenzen, durch Übertreibung und Häufung, durch unvermittelte Aneinanderreihung der Gedanken will sie auf den Hörer oder Leser Eindruck machen; die Redeweise ist oft geschraubt und nicht selten dunkel. In der Darstellung verschieben sich mitunter die Grenzen der Vergangenheit und der Gegenwart.<sup>2)</sup> Das Verständnis des Dichters ist daher nicht leicht.

Der deklamierende Dichter ist aber zugleich ein Mann, der die Mittagshöhe des Lebens überschritten hat und allen Vermutungen nach auf eine an Enttäuschungen reiche Vergangenheit zurückblickt; ein solcher Mann ist nur zu leicht geneigt, alles von der trüben Seite anzusehen. Und wirklich bieten Juvenals Satiren zu viel Schatten und zu wenig Licht. Was weiss z. B. der Dichter in seiner Anklage gegen das weibliche Geschlecht nicht alles vorzubringen? Er wühlt mit zu grossem Eifer in dem Schmutze, er gewährt uns zu wenig Ruhepausen, er gesellt zu selten zu der Bitterkeit das ausgleichende Element des Humors, statt des Polterns wünschten wir oft eine harmlose Plauderei. Freilich vermag sich diese unnatürlich gesteigerte Erbitterung des Dichters nicht durch alle Satiren hindurch zu erhalten; mit dem Alter wird seine Haltung ruhiger und an Stelle des Pathos tritt sogar die kühle theoretische Betrachtung; wir finden allgemeine Themata wie die Eitelkeit der menschlichen Wünsche, die Schädlichkeit des bösen Beispiels, die günstige Lage des Militärstandes. Man hat daran die Vermutung geknüpft, dass diese späteren Satiren nicht von Juvenal seien. Allein diese Anschauung ruht

<sup>1)</sup> Vgl. STRAUCH, *De personis Juvenalianis*, Göttingen 1869 p. 62; FRIEDLÄNDER, Über die Personennamen bei Juvenal in dessen Sittengesch. 3<sup>e</sup>, 495.

<sup>2)</sup> MADVIG, *opusc. acad.*, Kopenh. 1887, p. 548: *Quid est magis perspicuum, quam saepe Juvenalem sic in vitia invehi, ut ea,*

*quibus ipse recitaverit, tempora a superioribus, ex quibus vitiorum exempla sumat, non diligenter distinguat, ac saepe se in haec transferat scribendi figura, quoniam universa foeditas, in uno exemplo eminens, ad omnem illam aetatem pertineat?*

auf der Verkenntung des deklamatorischen Charakters der Juvenalischen Poesie und auf der Nichtbeachtung des Satzes, dass dem Strohfeuer keine dauernde Kraft innewohnt.

Juvenal wurde viel gelesen, die starkgewürzte Kost übte jederzeit ihren Reiz aus, auch fesselten die reichen Schilderungen des römischen Lebens und Treibens. Ammianus Marcellinus berichtet uns (28, 4, 14), dass selbst solche, welche den Studien aus dem Wege gingen, Juvenal aufs eifrigste lasen. Auch dem Mittelalter gefiel der an den Predigerton erinnernde Satiriker; er wurde als „Ethicus“ viel studiert. Von der intensiven Beschäftigung mit Juvenal zeugen die Scholien, welche den Dichter begleiten von dem vierten Jahrhundert bis in die spätesten Zeiten des Mittelalters.

Die Ribbeck'sche Scheidung eines echten und unechten Juvenal. Einen ganz andern Juvenal als den uns gewohnten gibt RIBBECK in seiner Ausgabe, Leipz. 1859. Hier werden nur die Satiren 1—9 und die 11. unserm Dichter, die übrigen Stücke (10. 12—16) einem Deklamator zugewiesen. Dieser Deklamator soll aber auch noch die echten Satiren mit seinen Zusätzen ausgestattet haben. Zwischen dem echten Juvenal und diesem Nachdichter statuiert der scharfsinnige Gelehrte enorme Unterschiede. „Der Deklamator ist ein seichter Schwätzer, der seine innere Hohlheit mit breitem Wortschwall ausstaffiert, ein Philister, der unter der Maske des Satirikers alle Augenblicke sein eigenes fades, seelenloses Stubengesicht hervorkehrt, der denkt wie ein Seifensieder und römische Phrasen drechselt u. s. w.“ Seinem Juvenal spendet er dagegen uneingeschränktes, fast enthusiastisches Lob (der echte und der unechte Juvenal, Berlin 1865 p. 30). Seine Hypothese sucht Ribbeck auch durch äusserliche Indicien zu stützen; einmal zieht er die Scholienworte zur 16. Satire heran „*ista a plerisque exploditur et dicitur non esse Juvenalis*“, eine Bemerkung, die zur Prüfung des Juvenalschen Nachlasses dringend auffordern soll. Dann weist er auf die Worte der Vita IV (DÜRR V) hin „*in exilio ampliavit satiras et pleraque mutavit*“. In diesen thörichten Worten sei das unschätzbare Zeugnis enthalten, dass es in Rom nach dem Tode Juvenals zwei in Umfang und Redaktion bedeutend verschiedene Textausgaben<sup>1)</sup> seiner Werke gab, eine kürzere, wie sie der Dichter selbst noch in Rom veröffentlicht hatte, und eine beträchtlich erweiterte, die angeblich in seinem ägyptischen Nachlass gefunden war, (Der echte und der unechte Juvenal p. 73). Darnach erachtet er es für wahrscheinlich, „dass ein spekulativer Buchhändler und ein hungriger Poet niedrigen Ranges sich zu dem lukrativen Geschäft zusammenthaten, eine solche postume Ausgabe zu veranstalten“. Die Bekämpfung dieser geistreich durchgeführten Hypothese Ribbecks musste lange Zeit den Stoff für philologische Dissertationen abgeben; die *Vindiciae Juvenalianae* wurden Modesache. Allein viel wurde damit nicht erreicht. Die Entscheidung der Frage hängt meines Erachtens von der unbefangenen Wertschätzung Juvenals ab. Wir haben den Dichter auch mit seinen Fehlern hinzunehmen.

Die Scholien zu Juvenal. Zwei Klassen von Juvenalscholien sind uns überliefert, die erste Klasse (*scholia Pithoeana*) geht zurück auf einen Kommentar, der im 4. Jahrhundert verfasst wurde, diese Scholien enthalten noch antike Tradition. Wir lernen dieselben kennen aus dem Montepessulanus 125, aus dem Sangallensis nr. 870 s. IX, der uns die Scholien (ohne den Text gibt), aus den Aarauer Fragmenten, endlich aus dem sog. Commentum Probi, welches nach einer jetzt verlorengegangenen Handschrift Laurentius Valla für seine Ausgabe Venedig 1486 konstituierte. Die letzteren reichten nur bis 8, 198. Allein da Valla seine Quelle mit grosser Willkür benutzte, so bleiben für uns die beiden zuerst genannten Handschriften die Hauptzeugen, von denen keiner von dem andern abgeleitet ist. (STEPHAN p. 25; SCHÖNAICH p. 5). In neuester Zeit sind noch die erwähnten Fragmente aus Aarau hinzugekommen (WIRZ, Hermes 15, 437). Die zweite Klasse geht auf einen Kommentar des Mittelalters zurück, der im Laur. 52,4, Bernensis 223 einem Cornutus beigelegt wird (*Cornuti expositio super toto libro*); derselbe ist wortreich, aber inhaltsleer. (JAHN, Persius p. CXIX). — Dazu kommen noch andere spätmittelalterliche Scholien.

MATTHIAS, *De schol. Juv.*, Halle 1875; STEPHAN, *De Pithoeanis in Juvenalem scholiis*, Bonn 1882; BEER, *De nova scholiorum in Juvenalem recensione instituenda* (Wien. Stud. Bd. 6 u. 7); ZACHER, Zu den Juvenalscholien (Rhein. Mus. 45, 524); SCHULZ, Hermes 24, 482.

<sup>1)</sup> Über eine zweite Ausgabe der siebenten Satire (wegen der angeblich die Verbannung

hervorrufenden Verse 88), vgl. RIBBECK, Der echte und der unechte Juvenal p. 70.



Die Überlieferung. Die älteste Fassung ist vollständig erhalten in dem Kodex Montepessulanus 125 s. IX, auch Pithoeanus genannt (P.), fragmentarisch in den Fragmenten von Aarau („*quae cum prosint ad legendum et excutiendum P, proprie dote nulla commendantur*“ BÜCHELER), dann in dem prosodischen Florilegium des Sangallensis nr. 870 (STEPHAN, Rh. Mus. 40, 263). — In der zweiten, interpolierten Familie kennen wir zwei Rezensionen, die eine trägt die Unterschrift *Legi ego Niceus Romae apud Servium magistrum et emendavi* (Laurentianus 34, 42 Leidensis 82), die andere *incipit l. III legente Aepi-carpio scribentis Exuperantio servo* (Parisin. 9345). Da alle Handschriften wie der Montepessulanus abgeleitetes Exemplar die Lesarten der zweiten Familie eingetragen wurden. (HOSIUS, *De Juvenalis codicum recensione interpolata*, Bonn 1888 p. 12.) Über eine Schwierigkeit dieser Annahme vgl. HOSIUS p. 13. Der interpolierten Rezension gehören auch die *fragmenta Vaticana* (s. V) an.

Ausgaben von WEBER (Weim. 1825); von HEINRICH (Bonn 1839); kritische Hauptausgabe (mit den Scholien) von O. JAHN, Berlin 1851, Textausgabe von JAHN-BÜCHELER mit kurzem Apparat und einer Auswahl der Scholien, Berlin 1886; *Thirteen satires of Juvenal with a commentary by MAYOR* I<sup>o</sup> 1886 II<sup>o</sup> 1881. Von WEIDNER, Leipz. <sup>2</sup> 1889. — Texte von C. F. HERMANN (Teubner), von RIBBECK (Tauchnitz). Für die Methode der Erklärung wurden sehr wichtig die Abhandlungen MADVIGS in den *opusc. academ.*, Kopenhagen 1887.

#### b) Die Prosa.

##### a) Die Historiker.

#### 1. C. Velleius Paterculus.

421. *Historiae Romanae* l. II. Der Verfasser dieses Abrisses, C. Velleius Paterculus<sup>1)</sup>, war Militär; er diente unter Caius Caesar in Asien und sah als Tribun einer Begegnung zu, welche der römische Feldherr mit dem König der Parther hatte (2, 101). Nach dem Tode des Caius Caesar (3 n. Chr.) nahm er Dienste bei Tiberius, unter dem er in den höheren Stellen eines Reiterobersten und Legaten (2, 104, 3) die langwierigen Feldzüge in Germanien und Pannonien mitmachte. Er erfreute sich der hohen Gunst des Imperator und hatte die Ehre, zu seinem Triumphe (12 n. Chr.) beigezogen zu werden. Auch erlangte er (2, 124, 4) durch ihn die Prätur (15 n. Chr.). Damit scheint seine amtliche Laufbahn ihren Abschluss gefunden zu haben. Seine Musse benutzte er zur Abfassung eines geschichtlichen Abrisses. Derselbe war eine Gelegenheitsschrift. Als nämlich Vinicius im Jahre 29 zum Konsul designiert wurde, kam dem Autor der Gedanke, dem vornehmen Mann zum Antritt seines Konsulats ein Werkchen zu überreichen. Da es wahrscheinlich ist, dass ihm erst die Designation des Vinicius zum Konsul den Gedanken der Widmung eingab, so war ihm zur Ausarbeitung nur die kleine Frist von mehreren Monaten gegeben. Er musste daher sehr eilig zu Werke gehen und sich auf das Notwendigste beschränken. Beide Momente hebt der Schriftsteller selbst an vielen Stellen hervor. Doch trägt er sich mit dem Plane, später ein reicheres Werk über die Zeit des Tiberius und die zunächst vorausgehende Epoche (wahrscheinlich von den Bürgerkriegen an) erscheinen zu lassen. Der Abriss zerfällt in zwei Bücher; das erste ist leider am Anfang, in der Mitte (zwischen c. 8 und 9) und am Schlusse verstümmelt; durch den Verlust am Anfang ist die Vorrede mit der Widmung verloren gegangen; die mittlere Lücke ist sehr beträchtlich. Auch im zweiten Buch finden sich kleinere Lücken. Der Stoff ist in der Weise verteilt, dass der erste

<sup>1)</sup> Der Vorname ergibt sich aus CIL. 8, 10, 311.

Teil bis zur Zerstörung von Karthago und Korinth, der zweite bis zum Konsulat des Vinicius (30 n. Chr.) reicht.

Familien-Verhältnisse des Autors. Über seine Familie streut Velleius manche Notizen in sein Werk ein, über seinen Grossvater 2, 76, 1, über seinen Vater 2, 104, 3, über seinen Bruder 2, 121, 3; 2, 124, 4, über seinen Onkel 2, 69, 5, über seine mütterliche Herkunft 2, 16, 2.

Über M. Vinicius vgl. Tacitus Ann. 6, 15 mit der Anmerkung NIPPERDEYS.

Seine Eile hebt Velleius hervor 1, 16, 1 (*in hac tam praecipiti festinatione, quae me rotae pronive gurgitis ac verticis modo nusquam patitur consistere*) 2, 41, 1; 2, 108, 2; 2, 124, 1, die Kürze 2, 29, 2; 2, 52, 3; 2, 86, 1.

Über das beabsichtigte grössere Werk sprechen folgende Stellen 2, 48, 5; 2, 96, 3; 2, 99, 3; 2, 103, 3; 2, 114, 5; 2, 119, 1. Von diesen bezieht sich die erste auf den Bürgerkrieg zwischen Caesar und Pompeius, die übrigen aber auf die Zeit des Tiberius. Mit Unrecht hat man danach zwei Werke annehmen wollen, eines über den Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompeius, ein anderes über Tiberius. Allein nur die Annahme ist gerechtfertigt, dass Velleius die Zeit von Cäsar bis auf Tiberius herab schildern wollte. Der Plan wurde aber allem Anschein nach nicht ausgeführt, wenigstens ist nicht die geringste Spur von dem Werk auf uns gekommen.

**422. Charakteristik.** Dem Leser des Abrisses fallen sofort einige Eigentümlichkeiten in die Augen. Einmal ist charakteristisch, dass der Autor auch die Literatur und Kulturhistorisches berücksichtigt (1, 7, 1; 1, 16, 3; 2, 9, 2; 2, 36, 2; 2, 10, 1; 2, 33, 4), dann dass das erste Buch auch Griechen und Orientalen in den Kreis seiner Betrachtung zieht. Weiter bemerken wir, dass jedes Buch einen Exkurs enthält, das erste über die römischen Kolonien<sup>1)</sup> (1, 14), das zweite über die römischen Provinzen (2, 38). Dass er die Ereignisse seiner Zeit ausführlicher und sachkundiger behandelt als die der Vergangenheit, ist eine Eigentümlichkeit, die er mit der gesamten römischen Historiographie teilt.<sup>3)</sup> Die Ehrung des Vinicius, dem das Werkchen gewidmet ist, tritt dadurch hervor, dass dieser mehrfach angeredet wird (1, 13, 5; 2, 101, 3; 2, 113, 1; 2, 130, 4) und nach seinem Konsulat die Ereignisse gestellt werden (1, 8, 1; 1, 12, 6; 2, 7, 3; 2, 49, 1; 2, 65, 2). Die Komposition wird durch das Prinzip bestimmt, dass die Persönlichkeiten hervortreten sollen. Daraus ergibt sich für ihn die Notwendigkeit, die Charakteristik in den Vordergrund zu stellen. Es lässt sich nicht leugnen, dass der Autor hier Vortreffliches geleistet hat. Freilich lag auch die Gefahr nahe, das Persönliche mehr als der Gang der Geschichte erfordert zu betonen. Und dieser Gefahr ist er nicht entgangen; er unterbricht nicht selten die Ereignisse, um Anekdotenhaftes beizubringen und ergreift z. B. gern die Gelegenheit, seine Personalien und die der übrigen Familienglieder einzuflechten. Intensiveres Studium der Quellen gestattet die Eile, mit der er seine Arbeit zum Abschluss bringen musste, nicht; vielleicht dürfen wir aber annehmen, dass er manche Materialien für das beabsichtigte grössere Werk gesammelt hatte, die jetzt auch für das kleinere Verwendung finden konnten.<sup>4)</sup> Spuren der Flüchtigkeit finden sich allenthalben, Unrichtigkeiten, Nachträge, Nachlässigkeiten<sup>5)</sup> im Ausdruck. Der merkwürdigste Fall ist aber, dass er die beiden Ären, die Catonische und die Varronische durcheinander bringt.<sup>6)</sup> Die Darstellung des

<sup>1)</sup> Wahrscheinlich aus *Catos origines* (KRITZ p. XLIX).

<sup>2)</sup> PERNICE p. 29 legt demselben keinen hohen Wert bei.

<sup>3)</sup> PERNICE p. 11.

<sup>4)</sup> 2, 59; 2, 69 (KRITZ p. XXXVI).

<sup>5)</sup> KRITZ p. LXVII.

<sup>6)</sup> KRITZ p. XLI; PERNICE p. 15; KAISER p. 20.



Velleius ist lebhaft und packend und verrät den geistreichen Mann; allein es fehlt ihr die Ruhe, die Harmonie und der Sinn für das Einfache. Überladung, Überschwänglichkeit, Haschen nach Spitzfindigkeiten und Geziertem lassen kein Wohlbehagen aufkommen. Auch der unorganische Aufbau der Perioden trübt nicht selten die Durchsichtigkeit der Rede. Am unerfreulichsten ist aber die Stickluft des Hofes, die uns aus dem Schriftchen entgegenweht. Die Schmeichelei gegen Tiberius hat grosse Dimensionen angenommen. Selbst wenn man in Erwägung zieht, dass Velleius als Militär für seinen ehemaligen Kriegsherrn begeistert war, ferner dass er ihm für Gunstbezeugungen zu Dank verpflichtet war, kann man über seine Haltung kein mildes Urteil gewinnen.

Quellen. Erwähnt sind nur zwei Autoren, Cato und Hortensius. 1, 7, 3 *Sed M. Cato quantum differt, qui dicat etc. — ego pace diligentiae Catonis dixerim etc.* 2, 16, 2 *cuius de virtutibus cum alii tum maxime dilucide Q. Hortensius in annalibus suis retulit.* Sonst spricht er von mehreren Autoren (1, 7, 2; 1, 8, 5; 1, 15, 3). Die Benützung beider ist daher nicht zweifelhaft. Allein auch noch andere Hilfsmittel müssen ihm zu Gebote gestanden sein; besonders brauchte er für das Genealogische einen Führer, wir werden denselben in den Zeittafeln des Atticus (§ 116) und in dessen genealogischen Monographien zu suchen haben (Pernice p. 13). Livius scheint er nur selten benützt zu haben. Ansätze zur Kritik finden sich hie und da: 1, 7, 3; 2, 4, 7; 2, 23, 4; 2, 32, 5. — KAISER, *De fontibus Vellei*, Berlin 1884 (bes. das Chronologische ist berücksichtigt).

Seine Glaubwürdigkeit. Die Beurteilung derselben hängt besonders von der Frage ab, ob wir ihn als blossen Schmeichler zu betrachten haben, auch spielt die Frage über die *fides* des Tacitus herein; diejenigen, welche die Taciteische Charakterzeichnung des Tiberius als eine tendenziöse ansehen, recurrieren gern auf Velleius, wie SIEVERS Studien p. 97 und noch viel stärker FREYTAG, Tib. und Tacit. p. 321 „Velleius enthält (nach Abstreifung des rhetorischen Schmucks) nichts über Tiberius, was nicht durch die Geschichte seine Bestätigung fände“. Die Gegner übertreiben nach der anderen Seite hin; z. B. HAASE, Einleit. zu Tacitus p. XLIV Anm. 265. Auch hier ist der Mittelweg richtig: nicht einfache Verwerfung, sondern vorsichtige Prüfung des Mitgeteilten. Eine solche umsichtige Prüfung hat PERNICE, *De V. Patreculi fide historica*, Leipz. 1862, p. 15 (die Epoche des Tiberius p. 44) vorgenommen. Vgl. noch STANGER, *De M. V. P. fide*, München 1863; RANKE, Weltgesch. 2, 3, 268 bemerkt „Selbst für die Erforschung der Thatsachen hat er hie und da einen nicht zu unterschätzenden Wert“.

Die Überlieferung. Nur einer einzigen Handschrift verdanken wir unsere Kunde von Velleius, nämlich einem im Jahre 1515 in der elsässischen Abtei Murbach von B. RHENANUS entdeckten Kodex. Diese Handschrift ist jetzt verloren, Ziel der Rezension muss also zunächst sein, diesen Murbacensis aus den apogr. wieder zu gewinnen. Diese sind 1) die *editio princeps* des B. RHENANUS, Basel 1520, die nach einer auch verloren gegangenen Abschrift gemacht wurde; eine nochmalige Vergleichung des Drucks wurde von Rhenanus' Schüler BURER vorgenommen und die *varietas scripturae* in einem Anhang beigegeben. 2) eine noch vorhandene Kopie des apographum von B. AMERBACH (HALM, Rhein. Mus. 30, 534).

Littteratur. Ausgaben von KRITZ, Leipz. 1840 und 1848; HAASE<sup>2</sup>, Leipz. 1858; HALM, Leipzig 1876. — SAUPPE, Schweiz. Mus. f. hist. Wiss., Frauenfeld 1837, 1, 137 (Hauptschrift).

Aemilius Sura. 1, 6 hat sich folgende Glosse in den Text des Velleius geschlichen: *Aemilius Sura de annis populi Romani: Assyrii principes omnium gentium rerum potiti sunt, deinde Medi, postea Persae, deinde Macedones; exinde duobus regibus Philippo et Antiocho, qui a Macedonibus oriundi erant, haud multo post Carthaginem subactam devicti, summa imperii ad populum Romanum pervenit. Inter hoc tempus et initium regis Nini Assyriorum, qui princeps rerum potitus, intersunt anni MDCCCXCXCV.* Danach muss man annehmen, dass ein Abriss der Weltgeschichte vorlag, der nacheinander das assyrische, medische, persische, makedonische Weltreich und als letztes das römische (hierher gehören die *anni populi Romani*) behandelte und berechnete. (MOMMSEN, Rh. Mus. 16, 283). Die Zeit dieses Historikers ist gänzlich unbekannt.

## 2. Valerius Maximus.

**423. Factorum ac dictorum memorabilium l. IX.** Der Verfasser dieser Sammlung von denkwürdigen Handlungen und Äusserungen, Valerius Maximus, ist uns nur soweit bekannt, als er selbst über sich Nachrichten gibt; nach diesen Mittheilungen war er arm (4, 4, 11), allein er war so glücklich, einen hochgestellten Gönner in Sex. Pompeius, der Konsul im J. 14 n. Chr. war und auch in freundschaftlichen Beziehungen zu Ovid stand, zu finden. Als dieser die Verwaltung der Provinz Asien übernahm (etwa 27 n. Chr.), hatte er in seiner Begleitung auch den Valerius Maximus (2, 6, 8). Das Verhältnis, das ihn an seinen Gönner knüpfte, vergleicht er mit dem Freundschaftsbund, wie er zwischen Alexander dem Grossen und Hephaestion bestand (4, 7 ext. 2). Mit Wärme feiert er ihn als den Mann, bei dem er in allen Lagen des Lebens auf Teilnahme rechnen konnte, der seine Studien gefördert und ihn gegen die Wechselfälle des Lebens geschützt hatte. Da dies Lob erst nach dem Tod des Pompeius veröffentlicht wurde, so ist der Gedanke an eine Schmeichelei ausgeschlossen. Wie es scheint, gleich nach seiner Rückkehr machte sich Valerius Maximus an sein Werk; an zwei Stellen erhalten wir bestimmtere zeitliche Indicien; 6, 1 prooem. setzt die Livia, deren Tod ins J. 29 n. Chr. fällt, als lebend voraus, 9, 11, ext. 4 ist nach Seians Tod (31) geschrieben. Das Werk, das an den Kaiser Tiberius gerichtet ist, bringt den gesammelten Stoff in 9 Büchern unter 95 Rubriken. Jede Rubrik begreift in der Regel zwei Abteilungen in sich, eine für die römische Geschichte, eine zweite für die fremde; doch ist die erste Abteilung bei weitem stärker herangezogen.

Das Buch des Valerius Maximus fand viele Leser und ist uns daher in vielen Handschriften überliefert. Von der Beliebtheit des Werkes legen auch zwei uns erhaltene Auszüge Zeugnis ab. Die Epitome des Julius Paris, welche dem vierten oder dem Anfang des fünften Jahrh. angehört, schliesst sich im ganzen ziemlich genau an das Original an; die Kürzung erreicht er besonders durch Weglassung des rhetorischen Beiwerks des Originals, hie und da berichtigte er seinen Autor aus anderen Quellen,<sup>1)</sup> neue Beispiele aber fügte er nicht hinzu. Die zweite vor dem Ende des 6. Jahrh. verfasste<sup>2)</sup> Epitome, die des Januarius Nepotianus reicht in 21 Kapiteln bis Valerius Maximus 3, 2, 7, hiezu kommen noch einige Ergänzungen aus der *Historia miscella*<sup>3)</sup>. Allein diese Epitome ist viel weniger treu und setzt auch andere Beispiele hinzu. Der Wert dieser Auszüge ruht vor allem darin, dass sie uns eine ziemlich umfangreiche Lücke, welche 1, 1, ext. 4—1, 4 ext. 1 verschlang, einigermassen ersetzen. Auch leistet uns der Auszug des Paris die besten Dienste bei der Texteskonstituierung des Valerius.

Die Zahl der Bücher. Überliefert sind neun Bücher. Allein der Epitomator Julius Paris hatte zehn Bücher vor sich, denn er sagt in der Vorrede: *decem Valerii Maximi libros dictorum et factorum memorabilium ad unum volumen epitomae coegi*. Auch wird in der Handschrift des Paris ein Traktat „*de praenominibus*“ als lib. X eingeführt. Allein da der Epitomator ausdrücklich nur ein Buch geben will, so kann diese Bezeichnung

<sup>1)</sup> KEMPF<sup>1</sup> p. 52.<sup>2)</sup> MOMMSEN, Zeitschr. f. Rechtsgesch.

| 10, 47.

<sup>3)</sup> DROYSSEN, Hermes 13, 128.



„lib. X“ unmöglich von ihm herrühren. Aber auch der Inhalt spricht nicht dafür, dass in dem Traktat ein verlorenes Buch des Valerius Maximus, das Paris excerpiert hätte, stecke; denn es ist wesentlich anderer Art. Doch alle Zweifel werden beseitigt durch die *subscriptio*, welche von einer Epitome des C. Titius Probus spricht. Wenn also der Traktat nichts mit Valerius Maximus und nichts mit Paris zu thun hat, so wäre noch zu fragen 1) wie Paris dazu kam, zehn Bücher statt neun anzugeben; 2) wie die Bezeichnung des Traktats als lib. X entstand. Da Paris nach Ausscheidung der Abhandlung über die Namen, wie sein Auszug zeigt, im wesentlichen denselben Valerius Maximus vor sich hatte, wie wir ihn haben, so bleibt nur die Annahme übrig, dass er einen Valerius epitomierte, der statt in neun Bücher in zehn abgeteilt war. Ein solches Exemplar scheint auch Gellius gehabt zu haben, denn unser achttes Buch ist ihm das neunte (12, 7, 8). Was die Bezeichnung des lib. X anlangt, so ist diese wahrscheinlich so zu erklären. Auch dem Mittelalter konnte der Widerspruch zwischen der Angabe des Paris und der Überlieferung des Valerius Maximus, welche nur neun Bücher kannte, nicht entgehen. Um diesen Widerspruch auszugleichen, nahm man jenes Stück *de praenominibus*, das sich zufällig in einer Valerius-handschrift fand, willkürlich als ein zehntes Buch des Valerius an; vgl. über die ganze Frage TRAUBE, Sitzungsber. der bayr. Akademie, 1891 p. 387.

Die Epitome des C. Titius Probus. Die Subscriptio, welche dem Abriss *de praenominibus* beigegeben ist, lautet: *C. Titi Probi finit epitoma historiarum diversarum exemplorumque romanorum*. Das epitomierte Werk führte also den Titel: *historiae diversae exempla Romana*; es war eine Anekdotensammlung, eine Zusammenstellung von Kuriositäten, Merkwürdigkeiten. Hievon hätte also ein Abschnitt über die Namen gehandelt. Dass der Traktat nicht vollständig ist, leuchtet sofort ein; darum ist es auch wahrscheinlich, dass die demselben vorausgeschickte Inhaltsangabe *De praenominibus, De nominibus, De cognominibus, De agnominibus, De appellationibus, De verbis* auf eine ältere Tradition zurückgeht. Die Ansicht Traubes (p. 393), dass dieser Index aus unserem Fragment herausgelesen wurde, ist nicht stichhaltig, da ja für *De verbis* aus dem Fragment nicht der geringste Anhaltspunkt sich ergibt. Der Traktat geht auf gute Quellen zurück, besonders scheint Varro benutzt zu sein. Wer der Verfasser des epitomierten Werkes ist, lässt sich natürlich nicht feststellen. Die Citate aus den Konsularfasten führen herab bis auf 11 v. Ch., da der Konsul dieses Jahres Paulus Fabius Maximus unter den Beispielen aufgezählt wird. Darnach spricht Traube (p. 397) die Vermutung aus, dass das epitomierte Werk die *Exempla Hygins* seien. Allein wenn in dem ursprünglichen Werk auch von *agnomen* gehandelt war, so konnte dasselbe nicht vor dem vierten christlichen Jahrhundert angesetzt werden. Denn erst in diesem Jahrhundert kam die Lehre von *agnomen* bei den römischen Grammatikern auf (KEMPF, Proleg. p. 64). Dass aber auch das *agnomen* behandelt war, müssen wir aus den Worten, *quod ad ultimum adicitur agnomen est* (est fehlt in der Überlieferung) schliessen, da die Annahme eine Interpolation, wie sie Traube<sup>1)</sup> (p. 404) statuiert, [*quod ad ultimum a*] *dicitur* [*agnomen*], wenig Wahrscheinlichkeit hat. Für die Annahme Hygins als Quelle ergibt sich aber die Schwierigkeit, dass das einzige *exemplum*, das uns von ihm überliefert ist (§ 345, 2), ein nichtrömisches ist. Das Werk war sonach in jedem Fall von der des Auszugs verschieden. Für die Bestimmung der Lebenszeit des Epitomators fehlt es an jedem festen Anhaltspunkt. Nur soviel wissen wir, dass er von dem Rusticius Helpidius Domnulus, welcher der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts angehört, lebte; denn dieser machte eine kritische Revision der Epitome. Weiterhin ergäbe sich ein *terminus post quem*, wenn die Stelle über das *agnomen* nicht interpoliert ist; des Epitomators Zeit läge dann zwischen dem vierten und sechsten Jahrhundert. Nur vermutungsweise, ohne Begründung, setzt ihn Traube (p. 398) in die Zeit der Antonine.

**424. Charakteristik des Valerius.** Als Valerius Maximus seine Auswahl berühmter Thaten und Äusserungen schrieb, wollte er denen, welche Belege (Dokumente) brauchten, ein Hilfsbuch in die Hand geben, d. h. er wollte den Bedürfnissen der Rhetoren und Rhetorenschulen entgegenkommen. Seine Thätigkeit war zunächst eine doppelte, sie bestand einmal in der Auswahl der Stellen, dann in der Einreihung unter bestimmte Rubriken. Seine Arbeitsweise werden wir uns so zu denken haben, dass er sich zuerst das, was ihm bei der Lektüre der verschiedenen Autoren bemerkenswert erschien, in ein Kollektaneenheft eintrug (*eligere*), dann als

<sup>1)</sup> Mit KEMPF, Proleg.<sup>1</sup> p. 64 *verba* | *epitomatore ex ingenio addita esse probabile est.*  
*quod ad ultimum dicitur agnomen ab*

er genug Material gesammelt hatte, zur Einreihung der verschiedenen Fälle unter bestimmte Rubriken schritt (*digerere*)<sup>1)</sup>. Diese Rubriken sind nicht nach einem strengen logischen System aufgestellt, sondern haben den Charakter der Zufälligkeit; es scheint, dass sie erst bei der Anordnung der Beispiele aufgestellt wurden.<sup>2)</sup> Allein der Autor ging noch über diese zweifache Thätigkeit hinaus, für Rhetoren sammelnd wollte er selbst als Rhetor erscheinen. Er stilisiert das ausgehobene Beispiel nach seiner Art und Weise und gibt zugleich den subjektiven Empfindungen, welche das Mitgeteilte in seiner Seele erregt, reichen Spielraum. Weiterhin leitet er gern von einem Excerpt zu dem folgenden über; endlich pflegt er die einzelnen Bücher und Fächer entsprechend einzuleiten. Der Stil des Sammlers ist von dem Bestreben beherrscht, durch Abweichung von dem gewöhnlichen Effekt zu erzielen, dadurch lässt er sich zu geschraubten, unnatürlichen Wendungen verleiten, oder er fällt in Ekstase, die sich besonders gern der Apostrophe bedient, und hascht nach Pointen.<sup>3)</sup> Durch dieses unnatürliche Streben wird seine Redeweise ungeniessbar und dunkel; besonders in den Einleitungen, in denen sich der Autor keine Zügel anzu-legen braucht, tritt seine Manieriertheit stark hervor. Unerträglich geschmacklos wird er, wenn er auf Tiberius zu sprechen kommt, ein leuchtendes Denkmal seiner Adulation ist die Anrede an den Kaiser in der Einleitung des Werks.<sup>4)</sup> In besserem Lichte zeigt sich uns der Schriftsteller, wenn er seinem römischen Nationalbewusstsein Ausdruck gibt. Hiezu gaben die rühmlichen Thaten der Vorfahren leicht Anlass. Verkehrt ist es, wegen solcher Äusserungen entgegen den ausdrücklichen Worten der Einleitung dem Werk eine patriotische Tendenz unterzuschieben. Valerius Maximus will lediglich Rhetor sein und rhetorischen Zwecken dienen; es steht ihm daher auch historische Akribie erst in zweiter Linie, und an Verstössen gegen die Geschichte fehlt es nicht.<sup>5)</sup> Doch benutzt er gute Quellen; Cicero, Livius sind seine Hauptautoren, aber auch Varro und andere mussten ihm Material liefern. Selbst Sammlungen konnte er, wie es scheint, zu Rate ziehen; wenigstens erwähnt er die Kollektancen eines nicht näher bekannten Pomponius Rufus (4, 4 prooem.).

Über das Ziel der Sammlung sagt die Einleitung: *urbis Romae exterarumque gentium facta simul ac dicta memoratu digna, quae apud alios latius diffusa sunt quam ut breviter cognosci possint, ab inlustribus electa auctoribus digere constitui, ut documenta sumere volentibus longae inquisitionis labor absit.* Diesen zuletzt angedeuteten Zweck erkennt auch der Epitomator Julius Paris an, indem er sagt: *exemplorum conquisitionem cum scirem esse non minus disputantibus quam declamantibus necessariam, decem Valerii Maximi libros dictorum et factorum memorabilium ad unum volumen epitomae coëgi.* Gegenüber diesem klar ausgesprochenen Zweck der Sammlung darf man nicht andere Ziele dem Verfasser unterzuschieben, wie das z. B. Dirksen [Hinterl. Schr. 1, 109 fg.] gethan.

Die Quellen. Eine Zusammenstellung der citierten Schriftsteller siehe bei ELSCHNER p. 32. Dass Livius (citiert 1, 8 ext. 19) und Cicero (8, 10, 3; 8, 13 ext. 1) in erster Linie benutzt sind, darüber sind die Quellenforscher einig; vgl. KEMPF, Proleg.<sup>1</sup> p. 15 und p. 13. ZSCHECH, *De Cicerone et Livio Valerii Maximi fontibus* (Cicero p. 15, Livius p. 23); KRIEGER, *Quibus fontibus V. M. usus sit in eis exemplis enarrandis, quae ad priora rerum Romanarum tempora pertinent*, Berl. 1888 (Livius p. 11, Cicero p. 24). Weniger klar treten die übrigen Quellen hervor; über Varro (3, 2, 24) vgl. KRIEGER p. 27, wo p. 28 auch die übrige

<sup>1)</sup> KRANZ p. 1.

<sup>2)</sup> ZSCHECH p. 5.

<sup>3)</sup> KEMPF, Proleg.<sup>1</sup> p. 34.

<sup>4)</sup> Vgl. noch 2, 9, 6; 5, 5, 3; 9, 11 ext. 4.

<sup>5)</sup> KEMPF, Proleg.<sup>1</sup> p. 26.



hier einschlägige Litteratur angegeben ist; über Valerius Antias vgl. KRANZ, Beitr. zur Quellenkritik des V. M., Posen 1876 p. 20; dagegen KRIEGER p. 66; über Hygin KRIEGER, p. 69; über Pompeius Trogus, dessen Benutzung KRIEGER p. 75 bestreitet.

Die Überlieferung des Valerius Maximus erfolgt auf einem doppelten Weg, auf einem direkten und einem indirekten. Die direkte Überlieferung beruht auf zwei Handschriften des 9. Jahrhunderts, dem Bernensis 366 und dem Florentiner 1899, dem ehemaligen Ashburnhamensis (STANGL, Philol. 45, 225), der aus dem Benediktinerkloster Stavelot herrührt. Beide Handschriften stammen aus derselben Quelle (KEMPF<sup>2</sup> p. XXIII, p. XXVI). Gegenüber diesen beiden Quellen kommen die jüngeren Handschriften so gut wie nicht in Betracht. Die indirekte Überlieferung beruht auf der Epitome des Julius Paris, d. h. dem Vaticanus 4929 s. X. Schon im Bernensis liegt eine Vergleichung der direkten mit der indirekten des Paris vor. (Vgl. TRAUBE p. 390.) Die Epitome des Januarius Nepotianus ist uns durch den Vaticanus 1321 s. XIV überliefert.

Ausgaben von KEMPF mit ausführlichen Proleg. (Berl. 1854), von HALM (Teubner 1865), von KEMPF (Teubner 1888), welche die Kollation des Ashburnhamensis enthält.

### 3. Q. Curtius Rufus.

**425. Die Alexandergeschichte. Zeit und Autor.** Der wunderbare Zug Alexander des Grossen hat auf die hellenische Welt den tiefsten Eindruck gemacht. Eine reiche Litteratur schloss an dieses gewaltige Unternehmen an; der Historiker fand hier ein ergiebiges Feld vor, aber auch der auf die Unterhaltung der Leser bedachte Erzähler bekam wünschenswertes Material, um der Phantasie Nahrung zuzuführen. Auch der Kunst flossen mannichfache Anregungen aus Alexanders Thaten zu. Von Griechenland verbreitete sich der Alexanderkultus nach Rom, besonders in Kunstwerken trat die jugendliche Figur des Königs den Römern an vielen Orten entgegen. Es war daher ein glücklicher Gedanke, dass ein Schriftsteller, des Namens Q. Curtius Rufus, es unternahm, den orientalischen Zug Alexanders in unterhaltender Form den Lesern darzubieten. Das Werk bestand aus zehn Büchern, uns sind aber nur die letzten acht (3—10) erhalten. In Folge dieses Verlustes der zwei ersten Bücher beginnt die Erzählung erst mit dem Jahre 333 v. Ch. Auch das Erhaltene ist nicht unversehrt geblieben; es findet sich eine grössere Lücke zwischen dem fünften und sechsten Buch, ferner hat das zehnte mehrere Einbussen erlitten (zwischen Kap. 1 und 2, zwischen 3 und 4 und zwischen 4 und 5). Das Werk stellt uns ein Problem, die Ermittlung der Zeit und Persönlichkeit des Autors. Zur Lösung des Problems wurden die verschiedensten Versuche gemacht und die verschiedensten Ansichten aufgestellt. Heutzutage kann man das Problem als gelöst betrachten. Der Historiker gab sein Werk unter der Regierung des Kaisers Claudius heraus. Der Weg, der zu diesem Resultate führte, ist in kurzem folgender: Man beobachtete, dass bereits der Philosoph Seneca unsern Schriftsteller kannte und las. Was er in seinen Briefen 6, 7 (59), 12 von Alexanders mutiger Ertragung einer Wunde berichtet, berührt sich so eng mit Curtius 8, 10, 27, dass die Verwandtschaft beider Berichte als feststehend betrachtet werden kann, zumal da uns an beiden Stellen Einzelheiten vorgeführt werden, welche bei andern Schriftstellern nicht erscheinen.<sup>1)</sup> Noch eine zweite Übereinstimmung der beiden Autoren (Curtius 7, 1, 4 = Seneca ep. 6, 4 (56), 9) ist entdeckt worden und hier zeigt sich sogar eine Konkordanz

<sup>1)</sup> WIEDEMANN, Philol. 30, 248.

des Ausdrucks, wie sie nicht leicht der Zufall an die Hand geben kann. Dieser Konsens kann weder durch eine gemeinsame Quelle, noch durch die Abhängigkeit des Curtius von Seneca eine befriedigende Erklärung finden; es bleibt sonach nur die Annahme übrig, dass Seneca den Curtius gelesen und für seine Briefe benutzt hat. Damit erhalten wir den *Terminus ante quem*, er muss vor dem Tode Senecas (65) fallen. Den *Terminus post quem* gibt uns eine scharfsinnige Beobachtung des grossen Philologen Lipsius an die Hand; er sah, dass bei Tacitus (Annal. 6, 8) die Rede des M. Terentius, dem die Freundschaft Seians vorgeworfen wurde, eine auffallende Ähnlichkeit der Gedanken mit der aufwies, welche Amyntas bei Curtius (7, 1, 26) hielt. Die Schlussfolgerung aber, die Lipsius aus seiner Beobachtung zieht, dass Tacitus aus Curtius geschöpft hat, stellt sich bei einer genaueren Betrachtung als unmöglich heraus. Wir werden vielmehr anzunehmen haben,<sup>1)</sup> dass beide einer gemeinsamen Quelle folgen, die auch Dio Cassius 58, 19, 1 vorlag. Wenn diese Deutung richtig ist, muss diese gemeinsame Quelle die Regierung des Tiberius behandelt haben; der *Terminus post quem* wäre also das Jahr 37. Nach dieser Darlegung können wir also die Zeit des Curtius durch das Intervallum 37—65 bestimmen, der Autor müsste sonach entweder unter Caligula, oder unter Claudius, oder unter Nero geschrieben haben. Diese dreifache Möglichkeit wird auf eine reduziert durch die berühmte Stelle am Schluss des Werks (10, 9, 3), welche die Grundlage für die verschiedensten Hypothesen abgab. Die gefahrvolle Situation, in welche das macedonische Reich durch den Tod Alexanders geriet, erinnerte den Geschichtschreiber unwillkürlich an ein von ihm erlebtes Ereignis in Rom. Auch dort war in einer Nacht durch den Tod des Herrschers eine gefahrvolle Situation entstanden; die ihres Oberhauptes beraubten Glieder waren in Zwietracht und in banger Furcht befangen. Allein das Erscheinen des neuen Herrschers brachte alles in Ordnung; dankerfüllt wünscht er daher dem Hause dieses Regenten lange Dauer. Die Interpretation der Stelle wird ungemein durch die metaphorische Ausdrucksweise erschwert. Zum Glück enthält aber ein Bild eine Anspielung, welche uns auf den rechten Weg führt. Durch den Ausdruck „*caligans mundus*“ werden wir (trotz der verschiedenen Quantität) sofort an Caligula erinnert und gewinnen die Möglichkeit, den von Curtius geschilderten Vorgang mit Leichtigkeit zu deuten. Die Historiker erzählen uns wirklich von einer Nacht und zwar der unmittelbar der Ermordung Caligulas folgenden (25. Jan. 41), in der sich das römische Reich in einer Krise befand. Der Senat war in sich gespalten, manche dachten sogar an die Zurückführung der Republik; es drohte also der Bürgerkrieg. Mit der Erhebung des Claudius auf den Thron durch das Heer wurden die aufgeregten Gemüter endlich beruhigt und auch der Senat fügte sich. Da Claudius noch regierte, als Curtius zum Schluss seiner Geschichte gekommen war, so ist kein Zweifel, dass dieselbe unter Claudius an das Licht der Öffentlichkeit trat.

Hat sich sonach das Problem, soweit es die Zeit des Autors betrifft,

<sup>1)</sup> Dosson, *Étude* p. 35.



völlig befriedigend gelöst, so ist das gleiche nicht der Fall bei der Frage nach der Persönlichkeit desselben. Aus der Zeit, in der das Geschichtswerk entstand, treten uns zwei Curtii Rufi entgegen, über den einen Curtius Rufus berichtet Tacitus (Annal. 11, 20 fg.) ausführlich; er brachte es bis zur Statthalterschaft in Afrika. Da Tacitus am angeführten Ort nichts von der Abfassung der Alexandergeschichte berichtet, so ist die Wahrscheinlichkeit sehr gering, dass dieser der gesuchte Autor ist. Mehr hat für sich der zweite Curtius, der auch noch dasselbe Praenomen wie der Historiker führt. Dieser ist uns lediglich aus dem Index bekannt, den Sueton seinem Traktat über die Grammatiker und Rhetoren vorausgeschickt hatte; aus der Stelle, die ihm dort in der chronologischen Reihenfolge eingeräumt ist, folgt, dass er unserer Zeit angehört. Der rhetorische Charakter des Werks würde zu diesem Autor sehr gut stimmen.

Die Beziehungen zwischen Seneca und Curtius legte WIEDEMANN, Philol. 30, 241 und 441; 31, 342, 551, 756 dar. Bezüglich des gemeinsamen Ausdrucks vgl. Curt. 7, 1, 4 *satis prudens otii vitia negotio discuti* = Sen. ep. 6, 4 (56), 9 *nil tam certum est quam otii vitia negotio discuti*. Auch die erste Stelle des Seneca (6, 7 (59), 12) enthält eine sprachliche Parallele, indem *gentes ne finitimis quidem satis notas* entspricht Curt. 7, 3, 5 *rex nationem ne finitimis quidem satis notam — intravit*.

Die Anspielung auf Claudius' Thronbesteigung: *quod imperium sub uno stare potuisset, dum a pluribus sustinetur, ruit. Proinde iure meritoque populus Romanus salutem se principi suo debere profittetur, qui noctis, quam paene supremam habuimus, novum sidus illuxit. Huius hercule, non solis ortus lucem caliganti reddidit mundo, cum sine suo capite discordia membra trepidarent. Quot ille tum extinxit faces! quot condidit gladios! quantam tempestatem subita serenitate discussit! Non ergo revirescit solum, sed etiam floret imperium. Absit modo invidia, excipiet huius saeculi tempora eiusdem domus utinam perpetua, certe diuturna posteritas*. Auf Caligula und Claudius hat die Stelle Lipsius zu Tacit. Annal. 11, 21 (p. 174 Ausg. von 1627) bezogen. Die Hinweisung auf Caligula mit *caliganti mundo* erkannte zuerst SCHULTESS, *De Senecae quaest. nat.*, Bonn 1872 p. 52 (vgl. auch HIRSCHFELD, Hermes 8 [1874] p. 472). Eine ausführliche Interpretation der Stelle gibt MÜTZELL in seiner Ausg. 1, p. L und Dosson, *Étude* p. 22.

Zur Geschichte der Frage. Da mir die Herausgabe des Geschichtswerkes zur Zeit des Claudius völlig begründet zu sein scheint, ist es zwecklos, die anderen Datierungen zu kritisieren; dieselben finden sich zusammengestellt bei Dosson, *Étude* p. 18. Sie bewegen sich in dem Intervallum von Augustus bis Theodosius. Um die Ansichten einiger hervorragenden Männer zu berichten, so setzte ihn GIBBON (Kap. 7, n. 46) in die Zeit des Gordianus III. (238), NIEBUHR, (Kl. Schr. 1, 305) und RANKE (Weltgesch. 3, 2, 83) unter Septimius Severus (193–211), HIRT (Das Leben des C. Berlin 1820) unter Augustus, BUTTMANN (Das Leben des C. Berlin 1820) unter Vespasian.

**426. Charakteristik.** Jeder, welcher die Alexandergeschichte in die Hand nimmt, wird sofort den Eindruck empfangen, dass er eine fesselnde Lektüre vor sich hat und wird gern dem Autor bis zum Schluss des Werkes folgen. Diese Anziehungskraft ruht, wenngleich auch der Stoff schon an und für sich ein Interesse gewährt, doch vornehmlich in der Kunst der Darstellung. Die Sprache hat klassisches Gepräge, aber zugleich den Reiz der Neuheit. Sie zeigt bereits die Spuren der silbernen Latinität, aber in einem Masse, dass wir dieselbe nicht als drückend empfinden. Das Gewöhnliche, Einfache genügt auch unserm Historiker nicht mehr. Der Wortschatz musste umgestaltet werden. Dies geschieht dadurch, dass statt der Konkreta die Abstrakta stark auftreten, dass gern poetische Worte hervorgesucht werden, und dass der metaphorische Ausdruck eine grosse Ausdehnung erhalten hat. Auch im Satzbau bemerken wir den Einfluss der neuen Zeit, verwickelte Periodologie ist nicht zur

Anwendung gekommen, die kürzeren Sätze dominieren, aber sie vermeiden die Klippe des zerhackten Stils, der uns bei der Lektüre Senecas den Genuss vielfach stört. Die Komposition steckt sich dasselbe Ziel wie die Phraseologie, sie will Eindruck machen. Vor allem geht der Autor Dingen, welche den Leser ermüden könnten, aus dem Weg; technische Schilderungen der Schlachten, genaues Eingehen auf militärische und politische Organisationen, sorgfältige chronologische Fixierungen darf man nicht bei ihm suchen. Selbst der eigentliche historische Stoff ist nicht gleichmässig herangezogen, manche Partien werden trotz ihrer Wichtigkeit nur gestreift, dagegen andere, besonders solche, welche packende Szenen und Persönliches aus dem Leben des Helden enthalten, ausführlich behandelt. Auf anschauliche Schilderungen von Land und Leuten und von interessanten Dingen fällt ein Hauptnachdruck. In der Anordnung der Ereignisse scheut der Geschichtschreiber die Unterbrechung;<sup>1)</sup> auch macht er hier von dem Kunstmittel Gebrauch, dass er kontrastierende Ereignisse zusammenrückt.<sup>2)</sup> Zur Belebung des Stils dienen die zahlreichen eingestreuten Reden.<sup>3)</sup> Anlage und Durchführung derselben zeigen, dass der Verfasser in der Rhetorschule etwas Tüchtiges gelernt hat, allein sie zeigen auch, dass er nicht den Weg von der Schule zum Leben gefunden. Sämtliche Reden bewegen sich in Allgemeinheiten, sie sind zu wenig aus der Situation und aus der Stimmung der Personen, welche sie halten, herausgewachsen. Sie werden daher fast stets als ein störendes Beiwerk empfunden. Auf den Effekt sind auch die zugespitzten Raisonsnements und die eingestreuten glitzernden Sentenzen berechnet. Hier findet sich viel Triviales,<sup>4)</sup> doch begegnen uns auch fein geschliffene Beobachtungen.

Wenden wir uns von der Darstellung zum inneren Wert des Dargestellten, so ändert sich bedeutend das Bild des Autors. Derselbe gibt uns eine Geschichte, ist aber kein Geschichtschreiber, sondern nur ein Rhetor. Seine eigenen Äusserungen lassen darüber keinen Zweifel aufkommen; denn er verzichtet auf jede Kritik. Ein Mann, der sagt, dass er mehr abschreibe als er selbst glaube, kann nicht auf das Prädikat eines Historikers Anspruch machen. Von einem solchen Schriftsteller werden wir auch kaum erwarten, dass er sich erst mühsam seine Darstellung aus den Quellen zusammengearbeitet hat; wir werden vielmehr anzunehmen haben, dass er im wesentlichen nur einer griechischen Vorlage folgt, und dass daher sein Verdienst vorwiegend in der lateinischen Stilisierung zu suchen ist. So wie jetzt die Darstellung bei Curtius vorliegt, ist sie das Produkt eines Verschmelzungsprozesses. Der Grundstock der Erzählung beruht auf der Version, welche auch bei Diodor vorliegt und die auf Clitarch zurückgeführt werden muss. Allein dieser Grundstock enthält Bestandteile der mehr im alexandrischen Sinn gehaltenen Fassung, welche sich bei Arrian findet und deren Urheber Ptolemaeus und Aristobulus sind. Allein von dem Materiellen abgesehen macht sich in dem Werk des Curtius noch ein Zug

<sup>1)</sup> Vgl. 5, 1, 1.

<sup>2)</sup> z. B. 4, 10, 16 fg.; 9, 10, 24 fg. (FLEISCHMANN, Q. Curtius R. als Schullektüre p. 33, n. 24).

<sup>3)</sup> Manche standen schon in der Quelle,

wie die Rede des Scythen (7, 8, 11). Vgl. auch 6, 11, 12 *rex-Cratero accersito et sermone habito, cuius summa non edita est.*

<sup>4)</sup> Eine Sammlung bei Dosson p. 234.



bemerkbar, der auf das Glück Alexanders grossen Nachdruck legt und ihn oft hart beurteilt. Aber alle diese Bestandteile sind so verschmolzen, dass sich keine Störung mehr fühlbar macht. Welches die Vorlage des Curtius war, ob Timagenes (vgl. p. 193), kann mit Sicherheit nicht bestimmt werden. Denn er selbst lässt uns über seine Quellen sehr im Ungewissen; er zitiert an einer Stelle Clitarch, an einer anderen Clitarch und Timagenes, deren Angabe er mit Hinweis auf Ptolemaeus für unrichtig erklärt.

Die Verbreitung, welche Curtius fand, war verhältnismässig keine grosse. Im Altertum sind nur wenige Spuren seiner Benutzung vorhanden. Im Mittelalter wurde er zwar gelesen, wie die ziemlich grosse Zahl der Handschriften beweist, allein mit den romanhafteren Darstellungen der Alexandersage konnte er die Konkurrenz nicht bestehen.<sup>1)</sup>

Zeugnisse über die Quellen. 9, 5, 21 *Ptolemaeus, qui postea regnavit, huic pugnae adfuisse auctor est Clitarchus et Timagenes. Sed ipse scilicet gloriae suae non refragatus afuisse se missum in expeditionem memoriae tradidit.* 9, 8, 15 *octoginta milia Indorum in ea regione caesa Clitarchus est auctor multosque captivos sub corona venisse.* Über sein Verhältnis zu den Quellen belehren folgende Stellen: 9, 1, 34 *equidem plura transcribo quam credo: nam nec adfirmare sustineo, de quibus dubito, nec subducere, quae accepi.* 7, 8, 11 *sic quae locutus esse (Scythas) apud regem memoriae proditum est, abhorrent forsitan moribus hominibusque nostris et tempora et ingenia cultiora sortitis; sed ut possit oratio eorum sperni, tamen fides nostra non debet; quare, utcumque sunt tradita, incorrupta perferemus.* 7, 4, 13 *quae inserui, ut, qualiscumque inter barbaros potuit esse, prudentia traderetur.* 5, 6, 9 *ceterum aut de aliis quoque dubitabimus aut credemus.* 8, 1, 17 *fabulam, quae obiectum leoni a rege Lysimachum temere vulgavit, ab eo casu, quem supra diximus, ortam esse crediderim.* 10, 10, 5 *sed famam eius rei, quamquam ab auctoribus tradita est, vanam fuisse comperimus.*

Zur Geschichte der Quellenfrage. Wir geben eine Übersicht der hieher gehörigen wichtigeren Erscheinungen (vgl. FRÄNKEL, Die Quellen der Alexanderhistoriker p. 2). Sehr alt ist die Anschauung, dass Clitarch die massgebende Quelle für Curtius war, sie vertritt schon P. DANIEL. In neuester Zeit suchte RAUN (*De Clitarcho Diodori Curtii Justinii auctore*, Bonn 1868) Clitarch als die Quelle nicht bloss des Curtius, sondern auch des Diodor und des Justin darzuthun.<sup>2)</sup> Für eine Mehrheit der Quellen spricht sich PETERSDORFF aus (*Diodorus, Curtius, Arrianus quibus ex fontibus expeditiones ab Alexandro in Asia usque ad mortem factas hauserint*, Danzig-Königsberg 1870). Nach ihm soll Curtius ausser Clitarch noch den Ptolemaeus, vereinzelt den Callisthenes und den Timagenes benutzt haben. In einer späteren Schrift (Eine neue Hauptquelle des Q. C. R. Hannover 1884) ändert Petersdorff insofern seine Ansicht, als er den Trogus Pompeius unter den Quellen in den Vordergrund stellt. Einen neuen Gedanken regte SCHOENE (*De rerum Alexandri scriptorum imprimis Arriani et Plutarchi fontibus*, Leipz. 1870) an, indem er für Arrian und Plutarch nicht die Originale, sondern ein Sammelwerk, in dem aus den Autoren die wichtigsten Berichte zusammengestellt waren, als Quelle annahm und für Curtius die direkte Benützung Clitarchs bezweifelt. Es folgte die Dissertation LAUDIENS (Über die Quellen zur Gesch. Alexanders in Diodor, Curtius und Plutarch, Leipz. 1874). Hier sind die Gedanken durchgeführt, dass Diodor, Curtius, Plutarch auf Callisthenes und Onesikritus zurückgehen, aber nicht auf die Originale, und dass in der Quelle des Curtius auch Clitarch berücksichtigt war, ferner dass Curtius selbständig Aristobul heranzog. Gegen diese Ansichten wendet sich KAERST (Beiträge zur Quellenkritik des Q. C. R., Gotha 1878). Die Hauptquelle des curtianischen Werkes ist nach ihm Clitarch, daneben ist noch ein Sammelwerk von Strabo benutzt, auch Timagenes und Artemidor (letzterer für 8, 9) eingesehen worden. Wieder anders gestaltet sich die Quellenfrage bei KÖHLER (Eine Quellenkritik zur Geschichte Alexanders in Diodor, Curtius und Justin, Leipz. 1879). Dieser behauptet (p. 46), dass Curtius auf eine wiederholte Bearbeitung Clitarchs zurückgehe. In umfassender Weise wird die Frage von FRÄNKEL in dem Werk „Die Quellen der Alexanderhistoriker, Berl. 1883“ erörtert. Das von ihm gewonnene, hieher gehörige Resultat lautet (p. 460): „Die Quelle Diodors war eine nur wenig durch Zusätze oder Missverständnisse veränderte Bearbeitung des Clitarch. Diese Bearbeitung wurde dann von einem andern Autor einer

<sup>1)</sup> EUSSNER, Philol. 32, 566. Dosson gibt p. 357 fg. eine ausführliche Geschichte des Fortlebens des Curtius.

<sup>2)</sup> Andere Vertreter dieser Anschauung siehe bei Dosson p. 103 und p. 104.

weiteren Modifikation unterworfen und diese so modifizierte Clitarchbearbeitung wurde dann sowohl von dem Verfasser der Quelle des Curtius wie von dem Verfasser der Quelle des Trogus als Grundlage benutzt, auf der jeder seine Kompilation aufbaute. — Der Verfasser der curtianischen Quelle veränderte dieselbe ihm vorliegende Clitarchbearbeitung teils dadurch, dass er eine Reihe von Zahlenangaben durch andere ersetzte, teils in der Weise, dass er hin und wieder in der Darstellung bald kleinere, bald grössere Veränderungen vornahm, besonders aber dadurch, dass er aus andern guten Quellen (vorzüglich aus dem Aristobul) eine grosse Anzahl Zusätze machte. Curtius hat neben dieser Kompilation noch den Timagenes, aber anscheinend sehr spärlich benutzt“. Zu einer ganz unhaltbaren Ansicht in der Quellenfrage gelangt der Biograph des Curtius Dosson *Étude* p. 160: *Les travaux de Clitarque, de Callisthène, d'Aristobule, de Ptolémée, de Trogue Pompée, de l'auteur anonyme forment, dans des proportions inégales, le fond de la narration de Quinte Curce. Les relations des autres historiens ou des géographes ont fourni des détails accessoires ou rectificatifs.* Neuerdings ist nochmals Kaerst auf den Kampfplatz getreten und seine Schrift (Forschungen zur Geschichte Alex. d. Gross., Stuttg. 1887) verdient umso mehr Beachtung, weil sie die Anschauungen Gutschmids widerspiegelt. Dieser ausgezeichnete Historiker legte besonderes Gewicht auf den politischen Standpunkt, welchen die Alexanderhistoriker einnehmen, er trennt scharf die uns bei Arrian und teilweise bei Plutarch erhaltene Überlieferung des Ptolemaeus und Aristobul als eine mehr offizielle Darstellung von einer zweiten, mehr das makedonische Interesse als das des Königs ins Auge fassenden. „Am reinsten ist diese Überlieferung durch den magern Auszug Diodors aus Clitarch erhalten, ergiebiger fliesst eine Quelle, die von Curtius und Justin gemeinsam ausgeschrieben worden ist; freilich auch trüber; denn in dieser Quelle ist Clitarchisches mit Elementen, die der ersten Klasse angehören, und Auszügen aus einem im Gegensatz zu der sonstigen Überlieferung dem Alexander abholden Geschichtswerke gemischt“. Im Anschluss weist Kaerst nach, dass in Curtius die zwei Versionen ineinander gearbeitet sind, dass sich sonach der Historiker sowohl mit Diodor als mit Arrian berührt, dass aber die durch Diodor vertretene Version den Hauptstock bildet (p. 64). Als den Urheber der Diodorischen Version sieht er Clitarch an, welcher sonach auch der Erzählung des Curtius zum grössten Teil zu Grund liegt (p. 71 und p. 75), als die Urheber der Arrianischen Erzählung Ptolemaeus und Aristobulos. Die bei Curtius und Justin öfters hervortretende feindselige Stimmung gegen Alexander führt Kaerst auf Timagenes zurück (p. 102). Den historischen Wert der Curtiuserzählung schätzt Kaerst sehr gering: „es finden sich nicht oder nur in verschwindendem Grade Nachrichten von selbständigem Werte, welche über die andern Überlieferungen hinausgehen“ (p. 65).

Die handschriftliche Überlieferung. Die Handschriften des Curtius sind zahlreich, ein Verzeichnis derselben gibt Dosson p. 315. Die gemeinsamen Lücken weisen auf einen Archetypus hin. Die Sichtung derselben ergibt zwei Familien, die erste ist vertreten durch zwei Sippen, den Parisinus 5716 s. IX/X, wozu noch Fragmente von Zürich (Rheinau), Darmstadt, Wien und Würzburg kommen, dann durch den Vaticanus-Reginensis 971 s. XII; Laur. 64, 35; Bern. 451; Leid. 137; Voss. Q. 20. Die zweite Familie umfasst die jüngeren und stark interpolierten Handschriften (EUSSNER, Philol. 32, 165).

Ausgaben von MÜTZEL (mit kritischen und exegetischen Anmerkungen) 2 Bde., Berl. 1841; ZUMPT, Braunschweig 1849; HEDICKE (Textausgabe mit knappem krit. Apparat) Berl. 1867; von VOGEL mit deutschen Noten (Teubner), Textausgabe Leipz. 1881. SCHMIDT (Freytag). — DOSSON, *Étude sur Quinte Curce sa vie et son oeuvre*, Paris 1887.

#### 4. Cornelius Tacitus.

**427. Sein Leben.** Merkwürdigerweise fliessen über den grössten römischen Historiker die Nachrichten spärlich. Wir kennen nicht sein Geburtsjahr, nicht seinen Geburtsort, nicht sein Todesjahr; ja nicht einmal über seinen Namen sind alle Zweifel zerstreut. Der Cod. Mediceus I. nennt ihn Publius,<sup>1)</sup> dagegen Sidonius Apollinaris (ep. 4, 14 und 22) Gaius; mit ihm stimmen überein jüngere Tacitus-Handschriften, denen aber eine Autorität nicht beizumessen ist. Allein die Überlieferung des Mediceus dürfte stärker wiegen als das Zeugnis eines wenig kenntnisreichen späten

<sup>1)</sup> Ausdrücklich bezeugt STUEDEMUND, dass die mit roter Tinte am Schluss des ersten Buchs stehende Subscriptio, welche P. auf-

weist, „von gleicher oder doch ganz gleichzeitiger Hand wie die Textesworte herrühren“ (Herm. 8, 233, vgl. mit Eos 2, 225).



Autors. Auch über die Familie des Historikers ist nur eine, jedoch sehr wahrscheinliche, Vermutung gestattet. Plinius (n. h. 7, 76) lernte einen römischen Ritter, Cornelius Tacitus kennen, welcher procurator Belgicae Gallicae war, dieser konnte der Zeit nach sehr wohl der Vater unseres Tacitus sein. Von seinem Bildungsgang ist uns lediglich das eine bekannt, dass er der Sitte der Zeit entsprechend eifrig rhetorische Studien betrieb. Er schloss sich, wie er uns selbst berichtet, an M. Aper und Julius Secundus, welche damals der Glanz des Forums waren, an; ob er auch den Unterricht Quintilians, des hervorragendsten Lehrers der Rhetorik in seiner Zeit, genossen hat, ist zweifelhaft.<sup>1)</sup> Von seinen Familienverhältnissen ist uns die einzige Thatsache überliefert, dass er die Tochter des als Statthalter Britanniens bekannten Agricola heimführte. Dies geschah im Jahre 78.<sup>2)</sup> Über seine politische Laufbahn spricht sich der Geschichtschreiber im Eingang der Historien aus, leider in so allgemeiner Weise, dass auch hier nur Hypothesen die Lücken auszufüllen vermögen. An jener Stelle hebt er nämlich hervor, dass die drei Flavii ihm Würden verliehen haben, und dass er die erste Stufe in seiner amtlichen Carrière Vespasian verdankt, weitere Rangerhöhungen dagegen dem Titus und Domitian. Welches aber die erste Würde war, ist nicht gesagt; man vermutet, dass er *tribunus militum laticlavius* und daneben *vigintivir* wurde.<sup>3)</sup> Die Standeserhöhung unter Titus wird mit Recht auf die Verleihung der Quästur bezogen, womit der Übergang aus dem Ritterstand in den Senatorenstand verbunden war.<sup>4)</sup> Unter Domitian wurde Tacitus *Quindecimvir sacris faciundis* und *Praetor*, in dieser doppelten Eigenschaft nahm er, wie er an einer anderen Stelle (Annal. 11, 11) berichtet, an den Säcularspielen des Jahres 88 teil. Allein zwischen der Quästur und der Prätur muss noch ein durch Domitian erlangtes Amt liegen, es war dies das Volkstribunat oder die Ädilität. Bald nach seiner Prätur hatte Tacitus Rom verlassen; als sein Schwiegervater Agricola im Jahre 93 starb, war er mit seiner Frau abwesend. Diese Abwesenheit ist offenbar durch ein auswärtiges Amt veranlasst worden. Welches dies war, dafür fehlt jeder feste Anhaltspunkt. Nur eine Vermutung ist es, dass er Proprätor der Provinz Belgica war.<sup>5)</sup> Noch in demselben Jahr, in dem Agricola starb, kehrte er nach Rom zurück; den Greuelthaten Domitians gegenüber machte er einen stillen, sich vorsichtig zurückhaltenden Beobachter. Das Konsulat blieb ihm unter Domitian versagt; diese höchste Stufe des Ehrgeizes erlangte er erst unter Nerva im Jahre 97. In seinem Konsulat hielt er die Leichenrede auf Verginius Rufus, der den Vindex besiegt und der, von den germanischen Legionen zum Kaiser ausgerufen, die Kaiserwürde abgelehnt hatte. Nach dem Konsulat tritt uns nur noch einmal eine öffentliche Thätigkeit von Tacitus entgegen; im Jahre 100 vertrat er mit dem ihm innigst befreundeten jüngeren Plinius die Sache der Provinz Afrika in ihrem Prozess

<sup>1)</sup> Angenommen wird dies von URlicHS p. 5, bestritten von WUTK, Dialogum etc. Spandauer Progr. 1887 p. IX.

<sup>2)</sup> Nach NIPPERDEY noch im Jahre 77. Wir folgen dem Ansatz Borghesis.

<sup>3)</sup> So URlicHS mit Borghesi (p. 2).

<sup>4)</sup> *Dignitas aucta* ist nach Borghesi der technische Ausdruck von der Quästur.

<sup>5)</sup> So Borghesi (URlicHS p. 7). BERGK dachte an ein Kommando über eine nieder-rheinische Legion (Zur Geschichte und Topographie der Rheinlande p. 40, Anm. 2).

gegen Marius Priscus wegen Erpressung; durch ihre vereinten Bemühungen erreichten sie auch seine Verurteilung. Von da an aber verlieren sich völlig die Spuren einer politischen Wirksamkeit von Seiten des Historikers. Der Grund davon ist leicht ersichtlich. Tacitus hatte sich von der Öffentlichkeit zurückgezogen, um alle seine Kräfte der Schriftstellerei zu widmen. Unter Domitian war das geschriebene Wort eine höchst gefährliche Sache, Tacitus musste schweigen. Allein er konnte während dieser Zeit sammeln, denn auf die Geschichte waren jetzt seine Blicke gerichtet. Nach dem Tode Nervas (98) trat er mit zwei Monographien hervor, zuerst mit einer Biographie seines Schwiegervaters Agricola, dann mit einer Schilderung von Land und Leuten Germaniens. In die Zeit nach Domitians Tod wird auch trotz der Stilverschiedenheit das Schriftchen über den Verfall der Beredsamkeit, der *Dialogus de oratoribus* zu setzen sein. Doch dies waren nur Vorläufer; es folgten zwei grosse historische Werke, eines, die *Historiae*, welches die Zeit von Galba bis Domitian, also besonders die Epoche der Flavier schilderte, ein anderes, gewöhnlich *Annales* genannt, welches die Zeit vom Tode des Augustus bis zum Sturze Neros, also die julisch-claudische Dynastie zur Darstellung brachte. Auch das letzte Werk erschien noch unter Traian, so dass also die gesamte historische Schriftstellerei des Tacitus sich unter diesem Regenten abspielte. Bald nach der Herausgabe des Werkes muss der grosse Historiker gestorben sein.

Privatverhältnisse des Tacitus. Plin. n. h. 7, 76 *ipsi non pridem vidimus eadem ferme omnia — in filio Corneli Taciti equitis romani, Belgicae Galliae rationes procurantis.* Dial. 2. M. Aper et Julius Secundus — quos ego in iudiciis non utrosque modo studiose audiebam, sed domi quoque et in publico assectabar, mira studiorum cupiditate etc. — Agric. 9 consul (77) egregiae tum spei filiam iuveni mihi despondit ac post consulatum (78) collocavit et statim Britanniae praepositus est.

Seine politische Laufbahn. Hist. 1, 1 *dignitatem nostram a Vespasiano (69—79) inchoatam, a Tito (79—81) auctam, a Domitiano (81—96) longius provecam non abnuerim* Ann. 11, 11 (Domitianus) *edidit ludos saeculares* (88) — *iusque intentius adfui sacerdotio quindecimvirali praeditus ac tunc praetor.* Von einer längeren Abwesenheit, als der Tod Agricolae eintrat, spricht er Agric. 45. Aus dieser Stelle ergibt sich auch, dass er 93 nach Rom zurückkehrte. Über sein Consulat sind wir auf einen Bericht des Plin. ep. 2, 1 angewiesen, wo der Tod des Virginus Rufus erzählt wird mit dem Schlusssatz: *laudatus est a consule Cornelio Tacito; nam hic supremus felicitati eius cumulus accessit, laudator eloquentissimus.* Gegen die Argumentation ASBACHS (*Anal. hist. et epigr.* Bonn 1878 p. 16), dass Tacitus 98 Consul war, nicht 97, richtet sich mit Recht KLEBS (*Rh. Mus.* 44, 273). Über die Verteidigung der Afrikaner Plin. ep. 2, 11 *ego et Cornelius Tacitus adesce provincialibus iussi.*

Litteratur: URLEICH, *De vita et honoribus Taciti* Würzburg 1879; ASBACH, *Cornelius Tacitus* (Hist. Taschenbuch 1886 p. 57, 1887 p. 139), die Einleitungen zu den Ausgaben, besonders der von NIPPERDEY und HAASE.

**428. Der Dialog über die Redner.** Fabius Justus hatte öfters an Tacitus Fragen nach den Ursachen des Verfalls der Beredsamkeit gerichtet. Statt eine eigene Antwort zu geben, erzählt der Historiker ein Gespräch, dem er als ein sehr junger Mann (*iuvenis admodum*) beigewohnt haben will. Dasselbe fand im Hause des Curiatius Maternus statt, der, früher Sachwalter, sich jetzt ganz der Dichtkunst hingegeben hatte. Mitunterredner waren die damaligen Koryphäen der Eloquenz M. Aper und Julius Secundus. Zuerst drehte sich die Unterhaltung um das Problem, ob der Beredsamkeit oder der Dichtkunst der Preis gebühre. Aper dringt nämlich in Maternus, doch wieder seine rednerische Thätigkeit aufzunehmen,



und schildert in lebhafter Weise die Vorzüge dieses Berufs, der eine Quelle der höchsten Macht und der reichsten Ehren sei. Darauf entgegnet Maternus mit einem warmen Lob des stillen Glücks, das ein Dichterleben in sich schliesst. Als Maternus geendet hatte, trat Vipstanus Messalla, ein enthusiastischer Anhänger der republikanischen Eloquenz, ins Zimmer. Jetzt nahm die Unterredung eine andere Wendung; sie behandelt das Thema, woher der tiefe Verfall der Beredsamkeit komme. Wiederum ergreift Aper das Wort und setzt auseinander, dass der Begriff „alt“ ein relativer sei, dass selbst im Altertum die Reden verschiedene Stile aufweisen, dass mit den Zeiten sich auch die Redekunst ändere und dass der moderne Redner ganz andere Aufgaben zu erfüllen habe, um dem Geschmack des verwöhnten, stets nach Pikantem verlangenden Publikum Genüge zu leisten; hierbei stimmt der Sprecher ein warmes Loblied auf die moderne Beredsamkeit an. Nach dem Schluss des Vortrags bittet Maternus den Vertreter der entgegenstehenden Anschauung, Messalla, nicht dem Aper mit einem Lob der antiken Eloquenz zu entgegnen, sondern das eigentliche Thema „die Ursachen des Verfalls der Redekunst“ zu behandeln; und als Messalla doch Apers Ausführungen berührt, erinnert er von neuem daran. Messalla geht also genauer auf die Sache ein. Die Gründe für den Verfall der Beredsamkeit erblickt er einmal in der veränderten Erziehung, welche die Bahnen der alten Zucht verlassen habe, dann in dem veränderten rhetorischen Unterricht. Einen neuen Grund, die veränderte praktische Ausbildung, erörtert er noch auf Ansuchen des Maternus. Allein seine Erörterung wird plötzlich durch eine grössere, in der Überlieferung ausdrücklich bezeichnete Lücke unterbrochen. Was auf die Lücke folgt, bringt einen ganz anderen Gesichtspunkt für den Verfall der Beredsamkeit bei, die veränderte politische Lage. Die Darlegung gipfelt in dem Gedanken, dass nur in der Republik der Boden vorhanden ist, auf dem der Redner gedeiht, nicht aber in der Monarchie und schliesst daher mit den Worten: „Nütze das Gute, das dir deine Zeit gewährt und verkenne nicht das Gute, das eine andere Zeit hatte.“ Diese Worte bildeten den Schluss der Rede des Maternus.

Die Lücke. Eine nicht unwichtige Frage für die Komposition ist die Bestimmung der durch die Lücke zwischen Kap. 35 und 36 verschlungenen Partie. Nach der Überlieferung gingen sechs Seiten verloren. (Auf  $\frac{1}{7}$  des Ganzen berechnet den Verlust, aber mit unzureichenden Gründen HABEE, *De dialogi locis duobus lacunosis* Celle 1888 p. 10). Damit steht eine zweite Frage im Zusammenhang, ob nämlich ausser dieser Lücke noch andere, in der Überlieferung nicht bezeichnete anzunehmen sind. Aus der Ankündigung des Maternus (c. 16) ergibt sich, dass nicht bloss Maternus, sondern auch Secundus gesprochen. Auch würde wohl, wenn Secundus geschwiegen hätte, dies am Schluss erwähnt worden sein. Aus c. 42 *finierat Maternus* ist weiter zu folgern, dass das, was unmittelbar vorangeht, dem Maternus angehört. Da nun vor der Lücke auch Messalla das Wort hatte, so ist der Schluss gerechtfertigt, dass durch die Lücke 1) der Schluss der Rede Messallas, 2) die ganze Rede des Secundus, 3) der Anfang der Rede des Maternus verloren gingen. Dieser einfachen Auffassung gegenüber sind die anderen Ansichten verwickelt und unwahrscheinlich, da Lücken noch da zu statuieren sind, wo uns die handschriftliche Überlieferung im Stiche lässt. So meint STEINER (Über den Dialogus Kreuznach 1863), dass durch die Lücke der Schluss der Rede des Messalla, der Anfang der Rede des Secundus, endlich vor Kap. 42 die ganze Rede des Maternus ausgefallen sind. Eine andere Meinung, deren Urheber HEUMANN ist, geht dahin, dass noch Kap. 40 vor *non de otiosa* eine Lücke (nach derselben Maternus) anzusetzen sei. Diese Meinung adoptierten BECKER (SEEBODE, Archiv f. Philol. 1825 p. 72 (Messalla, 36–40, Secundus, dann Maternus), ANDRESEN (Ausgabe

p. 5) und HABBE (p. 15); die c. 36—40 teilt letzterer dem Secundus zu (p. 18), während Andresen zwischen Messala und Secundus schwankt.

Die Zeit des Gesprächs wird vom Verfasser desselben einmal dadurch bestimmt, dass er vom Todestag Ciceros bis zum Tag des Gesprächs 120 Jahre verflossen sein lässt (c. 17). Die Zahl 120 wird dadurch geschützt, dass sie noch einmal c. 24 erscheint. Dann gibt er auch an, welches Jahr der Regierung Vespasians bereits angebrochen ist, als das Gespräch gehalten wurde. Es ist das sechste, wir verbessern mit BÄHRENS das überlieferte *ac sextam iam felicitis huius principatus stationem* in *sextum iam felicitis huius [principatus] stationis*. Da nun Vespasian Juli 69 zur Regierung kam, so beginnt das 6. Jahr Juli 74 und endet Juli 75. In diese Zeit muss also nach der Intention des Verfassers das Gespräch fallen. Da aber das *iam* anzudeuten scheint, dass das 5. Regierungsjahr noch nicht lange vollendet ist, so wird für das Gespräch das Jahr 74 anzusetzen sein. Allein mit diesem Ansatz stimmt nicht die Summe 120, denn rechnen wir vom Tode Ciceros die 120 Jahre, so kommen wir auf das Jahr 77. Es muss also ein irriges Plus von drei Jahren in einem Posten stecken. Dieses Plus steckt in der Regierungszeit des Augustus, welche auf 59 Jahre angegeben wird, während sie thatsächlich nur 56 Jahre beträgt. Es liegt also ein Irrtum des Autors vor. Die Versuche, unter Heranziehung der richtigen Zahl 56 doch die Summe 120 zu gewinnen, mussten natürlich zur Änderung des Regierungsjahres des Vespasian führen. SAUPPE setzt (Philol. 19, 258) *novem, tam* und gewinnt dadurch als Zeit des Gesprächs das Jahr 78. URLICHS schreibt *septimam felicitis* etc. (Festgruss, Würzburg 1868 p. 4) und kommt so auf das Jahr 76. Allein alles in allem erwogen, scheint es gerathen zu sein, bei der Überlieferung zu bleiben. (BÄHRENS Ausg. p. 72, SCHWENKENBECHER, Sprottauer Progr. vom Jahre 1886 p. 6). Auch das Hilfsmittel der runden Zahl scheint hier nicht angebracht zu sein. Dass die Zeit des Gesprächs vor 77 fallen muss, kann noch auf anderem Weg gezeigt werden. Es wird nämlich c. 37 Mucianus als lebend erwähnt; als aber Plinius seine *historia naturalis* im Jahre 77 herausgab, war er tot (32, 62) vgl. URLICHS Festgruss p. 1.

Überlieferung. Der Dialog, die Germania und das Sueton'sche Fragment *de grammaticis et rhetoribus* haben eine gemeinsame Überlieferung. Alle Handschriften gehen auf ein Exemplar zurück, das wahrscheinlich (Zweifel bei VOIGT, Wiederbelebung des klass. Altert. 1<sup>2</sup>, 256) Henoch aus Ascoli zur Zeit des Nicolaus V. nach Italien gebracht hatte. Aus diesem Exemplar, wahrscheinlich einer Abschrift Henochs, stammen zwei jetzt verlorene Codices; der erste wird repräsentiert durch den *Vaticanus* 1862 (s. XV) und den *Leidensis* XVIII s. *Perizonianus* Q. 21 (s. XV), der zweite durch mehrere Handschriften (*Vaticanus* 1518, *Farnesianus*, *Vaticanus* 4498, *Ottobonianus* 1455, *Vindobonensis* 711, alle s. XV. Gegen die Überschätzung der zweiten Familie richtet sich BINDE, *De T. dial. quæst. crit.* Berliner Diss. 1884. Revision der ganzen Frage durch SCHEUER, *De Tacitei de oratoribus dial. codicum nexu et fide* Breslau 1891 (Breslauer Philol. Abh. 6. Bd.).

Ausgaben von MICHAELIS (gute kritische Ausgabe) Leipzig 1868, von ANDRESEN (erklärende Schulausgabe) Leipzig <sup>2</sup> 1879; von PETER (desgl.) Jena 1877; von BÄHRENS, (eine durch wilde Konjekturen entstellte Leistung) Leipzig 1881.

**429. Charakteristik des Dialog.** Die kleine Schrift ist unstreitig eines der schönsten Denkmäler der römischen Litteratur; und mit Recht hat man sie ein goldenes Büchlein genannt. Ein höchst interessantes Problem wird in höchst interessanter Weise behandelt. Dass die Beredsamkeit, die der schönste Schmuck der Republik gewesen, in der Kaiserzeit gebrochen war, konnte keinem schärferen Auge entgehen. Dieser Verfall der Redekunst griff aber auch tief ins soziale Leben ein, weil durch denselben zugleich auch die Erziehung und der Unterricht gezwungen wurde, andere Bahnen einzuschlagen. Sonach lag ein Problem vor, das seine grosse Wichtigkeit dadurch erhielt, dass es in politische, litterarische und soziale Verhältnisse eingriff. Liegt also schon in dem Stoff eine grosse Anziehungskraft für jeden Denkenden, so hat der Schriftsteller auch noch diesen Stoff in sehr anmutiger Form dargeboten. Er gibt uns ein Gespräch, dadurch wird über das Ganze dramatisches Leben ausgegossen und wir erhalten in den sprechenden Personen Charaktere: Aper ist durchweg Realist, Maternus dagegen eine von idealen Anschauungen erfüllte liebevolle Persönlichkeit, Messalla ein Anhänger des Alten und *laudator*



*acti temporis*; Aper preist die Güter der Welt, Einfluss, Macht, Ehre; Maternus dagegen freut sich des stillen Dichterglücks und schildert dasselbe in einer Weise, dass jeder Leser aufs tiefste gerührt wird. Bei der Darlegung von den Ursachen des Verfalles packt uns der Autor durch äusserst zarte und liebevolle Bilder des alten römischen Familienlebens und durch eine lebhaft durchgeführte Gegenüberstellung der alten und der modernen rhetorischen Bildung. Der Kern des Dialogs ruht darin, dass gezeigt wird, dass unter der Monarchie kein Boden mehr für die echte Beredsamkeit vorhanden ist. Damit stellt sich von selbst die Erkenntnis ein, dass es unnötig ist, Zeit und Mühe auf dieselbe zu verwenden, und dass es daher geraten ist, andere Zweige des Wissens zu pflegen. Durch diese sich von selbst ergebende Schlussfolgerung ist auch die Entscheidung über die zuerst angeregte Frage, ob die Dichtkunst der Beredsamkeit vorzuziehen sei, vollzogen. Noch mehr, auch für den Autor wird das Endresultat des Dialogs von Bedeutung sein; wir gewinnen den Eindruck, als wollte der Verfasser des Dialogs einem Gegenstand alter Liebe das letzte Lebewohl zurufen und sich einem neuen Berufe zuwenden. Die Darstellung des Schriftchens entzückt uns durch die Lebhaftigkeit und Anmut; die Fülle des Ausdrucks ist manchmal übergross, allein der Eindruck des Ganzen wird dadurch nicht getrübt. Es ist ein Sonnenglanz über die Diktion ausgebreitet; der Stil ist eine feine und edle Regeneration des Ciceronischen ohne Einseitigkeit.

Die Autorschaft des Schriftchens ist ein vielumstrittenes Problem. Die Überlieferung gibt den Dialog als ein Werk des Tacitus; auch eine Stelle des Plinius weist ziemlich deutlich auf denselben und damit auf die Autorschaft des grossen Historikers hin. Was viele zu einer entgegengesetzten Annahme führte, ist die grosse Stilverschiedenheit, welche diese Schrift von den historischen trennt. Um diese Schwierigkeit zu überbrücken, hat man die Abfassung des Werkchens in die Jugendzeit des Tacitus verlegt. Allein damit wurden neue Schwierigkeiten geschaffen. Das Wahrscheinlichste ist, das Tacitus erst nach Domitians Tod, sonach als reifer Mann die Abhandlung geschrieben hat; er gebraucht hier noch den ihm von Jugend auf geläufigen, auch in seinen Reden zur Anwendung gekommenen Stil; in den historischen Schriften dagegen trat er mit einem selbstgeschaffenen durchaus künstlichen Stil hervor.

Die Autorschaft des Tacitus. Die Zweifel an der Autorschaft des Tacitus beginnen gleich mit der ersten Herausgabe der Schrift. Besonders wirksam erwies sich das Verdammungsurteil des Justus Lipsius, welcher die Schrift dem Quintilian zuteilen wollte. Später liess er die Autorschaft Quintilians fallen, allein dieselbe ward um so eifriger von anderen Gelehrten aufgenommen. HEUMANN versuchte in seiner Ausgabe Göttingen 1719 einen eingehenden Beweis für diese Ansicht. Aber ein ausgezeichnete Kenner Quintilians, SPALDING, entzog diesem Beweis den Boden. Neben der Autorschaft Quintilians kam auch die des jüngeren Plinius auf; sie wurde aufgestellt von NAST in seiner Übersetzung des Dialogs Halle 1787. Einen wichtigen Einschnitt in der Frage bildete die Abhandlung von LANGE, *Dialogus de oratoribus Tacito vindicatus*, zuerst erschienen 1811 in BECK'S *Acta sem.* Lips. 1, 77, jetzt in LANGE'S *Vermischte Schriften und Reden* p. 3. Hier wird zum erstenmal ein äusseres Zeugnis, eine Stelle des Plinius verwertet. Er behauptete nämlich, dass Plinius in dem an Tacitus gerichteten Brief mit 9, 10 *itaque poemata quiescunt, quae tu inter nemora et lucos commodissime perfici putas* einen Hinweis auf Dial. c. 9 *adice quod poetis, si modo dignum aliquid elaborare et efficere velint, relinquenda conversatio amicorum et iucunditas urbis, deserenda cetera officia, utque ipsi dicunt in nemora et lucos, id est in*

*solitudinem secedendum est; c. 12 nemora vero et luci et secretum ipsum quod Aper increpabat tantam mihi afferunt voluptatem* etc. gibt. Sehr gründlich ging auf die Streitfrage ECKSTEIN (*Prolegomena* Halle 1835) ein; allein das Endresultat war doch wieder ein *non liquet*. Im Laufe der Zeit jedoch neigten sich immer mehr die Ansichten auf Seite des Tacitus. Besonders erfolgreich wirkten die Untersuchungen WEINKAUFFS (seit 1857), welche erweitert in Buchform (Unters. über den Dialog des Tac.) Köln 1880 erschienen sind. Diese Aufsätze laufen darauf hinaus, nachzuweisen, dass trotz der Verschiedenheit des Stils doch auch im Dialog die Taciteische Individualität durchblicke. Ein Gedanke STEINER's ist es (*De dialogo* Kreuznach 1862), die Verschiedenheit des Stils in den Taciteischen Werken als eine Folge der Entwicklung zu erklären. In neuester Zeit wurde nochmals die ganze Frage einer umsichtigen Revision unterzogen von JANSEN, *De Tacito dialogi auctore* Groningen 1878 und die Autorschaft des Tacitus festgehalten, wie ich glaube mit Recht; denn 1) ist die Bezeichnung der Pliniusstelle auf den Dialog doch unverkennbar; 2) ist der Dialog unter dem Namen des Tacitus überliefert; 3) ist die Taciteische Persönlichkeit, trotzdem der Dialog eine ganz andere Sprache redet als die übrigen Schriften, doch noch in vielen Spuren zu erkennen.

Abfassungszeit der Schrift. Für diese Frage ist das wichtigste Moment, dass der Verfasser als *iuvenis admodum* dem im Jahre 74 gehaltenen Gespräch beiwohnte, dass er sonach als reifer Mann das gehörte Gespräch herausgab. Es wird also naturgemäss sein, wenn wir zwischen der Zeit des Gesprächs und der Zeit der Abfassung ungefähr 20 Jahre verstrichen sein lassen; wir kämen damit beiläufig mit der Abfassungszeit ins Jahr 94. Damit steht ein anderes Moment in Einklang. Die Delatoren Eprius Marcellus und Vibius Crispus konnten nicht im Dialog so besprochen werden, wenn sie noch am Leben waren; nun aber lebte Crispus noch hochbetagt unter Domitian. Weiter ist zu erwägen, dass manche freimütige Äusserungen des Dialogs unter Domitian sich nicht hervorwagen durften. Wir kämen sonach in die Zeit nach 96. Damit ist aber die Frage noch nicht ihrer Lösung entgegengeführt; da wir von der Autorschaft des Tacitus ausgingen, so muss noch erörtert werden, ob die gewonnenen Zeitbestimmungen auch auf ihn passen. Was die Zeit des Gesprächs anlangt, so konnte allerdings Tacitus von sich sagen, dass er einem im Jahre 74 gehaltenen Gespräch *iuvenis admodum* beigewohnt habe; denn da für seine Geburtszeit das Jahr 55 oder 56 durch begründete Vermutung angenommen wird, so stand Tacitus damals im jugendlichen Alter von 19 oder 20 Jahren. Auch die Abfassungszeit würde mit den aus Tacitus bekannten Daten vereinbar sein, denn nach dem Prooemium des *Agricola* will er unter Domitian nichts geschrieben haben. Weiterhin ist zu bemerken, dass Plinius seinen bekannten Brief (1, 20) an Tacitus über rhetorische Dinge nicht so abgefasst hätte, wenn damals der Dialog schon vorgelegen wäre. Jener Brief fällt nach 97, wahrscheinlich in das Jahr 98 (WUTK, *Dialogum a Tacito Traiani temporibus scriptum esse* Spandau 1887 p. IX). Endlich setzt der Dialog eine solche praktische Erfahrung und Lebensweisheit voraus, wie sie bloss einem reiferen Alter zustehen kann. Nur eine Schwierigkeit erhebt sich, der Dialog steht bei unserer Annahme auf derselben Zeitstufe, auf der sich der *Agricola* und die *Germania* befinden, und trägt doch ein vollständig anderes stilistisches Gepräge. Allein diese Erscheinung nötigt uns lediglich zu dem Schluss, dass wir die Stilverschiedenheit nicht als das Produkt einer Entwicklung anzusehen haben, sondern als eine mit Bewusstsein vollzogene künstlerische That. Der Stil des Dialogs ist offenbar der, welchen er als Redner in Anwendung brachte, also der, welcher ihm zur Natur geworden war;<sup>1)</sup> dagegen der Stil der historischen Schriften ist ein künstlich gemachter, wie ihn niemals ein Römer sprach. Das Problem besteht also nicht darin, die Stilverschiedenheit des Dialogs zu erklären, sondern die der historischen Schriften. Beispiele einer solchen Stiländerung bietet die alte und die moderne Zeit genug. Um ein naheliegendes Beispiel anzuführen, schreibt doch der Freund des Tacitus Plinius in seinem Panegyricus ganz anders als in seinen Briefen. Freilich muss auch in solchen Schriften mit verschiedenem Stil doch noch immer derselbe Autor zu erkennen sein; und das ist hier der Fall.

**430. Agricola.** Unter Domitians gewalthätigem Regiment hatte die Schriftstellerei einen bösen Stand; Tacitus zog es daher vor, zu schweigen. Erlösung brachten die milden Regierungen Nervas und Traians. Jetzt konnte sich das freie Wort des Schriftstellers wiederum hervorwagen, jetzt konnte auch Tacitus an die Durchführung seiner historischen Pläne denken. Er stellte eine Geschichte der domitianischen Herrschaft und eine Geschichte

<sup>1)</sup> Ich vermag NIPPERDEY nicht zuzugeben, dass Tacitus auch seine Reden im Stil seiner historischen Werke schrieb, was

NIPPERDEY aus Plin. ep. 2, 11, 17 *respondit Cornelius Tacitus eloquentissime et, quod eximium orationi eius inest, σεμνώς* schliesst.



der gegenwärtigen glücklichen Zeit in Aussicht. Vorläufig spendet er — es war im Jahre 98 n. Chr. — eine Biographie seines Schwiegervaters, des Gn. Julius Agricola dem Publikum. Er bittet in der Einleitung um schonende Aufnahme seiner Produktion, da ja die Gegenwart biographischen Darstellungen nicht mehr das rege Interesse entgegenbringe, wie die Vergangenheit, die Tüchtigkeit erfahre nur in den Zeiten die grösste Wertschätzung, in denen sie am besten gedeihe. Er nimmt für seine Arbeit keinen litterarischen Charakter in Anspruch, er will sie lediglich als ein Werk der Pietät betrachtet wissen. Anders, wenn er mit der Schilderung der erlebten blutdürstigen Zeiten hervortreten würde. Hier brauchte er nicht um Nachsicht zu bitten; denn die hier allein zulässige litterarische Beurteilung müsse unbedingt eine milde sein, da Domitians Regierung fünfzehn Jahre lang alles geistige Leben niedergehalten hätte, und die Folgen der Unterdrückung sich nicht so leicht ausgleichen liessen. Aus dieser Einleitung ergeben sich zwei für den Charakter der Schrift wichtige Momente; einmal setzt Tacitus die Biographie in unleugbare Beziehung zu seiner historischen Schriftstellerei, die Monographie soll der Vorläufer grösserer geschichtlicher Werke sein; dann stellt er seine Monographie ausdrücklich als ein Werk der Pietät hin, es ist selbstverständlich, dass sie damit eine Lobschrift wird, welche die rühmenswerten Eigenschaften seines Helden hell beleuchtet und die Schattenseiten verschweigt oder entschuldigt. Wir können also, wenn wir die Tendenz der Biographie kurz bezeichnen wollen, sagen: Tacitus schreibt das Elogium seines Schwiegervaters und verleugnet dabei nicht seinen Charakter als Historiker. Nur wenn wir uns diese Tendenz der Schrift stets gegenwärtig halten, gewinnen wir das richtige Verständnis von der Komposition. Der Gang der Biographie ist folgender: Zuerst schildert er Agricolas Abstammung, dann legt er seine Ausbildung dar, welche nach der litterarischen Seite hin in Massilia, nach der militärischen in Britannien unter Suetonius Paulinus erfolgte. Kurz wird seine Vermählung mit Domitia Decidiana und der Anfang seiner amtlichen Laufbahn, seine Quästur, sein Tribunat, seine Prätur abgemacht; ausführlicher und wärmer wird der Historiker, als er den Anschluss Agricolas an Vespasian, sein Legionskommando in Britannien, seine Statthalterschaft in Aquitanien und sein Konsulat erzählt; hier werden schon einzelne Charakterzüge Agricolas geschickt eingewoben. Doch den Höhepunkt erreicht die Biographie erst mit dem Wirken Agricolas in Britannien, wohin er nach seinem Konsulat als Statthalter beordert wurde. Der wichtige Einschnitt wird dadurch markiert, dass eine Abhandlung über Land und Leute, weiter ein Abriss der britanischen Expeditionen vorausgeschickt wird (c. 10—17). Dann erst hebt die Erzählung selbst an. Agricola begann seine Thätigkeit mit einem glücklichen Unternehmen gegen die Ordoviker und mit der Besetzung der Insel Mona. Hatte dies schon sein Ansehen sehr gehoben, so kam noch weiter hinzu eine sehr umsichtige und gewissenhafte Verwaltung. Auch die folgenden Jahre seiner Statthalterschaft zeigen überall den siegreichen Feldherrn, den trefflichen Verwaltungsbeamten, den klugen Menschenkenner, den edlen Mann. Ein merkwürdiges Abenteuer einer Cohorte der

Usipier, welche desertierte, endet die Schilderungen und gewährt gewissermassen dem Leser einen Ruhepunkt. Es folgt die Erzählung der ruhmvollsten That Agricolas, der siegreichen Schlacht am Graupiusberge. Diese Partie der Schrift wird besonders durch die eingestreuten Reden der beiden Führer, des Calgacus und des Agricola glänzend gestaltet. Mit diesem Ereignis schliesst die Statthalterschaft ab. Der Biograph wendet sich nun zum letzten Abschnitt im Leben seines Helden, das dieser in stiller Zurückgezogenheit in Rom verbrachte (84—93). Der Schwerpunkt dieser Schilderung liegt in dem Verhalten, das Agricola dem grausamen Herrscher gegenüber beobachtete. Es war das der vorsichtigen Zurückhaltung. Offenbar erfuhr dieselbe späterhin Tadel; der Historiker unterlässt es daher nicht, eine politische Maxime einzustreuen. Er sagt, dass auch unter schlechten Fürsten die Existenz grosser Männer möglich sei, und dass Loyalität und Zurückhaltung, mit kräftiger Thätigkeit vereint, Anrecht auf denselben Ruhm geben, den viele geerntet haben, welche in trotziger Verblendung ohne jedweden Nutzen für das Vaterland den Tod gesucht, nur um ihrem Ehrgeize zu fröhnen (c. 42). Es kommt der ergreifende Bericht von dem Ende Agricolas, der sich zuletzt zu einer warmen, feierlichen Apostrophe an den Verstorbenen erhebt.

Der Titel der Schrift ist nach der handschriftlichen Überlieferung *De vita et moribus Julii Agricolae*. (Nepos Cato 3 *de vita et moribus*).

Abfassungszeit. Zwei Stellen kommen in Betracht: c. 3 *quamquam primo statim beatissimi saeculi ortu Nerva Caesar res olim dissociabiles, principatum ac libertatem miscuerit augeatque quotidie felicitatem temporum Nerva Traianus*. c. 44 *non licuit (ei) durare in hanc beatissimi saeculi lucem ac principem Traianum videre*. So lange Nerva lebte, wäre es ungeschickt gewesen, von Traian zu schreiben, wie es im letzten Satz geschehen. Auch konnte Traian vor dem Tode Nervas (27. Jan. 98) nicht *princeps* genannt werden. (NISSEN, *Tacit. Agric.* p. 14, WEX p. 146); MOMMSEN, *Hermes* 3, 106 Anm. Dass Nerva an der ersten Stelle nicht *divus* genannt wird, ist von keinem Belang. Dass der Agricola vor die Germania fällt, ergibt sich aus dem Prooemium.

Die Überlieferung beruht auf zwei ganz jungen *codices*, dem Vaticanus 3429, der im 15. Jahrh. von der Hand des Pomponius Laetus geschrieben wurde, und dem Vaticanus 4498 s. XV. Die erste Handschrift ist die vorzüglichere Quelle.

Litteratur: Ausgaben von WEX mit ausführlichen Proleg. und ausführlichem Kommentar, Braunschweig 1852, HOFMAN-PEERLKAMP, Leyden<sup>2</sup> 1864, KRITZ, Berlin<sup>3</sup> 1874, URLICH, Würzburg 1875 (Facsimile von A und Varianten von B auf der einen Seite, die *scriptura emendata* auf der anderen), CORNELISSEN, Leyden 1881, PETER, Jena 1876 u. a.

**431. Charakteristik.** Jede Betrachtung der Schrift hat davon auszugehen, dass sie eine Lobschrift sein soll. Damit ist uns auch der Massstab für die Würdigung der Arbeit gegeben. Dem Schriftsteller lag keine leichte Aufgabe vor; Agricola gehörte nicht zu den durch eine ungewöhnliche Geistesgrösse emporragenden Männern seiner Zeit, auch durch Charakterstärke leuchtete er nicht hervor, im Gegenteil er wusste sich ganz gut zu den verschiedenen Regierungen zu stellen, selbst den Grausamkeiten Domitians entging er durch seine Klugheit. Ist es schon an und für sich schwierig, einen solchen Helden zu feiern, so war dies für Tacitus noch mehr erschwert, weil zur Zeit, als er mit seiner Monographie hervortrat, eine sehr feindselige Stimmung gegen Domitian und alle, welche unter ihm wirkten, herrschte. Wollte der Autor daher seiner Schrift eine günstige Aufnahme bei dem Publikum sichern, so konnte er keinen Kampf mit der öffentlichen Meinung in dieser Beziehung aufnehmen. Seine



Lobschrift durfte nicht die Form einer offenen Rechtfertigungsschrift erhalten, höchstens eine leise Andeutung konnte er sich gestatten, wie dies in der That in der berühmten Stelle (c. 42) geschehen ist. Im Gegenteil, er musste sogar dieser Stimmung des Publikums entgegenkommen und auch den Agricola als einen Mann darzustellen versuchen, welcher von Domitian manche Unbill zu ertragen hatte und nur durch seine weise Zurückhaltung grösseren Gefahren entging. Besonders die thatenlose Zeit Agricolas nach der britannischen Verwaltung eignete sich, diesen Gesichtspunkt hervorzukehren. Die Schwierigkeit, welche die lobende Partie machte, umging Tacitus dadurch, dass er rasch über die Zeiten, in denen von seinem Helden wenig oder nichts zu berichten war, hinwegging und alles auf einen Wurf setzte, auf die Schilderung der Statthalterschaft in Britannien; hier lag ja die einzige Lichtseite im Leben Agricolas. Um das Interesse der Leser für diesen Abschnitt und damit für das ganze Werk besonders zu wecken, verliess er den Rahmen der Biographie und leitete die Erzählung ins Historische über; es treten uns daher auch Einwirkungen der Sallustischen Monographien entgegen.<sup>1)</sup> Er schickte der Erzählung von den Thaten des Agricola eine Geographie und Ethnographie Britanniens, wie einen Abriss der römischen Expeditionen in jenes Land voraus. Weiter liess er vor der Entscheidungsschlacht die sich gegenüberstehenden Feldherren Reden halten, durch welche die folgende Darstellung einen bedeutenden Hintergrund erhielt. Auf diese Weise empfangen wir den Eindruck, als ob sich ein wichtiges Stück der Zeitgeschichte vor unseren Augen abspielte. Zugleich tritt der Träger der Handlung, Agricola, dadurch in ein helles Licht. Aber des Autors Mittel sind noch nicht erschöpft; er weiss die Spannung des Lesers aufrecht zu erhalten, ja noch zu steigern; er bewirkt dies durch die ergreifende Apostrophe an Agricola. Unsere Blicke werden auf die andere Welt gelenkt. Nicht Klagen verlangt der Verstorbene, sondern Nacheiferung in seinen Tugenden; nicht seine körperliche Hülle, sondern seinen Geist sollen sich die Überlebenden stets gegenwärtigen; denn jene ist hinfällig, dieser ist ewig. Alles, was an Agricola bewunderns- und liebenswert war, wird in den Herzen der Menschen ewig fortleben und während viele Vorfahren schon der Vergessenheit anheimgefallen sind, werden von Agricola noch die spätesten Zeiten reden. Der Biograph redet in so eindringlicher Weise, dass wir in tiefer Rührung von ihm scheiden.

Die Komposition und die Tendenz des Agricola ist in der neueren Zeit Gegenstand vieler Abhandlungen geworden. Vier Grundanschauungen sind dabei hervorgetreten:

a) Der Agricola vertritt die Stelle einer *laudatio funebris*, er ist eine in buchmässiger Form publizierte *laudatio funebris*. Diese Ansicht hat HÜBNER, *Hermes* 1, 438 aufgestellt, vor ihm hatte den Gedanken schon angeregt MOHR, *Zu und über T. A.*, *Meinungen* 1823 p. IV. Freilich muss H. zugeben, dass manches, wie die Beschreibung von Britannien und die Erzählung von den früheren Expeditionen dahin, die eingelegten Reden des Calgacus und des Agricola, ja selbst der Bericht über Agricolas britannische Verwaltung dem Charakter der Rede geradezu widerstreiten oder über die derselben gesteckten Grenzen hinausgehen; diese Schwierigkeiten sucht der Urheber der Hypothese durch den Satz zu heben (p. 442): „Das rhetorische Kunstwerk wird durch diese Erweiterung über seine

<sup>1)</sup> Vgl. URLICHS, *De vita Taciti* p. 22. | von den angeblichen Nachahmungen (URLICHS, *De vita Agric.* p. 4) sind zu streichen.  
Der Einfluss wird vielfach überschätzt. Viele

Sphäre hinaus und in die des historischen Kunstwerks gehoben.“ Mit diesem Satz ist aber der Hypothese ihr Todesurteil gesprochen; denn ein Schriftstück, das in eine andere Sphäre gehoben wird, gehört eben dann auch dieser andern Sphäre an. (Vgl. dagegen HOFFMANN, Zeitschr. f. österr. Gymn. 21, 250);

b) Der Agricola hat keinen einheitlichen Charakter, er ist Biographie und Geschichte zugleich (HIRZEL, Die Tendenz des Agricola, Tübingen 1871). Von diesem Satz ausgehend stellt ANDRESEN (Festschr. des grauen Klosters, Berlin 1874 p. 302) die Hypothese auf, dass die Kapitel 10—38 einer von Tacitus verfassten Geschichte der Unterwerfung Britanniens angehören, dass diese Geschichte aber sich nach dem Tode Agricolae durch Hinzufügung der Kapitel 1—9 und 39—46 in das uns vorliegende Buch verwandelte, das von nun an zum Teil einen biographisch-nekrologischen Charakter trug.<sup>1)</sup> Diese Ansicht lässt die Schriftstellerei des Tacitus in einem Licht erscheinen, wie sie niemals zu dem Bilde stimmt, das wir von Tacitus gewonnen haben, und rückt die Schrift aus dem Rahmen eines Kunstwerkes. (Vgl. dagegen EUSSNER, Fleckeis. Jahrb. 111, 350);

c) Die Schrift ist in der Form der Biographie wesentlich eine Apologie des Agricola, eine Ehrenrettung desselben. Sie sucht Agricola gegen den Vorwurf der Servilität in der Zeit Domitians zu verteidigen, mittelbar verteidigt der Biograph sich selbst, da er ja auch unter Domitian ausgezeichnet wurde, und sucht Traians Gunst zu gewinnen (HOFFMANN, Zeitschr. f. österr. Gymn. 21, 252).<sup>2)</sup> Diese Ansicht übersieht den Charakter der Schrift als einer Lobschrift und macht einen Nebenumstand zur Hauptsache. (Dagegen HIRZEL, Über die Tendenz des A. Tüb. 1871). Noch stärker wird diese politische Tendenz von Boissier, Gantrelle (FLECKEIS. Jahrb. 115, 787) und Asbach (RAUMER, Hist. Taschenb. 6 F. 5. Jahrg. p. 69) betont;

d) Die Schrift ist eine historische Lobschrift<sup>3)</sup> (URLICHS, *De vita et honoribus Taciti* p. 20 und p. 24). Diese Ansicht ist offenbar die richtige. Ziel der Monographie ist die Verherrlichung Agricolae; dieses Ziel schliesst in sich das Verschweigen der Fehler und ihre Bemäntelung, also auch die politische Rechtfertigung. Dieser Grundcharakter der Schrift wird aber modifiziert durch den Studienkreis des Autors. Anders hätte ein Rhetor dieses Elogium geschrieben, anders ein Antiquar, anders ein Philosoph; wiederum anders hat es der Historiker abgefasst.

Eine meist nur referierende Zusammenstellung der über den Agricola vorgebrachten Ansichten findet sich bei ULBRICH, Der litterarische Streit über Tacitus' Agricola, Melker Programm vom Jahre 1884.

**432. Die Germania.** Bald nach dem Agricola, in demselben Jahre 98 schrieb Tacitus eine ethnographische Monographie, die Germania. In einem allgemeinen Teil spricht er zuerst über die Grenzen des Landes, über die Abstammung des Volks, über das Klima, über die Produkte; dann wendet sich der Historiker zu den Bewohnern und beschreibt zuerst das öffentliche Leben, es sind interessante und für die Geschichte unserer Nation sehr wichtige Bilder, welche uns vorgelegt werden; da wird uns geschildert das Kriegswesen, die religiösen Gebräuche, die Staats- und Gerichtsverfassung, die Wehrhaftmachung und die Gefolgschaft. Es folgt die fesselnde Darstellung des Privatlebens der Germanen, wir werden unterrichtet über Wohnung, Kleidung, über das Familienleben, wie über Ehe, Kindererziehung, Erbrecht und Blutrache, Gastfreundschaft, Nahrung und Vergnügungen, dann über die sozialen Verhältnisse, über den Stand der Sklaven und Freigelassenen, über Volkswirtschaftliches wie Geld und Ackerbau. Den Schluss bildet die Leichenbestattung und der Totenkultus. Nachdem in dieser Weise Land und Leute besprochen sind, handelt der Schriftsteller in dem speziellen Teil über die einzelnen Völkerschaften. Auch hier ist sein Augenmerk auf hervorstechende Eigentümlichkeiten der einzelnen Stämme im

<sup>1)</sup> Verwandt damit ist die Ansicht NIEBUHRS, der Kl. Schr. 1, 331 eine doppelte Bearbeitung des Agricola statuiert.

<sup>2)</sup> Mit HOFFMANN berührt sich vielfach A. STAHR, Geschichte der Reg. des Tiberius

p. 11--12.

<sup>3)</sup> Verwandte Bezeichnungen: „Biographische Lobschrift“ von ARRTZ in seiner Übersetzung, Meissen 1800, *éloge historique* oder historische Lobschrift von Gantrelle.



Leben und in Sitten gerichtet. Zuerst nimmt er die Grenzvölker sowohl germanischen als nichtgermanischen Ursprungs vor, dann kommen die germanischen Völkerschaften im Westen Germaniens, weiterhin im Nordwesten an die Reihe. Damit ist die erste Völkertafel geschlossen, der Einschnitt wird durch eine allgemeine Betrachtung über die Kämpfe der Germanen mit den Römern in wirkungsvoller Weise markiert. Es folgen die Suebenvölker, zuerst die Stämme im Innern Germaniens bis zur Elbemündung und zur cimbrischen Halbinsel hinauf, dann die an der Donau hausenden, endlich die im Osten und an der See. Den Schluss der Monographie bilden die östlichen Grenzvölker und die märchenhaften Tiermenschen.

Der Titel der Schrift. Im Vaticanus 1862 (und 1518) lautet der Titel *De origine et situ Germanorum*, im Leidensis *De origine, situ, moribus ac populis Germanorum*. Als echten Titel sieht Reifferscheid an, vom Vaticanus ausgehend: *De situ Germaniae* (REIFFERSCHIED, *Symb. philol.*, Bonn p. 625), Wölfflin, den *codex Leidensis* zu Grunde legend: *De situ ac populis Germaniae* (Hermes 11, 126). Dagegen REIFFERSCHIED, *Ind. lect.*, Berlin 1877/8 p. 9. Ohne Grund vermutet BERGK (zur Geschichte und Topographie der Rheinlande p. 40), dass der ursprüngliche Titel mit einem an eine bestimmte Persönlichkeit gerichteten Vorwort, in dem er sich über das Ziel seiner Abhandlung ausgesprochen, verloren ging.

Die Zeit der Abfassung. Um zu berechnen, wie viel Jahre seit dem ersten Cimperneinfalle verfloßen sind, nimmt er (c. 37) das zweite Konsulat Traians als Ausgangspunkt für die Gegenwart. Dieses fällt ins Jahr 98. (Frühjahr 98 nach ASBACH p. 79).

Die Überlieferung ruht, wie wir oben gesehen haben, auf derselben Grundlage wie der Dialog. Allein die Frage ist hier verwickelter, da mehr *apographa* vorhanden sind. In neuerer Zeit hat man besonders dem *cod. Hummelianus* Wert beilegen wollen (vgl. die Ausgabe von HOLDER), einer Handschrift, welche NIPPERDEY als bedeutungslos erachtete (opusc. p. 387). — SCHEFCZIK, *De C. T. Germ. appar. crit.*, Troppau 1886.

Litteratur. Ausgaben (in knapper Auswahl): von M. HAUPT, Berl. 1855; MÜLLENHOFF Berl. 1873; KRITZ Berl. 1878 (4. Aufl.); HOLTZMANN-HOLDER, Leipz. 1873; BAUMSTARK, Leipz. 1875—80; HOLDER, Leipz. 1878 u. a. Die Erläuterungsschr. sind sehr zahlreich. Eine Übersicht findet sich bei BAUMSTARK, *Urdeutsche Staatsaltertümer*, Berl. 1873 p. VIII—XI.

**433. Die Quellen der Germania.** Zur Beurteilung der Schrift ist vor allem notwendig zu wissen, woraus der Geschichtschreiber geschöpft. Die lebensfrischen Schilderungen des Werkchens haben vielfach den Glauben hervorgerufen, dass dieselben zum grossen Teil auf Autopsie beruhen. Allein in der Schrift findet sich keine Stelle, welche mit Notwendigkeit die Anwesenheit des Historikers zur unbedingten Voraussetzung hätte. Andererseits sollte man erwarten, dass, wenn Tacitus sich in Deutschland aufgehalten hätte, er es nicht unterlassen haben würde, dieses wichtige Moment hervorzuheben; besonders am Schluss des ersten Teils, wo er sagt: *haec in commune de omnium Germanorum origine ac moribus accepimus* musste sich der Hinweis auf die Autopsie gebieterisch geltend machen. So, wie die Worte dastehen, können wir sie nur auf die Mitteilungen anderer, seien es schriftliche oder mündliche, als Quelle beziehen.<sup>1)</sup> Solche lagen aber in reicher Fülle vor. Eine stattliche Reihe von Schriftstellern hatte sich mit den germanischen Verhältnissen beschäftigt, den Reigen eröffnet Cäsar mit seinem *bellum Gallicum*, auch in Sallusts Historien war, nach zwei Fragmenten zu urteilen, eine Schilderung der Sitten der Germanen geliefert<sup>2)</sup>, recht ausführlich hatte auch Livius die germanisch-rö-

<sup>1)</sup> Die Autopsie nehmen an BERGK, UR-  
LICHs (*De vita Tac.* p. 7). Vgl. dagegen  
ASBACH p. 82.

<sup>2)</sup> Diese Stellen sind fr. 18 DIETSCHE (hist.  
3, 57 KRITZ) und fr. 19 DIETSCHE (3, 58 KR.).

mischen Kriege behandelt, im 104. Buch war sogar eine geographische und ethnographische Schilderung gegeben (*situs Germaniae moresque*). Reichen Stoff bot ferner Aufidius Bassus, der die germanischen Kriege ausführlich erzählt hatte. Weiter hatte Velleius Paterculus in seinem Abriss Germanisches berührt und zwar konnte er als Augenzeuge berichten; der Geograph Pomponius Mela widmete der Germania einen Abschnitt seiner Schrift, desgleichen Strabo. Aber eine Hauptfundgrube für Germanisches scheinen die zwanzig Bücher des älteren Plinius über alle von den Römern mit den Deutschen geführten Kriege gewesen zu sein, auch Plinius stand wie Velleius als Soldat in Germania und war daher gleichfalls in der Lage, Schilderungen zu liefern, welche auf Autopsie beruhten. Doch waren damit die Hilfsmittel für die Erkenntnis unseres Vaterlands noch nicht erschöpft; neben der schriftlichen Überlieferung ging noch eine reiche mündliche einher. Der Handel hatte viele Römer mit den Germanen in Beziehungen gebracht, auch durch die Kriege kamen viele Römer nach Deutschland, darunter hochgebildete Offiziere, welche befähigt waren, geographische und ethnographische Beobachtungen zu machen, endlich sah man auch Deutsche in Rom, wie z. B. vornehme Kriegsgefangene, von denen man manches über Land und Leute erfahren konnte. Es muss also, ehe Tacitus mit seiner Monographie hervortrat, bereits eine ziemlich umfassende Kenntnis der germanischen Zustände unter den Römern verbreitet gewesen sein. Welche von diesen Quellen Tacitus benutzt hat, lässt sich, da die Hauptschriften uns nicht erhalten sind, nicht mehr im einzelnen feststellen. Unwahrscheinlich ist es, dass er sich nur an eine angelehnt hat. Um ein anschauliches Bild entwerfen zu können, war eine gewisse Fülle des Stoffes notwendig.

Litteratur über die Quellen. Er nennt nur den Cäsar (c. 28). Der Nachweis der verlorenen Quellen kann natürlich nicht gelingen. So hat man ohne Erfolg Sallust in seinen Historien als Hauptquelle der Germania erweisen wollen. Derselbe soll, als er der Bastarnen, einer germanischen Völkerschaft, in der Geschichte der von Mithridates geführten Kriege gedachte, eine Charakteristik der Germanen eingefügt haben, welche für Tacitus „die leitende Quelle“ wurde. (So WIEDEMANN, sich an KÖPKE anschliessend, Forsch. z. deutsch. Gesch. 4, 173 und 183). Dagegen BREUKER, *Quo iure Sallustius Tacito in describendis Germanorum moribus auctor fuisse putetur*, Köln 1870; BAUMSTARK, *Urdeutsche Staatsaltert.* p. 100. — SCHLEUSSNER, *Quae ratio inter Taciti Germaniam ac ceteros primi saeculi libros, in quibus Germani tanguntur, intercedere videatur*, Barmen 1886; SCHUHMACHER, *De Tacito Germaniae geographo*, Berl. 1886.

**434. Die Tendenz der Germania.** Viel hat man darüber gestritten, was der Autor mit seiner Schrift bezweckte. Sicherlich wollte er zunächst nichts anderes als eine Geographie und Ethnographie Germaniens liefern. Auf diesen Gegenstand musste der Historiker durch seinen Plan, die Geschichte seiner Zeit zu schreiben, geführt werden; denn ein grosser Teil der Ereignisse hat seinen Schauplatz in Germanien. Er hätte, wie er es bei andern Völkern that, ehe er zur Darstellung der germanischen Kriege schritt, in einem Exkurs seines Geschichtswerks Land und Leute schildern können. Dass er dies nicht that, sondern die Form der Monographie wählte, mochte wohl in der Wichtigkeit des Gegenstands und der dadurch bedingten grösseren Ausführlichkeit seinen Grund haben. Den einsichtsvollen Leuten konnte es damals gewiss nicht entgehen, welche Gefahr dem römischen Reich von jenem nordischen Land drohe; und es werden daher



viele Augen dahin gerichtet gewesen sein. Besonders in dem Jahre, in dem die Monographie erschien, stand Germanien im Vordergrund des öffentlichen Interesses. Traian befand sich in Köln, als Nerva starb; obwohl er mit Ungeduld in Rom erwartet wurde, verschob er doch seine Rückkehr bis zum Jahr 99, er wollte erst die germanischen Verhältnisse konsolidieren<sup>1)</sup>, so wichtig dünkte ihm Germanien. Während der Abwesenheit Traians in Deutschland erschien also die Broschüre des Tacitus. Dass aber der Historiker keine politische Tagesschrift schreiben wollte, ergibt die Monographie aufs unzweideutigste; denn dann hätte der politische Gedanke, den er zur Geltung bringen wollte, hervortreten und den Mittelpunkt der Schrift bilden müssen. Allein dies ist nicht der Fall, nur einmal tönt, wie es scheint, auch die Stimme des Historikers in den Lärm des Tages hinein. Als er auf die Cimbern zu sprechen kommt (c. 37), wirft er einen Rückblick auf die Geschichte der Kriege Roms mit den Deutschen; dieser Rückblick zeigt klar, welche gefährliche Gegner die Römer an den Deutschen hatten. Von selbst ergibt sich aus dieser Tatsache die Schlussfolgerung, dass die Defensiv- und Friedenspolitik, welche Traian eingeschlagen, die beste ist. Sonst vermeidet es die Monographie, die Politik zu berühren. Dagegen stellen sich dem Autor unwillkürlich bei Betrachtung der germanischen Zustände Gegenbilder aus der römischen Welt dar, und er unterlässt es in der Regel nicht, diese Gegensätze zu markieren. Dadurch verleiht er seinen Schilderungen einen ungemeinen Reiz, denn es klingt durch dieselben etwas von Sehnsucht nach dem einfachen Naturzustand, wie wir sie bei allen Völkern mit überfeinerter Kultur finden. Auch sonst hat Tacitus dafür gesorgt, dass der Leser gepackt wird; er verfügt frei über die verschiedenen Mittel, welche geeignet sind, eine pathetische Rede zu erzeugen; Antithesen, prägnante Kürze, welche an passenden Stellen auch eine gewisse Fülle des Ausdrucks nicht ausschliesst, poetischer Schimmer, Kühnheit der Phraseologie geben die Farben zu dem Gemälde. Es ist nicht zu leugnen, dass mancher Pinselstrich aus dem Streben, Effekt zu erzielen, hervorgegangen ist. Auch war nicht ganz zu vermeiden, dass sich halb wahre, schiefe und unrichtige Angaben einschlichen; um eine nach allen Seiten hin stichhaltige Darstellung zu liefern, dafür waren die Verhältnisse des ausgedehnten unwirtschaftlichen Landes noch zu wenig erforscht. Allein im grossen Ganzen ist doch eine richtige Zeichnung und dazu eine von grosser Anschaulichkeit gegeben worden. Wir Deutsche müssen es als ein grosses Glück betrachten, dass zur Zeit, wo unser Volk noch in seinen Anfängen stand, ein hochgebildeter Römer diesem fast kulturlosen Volk eine geistreiche Schrift widmet, und wir verzeihen es dem kalten Mann, der kein Herz für das allgemein Menschliche hatte, dass er in den Wunsch ausbrach (c. 33) „Mögen die Deutschen stets fortfahren sich zu hassen, denn wenn das Verhängnis unseres Reiches herannaht, kann uns das Geschick nichts Besseres gewähren als die Zwietracht unserer Feinde.“

<sup>1)</sup> „Er hob die militärische Zucht, schloss Friedensbündnisse mit den freien Germanen, legte Heerstrassen an, verstärkte den Limes

und begann den Ausbau desselben in seiner ganzen Ausdehnung“ (Asbach p. 78).

Der Zweck der Schrift. Die verschiedenen Ansichten über die Idee der Schrift lassen sich auf drei zurückbringen (vgl. die nützliche Zusammenstellung von WEINBERGER. Die Frage nach Entstehung und Tendenz der Taciteischen Germania, Olmütz 1890 und 1891):

a) Die Germania ist ein Sittenspiegel für die Römer. Allein dem widerspricht, dass Tacitus auch die Fehler der Germanen in drastischer Weise schildert. Auch würde einem solchen Zweck die Völkertafel wenig entsprechen, und viel anderes Material, das gegeben wird, wäre nutzlos.

b) Die Germania ist eine politische Broschüre. Diese Ansicht hat zuerst Dierauer (BÜNDINGER's Untersuchungen zur röm. Kaisergesch. 1, 34 Anm. 3) aufgestellt. Nach ihm ist die Broschüre veröffentlicht „mit der deutlich zu erkennenden Absicht, die Römer über die Notwendigkeit einer dauernden Konsolidierung der gegenseitigen Beziehungen in den rhenanischen Grenzgebieten aufzuklären“ und das lange Verweilen des Kaisers in Germanien zu rechtfertigen. Schon vor Dierauer soll Müllenhoff diese Hypothese, wie Scherer mitteilt, vertreten haben. Derselben pflichtet auch O. Hirschfeld bei (Zeitschr. f. österr. Gymn. 28, 815). In eingehender Weise wird dieselbe von Asbach in verschiedenen Abhandlungen begründet (Bonner Jahrb. 69, 1; Westdeutsche Zeitschr. 3, 11; Histor. Taschenbuch 6. Folge 5. Jahrg. p. 74). Nach ihm ist die Germania „durch bestimmt nachweisbare Vorgänge am Niederrhein hervorgerufen“ (p. 76). „Sie billigt rückhaltslos die Politik Traians, welche die umfassende Grenzregulierung, die die Flavii begonnen hatten, vollendete und durch Beförderung der inneren Fehden unter den Germanen das römische Interesse wahrte“ (p. 81). Allein eine vereinzelte Bemerkung im 37. Kapitel kann doch unmöglich den Grundgedanken der ganzen Schrift bestimmen. Und wenn es richtig wäre, wie Hirschfeld glaubt, dass dieses Kapitel erst später eingeschoben wurde, so würde dann gefolgert werden müssen, dass alles Übrige durch einen andern Plan bestimmt ist. Wäre das Ziel der Schrift gewesen, die Politik Traians zu billigen, so müsste sich ergeben, dass jener Gedanke die ganze Schrift durchzieht. Allein ein solcher Nachweis kann nicht geliefert werden.

c) Die Germania ist ein ethnographisch-geographisches Werk. Diesen Eindruck von dem Charakter der Germania wird jeder empfangen, der dieselbe vorurteilsfrei durchliest. Mit Recht sagt MOMMSEN (Sitzungsber. der Berl. Ak. Jahrg. 1886, 1 Bd. p. 44) „Die ganze Schrift macht den Eindruck einer rein geographischen Abhandlung“. Auf Grund dieser Anschauung hat RIESE (Eos. 2, 193) der Germania eine bestimmte Stelle in der historischen Schriftstellerei angewiesen, indem er sie als einen von den Historien losgelösten Teil betrachtet.

**435. Die Genesis der Taciteischen Geschichtschreibung.** Schon als Tacitus seinen Agricola schrieb, trug er sich mit dem Plane, die Regierung Domitians und die Regierung Nervas und Traians zu schildern. In der Ausführung erlitt der Plan eine Umgestaltung. Nicht bloss die Regierung Domitians, sondern auch die der zwei andern Flavii, ja auch noch die vorausgegangene Zeit vom 1. Januar 69 an zog er in den Kreis seiner Untersuchung. Dagegen lässt er den Plan einer Geschichte Nervas und Traians in den Hintergrund treten; im Eingang der Historien verspart er sich diese Arbeit für sein Alter. Sie kam nicht zur Ausführung; der Geschichtschreiber richtete vielmehr seine Blicke auf die rückwärts gelegene Zeit; die Epoche des sich herausbildenden Prinzipats und die Schicksale der julisch-claudischen Dynastie schienen ihm ein wichtigeres Objekt für die Forschung zu sein als die traianische Zeit. Die Vergangenheit erschliesst sich ja leichter der historischen Erkenntnis als die unmittelbare Gegenwart, in welcher der Historiker webt und lebt. Allein auch dieser Zeitraum schien zunächst eine Teilung notwendig zu machen. Die Zeit des Augustus hatte bereits treffliche Bearbeiter gefunden; Tacitus konnte daher von dieser Periode vorläufig absehen; wichtiger musste ihm sein, vor allem die Erzählung des zweiten Werks soweit zu führen, dass sich das Ende an den Anfang des andern anschloss und dadurch ein Ganzes entstand, welches von Tiberius bis auf Domitian reichte. Und dem Schriftsteller ist es ge-



lungen, dieses grossartige Projekt zur Durchführung zu bringen. Dagegen kam er nicht mehr dazu, auch die beiden andern Gedanken auszugestalten; weder eine Geschichte des Augustus noch eine der traianischen Zeit hat er geliefert.

Agric. 3 *non tamen pigebit vel incondita ac rudi voce memoriam prioris servitutis ac testimonium praesentium bonorum composuisse* Hist. 1, 1 *quodsi vita suppeditet, principum divi Nerae et imperium Traiani, uberiolem securiolemque materiam, senectuti seposui* Ann. 1, 1 *sed veteris populi Romani prospera vel adversa claris scriptoribus memorata sunt; temporibusque Augusti dicendis non defuere decora ingenia, donec gliscente adulatione deterrerentur. Tiberii Gaique et Claudii ac Neronis res, florentibus ipsis ob metum falsae, postquam occiderant, recentibus odiis compositae sunt. Inde consilium mihi pauca de Augusto et extrema tradere, mox Tiberii principatum et cetera, sine ira et studio, quorum causas procul habeo* Ann. 3, 24. *sed aliorum exitus simul cetera illius aetatis* (der Augusteischen Zeit) *memorabo, si effectis, in quae tetendi, plures ad curas vitam produxero.*

**436. Die Historien.** In dem ersten der beiden Werke führt der Historiker die selbsterlebte Zeit von 69 bis zum Tode Domitians dem Leser vor, er gibt daher demselben den Titel „*Historiae*“. Die Zahl der Bücher lässt sich nur hypothetisch bestimmen, sie hängt ab von der Anzahl der Bücher der Annalen; je nachdem diese auf 16 oder auf 13 festgestellt werden, erhalten wir für die Historien 14 oder 12. Doch ist, alles erwogen, die Buchzahl 14 die wahrscheinlichere. Allein von diesen vierzehn Büchern, aus denen ursprünglich das Werk bestand, sind nur die vier ersten und vom fünften etwa die Hälfte erhalten. Diese Bücher behandeln den Zeitraum von nicht ganz zwei Jahren, von 69—70; allein eine Fülle von Ereignissen ist in diesen engen Rahmen eingeschlossen. Im ersten Buch lässt der Geschichtschreiber die Regierung Galbas, seine Adoption Pisos, das Auftauchen Othos, die Revolution, den Sturz Galbas und Pisos, den Sieg Othos, die Vitellische Bewegung und Empörung in Germanien, das Vordringen der Heere unter Valens und Caecina, die Unruhen in Rom, Othos Auszug zum Krieg in farbenreichen Bildern an unseren Augen vorüberziehen. Im zweiten Buch wirft der Historiker zuerst einen Blick auf die Ereignisse im Orient, wo zwei Personen erscheinen, denen die Zukunft gehört, Vespasian und sein Sohn Titus; dann schildert er die Entscheidungsschlacht zwischen Otho und Vitellius bei Bedriacum. Die Waffen waren für die Sache des Vitellius; Otho tötet sich mit eigener Hand. Vitellius ist jetzt im Besitz der Gewalt; allein er sollte sich derselben nicht lange erfreuen. Vespasian wird im Orient zum Kaiser ausgerufen und damit beginnt die Erhebung gegen Vitellius. Caecina wird zum Verräter, er beugt sich vor dem neu aufgehenden Gestirn des Vespasian. Im dritten Buch folgen die erbitterten Kämpfe zwischen den Vitellianern und Flavianern, welche sogar das Kapitol in Asche legten. Vitellius zieht den Kürzeren und wird ermordet. Im vierten Buch nimmt der Freiheitskampf der Bataver unter Civilis unser volles Interesse in Anspruch, wie im fünften die Expedition des Titus gegen Jerusalem. Aber auch der batavische Aufstand reicht noch in dieses Buch hinein. Mit den persönlichen Verhandlungen zwischen dem siegreichen römischen Feldherrn Petilius Cerialis und Civilis, der seine Unterwerfung verkündet, schliesst der erhaltene Teil des Werks. Über die Zeit der Abfassung dieser Bücher und ihr Erscheinen geben uns die Briefe des jüngeren Plinius einige Anhaltspunkte.

Abfassungszeit und Publizierung. Dass die Historien den Annalen vorausgingen, folgt aus Ann. 11, 11, wo mit den Worten (*rationes*) *satis narratas libris quibus res imperatoris Domitiani composui* deutlich auf den letzten Teil der Historien hingewiesen wird. Das Werk ist allem Anschein nach successive erschienen. Wahrscheinlich wurden zugleich die beiden ersten Bücher publiziert, daher am Schluss des 2. Buches eine Art Epilog, in dem er ein Urteil über die flavische Geschichtschreibung fällt (NISSEN, Rh. Mus. 26, 535). Die Publikation wird zwischen 104 und 109 liegen (ASBACH in RAUMER's hist. Taschenb. 6 F., 6. Jahrg. p. 145). Vgl. die Briefe des Plinius 6, 16 6, 20 7, 20 7, 33 8, 7.

Die Zahl der Bücher der Historien und Annalen. Beide Werke umfassten zusammen 30 Bücher. Hieronymus comm. zum Zacharias 3, 14: *Cornelius Tacitus, qui post Augustum usque ad mortem Domitiani vitas Caesarum triginta voluminibus exaravit*. Nur wenn die Buchzahl eines der beiden Werke ermittelt werden kann, ist damit auch die Buchzahl des zweiten gegeben. Von den Annalen ist das letzte erhaltene Buch das 16te, von demselben ist aber die zweite Hälfte verloren gegangen. Es fragt sich nun, ob in dieser verlorenen Hälfte der Zeitraum geschildert werden konnte, welcher von dem Rest des Jahres 66 bis zum 1. Jan. 69 reicht oder allgemeiner gefasst, ob in dem 16. Buch die Ereignisse von 65 (zum Teil) bis 1. Jan. 69 untergebracht werden konnten. Wenn man die § 437 gegebene Tabelle vergleicht, so erkennt man, dass Tacitus noch grössere Zeiträume als 3½ Jahre in einem Buch dargestellt hat. Auf der anderen Seite hätte, wenn man neue Bücher ansetzen würde, eine Ausführlichkeit in dieser verlorenen Partie stattgehabt, wie sie Tacitus früher niemals angewendet. Es kommt hinzu, dass in der Überlieferung ein Anschluss der Historien an das 16. Buch der Annalen vorliegt, indem das erste Buch der Historien als das 17. bezeichnet wird. Es ist daher kein stichhaltiger Grund gegeben, den Gelehrten (RITTER, HIRSCHFELD, Zeitschr. f. österr. Gymn. 1877, S. 811, WÖLFFLIN, Hermes 21, 157) beizupflichten, welche für die Annalen 18 Bücher (und folglich für die Historien 12) annehmen, um damit die hexadische Kompositionsweise für die beiden Werke zu gewinnen; wir halten vielmehr an der herkömmlichen Ansicht fest, dass die Annalen aus 16, die Historien aus 30 — 16, d. h. 14 Büchern bestanden.

Die Überlieferung der Geschichtswerke. Der zweite Teil der Annalen (I. XI — XVI) und die *Historiae* sind uns nur durch eine Handschrift, den Mediceus II s. XI, der sich in der *Laurentiana* unter 68, 2 befindet, erhalten. Die von ihm genommenen Abschriften haben nur den Nutzen, zwei, erst nachdem jene *apographa* angefertigt waren, eingetretene Lücken (1, 69—75 u. 1, 86—2, 2) auszufüllen. Für die erste Hälfte der Annalen ist nur die eine Handschrift vorhanden, der Mediceus I s. IX, der sich ebenfalls in der *Laurentiana* unter 68, 1 befindet. Zu diesem Kodex, der mit *Quaternio* 18 beginnt, gehörten ursprünglich noch die Briefe des Plinius, welche die *Quaternionen* 1—17 umfassten (= Laur. 47, 36). Der Mediceus II stammt höchst wahrscheinlich aus Monte Cassino, der Mediceus I gehörte dem Kloster Corvey in Westfalen an.

**437. Die Annalen.** Dieses reifste Werk des Tacitus behandelte in 16 Büchern die Zeit von dem Tod des Augustus (14) bis zum 1. Januar 69; es brachte sonach die Regierungen des Tiberius, Caligula, Claudius und Nero zur Darstellung. Auch war noch die Zeit vom Tode Neros (9. Juni 68) bis zum 1. Januar 69, wo die Historien einsetzen, geschildert. Von diesem Werke sind uns aber nur erhalten die Bücher 1—4, der Anfang von 5, ferner 6 mit Ausnahme des Anfangs, dann die Bücher 11—16, wobei aber zu bemerken ist, dass sowohl am Anfang als am Schluss dieser Partie eine Lücke vorhanden ist. Die ersten sechs Bücher umfassen die Regierung des Tiberius; die Bücher 11 und 12 behandeln den Schluss der Regierung des Claudius (47—54), die noch übrigen Bücher (13—16) haben den Prinzipat Neros bis zum Jahr 66 zum Gegenstand. Sonach fehlt von dem geschilderten Zeitraum eine Partie von Tiberius und zwar die Schlussergebnisse des J. 29, das ganze J. 30 und die meisten Ereignisse des J. 31, die ganze Regierung Caligulas, von der Regierung des Claudius der Anfang bis 47, endlich von der Zeit Neros der Schluss des J. 66 und die beiden folgenden Jahre. Schon der Historiker hat sein Werk in Bücher eingeteilt. Gern lässt er ein Buch mit einem bedeutungsvollen Ereignis ausklingen, das zweite Buch mit dem Tod des Arminius, das fünfte wahr-



scheinlich mit dem Tod Seians; das elfte Buch mit der Hinrichtung der Messalina, das zwölfte mit dem Ende des Claudius, das vierzehnte mit dem letzten Schicksal der unglücklichen Clauderin Octavia, das fünfzehnte Buch mit der Niederwerfung der pisonischen Verschwörung. Als urkundlicher Titel des Werks stellt sich *ab excessu divi Augusti* heraus; derselbe wurde nach dem Muster der Livianischen *ab urbe condita* gebildet.

Der Zeitraum der einzelnen Bücher:

1	umfasst die Jahre	14—15	11	47—48
2	"	16—19	12	48—54
3	"	"	13	54—58
4	"	"	14	59—62
5	"	"	15	62—65
6	"	"	16	65—66

Teilung des 5. Buchs. Die Überlieferung kennt kein sechstes Buch der Annalen. Zuerst hat LIPSIVS bemerkt, dass in dem, was die Handschrift als fünftes Buch gibt, die Reste von zwei Büchern, dem fünften und sechsten, stecken (zu VI 1 *magnitudinem resque gestas aestimanti ita videbatur*). Allein er machte den Einschnitt an einer unrichtigen Stelle, indem er das sechste Buch mit dem Konsulat des Cn. Domitius und Camillus (32 n. Ch.) begann (c. 7). HAASE hat richtig erkannt, dass das fünfte Buch mit dem Tod des Seianus (31) schloss, und dass sonach die Lücke, durch welche der Schluss des fünften und der Anfang des sechsten verloren ging, zwischen die Kapitel 5 und 6 zu legen ist (Philol. 3, 152).

Die Abfassungszeit bestimmt man nach 2, 61 *exin ventum Elephantinen ac Syenen, claustra olim Romani imperii, quod nunc rubrum ad mare patescit*. Die Ausdehnung des römischen Reichs bis zum persischen Meerbusen (dies bedeutet hier *rubrum mare*) erfolgte durch Traian ums Jahr 115. Die Abfassung des Werks musste also nach dieser Zeit erfolgen. Da aber Hadrian diese Eroberungen Traians gleich nach dem Antritt seiner Regierung (117) wieder aufgab, so kann jene Stelle nicht zur Zeit Hadrians geschrieben sein. Einen früheren Terminus setzt ASBACH (Raum. hist. Taschenb. 6 F. 6. Jahrg. p. 147), indem er sich darauf stützt, dass schon im Jahr 108 der Strich Arabiens von Damascus bis zum roten Meere durch A. Cornelius Palma dem Reiche als Provinz einverleibt worden war. Demgemäss setzt er die Publikation des ersten Teils der Annalen um das Jahr 110 an.

**438. Die Quellen des Tacitus.** Die Quellenfrage ist bei Tacitus mit unlösbaren Schwierigkeiten verknüpft. Er führt uns selten seine Gewährsmänner an, in den Historien nennt er bloss den Vipstanus Messalla und den älteren Plinius, in den ersten sechs Büchern der Annalen denselben Plinius, die Kommentarien der Agrippina, die Reden des Tiberius und die *acta diurna*, in der letzten Hälfte der Annalen, in denen Quellenangaben etwas häufiger werden, Cluvius Rufus, Fabius Rusticus, Plinius, Domitius Corbulo, Senatsprotokolle. Viel häufiger begnügt er sich mit allgemeinen Angaben, indem er von vielen Autoren und verschiedenen Berichten spricht. Auch auf mündliche Mitteilungen beruft er sich. Dazu kommt, dass uns die von Tacitus angeführten Schriften und auch andere historische Werke, welche denselben Zeitraum behandeln, verloren gingen, so dass wir keinen festen Boden unter den Füßen erhalten. Bestimmtere Schlussfolgerungen für die Quellenfrage schien die Betrachtung des Verhältnisses zwischen Tacitus und Plutarch (für Galba und Otho) zu gewährleisten, und mit Vorliebe hat die Forschung an diesen Punkt angeknüpft. Für die auffallende, sich sogar aufs Phraseologische erstreckende Übereinstimmung wurde die Erklärung aufgestellt, dass beide aus einer gemeinsamen Quelle schöpften. Damit glaubte man auch einen Einblick in die Arbeitsmethode des Historikers gewonnen zu haben; dieselbe war nun eine sehr einfache; sie beschränkte sich darauf, den Stoff aus einem Autor zu

nehmen und denselben, freilich auch hier in Anlehnung an die Quelle, stilistisch zu gestalten. Diese Anschauung vom historischen Schaffen wird jetzt vielfach auf das ganze Altertum übertragen. Allein mag sie auch für Livius, der durch die grosse Ausdehnung seines Werks sich auf wenige leitende Quellen beschränken musste, ihre Richtigkeit haben, für Tacitus kann sie keine Geltung beanspruchen. Derselben widersprechen die vielen Stellen, in denen sich der Autor auf eine Mehrheit von Quellen beruft, derselben widerspricht, dass mehrere Historiker ausdrücklich als benutzte Quellen genannt werden, derselben widerspricht endlich die nicht selten vorkommende Angabe divergierender Meinungen. Auch die innere Unwahrscheinlichkeit streitet dagegen. Eine solche sklavische Abhängigkeit passt nicht zu der bedeutenden geistigen Individualität des Historikers. Auch würde ein derartiges Ausschreiben allgemein bekannter Schriften den Ruhm des Tacitus ganz unerklärt lassen. Warum sollte er nicht auch für den verhältnismässig kleinen Zeitraum, den er zur Darstellung brachte, die vorhandenen Quellschriftsteller einsehen, da er doch sogar den jüngeren Plinius um Material für vereinzelte Fakta ersuchte (ep. 6, 16 und 20 7, 33) und selbst mündliche Belehrung nicht verschmähte? Eine vorurteilsfreie Erwägung wird daher dem Tacitus auch ein eifriges Quellenstudium nicht versagen. Freilich dürfen wir an ein solches nicht den Massstab der Jetztzeit anlegen. Archivalische Studien sind der antiken Historiographie wenig geläufig; und Tacitus hat den *acta diurna* und den Senatsprotokollen nur geringe Beachtung geschenkt.<sup>1)</sup> Auch hat die Ermittlung des Stofflichen bei den antiken Historikern nicht die Wichtigkeit, wie bei den modernen, bei denen sich nicht selten ein mikrologischer Zug geltend macht. Der Historiograph will ein Werk liefern, das gelesen wird, er muss daher auf die Darstellung den höchsten Wert legen. Welche Quellen Tacitus im einzelnen zu Grunde legte, ist natürlich nur hypothetisch zu bestimmen. Für den ersten Teil der Annalen konnten ihm ausser Plinius und den Kommentarien der Agrippina noch mehrere Werke den Stoff liefern, so der ältere Seneca (§ 334 p. 200), Aufidius Bassus (§ 440, 3), Suetonius Paulinus (§ 442, 3), Cluvius Rufus (§ 440, 6), Fabius Rusticus (§ 440, 7), ferner die Memoiren des Tiberius (§ 357 p. 236) und Claudius<sup>2)</sup> (§ 359 p. 238). Für den zweiten Teil der Annalen sind die leitenden Autoren die schon genannten Fabius Rusticus, Cluvius und Plinius.<sup>3)</sup> Für die Historien hat er ausser Plinius und Vipstanus Messala wohl noch benutzt Cluvius, die Memoiren Vespasians (§ 361 p. 242) und M. Antonius Julianus (§ 441, 2)<sup>4)</sup>.

Die namentlich angeführten Quellen ergeben sich aus folgender Stellensammlung (bei LANGE, *De Tacito Plutarchi auctore* p. 50):

Ann. 1, 69 *tradit C. Plinius, Germanicorum bellorum scriptor.*

„ 1, 81 *vis quicquam firmare ausim, adeo diversa non modo apud auctores, sed in ipsius (Tiberii) orationibus reperiuntur.*

„ 3, 3 *non apud auctores rerum, non diurna actorum scriptura reperio.*

„ 4, 53 *id ego, a scriptoribus annalium non traditum, repperi in commentariis Agrippinae filiae.*

<sup>1)</sup> NIPPERDEY, Einl. <sup>6</sup> p. XXII.

<sup>2)</sup> NIPPERDEY, Einl. <sup>6</sup> p. XXIV.

<sup>3)</sup> NIPPERDEY, Einl. <sup>6</sup> p. XXVI. Beson-

ders ist wichtig die Stelle 13, 20, wo *horum* von NIPPERDEY eingeschoben wird.

<sup>4)</sup> NIPPERDEY, Einl. <sup>6</sup> p. XXVII.



Ann. 13, 20 *Fabius Rusticus auctor est scriptos esse — Plinius et Cluvius — referunt.*

„ 14, 2 *tradit Cluvius — Fabius Rusticus — memorat.*

„ 15, 16 *contraque prodiderit Corbulo.*

„ 15, 53 *quod C. Plinius memorat.*

„ 15, 61 *tradit Fabius Rusticus.*

„ 15, 74 *reperio in commentariis senatus.*

Hist. 3, 25 *rem nominaque auctore Vipstano Messalla tradam.*

„ 3, 28 *Hormine id ingenium, ut Messalla tradit, an potior auctor sit C. Plinius, — hand facile discreverim.*

„ (3, 51 *ut Sisenna memorat).*

Die unbestimmten allgemeinen Angaben sind viel häufiger, vgl. die Zusammenstellungen bei LANGE p. 51 (für die beiden Werke), bei HORSTMANN p. 37 für die ersten sechs Bücher der Annalen, bei NISSEN (Rh. Mus. 26, 525) für die Historien.

Das Verhältnis zwischen Plutarch und Tacitus. Da diese Frage den Ausgangspunkt der Quellenuntersuchungen für Tacitus bildet, so sei hier dieselbe kurz berührt. Schon längst hatte man die auffallende Übereinstimmung des Plutarch in seinen Biographien Galba und Otho mit Tacitus' Hist. (B. 1 u. 2, 1—50) erkannt. Zur Erklärung dieser Erscheinung bot sich ein doppelter Weg dar, entweder schöpften beide aus derselben Quelle oder es schöpfte Plutarch, der hier ja auf lateinische Autoren angewiesen war, aus Tacitus (der umgekehrte Fall, dass Tacitus aus Plutarch geschöpft hätte, ist von vornherein als unzulässig anzusehen). Als man anfang, sich mit dieser Frage zu beschäftigen, neigten sich die Ansichten entschieden nach der ersten Seite hin; und nur ob der angenommenen gemeinsamen Quelle erhoben sich Differenzen. Als solche statuierte HIRZEL (*Comparatio eorum quae de imperatoribus Galba et Othone relata legimus apud Tacitum, Plutarchum et Suetonium* etc. (Stuttgart 1851) die *Acta publica*, WIEDEMANN (*De Tacito Suetonio Plutarcho, Cassio Dione* Berl. 1857) den älteren Plinius, PETER (Die Quellen Plutarchs, Halle 1865) Cluvius Rufus. Brennend wurde die Frage, als MOMMSEN mit einer Abhandlung in dieselbe eingriff (Hermes 4, 295). Er betont ganz besonders, dass die Übereinstimmung nur durch die Gemeinsamkeit der Quelle zu erklären sei; als den gemeinsamen Autor betrachtete er den Cluvius Rufus. Dieser Ansicht trat in einem ausführlichen Aufsatz NISSEN entgegen (Rh. Mus. 26, 497), er griff wieder auf Plinius als Quelle zurück. Kurz zuvor hatte CLASON (Plutarch und Tacitus, Berl. 1870, Tacitus und Sueton, Bresl. 1870) jene Übereinstimmung des Plutarch und Tacitus auf einem andern Weg zu erklären versucht, indem er annahm, dass Plutarch aus Tacitus geschöpft habe. Diese Ansicht wurde von NISSEN (p. 502 Anm.) skoptisch behandelt, allein sie gewinnt immer mehr Anhänger. Für dieselbe ist NIPPERDEY mit dem ganzen Gewicht seines Namens eingetreten (Einl. 6 p. XXVII); eine Reihe von Monographien hat sich ihm angeschlossen, wie LANGE *De Tacito Plutarchi auctore*, Halle 1880; KRAUSS, *De vitarum Othonis fide*, Zweibrücken 1880; GERSTENECKER, Der Krieg des Otho und Vitellius in Italien im Jahr 69, München 1882 (p. 48); LEZIUS, *De Plutarchi in Galba et Othone fontibus*, Dorpat 1884. Für eine gemeinsame Quelle sprechen sich dagegen aus SICKEL, *De fontibus a Cassio Dione adhibitis*, Göttingen 1876; BECKURTS, Zur Quellenkritik des Tacitus etc., Braunschw. 1880; KUNTZE, (Beiträge zur Geschichte des Otho-Vitellius-Krieges, Karlsruhe 1885, vgl. p. 9 Anm. p. 16. Auch RANKE steht auf diesem Standpunkt (Weltgesch. 3, 2 p. 285). Die Frage wäre entschieden, wenn wir wüssten, ob die Historien oder die Biographien früher geschrieben sind; allein für die Entscheidung dieser Alternative fehlen uns beweiskräftige Anhaltspunkte. Wir sind daher nur auf innere Erwägungen angewiesen. Hier ist nun meines Erachtens das Entscheidende, dass, wenn wir für Tacitus und Plutarch eine gemeinsame Quelle statuieren, Tacitus nicht bloss im Stoff, sondern auch in der Form sich von dieser gemeinsamen Quelle in Abhängigkeit gesetzt haben müsste. Ein Beispiel Plut. O. 3 *φοβούμενος ὑπὲρ τῶν ἀνδρῶν αὐτὸς ἢν φοβερὸς ἐκείνοις* = Tacit. 1, 81 *cum timeret Otho, timebatur*. Jeder, der Tacitus kennt, wird die spitze Wendung als echt taciteisch betrachten. Dass ein Grieche durch Übersetzung sich dieselbe aneignet, ist nicht auffällig. Aber dass Tacitus einem bekannten Werke auch die Phrasen entlehnte, ist nicht glaublich. Unsere Meinung von Tacitus' Kunst müsste sehr erheblich reduziert werden, wenn jene Ansicht richtig wäre. So wie jetzt die Dinge stehen, ist die Annahme, dass Plutarch für seine Biographien Galba und Otho neben anderen Quellen auch Tacitus verwertete, gerechtfertigt.

Litteratur. KARSTEN, *De T. fide* in Ann. I—VI, Utr. 1868; WEIDEMANN, Quellen von Tac. Ann. I—VI (3 Abh.), Cleve 1868—1873; HORSTMANN, Die Quellen des T. in Ann. I—VI, Marburg 1877; BINDER, Tac. und Tib. in Ann. I—VI, Wien 1880; FROITZHEIM, *De Tac. font. in libro I Ann.*, Bonn 1873, Rh. Mus. 32, 340; FLECKEISEN, Jahrb. 109, 201; LAUFFENBERG, *Quaest. chronol. de rebus Parthicis Armenisque a Tac. ann. XI—XVI enarratis*,

Bonn 1875. Hiezu kommen noch die Untersuchungen, welche sich zugleich über andere Schriftsteller verbreiten: REICHAU, *De fontium delectu quem in Tib. — Vell. Tac. Suet. Dio habuerunt*, Königsb. 1865; THAMM, *De fontibus ad Tib. historiam pertinentibus*, Halle 1876; ANDRIESEN, *De fide et auctoritate scriptorum ex quibus vita Tiberii cognoscitur*, Hag. 1883, CHRISTENSEN, *De font. a Dione in vita Neronis adhibitis*, Berl. 1871. Vgl. noch die oben erwähnte Dissertation von SICKEL.

**439. Charakteristik der Geschichtschreibung des Tacitus.** Als Tacitus den Plan fasste, die Geschichte des Prinzipats vom Tode des Augustus bis zu Domitian zur Darstellung zu bringen, war er sich bewusst (Ann. 4, 32 u. 33), dass seine Aufgabe und seine Stellung eine andere sei als die des Historikers zur Zeit der Republik. Diesem lagen grosse Stoffe vor, gewaltige Kriege, berühmte Eroberungen, Gefangennahme von Königen, heftige innere Kämpfe, in denen es sich um die wichtigsten politischen und sozialen Probleme handelte. Sein Wort war ungebunden und frei von allen Schranken. Dieser hohe Standpunkt war dem Geschichtschreiber der Kaiserzeit, Tacitus, nicht vergönnt. Durch den Prinzipat war nicht nur die Freiheit des Wortes von vielfachen Rücksichten umgeben, auch der Thatenkreis war jetzt sehr eingeengt. Dem einzelnen stand in politischen Dingen nur noch ein sehr kleiner Spielraum offen; die Zeit für republikanische Träume war vorbei. Der Prinzipat war eine Notwendigkeit geworden; im Interesse des Friedens lag es, sagt der Historiker, dass alle Macht in der Hand eines einzigen konzentriert wurde (Hist. 1, 1). Auch ist er überzeugt, dass sich der Prinzipat bei Mässigung der Leidenschaften mit der Freiheit vereinigen lasse.<sup>1)</sup> Die resignierte Haltung ist hier durchaus geboten. Eine Auflehnung gegen die neue Ordnung der Dinge erscheint daher in seinen Augen als eine Thorheit, und jene Idealisten, welche sich nutzlos für Utopien opfern, ernten bei ihm keine Anerkennung<sup>2)</sup> (Agric. 42). Auch für seine Geschichtschreibung zieht er die notwendigen Konsequenzen aus der veränderten politischen Lage; da die Politik dem Historiker kein genügendes Feld mehr darbietet, so legt er den Schwerpunkt seines Schaffens in das menschliche Herz. Seine Geschichtschreibung wird dadurch eine psychologische; nicht die Ereignisse als solche erregen sein Interesse, sondern insofern die Träger derselben Menschen sind.<sup>1)</sup> Überall ist daher sein Bestreben darauf gerichtet, die Gedanken der Handelnden zu erraten und uns einen Blick in ihre Seele thun zu lassen. Den guten oder bösen Triebfedern nachzuspüren, erachtet er als die vornehmste Aufgabe des Geschichtschreibers, welcher den Preis der Tugend und den Schimpf des Lasters zu verkünden habe, damit jene gepflegt, dieses gemieden werde (Ann. 3, 65). Wie er hiebei zu Werke ging, möge an einem Beispiel, der Thronbesteigung Vespasians, gezeigt werden. Der gewöhnliche Historiker hätte sich begnügt, die einzelnen Thaten in ihrer Aufeinanderfolge gewissenhaft zu verzeichnen. Tacitus geht weiter; er weiss,

<sup>1)</sup> Agric. 3 *Nerva Caesar res olim dissimulabiles miscuit, principatum ac libertatem.*

<sup>2)</sup> URLEICH, *De vita Taciti* p. 18. Vgl. besonders das Urtheil über Thrasyllus Paetus Ann. 14, 12.

<sup>1)</sup> DUBOIS-GUCHAN, *Tacite* 2, 396 „Il écrit pour le genre humain, quelque nom qu'il

porte. Ce vaste esprit s'adresse à l'homme, qu'elle que soit sa nation; et il n'est plus éminemment historien que moraliste. p. 402 *Tacite a introduit l'homme dans l'histoire; c'est l'homme, c'est l'humanité qu'il raconte en racontant Rome et les Romains.*“



dass solche schwerwiegende Ereignisse ihre Bühne nicht bloss in der Welt, sondern auch in der Seele der Handelnden haben und also den äusseren Kämpfen grosse innerliche Kämpfe vorausgehen. Einen solchen Seelenkampf enthüllt er uns in den Historien (2, 74 u. 75). Aber auch die Stimmungen der Umgebung Vespasians lässt er uns in einer Rede des Mucianus erkennen (76). Auf diese Weise werden die Dinge in einen innern Zusammenhang gerückt und erhält die Geschichtschreibung einen pragmatischen Zug. Und dieses Ziel setzt sich Tacitus nach seiner ausdrücklichen Erklärung (H. 1, 4). Freilich der tiefste Blick in den Gang der Weltgeschichte war ihm versagt, da er nicht zur vollen Klarheit durchgedrungen, ob der Zufall oder eine Vorsehung alles lenke (Ann. 6, 28 [22]). Auch bei der Anführung der Wunderzeichen ist das Schwanken über diese Grundfrage bemerkbar (H. 2, 50). Was aber der Darstellung des Historikers einen ganz besonderen Reiz verleiht, ist, dass er nicht bloss erzählt, sondern auch seine Empfindungen durch die Erzählung durchschimmern lässt. Dadurch tritt die Person des Autors dem Leser näher, es schlingt sich um beide ein engeres Band. Der Schriftsteller erscheint uns als kalter, vornehmer, alles in düsterer Beleuchtung sehender Römer. Wir fühlen, dass er tiefe Blicke in die Abgründe des menschlichen Herzens gethan, und dass er nur zu sehr geneigt ist, von seinen handelnden Personen Böses zu denken. Durch die ganze Darstellung zieht sich der gedämpfte Ton der Schwermut. Dieses subjektive Element ist für die Beurteilung der Taciteischen Geschichtswerke von der grössten Bedeutung. Es steht fest, dass er uns die That-sachen vorführt, wie sie ihm erscheinen, nicht wie sie sind. Wir brauchen hier nicht sofort an Parteilichkeit zu denken; wir können seiner Versicherung der Unparteilichkeit (H. 1, 1) und seinem Gelöbnis, *sine ira et studio* zu schreiben (Ann. 1, 1), Glauben schenken, allein auf der andern Seite ist auch zu beachten, dass nichts von dem, was ein Mensch in seine Hand genommen, sich seiner Einwirkung entziehen kann. Selbst der trockenste Chronist zeigt wenigstens durch die Auswahl die Richtung seines Geistes; je bedeutender aber die Individualität ist, um so mehr wird sie den Schilderungen ihren Stempel aufdrücken. Eine solche bedeutende Individualität war aber Tacitus. Niemand wird daher den Satz vertreten können, dass die Bilder des Tacitus der Wirklichkeit voll entsprechen. Sein Tiberius ist zu dunkel, sein Germanicus zu hell gezeichnet. Die Objektivität der Schilderung wird noch durch ein anderes Moment gestört. Tacitus vergisst niemals, dass er ein Kunstwerk, das den Leser fesseln soll, liefern will. Die Ermittlung des Wahren ist ihm daher nicht letzter Zweck; das Wahre erhielt für ihn erst dadurch seine Bedeutung, dass es zur Darstellung kommt. Schon die Auswahl des Stoffes ist wesentlich durch das Streben, Wirkung zu erzielen, bedingt. Erschütternde Ereignisse werden mit Vorliebe hervorgesucht. Auch in der Gruppierung der Fakta macht sich jenes Streben bemerkbar. Zwar hält er sich an das herkömmliche annalistische Schema (Ann. 4, 71), allein hie und da gestattet er sich doch Ausnahmen. So erfordert oft bei auswärtigen Ereignissen die Deutlichkeit die Zusammenziehung mehrerer Jahre. Aber bisweilen dient die Sprengung des annalistischen Schemas auch feineren Zwecken

der Komposition.<sup>1)</sup> Mit wirkungsvollen Bildern schliesst er, wie wir oben sahen, gern die einzelnen Bücher, um eine tiefe Bewegung in der Seele des Lesers länger nachzittern zu lassen. Endlich ist auch die Darstellung der einzelnen Fakta stark durch die Rücksichten auf das Pathos beeinflusst, indem sie in die Beleuchtung gerückt werden, welche die beste Wirkung verspricht. Nicht selten wählt der Geschichtschreiber das Halbdunkel, um einen Stachel bei seinen Lesern zurückzulassen. Sein Verfahren erhellt z. B. deutlich aus den Schlachtbeschreibungen. Sie genügen so wenig militärischen Anforderungen, dass man Tacitus den „unmilitärischesten“ Schriftsteller<sup>2)</sup> nannte. Allein um Feststellung der taktischen und strategischen Evolutionen ist es ihm gar nicht zu thun, damit würde er die meisten Leser langweilen; seine Schlachtenschilderung will nichts als ein farbenreiches, spannendes Gemälde sein. Stets müssen wir daher im Auge behalten, dass Tacitus nicht bloss Historiker, sondern auch zugleich Rhetor ist, freilich nicht ein Rhetor gewöhnlichen Schlages. Dies beweist auch der Stil seiner Werke. Der rhetorische Charakter derselben zeigt sich darin, dass zu starken künstlichen Mitteln gegriffen wird, um eine drastische Erzählung zu erhalten. Aber der Historiker arbeitet nicht nach der Schablone, er hat einen ganz originellen Stil, wie ihn kein Römer gesprochen oder geschrieben, sich geschaffen. Vor allem ist es die Gedankenschwere, welche seine Diktion auszeichnet. In einen Satz sind soviel Momente als möglich zusammengedrängt, die Participia leisten hiefür vortreffliche Dienste. Der Phantasie des Lesers bleibt es überlassen, die dem Gemälde noch fehlenden Striche zu ergänzen, was einen eigentümlichen Reiz ausübt. Auch die Feststellung des Gedankenverhältnisses zwischen den einzelnen Sätzen hat der Leser selbst vorzunehmen; der Schriftsteller hat die Andeutung derselben unterlassen und Partikeln fast ganz vermieden. Die Wahl der einzelnen Wörter ist eine genau berechnete. Hier gilt die Vorschrift: Vermeidung des Gewöhnlichen und Alltäglichen, aber mit Ausschluss des Fremdartigen. Die letzte Rücksicht verbietet ihm den Gebrauch archaischer Ausdrücke und Wendungen, und den Gebrauch der Fremdworte. Sein Wortschatz erhält sein eigentümliches Gepräge dadurch, dass vielfach poetische Ausdrücke und Wendungen eingeführt, dann dass überhaupt die abgegriffenen Worte in fortwährendem Wechsel durch andere signifikantere ersetzt werden. Die ciceronische Periodologie ist Tacitus wie dem ganzen Zeitalter fremd. Unser Geschichtschreiber geht aber noch weiter, er hebt mit Bewusstsein die symmetrische Gestaltung auf, er schafft absichtlich Dissonanzen. Diese zerschnittene Redeweise passt vortrefflich zu seinen grauenhaften Schilderungen. Und nicht selten glauben wir die Sprache eines gebrochenen Herzens zu hören.

Durch alle diese Mittel sind die Geschichtswerke des Tacitus eine unversiegbare Quelle hohen geistigen Genusses geworden. Aber zum vollen

<sup>1)</sup> So folgt am Schluss des 2. Buchs auf den Tod des Germanicus (19 n. Ch.) der Tod des Arminius (21 n. Ch.); die Komposition zielt hier nach der Antithese. Vgl. HIRSCHFELD (zur annalistischen Anlage des Taciteischen Geschichtswerkes Hermes 25, 363),

der mit Recht als ein taciteisches Problem hinstellt (p. 377), „inwieweit der Historiker die genaue Zeitfolge der Thaten der künstlerischen Komposition untergeordnet hat.“

<sup>2)</sup> MOMMSEN, Röm. Gesch. 5, 165.



Verständnis gehört die Reife des Lebens. Nur der, welcher Blicke in das rätselhafte Menschenherz gethan, vermag den meisterhaften Schilderer, den grossen Römer, zu würdigen. Der Jugend bleibt daher der Autor zu einem grossen Teile unverstanden, und es ist mir stets als ein Unrecht erschienen, sie in diese düstere Welt einzuführen, während ihr doch der erfrischende Dialog über die Redner dargeboten werden kann.

Der Charakter des Tiberius bei Tacitus. Die Darstellung der Geschichte des Tiberius hat am meisten Anlass gegeben, Tacitus der Parteilichkeit anzuklagen. Zuerst hat SIEVERS (Tac. u. Tib. Hamb. 1850. 1851, jetzt Studien zur Gesch. der röm. Kais. 1—107) die Richtigkeit der Zeichnung des Kaisers von Seite des Tacitus in Zweifel gezogen. Ihm folgten AD. STAHR in Tiberius, Berl.<sup>2</sup> 1873, und L. FREYTAG, Tib. u. Tac. Berl. 1870). Vgl. auch DÜRR, Die Kriminalprozesse unter Tiberius, Heilbr. 1881. Diese Schriften leiden an Übertreibung. Den richtigen Standpunkt deuten die Worte RANKES an (Weltgesch. 3, 2 p. 293): „Der grossen schriftstellerischen Leistung, die wir vor uns haben, gegenüber sind wir in der Notwendigkeit, die darin berichteten Thatsachen von dem Urteil des Verfassers möglichst zu scheiden. Bewunderung schliesst doch die Kritik nicht aus“ und p. 300: „In Tiberius hat Tacitus das Ideal des heuchlerischen Despotismus mit starken Farben dargestellt, mit unvergleichlichem Talent, aber es ist eben ein Gedankenbild des Historiographen; volle Realität kommt ihm nicht zu.“

Das Fortleben des Tacitus bis zum Widererwachen der Wissenschaften behandelt Cornelius (*Quomodo Tacitus in hominum memoria versatus sit usque ad renascentes literas saeculis XIV et XV*, Marb. 1888). Besonders bei den Historikern lassen sich seine Spuren verfolgen. Allein mit der Wirkung, die Livius ausübte, lässt sich die des Tacitus nicht vergleichen. Dafür war der Autor zu schwierig. Ja es scheint, dass wir nur dem Eingreifen des Kaisers Tacitus im 3. Jahrh. die Erhaltung des Historikers verdanken. Flav. Vopisc. Tac. 10 *Cornelium Tacitum, scriptorem historiae Augustae, quod parentem suum eundem diceret, in omnibus bibliothecis conlocari iussit et ne lectorum incuria deperiret, librum per annos singulos decies scribi publicitus in cunctis archiis iussit et in bybliotheis poni*. Die äusserst geringe handschriftliche Verbreitung zeigt, dass Tacitus auch im Mittelalter wenig gelesen wurde. Um so grösser ist die Wirkung, die Tacitus auf die Neuzeit ausgeübt hat. Doch dies kann hier nicht weiter verfolgt werden.<sup>1)</sup>

Litteratur: SÜVERN, Über den Kunstcharakter des Tac., Berl. Akad. 1822/3 p. 74; HOFFMEISTER, Weltanschauung des Tac., Essen 1831; MORLAIS, *Études morales sur les grands écrivains latins*, Lyon 1889 (p. 289—353); verständige Bemerkungen bei WALLICHS, Die Geschichtsschreibung des Tacitus, Rendsburg 1888; DUBOIS-GUCHAN, *Tacite et son siècle*, Paris 1861 (2 Bde.); sehr umsichtig sind die Einleitungen von NIPPERDEY u. HAASE. — GANTRELLE, *Grammaire et style de T.*, Paris 1874; DRÄGER, Syntax und Stil des T., Leipz.<sup>3</sup> 1882.

Ausgaben sämtlicher Werke von LIPSIVS u. J. F. GRONOV, von RITTER, Cambridge 1848 (4 Bde.), Leipz. 1864, DOEDERLEIN, Halle 1841—47 (2 Bde.), ORELLI, Zürich 1846, in neuer Bearbeitung von mehreren Gelehrten, Berl. 1886, HAASE (Tauchnitz), HALM (Teubner), NIPPERDEY (Weidmann), MÜLLER (Freytag); Spezialausgaben der Annalen von NIPPERDEY (vortreffliches Werk), in neuer Bearbeitung von ANDRESEN (Weidmann), von DRÄGER, steht weit hinter NIPPERDEY zurück (Teubner), TÜCKING (Paderborn), PFITZNER (Gotha); der Historien von HERAEUS (Teubner), von WOLFF (Weidmann). — GERBER und GREEF, *Lexicon Taciteum* (Leipz. von 1881 an).

## 5. Die übrigen Historiker.

440. Darstellungen der römischen Geschichte haben wir aus unserem Zeitraum folgende zu verzeichnen:

<sup>1)</sup> Charakteristisch ist der Hass, den Napoleon I. gegen Tacitus hegte. Er urteilte über ihn (Napoleon I. und seine Beziehungen zum klass. Altert. von FRÖHLICH, Zürich 1882) also: „Ich wüsste keinen anderen Historiker, der die Menschheit so verleumdet und verkleinert hat wie er. In den einfachsten Handlungen sucht er immer nach verbrecherischen Motiven. Aus allen Kaisern macht er vollendete Schurken und schildert sie so, dass wir den Geist des Bösen, von welchem

sie durchdrungen sind, und sonst nichts bewundern müssen. Man hat mit Recht gesagt, dass seine Annalen nicht eine Geschichte des Kaiserreichs sind, sondern eine Geschichte der römischen Kriminalgerichte. Nichts wie Anklagen und Angeklagte, Verfolgungen und Verfolgte, und Leute, die sich im Bade die Adern öffnen. Er spricht beständig von Denunziationen und ist selber der grösste Denunziant.“ Auch sein Stil missfällt dem Korsen sehr.

1. A. Cremutius Cordus. Wir haben oben p. 137 gesehen, dass Cremutius Cordus angeklagt wurde, weil er in seinem Geschichtswerk M. Brutus gelobt und C. Cassius den letzten der Römer genannt hatte. Dieser Prozess, der die Verbrennung seiner Schriften durch die Ädilen und seinen Selbstmord zur Folge hatte, fiel in das Jahr 25 n. Ch. In diesem verbrannten Werk, von dem sich aber doch durch die Bemühungen seiner Tochter Exemplare gerettet hatten, waren die Bürgerkriege (Sen. consol. ad Marc. 26, 1) und noch die Zeit des Augustus (Cassius Dio 57, 24) behandelt. Der ältere Seneca führt Suas. 6, 19 6, 23 Stellen über Ciceros Tod aus diesem Werke an.

Eine von den anstössigen Stellen gereinigte Ausgabe deutet Quintil. 10, 104 an: *habet amatores nec inmerito, Cremuti libertas, quamquam circumcisis quae dixisse ei nocuerat: sed elatum abunde spiritum et audaces sententias deprehendas etiam in his, quae manent.* Den Cremutius Cordus nennt als Quelle Plinius in den Indices zu den Büchern 7, 10, 16. Die zwei Stellen, an denen er ihn erwähnt (10, 74 16, 108) beziehen sich auf Kuriositäten. Es scheint sonach, dass hier auf ein zweites Werk hingewiesen wird. — Abhandlungen von HELD, Schweidnitz 1841, und RATHLEF, Dorpat 1860.

2. Bruttedius Niger und Tuscus. Beide waren Deklamatoren, versuchten sich aber auch zugleich auf historischem Gebiet; von dem ersten teilt uns Seneca Stellen aus der Erzählung von Ciceros Tod mit (Suas. 6, 20 6, 21). Tuscus gehörte zu den Anklägern des Scaurus (Sen. Suas. 2, 22).

Tacitus nennt Ann. 6, 30 die Ankläger Servilius und Cornelius; einer von diesen muss den Beinamen Tuscus gehabt haben.

3. Aufidius Bassus. Der Philosoph Seneca kannte noch den Historiker, als derselbe, vom Alter schwer gebeugt, dem Tode nahe war; denn er spricht von ihm in einem Briefe, der gegen Ende der Regierung Neros (ep. 30, 1) geschrieben war. Seine historische Schriftstellerei ist nicht leicht zu bestimmen, Quintilian (10, 103) charakterisiert uns ein Werk über die germanischen Kriege. Weiter wird uns berichtet, dass der ältere Plinius sein Geschichtswerk „*a fine Aufidii Bassi*“ begonnen habe, d. h. da angesetzt habe, wo Aufidius Bassus aufgehört hatte (n. h. praef. 20). Auch mit diesem Zeugnis wird auf ein Geschichtswerk und zwar auf ein solches allgemeiner Natur hingewiesen. Es fragt sich, ob jene Monographie über die germanischen Kriege nur ein Teil des zweiten allgemeinen Werkes war oder nicht. Ich entscheide mich mit NIPPERDEY für ein eigenes Werk. Die zweite Frage ist die nach dem Umfang des grösseren Werkes. Hier sind nur Vermutungen möglich. Soviel ist sicher, dass in demselben über den Tod Ciceros die Rede war.

Das Ende des Werkes bestimmt sich einigermassen dadurch, dass sein Fortsetzer Plinius sicher die spätere Zeit Neros behandelte; NIPPERDEY vermutet (Opusc p. 436, Einl.<sup>6</sup> p. XXIII), dass es mit dem Tode Cäsars begann und mit dem Tod der Messalina oder des Claudius schloss (NISSEN, Rh. Mus. 26, 498 u. 499).

4. M. Servilius Nonianus war Konsul im Jahr 35 und starb 59 n. Ch. Zu ihm sah mit grosser Verehrung wie zu einem Vater Persius hinauf. Aus seinem Geschichtswerk rezitierte er unter Claudius, wie der jüngere Plinius uns erzählt (ep. 1, 13, 3). Aus den Urteilen des Tacitus (Ann. 14, 19) und Quintilians (10, 102) geht hervor, dass er ein bedeutender Mann war. Über die Ausdehnung seiner Geschichte fehlt es uns an allen Indicien.

5. Cornelius Bocchus. Mit Recht wird dieser Bocchus mit dem



L. Cornelius C. F. Bocchus einer Inschrift identifiziert, welche in dem lusitanischen Municipium Salacia gefunden wurde. Die Inschrift gehört in die augustische Zeit.<sup>1)</sup> Plinius zitiert diesen Bocchus unter seinen Quellschriftstellern für die Bücher 16, 33, 34, 37 und führt ihn für spanische Merkwürdigkeiten an. Auch Solinus benutzte ihn für chronologische Angaben, z. B. 1, 97 2, 18, so dass man demnach eine Weltchronik des Cornelius Bocchus voraussetzen muss. Ob die spanischen Merkwürdigkeiten in demselben oder in einem anderen Werke standen, lässt sich nicht ausmachen.

MOMMSEN, Einleit. zu Solinus p. XVI; PETER, hist. fr. p. 297; SCHÄFER, Abriss p. 100.

6. Cluvius Rufus war ein vornehmer Mann, der an wichtigen Staatsaktionen seinen Anteil hatte, er war Konsul vor 41 und wie es scheint, an der Ermordung des Caligula beteiligt; Nero begleitete er auf seinen Zügen durch Griechenland. Von Galba wurde er im Sommer 68 zum Statthalter der Provinz Hispania Tarraconensis auserwählt. Nach dem Tode Galbas schloss er sich den Vitellianern an und schützte Spanien gegen die Othonianer. Bei der Abschliessung des Vertrages zwischen Vitellius und dem Bruder Vespasians war er mit dem Dichter Silius Italicus als Beistand zugegen. Dass dieser Mann, der sich mit verschiedenen Herrschern gut zu stellen wusste, vieles aus seinem Leben berichten konnte, ist klar. Der Verlust seiner *Historiae*<sup>2)</sup> ist daher sehr zu beklagen, zumal da nicht einmal direkte Fragmente desselben erhalten sind. Nur einige Berufungen der Autoren auf ihn geben uns Kunde von dem Werk. Tacitus erwähnt ihn zweimal (13, 20 14, 2) für Ereignisse aus der Neronischen Zeit, Plutarch (Otho 3) für Otho, endlich der jüngere Plinius (ep. 9, 19) für Verginius Rufus. Nach diesen Zitaten wären es also selbst-erlebte Dinge, welche er in seinem Geschichtswerk erzählte. Daraus dass Plutarch (quaest. Rom 107) ihn als Gewährsmann für eine Ableitung des Wortes *histrio* anführt, ist nur zu schliessen, dass dieser Gegenstand gelegentlich erwähnt war.

Über Cluvius Rufus ist alles Nötige von MOMMSEN beigebracht, Hermes 4, 318 (PETER, hist. fr. p. 311). Die Behauptung MOMMSENS, dass Cluvius für Plutarch in den Biographien Galba und Otho und für die entsprechenden Abschnitte in des Tacitus Historien die Hauptquelle gewesen sei, lässt sich nicht stichhaltig begründen (vgl. p. 376).

7. Fabius Rusticus wird von Tacitus der beredteste Historiker der modernen Zeit genannt (Agric. 10). Da er ihn bei der Beschreibung Britanniens als Gewährsmann nennt, so wird man vermuten dürfen, dass Fabius sein Geschichtswerk mit der Regierung des Claudius begann, da sich hier die passendste Gelegenheit darbot, die Geographie Britanniens einzuschalten. Doch könnte dieselbe auch bei einer Darstellung der Regierungszeit Neros einen Platz gefunden haben (61 n. Ch.) Dass aber Nero von ihm behandelt war, ergibt sich mit Sicherheit aus Annal. 13, 20, wo ihm Parteilichkeit für Seneca vorgeworfen wird, dann aus 14, 2 und 15, 61.

Allem Anschein nach ist er der im Testament des Dasumius Z. 23 (CJL. VI 2, 10229) erwähnte Rusticus, auch wird man auf ihn den Brief des Plin. 9, 29 beziehen dürfen; endlich vermutet man, dass Quintil. 10, 1, 104 *superest adhuc et exornat aetatis nostrae gloriam vir saeculorum memoria dignus, qui olim nominabitur, nunc intellegitur* ihn im Auge hat.

<sup>1)</sup> HÜBNER, Hermes 1, 397 (CJC. 2, 35).

<sup>2)</sup> Plin. ep. 9, 19, 5.

An andern Orten sind behandelt worden :

1. Der ältere Seneca (Geschichte der Bürgerkriege) p. 200.

2. Der Kaiser Claudius. (Geschichte wahrscheinlich von Octavians Ernennung zum Augustus bis zu dessen Tod und ein unvollendetes Werk vom Tode Cäsars an) p. 238.

3. Der ältere Plinius. (*a fine Aufidii Bassi* 31 Bücher).

Nicht näher bestimmbar ist das Geschichtswerk des Pompeius Saturninus zur Zeit des jüngeren Plinius (ep. 1, 16). In der Geschichte des Sardus war von dem jüngeren Plinius die Rede (ep. 9, 31). Über C. Vibius Maximus' historisches Werk vgl. p. 322.

**441. Historische Spezialschriften.** Unser Zeitraum hat auch eine Reihe geschichtlicher Monographien hervorgebracht:

1. P. Thrasea Paetus, der von Nero im Jahr 66 zum Tode verurteilt wurde (16, 33), schrieb im Anschluss an Munatius (Plut. Cato 36) ein Leben des Cato Uticensis, welches Plutarch zur Grundlage seiner Biographie machte.

2. Antonius Julianus, der mit Recht mit dem Prokurator von Judaea M. Antonius Julianus identifiziert wird, verfasste eine Monographie über die Juden. Es ist eine Vermutung von BERNAYS, dass Tacitus aus ihm (hist. 5, 1) geschöpft. Julianus stimmte als Mitglied des Kriegsrates für die Zerstörung von Jerusalem.

BERNAYS, Ges. Abh. 2, 173. Das historische Werk wird bloss von Minucius Felix Octav. 33, 4 erwähnt.

3. Junius Rusticus Arulenus, Prätor 69. Von ihm gab es Lobschriften auf Paetus Thrasea (Tacit. Agric. 2) und Helvidius Priscus. Diese Schriftstellerei brachte ihm unter Domitian den Tod (Suet. Dom. 10). Über Helvidius Priscus schrieb auch Herennius Senecio aus Hispania Baetica, auch er fand deswegen den Tod durch Domitian (Plin. ep. 7, 19, 5).

4. C. Fannius, der mit dem jüngeren Plinius (ep. 5, 5) befreundet war, verfasste eine Monographie über das Ende der von Nero Getöteten und Verbannten. Bereits waren 3 Bücher fertig und im Publikum verbreitet, als er starb.

Ein ähnliches Werk hatte der ebenfalls mit dem jüngeren Plinius befreundete Cn. Octavius Titinius Capito geschrieben (*exitus illustrium virorum*). Vgl. über ihn als Dichter p. 335.

5. Claudius Pollio. Nach dem Zeugnis des Plin. ep. 7, 31 publizierte er eine Biographie des Annii Bassus.

6. Pompeius Planta ist der Geschichtschreiber des Krieges vom Jahr 69 (Schol. Juv. 2, 99, Plin. ep. 9, 1).

An anderen Orten sind erwähnt

1. Claudius (tyrrhenische Geschichte in 20, karthagische Geschichte in 8 B., beides in griechischer Sprache p. 238).

3. L. Annaeus Seneca (*De vita patris*). Vgl. p. 200 u. bei dem Philosophen Seneca.

3. Q. Asconius Pedianus (*De vita Sallusti*). Vgl. bei Asconius.

4. Der ältere Plinius (*De vita Pomponi Secundi, Bellorum Germaniae* l. XX, vgl. unten bei Plinius).

5. Der jüngere Plinius (Lobende Biographie des Vestricius Cottius vgl. unter Plinius).

**442. Die Memoirenliteratur.** Dass bewegte Zeiten dem Memoire ausserordentlich günstig sind, ist bekannt. Auch unsere Epoche, welche ein so tief erschütterndes Ereignis wie den Sturz des iulisch-claudischen Hauses aufweist, ist reich an Denkwürdigkeiten. Schon oben, als wir die Stellung der Regenten zur Litteratur darlegten, sahen wir, dass Tiberius über sein Leben schrieb, ein Lieblingsbuch Domitians (p. 236), ebenso



Claudius (p. 238), dass Vespasian<sup>1)</sup> Denkwürdigkeiten hinterliess (p. 264) und dass Traian den von ihm geführten dacischen Krieg beschrieben (p. 243). Auch die Mutter Neros, Agrippina, schrieb ihre Denkwürdigkeiten (Tacit. Ann. 4, 53). Andere Memoirenschriftsteller unserer Epoche sind folgende:

1. Domitius Corbulo († 67 n. Ch.). Es ist jedem Leser des Tacitus bekannt, wie sehr dieser Feldherr in den armenisch-parthischen Feldzügen bei Tacitus hervortritt und wie sehr er denselben verherrlicht.<sup>2)</sup> Über seine Feldzüge in Armenien (55—63) schrieb er Memoiren, welche von dem älteren Plinius. (2, 180 5, 83 6, 23) und von Tacitus selbst benutzt wurden (Ann. 15, 16).

PETER, fr. hist. p. 303; HELD, De Cn. Dom. Corb., Schweidnitz 1862; WOLFFGRAMM, Cn. Dom. Corb., Prenzlau 1874 (Philol. 44, 371).

2. L. Antistius Vetus war Befehlshaber in Germanien 58; er wird von Plinius n. h. zu den Büchern 3—6 als Quelle (neben Pomponius Mela und Domitius Corbulo) erwähnt. Allem Anschein nach hatte er ein Memoirenwerk über seine Thätigkeit in Germanien geschrieben.

WÖLFFLIN in Bursians Jahresber. 1874/5 1, 772.

3. Suetonius Paulinus, ein grosser Feldherr, der 41 n. Ch. als prätorischer Legat bei der Unterwerfung Mauretaniens hervortrat und im Kriege Othos gegen Vitellius kämpfte. Aus dem Zitate des Plinius (n. h. 5, 14) erhellt, dass er seine Expedition nach dem Atlas beschrieb.

NIPPERDEY zu Tacit. Ann. 14, 29 Einl. <sup>6</sup> p. XXIV.

4. Vipstanus Messalla, einer der Mitunterredner im Dialoge des Tacitus, wird von dem Historiker in den Historien (3, 25 u. 3, 28) als Gewährsmann angeführt. Da er den Feldzug des Herbstes 69 mitmachte, so wird er ihn auch in seinen Denkwürdigkeiten beschrieben haben.<sup>3)</sup>

„Die Annahme ist gerechtfertigt, dass er die Zeitereignisse nur behandelte, insoweit er persönlichen Anteil an ihnen hatte; also entweder in seinen Memoiren oder, was bei der Jugend des Verfassers angemessener erscheint, in einer historisch-politischen Broschüre.“ NISSEN, Rh. Mus. 26, 529.

#### β) Die Geographen.

##### Pomponius Mela.

**443. Die älteste lateinische Geographie.** Das erste uns erhaltene geographische Werk der römischen Litteratur ist die Chorographie des Pomponius Mela aus Tingentera in Spanien (2, 96). Sie besteht aus drei Büchern. Nach einer Übersicht über die Erde und die Weltteile nimmt der Autor (1, 4, 24) das innere Meer zum Ausgangspunkt und behandelt zunächst die rechte Seite, Afrika, geht dann zu Asien über, im zweiten Buch wendet er sich zu Europa, mit den Skythen beginnend und mit der inneren Küste Galliens und Spaniens schliessend; in einem Anhang spricht er über die

<sup>1)</sup> Einmal spricht Joseph c. Apion. 1, 10 von τοῖς τῶν αὐτοκρατόρων ὑπομνήμασιν.

<sup>2)</sup> „Die Geschichte der armenisch-parthischen Feldzüge nach Tacitus wird nach ihrer geschichtlichen und geographischen Seite durchaus von dem Gesichtspunkte einer verherrlichenden Lebensbeschreibung des Corbulo beherrscht.“ EGLI in Büdingers Unterters. I, 333.

<sup>3)</sup> Von seinem Mitunterredner Julius Secundus sagt Otho c. 9: τοῦτο μὲν διηγείτο Σεκοῦνδος ὁ ὀλίτωρ. Das wird auf mündliche Äusserungen zu beziehen sein. (NISSEN, Rh. Mus. 26, 507.) Die von ihm geschriebene Biographie des Julius Africanus (so NIPPERDEY, Opusc. p. 285 statt des überlieferten Julius Asiaticus) schildert einen bedeutenden Redner der damaligen Zeit.

Inseln des mittelländischen Meeres. Mit dem dritten Buch wird das äussere Meer der Stützpunkt der Darstellung, das äussere Spanien und Gallien, Germanien, Sarmatien, Skythien werden geschildert, am Schluss folgen wiederum die Inseln. 3, 59 begibt er sich zum östlichen Meer und kehrt von da an den atlantischen Ozean zurück. Aus dieser Skizze ersieht man, dass Pomponius Mela das Meer als Prinzip für die Anordnung des Stoffes erwählte. Dadurch tritt das Küstenland stark in den Vordergrund, das Ganze nimmt vorwiegend die Gestalt des Periplus an.

Pomponius Mela will nur einen Abriss geben, wie er ausdrücklich in der Einleitung hervorhebt. Eine ausführliche Behandlung behält er sich für eine spätere Zeit vor (1, 2). Daher fehlt bei ihm die mathematische Geographie, es fehlen Distanzangaben und andere Einzelheiten. Nicht als Forscher trat Mela an seine Aufgabe heran, der Rhetor ist es, der den Griffel in die Hand nimmt. In charakteristischer Weise spricht er gleich anfangs sein Bedauern aus, dass sein Stoff der rhetorischen Behandlung Schwierigkeiten entgegenstelle, allein er thut doch alles, was er kann, um den Leser für die trockenen Partien zu entschädigen; Beschreibungen und die Sittenzüge lassen die Rhetorik zu. Der Stil<sup>1)</sup> ist oft geziert und manchmal nicht durchsichtig genug. Das Material hat Mela natürlich aus Büchern geschöpft. Zitiert werden bei ihm Hipparchus<sup>2)</sup> (3, 70) und Cornelius Nepos (3, 45 3, 90). An der einen Stelle (3, 90) ist zugleich Hanno und Eudoxus erwähnt. Allein die direkte Benutzung des Cornelius Nepos wird von angesehenen Forschern bestritten. Über die Zeit der Schrift gibt 3, 49 Aufschluss, wo er von einem Kaiser spricht, der eben durch einen siegreichen Krieg Britannien erschlossen hat und im Begriffe steht, seine That durch einen Triumph zu feiern. Diese Momente passen auf Claudius, der im Jahr 43 nach Britannien eine Expedition gemacht hatte und im Jahr 44 triumphierte.

Die Quellenfrage. Hier ist das wichtigste Moment, dass die beiden Nepositate auch bei Plin. n. h. 2, 170 u. 2, 169 erscheinen; auch bei dem letzten kommen (2, 169) wie bei Mela (3, 90) als Autoritäten der Karthager Hanno und der Grieche Eudoxus vor. Wie Eudoxus in dem Zitat auf Cornelius Nepos zurückgeführt wird, so ist auch Hanno keine direkte Quelle (vgl. HANSEN, Fleckeis. Jahrb. 117, 502). Aber selbst Cornelius Nepos wurde nicht unmittelbar benutzt (WAGENER in den Comment. Wölflin p. 3), er lag in der Quelle vor, welche Plinius und Mela zugleich zu Rate zogen. Über die Quellenfrage vgl. noch SCHWEDER, Die Konkordanz der Chorographien des Mela u. Plin., Kiel 1879; Beiträge zur Kritik der Chorographia des Augustus, 3. Teil, Kiel 1883, p. 35; Philol. 46, 276 47, 636; OEHMICHEN, Plin. Stud. p. 47.

Die Zeit der Abfassung. 3, 49 *tam diu clausam (Britanniam) aperit ecce principum maximus, nec indomitum modo ante se, verum ignotarum quoque gentium victor propriarum rerum fidem ut bello affectavit, ita triumpho declaraturus portat*. OEHMICHEN (p. 32) will die Stelle auf Caesar beziehen und setzt demgemäss die Schrift nicht lange nach dem Jahr 25 v. Ch. Allein die Beziehung auf Caesar wird schon durch die Worte „triumpho declaraturus“ unmöglich gemacht. Die Stelle muss auf einen Kaiser, der Britannien erschloss und über Britannien triumphierte, bezogen werden. Man hat für diesen Kaiser Caligula gehalten und an die Jahre 41/42 gedacht. FRICK (Philol. 33, 742) führt zur Erhärtung dieses Ansatzes an, dass die Nordküste Afrikas noch nicht die Einteilung kennt (1, 25), welche Claudius im Jahr 42 (Dio Cassius 50, 9) getroffen. Allein dem Mela, der kein eigentlicher Geograph ist, sondern nach Büchern schreibt, ist ein solcher Verstoß wohl zuzutragen. Am besten passt die Stelle auf Claudius (43/44), dessen britannische Expedition wirklich die Bedeutung der Erschliessung des Landes hatte.

<sup>1)</sup> Eine Eigentümlichkeit desselben ist das häufige *ut — ita*.

<sup>2)</sup> Diesen Autor will mit Unrecht beseitigen HANSEN, Fleckeis. Jahrb. 117, 499.



Die Überlieferung beruht auf einer Handschrift, dem Vaticanus 4929 s. X, welcher die Quelle der übrigen Handschriften geworden ist (BURSIAN, Fleckeis. Jahrb. 99, 631).

Ausgaben von TSCHUCKE, Leipz. 1807 (7 Bde.), PARTHEY, Berlin 1867, und FRICK, Leipz. 1880.

γ. Die Redner.

C. Plinius Caecilius Secundus.

**444. Biographisches.** Die Nachrichten über das Leben des jüngern Plinius fließen reichlich, teils liefern uns Inschriften authentische Notizen, teils liegt in dem erhaltenen Briefwechsel ein umfangreiches Material vor. Ursprünglich führte er die Namen P. Caecilius L. F. Ouf. Secundus, nach der Adoption durch den Bruder seiner Mutter, den bekannten Verfasser der Naturgeschichte C. Plinius Secundus legte er sich die Namen C. Plinius L. F. Ouf. Caecilius Secundus bei; er änderte sonach den Vornamen und verwies seinen Geschlechtsnamen unter die Cognomina.<sup>1)</sup> Das Geburtsjahr bestimmt sich durch seine Angabe, dass er beim Ausbruch des Vesuv im achtzehnten Lebensjahr stand (ep. 6, 20, 5). Da dieses Ereignis ins Jahr 79 fiel, so wird er im Jahr 61 oder 62 geboren sein. Seine Heimat ist Comum. Darauf deutet auch die *Tribus Oufentina*, der er angehörte. Seine Anhänglichkeit an seine Vaterstadt dokumentierte er durch verschiedene Zuwendungen; er schenkte ihr eine Bibliothek und gewährte zugleich ein Kapital zur Unterhaltung derselben (ep. 1, 8). Ferner machte er eine Stiftung zur Alimentation freigeborener Kinder (ep. 7.18). Auch in seinem Testament war die Vaterstadt bedacht, sie erhielt ein Kapital zur Errichtung und Instandhaltung von Thermen, dann war eine beträchtliche Summe zur Versorgung von hundert Freigelassenen des Testators ausgesetzt; diese Summe sollte nach dem Erlöschen des Stiftungszweckes für ein jährlich zu gebendes Mahl für das Volk von Comum verwendet werden. Seine Ausbildung erlangte er in Rom, er nennt als seine Lehrer Quintilian und Nicetes Sacerdos (ep. 2, 14, 9 6, 6, 3). Über seine öffentliche Laufbahn sind folgende Daten ermittelt: Sehr frühzeitig war er als Sachwalter thätig (ep. 5, 8, 8). Dann bekleidete er das Decemvirat *litibus iudicandis*, das Militärtribunat<sup>2)</sup> in Syrien und den Sevirat in der römischen Ritterschaft.<sup>3)</sup> Bezüglich der folgenden Ämter hat umsichtige Forschung dahin geführt, dass seine Quästur<sup>4)</sup> vom 1. Juni 89 bis 31. Mai 90, sein Tribunat vom 10. Dez. 91 bis 9. Dez. 92, seine Prätur ins Jahr 93 zu setzen ist.<sup>5)</sup> Nach der Prätur führte er (entweder 94—96 oder 95—97) die *praefectura aerarii militaris*, dann die *praefectura aerarii Saturni* (Jan. 98 bis Jan. 100)<sup>6)</sup>. Konsul war er mit Cornutus Tertullus in der zweiten Hälfte des Jahres 100<sup>7)</sup>, in welchem Traian das Konsulat zum drittenmal bekleidete. In das Kollegium der Auguren wurde er 103 oder 104 aufgenommen,<sup>8)</sup> die *cura alvei Tiberis et riparum et cloacarum urbis* war wahrscheinlich von 105—107 in seinen Händen.<sup>9)</sup> Als

<sup>1)</sup> MOMMSEN p. 70.

<sup>2)</sup> Während desselben verkehrte er mit den Philosophen Euphrates und Artemidorus (ep. 1, 20, 2 3, 11, 5).

<sup>3)</sup> MOMMSEN p. 78.

<sup>4)</sup> Er war *quaestor imperatoris*, also war ihm Domitian damals zugeneigt. MOMMSEN, p. 87.

<sup>5)</sup> MOMMSEN p. 86.

<sup>6)</sup> SOBBE, Philol. 27, 641.

<sup>7)</sup> Entweder vom 1. Sept. bis 31. Okt. oder vom 1. Juli bis 30. Sept. MOMMSEN p. 91.

<sup>8)</sup> MOMMSEN p. 44.

<sup>9)</sup> MOMMSEN p. 95.

kaiserlicher Legat stand er der Provinz Bithynien in den Jahren 111 und 112 oder in den Jahren 112 und 113 vor.<sup>1)</sup> Sein Tod erfolgte wahrscheinlich noch in der Provinz oder bald nach seiner Heimkehr vor dem Jahr 114.

Seine Schriftstellerei begann Plinius mit der Herausgabe von Reden, die er, nachdem sie gehalten worden waren, einer sorgfältigen Umarbeitung unterzog. Es schloss sich hieran die Publikation seiner Briefe, die vorwiegend vom stilistischen Gesichtspunkt aus betrachtet werden müssen. Nebenher läuft die Publikation von neuen Reden und etwas späterhin sogar von Gedichten.

**445. Plinius als Redner. Der Panegyricus auf Traian.** Seit seinem neunzehnten Jahre (ep. 5, 8, 8) war Plinius als Gerichtsredner thätig. Besonders in Centumviratsachen lieb er den Parteien seinen Beistand (ep. 6, 12, 2). Aber auch in Kriminalprozessen<sup>2)</sup> plädierte er; nach dem Tode Domitians erachtete er es sogar als Pflicht, gegen diejenigen, welche unter dessen Regierung Frevel begangen hatten, aufzutreten (ep. 9, 13, 2). Aus seinem Briefwechsel vernehmen wir, dass ihm seine Plaidoyers viel Ruhm brachten. Allein dieser genügte dem ehrgeizigen Redner nicht. So gross auch der Kreis der Zuhörer bei den Verhandlungen war, so wünschte er sich doch noch ein grösseres Publikum für seine rednerischen Erzeugnisse. Hier konnte die Recitation helfend eingreifen; und wirklich that Plinius den kühnen Schritt, gehaltene Reden später zum Gegenstand von Vorlesungen zu machen. Das Verfahren blieb nicht ohne Tadel, und er war gezwungen, sich gegen diese Angriffe zu verteidigen (ep. 7, 17). Aber selbst die Recitation führte noch nicht den Redner an das Ziel seiner Wünsche. Diese gingen vielmehr auf die Unsterblichkeit seines Namens (ep. 5, 8, 6); er wollte seine Reden auf die Nachwelt bringen; dazu war die Buchform derselben notwendig; und diese bildete den Schlussstein des rührigen Schaffens, welches auf seine Plaidoyers folgte. Zuerst wurde die Rede schriftlich genau fixiert, dann einigen Bekannten vorgelesen, um zu sehen, welchen Eindruck das Produkt hervorbringe; war dies geschehen, so wurde sie Freunden zur Beurteilung überschickt und falls es sich als notwendig erwies, wurden die Aussetzungen gemeinsam beraten; endlich wurde sie in einer Recitation einem grösseren Publikum vorgeführt; auch für diesen Zweck wurden nochmals ängstlich Verbesserungen vorgenommen. Jetzt nach dieser vielfachen Sichtung konnte das Werk auch in Buchform in die Hände des Publikums gegeben werden (ep. 7, 17, 7). Selbstverständlich musste sich infolge dieser wiederholten Überarbeitung und Umarbeitung die geschriebene Rede wesentlich von der gehaltenen unterscheiden; es war ja ein anderes Publikum, an das sich das neue Produkt wandte, und manches, was für die Verhandlung von Interesse war, war es nach längerer Zeit nicht mehr (ep. 1, 8). Allein trotzdem war es nicht die Kürzung, welche Plinius für die Buchreden eintreten liess, sondern vielmehr die Erweiterung. War dem Autor die Fülle eine notwendige Eigenschaft der gesprochenen Rede<sup>3)</sup>, so war sie es ihm noch mehr bei der geschrie-

<sup>1)</sup> MOMMSEN p. 96.

<sup>2)</sup> MOMMSEN p. 41.

<sup>3)</sup> ep. 1, 20, 19 *non amputata oratio et ab-*

*scisa, sed lata et magnifica et excelsa tonat, fulgurat, omnia denique perturbat ac miscet.*



benen<sup>1)</sup>; denn dieser fehlte ja manches, was der ersteren zu statten kam. Er streute daher Beschreibungen und Erzählungen ein und nahm noch sonst Erweiterungen<sup>2)</sup> vor, um das Interesse der Leser wachzurufen. Allein trotz der Mühe, welche sich der Verfasser gab, um diese Reden den kommenden Geschlechtern zu überliefern, hat sich doch nur eine einzige erhalten, der Panegyricus auf Traian. Durch ein Senatskonsult war die Bestimmung getroffen, dass die Konsuln bei Antritt ihres Amtes dem Kaiser ihren Dank aussprachen, was in der damaligen Zeit keine andere Bedeutung hatte, als dass sie dem Kaiser eine Lobrede hielten (c. 4). Dies that auch Plinius und zwar zugleich im Namen seines Kollegen Cornutus Tertullus (c. 90), als er mit ihm in der zweiten Hälfte des Jahrs 100 das Konsulat antrat. Auch diese Rede liegt uns in umgearbeiteter Gestalt vor; die Umarbeitung führte zu einer ganz ausserordentlichen Erweiterung, so dass sie dem ursprünglichen Zwecke ganz entfremdet wurde. Auch das Gepräge des Stils musste jetzt vielfach ein ganz anderes werden und das Überschwengliche und Überladene noch stärker hervortreten. Zuerst las er das Werk seinen Freunden vor, es waren drei Sitzungen notwendig, um die Recitation desselben zu Ende zu bringen. Die Rede schildert nach der Einleitung zuerst das Wirken Traians bis zum Einzug in Rom (c. 5—24), dann seinen Einzug und seine verschiedenen politischen Massregeln, wie z. B. Versorgung armer Kinder, seine Spenden an das Volk, sein Verfahren gegen die Delatoren, Ordnung finanzieller Fragen, Abschaffung der Anklagen auf Majestätsverbrechen, Sicherung der Testamente, Beseitigung der Pantomimen, seine Bauten. Dazwischen werden die persönlichen Eigenschaften berührt und ihnen die Domitians in gehässiger Weise gegenübergestellt. Dann kommt er auf Traians zweites und drittes Konsulat zu sprechen und schildert weiterhin seine Fürsorge für die Provinzen und sein richterliches Wirken, woran sich wiederum Züge aus seinem Privat- und Familienleben anreihen. Den Schluss des Schriftstücks bildet der Dank des Redners für das ihm und seinem Kollegen verliehene Konsulat.

Wie man schon aus dieser flüchtigen Skizze sieht, ist eine ganz strenge Disposition nicht durchgeführt. Genauere Analyse zeigt manche Unterbrechung des Zusammenhangs und sonstige Störungen. Zur Erklärung dieser Erscheinungen wird man den Gedanken aussprechen müssen, dass die Überführung der Rede in die Buchform, wodurch ein Zwitterding zwischen Rede und Biographie entstand, diese Inkonsequenzen herbeiführte. Den Versuch, aus dem vorliegenden Panegyricus die ursprünglich gehaltene Rede herauszuschälen, ist aussichtslos.

Die Rede ist ein höchst unerfreuliches Produkt und es kostet keine geringe Anstrengung, sie von Anfang bis zu Ende durchzulesen; der aufgedunsene, überladene Stil ermüdet uns, die grossen Schmeicheleien, die

<sup>1)</sup> Bezeichnend ist die Äusserung ep. 1, 20, 5 *voluminibus ipsis auctoritatem quandam et pulchritudinem adicit magnitudo.*

<sup>2)</sup> ep. 2, 5, 2 *inde et liber crevit, dum ornare patriam et amplificare gaudemus, pariter et defensionem eius servimus et gloriae.* — (5) *sunt quaedam adolescentium auribus danda,*

*praesertim si materia non refragetur: nam descriptiones locorum, quae in hoc libro frequentiores erunt, non historice tantum, sed prope poetice prosequi fas est.* 9, 28, 5 *est uberior (oratio): multa enim postea inserui.*

Traian gespendet werden, widern uns an, der unedle Hass gegen Domitian erbittert uns, doch dürfen wir nicht übersehen, dass wir fast lediglich aus dem Panegyricus die Regierungszeit Traians bis zum Jahre 101 kennen lernen. Die Überlieferung des Panegyricus ist von der der Briefe unabhängig. Seine Erhaltung beruht darauf, dass dem Plinius als dem Begründer der Lobrede auf den Kaiser der Ehrenplatz in einem Corpus der Panegyriker eingeräumt wurde.

Verlorene Reden, welche in Buchform vorhanden waren:<sup>1)</sup>

1. Die Rede bei der Stiftung der Bibliothek in Comum (*sermo quem apud municipes meos (apud decuriones in curia ep. 1, 8, 16) habui bibliothecam dedicaturus* 1, 8, 2; er übersandte sie dem Pompeius Saturninus zur Prüfung vor der Herausgabe).

2. Die Rede zum Preis der Vaterstadt; einen grossen Teil derselben erhielt Lupercus zur Revision (ep. 2, 5).

3. Die Rede für Julius Bassus, welcher wegen Erpressungen in der Provinz Bithynien angeklagt wurde (ep. 4, 9). Die Rede wurde von Plinius einer Umarbeitung unterzogen (4, 9, 23).

4. Die Rede für Rufus Varenus. Auch dieser Mann wurde von den Bithynern verklagt (ep. 5, 20).

5. Die Rede für Attia Viriola, welche wegen Enterbung einen Prozess führte (ep. 6, 33, 1).

6. Die Rede für Clarius (ep. 9, 28, 5).

7. Die Rede gegen Publicius Certus in der Angelegenheit des Helvidius (Suet. Dom. 10). Dieser hatte unter Domitian ein Nachspiel „Paris und Oenone“ verfasst, in dem der Kaiser eine Anspielung auf seine Ehescheidung erblickte. Er wurde deshalb hingerichtet. Für seinen Tod wurde in irgendwelcher Weise Publicius Certus verantwortlich gemacht. Gegen ihn hielt Plinius im Senat eine Rede, welche er später erweitert in Buchform herausgab (ep. 9, 13).

Wir reihen hier noch an die rhetorische Biographie des Vestricius Cottius (ep. 3, 10).

**446. Die Dichtungen des jüngeren Plinius.** Im vierten Brief des siebenten Buchs gibt uns Plinius eine ausführlichere Geschichte seiner poetischen Bestrebungen. Schon im vierzehnten Lebensjahr schrieb er eine griechische Tragödie. Als er aus Syrien zurückkehrte, wurde er auf der Insel Ikaria durch widrige Winde aufgehalten; er benutzte seinen unfreiwilligen Aufenthalt zur Abfassung einer Elegie auf das Meer und auf die Insel. Dann versuchte er sich im heroischen Masse. Allein dies sind verschollene Jugendversuche, welche keine Spuren zurückliessen. Ernstlicher beschäftigte er sich mit der Dichtkunst erst in reiferem Alter, ums Jahr 105; er erzählt uns auch die Veranlassung. Er las auf seinem Laurentinum das Buch des Asinius Gallus, in dem ein Vergleich zwischen dessen Vater, dem Asinius Pollio und Cicero durchgeführt war; bei dieser Lektüre stiess er auf ein Epigramm Ciceros auf seinen Freigelassenen Tiro. Bei der Siesta kam ihm der Gedanke, es dem grossen Redner hierin gleich zu thun; und wirklich gelangen ihm sofort 13 Hexameter, in denen er den Vorfall erzählt. Freilich uns will der Versuch recht hölzern erscheinen. Doch damit war der Bann gebrochen. Er wagte sich jetzt an Elegien heran; auch diese gingen ihm von der Hand. Nach Rom zurückgekehrt las er seine Produkte den Freunden vor; diese spendeten Beifall. Nun glaubte er noch einen Schritt weiter gehen und mit seinen Gedichten vor dem grossen Publikum erscheinen zu dürfen. Er veranstaltete eine Sammlung, welche den Titel „Hendecasyllabi“ führte. Es waren Kleinigkeiten, die

<sup>1)</sup> Öfters nennt Plinius nicht die herausgegebenen Reden, sondern spricht allgemein z. B. 8, 3, 2\_9, 10, 3 9, 15, 2 1, 2, 1.



bei verschiedenen Gelegenheiten, im Wagen, beim Bade, während des Mahles rasch hingeworfen wurden. Die Stoffe waren die mannigfaltigsten, auch das Obscöne spielte seine Rolle. Der Dichter will mit seiner Arbeit reüssiert haben. Die Gedichte wurden gelesen, abgeschrieben, gesungen und sogar von Griechen, welche, um die Süßigkeiten der Plinianischen Poesie kennen zu lernen, die Mühe nicht scheuten, Latein zu lernen, zur Zither und zur Lyra vorgetragen. Ein junger Dichter, Sentius Augurinus, feiert das wichtige Ereignis, dass Plinius auch nach Catulls Weise dichtet, in einigen Versen (ep. 4, 27). Die verständigeren Männer schüttelten dagegen die Köpfe (ep. 5, 3, 1). Allein der neue Dichter war entschlossen, auf der Ruhmesbahn fortzuschreiten; er machte sich daher an eine zweite Sammlung und diesmal wollte er seine Fertigkeit in verschiedenen Massen erproben. Als er eine Anzahl Gedichte fertig hatte, las er sie wiederum seinen Freunden vor. Ob auch diese Sammlung erschienen ist, wissen wir nicht. Neben diesen eigenen Produktionen liefen auch Exercitien einher; er übertrug die griechischen Epigramme des Arrius Antoninus; die Arbeit scheint ihm recht sauer geworden zu sein. Den Verlust aller dieser Poesien ertragen wir ruhig, die zwei zufällig zu unserer Kenntnis gelangten Proben erwecken keine Sehnsucht nach Weiterem.

1. Übersetzungen der griechischen Epigramme des Arrius Antoninus. Darüber spricht er ep. 4, 18; er erklärt die Arbeit für eine sehr schwierige; dann 5, 15. Ein anscheinend aus dem Griechischen übersetztes Epigramm überliefert unter dem Namen C. Caecili Plinii Secundi die Anthologie (RIESE, nr. 710, BÄHRENS, PLM. 4, 103).

2. Die Sammlung „Hendecasyllabi“ ep. 4, 14, 2 *accipies cum hac epistula hendecasyllabos nostros, quibus nos in vehiculo, in balineo, inter cenam oblectamus otium temporis.* (8) *unum illud praedicendum videtur, cogitare me has nugas inscribere hendecasyllabos, qui titulus sola metri lege constringitur* (5, 3).

3. Sammlung kleiner Gedichte in verschiedenen Massen. ep. 8, 21, 4 sagt von einer Vorlesung: *liber fuit et opusculis varius et metris.* — *Recitavi biduo.* 7, 9, 10 teilt er 4 hölzerne Disticha mit. 9, 10, 2 *poemata crescunt* (so MOMMSEN p. 106 statt *quiescunt*). 9, 16, 2 (*novos versiculos*).

447. Die allgemeine Briefsammlung. Neben der Rede gab auch der Brief Gelegenheit, sein stilistisches Können zu zeigen. Natürlich lohnte es sich nicht, wegen des Adressaten allein die Mühe der Ausarbeitung und Feile auf sich zu nehmen; man bedurfte eines grösseren Leserkreises. Zu diesem Zweck wurde der Brief gleich so konzipiert, dass er in die Öffentlichkeit treten konnte. Dadurch wurde aber der Brief in seinem Charakter wesentlich geändert. Aus solchen Briefen hat Plinius ein Corpus von 9 Büchern zusammengestellt und sie seinem Freunde Septicius, der ihn zur Herausgabe der Briefe ermuntert hatte, dediziert. In dem Dedikations-schreiben spricht er sich zugleich über das Prinzip der Anordnung der Briefe aus, er will sie so zusammengestellt haben, wie sie ihm in die Hand kamen. Da er nicht Historiker sei, so habe er keine Rücksichten auf die Chronologie zu nehmen. Wir können dem Schriftsteller die letzte Angabe leicht glauben, allein dass er bei der Zusammenstellung sich ganz vom Zufall leiten liess, ist schlechterdings unwahrscheinlich. Weiterhin stellt er, falls die Sammlung Beifall findet, auch noch die Publikation der zurückgehaltenen, und die Publikation der später entstehenden Briefe in Aussicht. Sollten die letzteren, auf die Zukunft verweisenden Worte andere Briefe als die unseres Corpus im Auge haben, so müssten wir das von

dem Autor ausgesprochene Prinzip der nichtchronologischen Anordnung für das ganze Corpus gelten lassen und wir könnten höchstens den einen oder den anderen Brief chronologisch zu fixieren versuchen.<sup>1)</sup> Anders wenn sich jene Worte auf Briefe beziehen, welche später unserem Corpus einverleibt wurden; in diesem Fall würden wir nämlich eine successive Herausgabe des Corpus anzunehmen haben und es müsste sich ein chronologischer Faden durch das Werk hindurchziehen. Dieses successive Erscheinen der Sammlung ist von vorn herein sehr natürlich, es kann aber auch durch Beweise gestützt werden. Plinius berichtet ep. 9, 19 von einer Mitteilung des Adressaten, wonach dieser in einem Plinianischen Brief das Distichon gelesen, das Verginius Rufus auf sein Grabmal gesetzt wissen wollte. Das geschah aber im Brief 6, 10, der an einen anderen Adressaten gerichtet war. Was ist hier wahrscheinlicher als die Annahme, dass das sechste Buch vor dem neunten dem Publikum vorlag? Ein anderer Fall ist folgender: In dem Brief 7, 28 rechtfertigt sich Plinius dem Septicius gegenüber, welcher ihm eröffnet hatte, dass Stimmen des Tadels darüber laut wurden, dass Plinius seine Freunde bei jedem Anlass über alles Mass lobe. Auch dieser Tadel ist doch wohl nur möglich, wenn die Briefe, welche jenes Freundeslob enthielten, publiziert waren. Sonach können wir es als eine Thatsache betrachten, dass der Briefwechsel nicht auf einmal erschien, und dass die einzelnen Bücher oder vielleicht auch mehrere zusammen sofort der Öffentlichkeit übergeben wurden. Es werden daher jene Worte von der nichtchronologischen Aneinanderreihung der Briefe sich nur auf das erste Buch oder auf die erste Sammlung beziehen. In die folgenden Bücher konnten einmal solche Briefe aufgenommen werden, welche bisher zurückgestellt waren, dann solche, welche nach dem Erscheinen des vorausliegenden Buchs oder der vorausliegenden Gruppe von Büchern neu verfasst wurden. Es ist nun klar, dass wir in der letzten Partie den chronologischen Faden erhalten, welcher sich durch die einzelnen Bücher des Corpus hindurchziehen muss. Und in der That reichen die chronologischen Indicien der neun aufeinander folgenden Bücher vom Jahr 97 bis zum Jahr 109. Von dieser Partie der neu hinzugekommenen Briefe hebt jedesmal sich die Partie der älteren aus dem vorhandenen Vorrat stammenden ab, welche in die verschiedensten Zeiten fallen können. Trotzdem müssen sie stets älter sein. Stünde dagegen in einem früheren Buch ein Brief, der jünger ist als einer in einem späteren Buch, so könnte dies nur dadurch seine Erklärung finden, dass die betreffenden Bücher zusammen ediert wurden.<sup>2)</sup> Eine chronologische Anordnung der Briefe innerhalb der einzelnen Bücher ist, wie sie für den Anfang der Sammlung durch die eigenen Worte des Schriftstellers ausgeschlossen ist, so auch für die späteren Teile nicht wahrscheinlich. Dass die ganze Sammlung, sowie sie vorliegt, von Plinius selbst herausgegeben wurde, kann in stichhaltiger Weise nicht bestritten werden.

<sup>1)</sup> Dies ist die Ansicht MASSONS in seiner *Plinii Vita*, Amsterd. 1709.

<sup>2)</sup> Bei der Richtigkeit der ASBACH'schen

Ansätze müsste für die drei ersten Bücher die gleichzeitige Herausgabe angenommen werden.



Chronologie der Briefe. Die grundlegende Abhandlung ist von MOMMSEN (Herm. 3, 31). Nachdem er zuerst dargethan, dass schon für den ersten Eindruck sich im allgemeinen die chronologische Anordnung der Briefe ergibt und ausserdem die successive Herausgabe des Werks wahrscheinlich ist, sucht er für die einzelnen Bücher die Zeit der Herausgabe festzustellen. Er gewinnt folgende Daten:

- I. Buch, vielleicht zum Teil Ende 96 geschrieben und 97 herausgegeben.
- II. Buch, enthält Briefe aus den Jahren 97—100 und scheint im Anfang des Jahres 100 herausgegeben.
- III. Buch, gehört in das Jahr 101, vielleicht zum Teil in 102.
- IV. Buch, muss zu Anfang des Jahres 105 herausgegeben sein.
- V. Buch, scheint 106 ediert zu sein.
- VI. Buch, fällt ins Jahr 107.
- VII. Buch, gehört vielleicht dem Jahr 107 an.
- VIII. Buch } nicht vor dem Jahr 108 oder 109 und wahrscheinlich um diese Zeit
- IX. Buch } herausgegeben.

Gegen die MOMMSEN'sche Abhandlung richtet sich PETER (Philol. 32, 698), indem er Fälle vorführt, welche den MOMMSEN'schen Annahmen widersprechen, ohne jedoch der Hypothese MOMMSEN's eine andere positive gegenüberzustellen. Eine solche tritt in der Abhandlung STOBES (Philol. 30, 347), der sich ebenfalls gegen einzelne Ansätze MOMMSEN's wendet, hervor; er nimmt eine chronologische Reihenfolge der einzelnen Bücher an; „innerhalb der einzelnen Bücher aber sei die chronologische Anordnung soweit festgehalten, als sämtliche seit Publikation der nächst vorhergehenden Sammlung geschriebenen Briefe, soweit sie für die neue Sammlung bestimmt waren, der Zeitfolge ihrer Abfassung nach in dieselbe eingereiht sind, während eine Anzahl älterer, teils um die Sammlung zu erweitern, teils um sie herauszuputzen, eingeschoben oder angehängt wurde. Zu diesen Füllstücken gehöre ganz gewiss die nicht unbedeutliche Zahl der adressierten Chrien und Anekdoten“ (p. 372). Keine prinzipielle Förderung der Frage führt GEMOLL, *De temporum ratione in Plinii epistularum IX libris observata*, Halle 1872, herbei. Dagegen ist einschneidender die Untersuchung ASBACHS (Rh. Mus. 36, 38). Seine Schlussfolgerungen sind (p. 49): 1) Die Bücher sind in Gruppen herausgegeben; so ist durchaus wahrscheinlich, dass die 3 ersten Bücher zusammen erschienen sind; 2) Die Aufeinanderfolge der Briefe ist in allen Büchern nicht chronologisch; 3) Für die einzelnen Bücher ergeben sich folgende Daten; a) die drei ersten Bücher enthalten Briefe der Jahre 97—104; b) die Briefe des vierten Buchs stammen, einige älteren Datums ausgenommen, aus den Jahren 103—106; c) Das fünfte Buch ist nicht vor dem Jahr 109 herausgegeben. Die datierbaren Stücke dieses und der folgenden Bücher verteilen sich auf die Jahre 106—109; einige sind älter.

#### 448. Der Briefwechsel des Plinius und des Kaisers Traian.

Ganz anderer Art als die Briefe der neun Bücher sind diejenigen, welche Plinius und Traian austauschten. Dies sind wirkliche Briefe, welche nicht für die Öffentlichkeit gemünzt waren. Diese Korrespondenz hatte eigentümliche Schicksale. Sie blieb lange verborgen und wurde erst im 16. Jahrhundert bekannt. Im Jahr 1502 gab Hieronymus Avantius von Verona zum erstenmal die Briefe 41—121 heraus; er benutzte dabei eine Abschrift, welche Petrus Leander nach einem französischen Kodex gemacht hatte. Die Briefe 1—40 kamen im Jahre 1508 in der Aldina hinzu. Der venetianische Gesandte Mocenigo hatte eine Handschrift aus Paris mitgebracht, aus der die Ergänzung genommen werden konnte. Allem Anschein nach ist es dieselbe Handschrift, welche auch Petrus Leander vor sich hatte, als er, wir wissen nicht warum, nur die Briefe 41—121 abschrieb. Aber schon ehe Mocenigo den Kodex nach Italien brachte, hatte Jucundus aus Verona, ein berühmter Architekt, die Handschrift gesehen und die notwendigen Kopieen für Aldus daraus angefertigt. Auch Budaus kannte die Handschrift, denn er erwähnt sie in seinen Anmerkungen zu den Pandekten (1506), auch gedenkt er hiebei des Jucundus. Dieser Kodex, der sämtliche Briefe des Plinius enthielt, ist seitdem verschollen. Die Kritik war daher lediglich auf die Ausgaben des Avantius und des Aldus angewiesen. In neuerer Zeit ist durch einen glücklichen

Fund des Engländers Hardy die Aufgabe der Recensio etwas erleichtert worden. Er entdeckte nämlich in der Bodleiana einen Sammelband, der die Ausgabe der Pliniusbriefe von Beroaldus (1498), die Ausgabe der Briefe 41—121 des Avantius (1502), und handschriftlich die Briefe aus der Korrespondenz mit Traian (1—40)<sup>1)</sup> und die bis dahin fehlenden Briefe des 8. Buchs enthielt. Weiterhin sind Varianten (hauptsächlich zu den gedruckten Teilen) am Rande beigelegt. Auf der letzten Seite der Ausgabe des Avantius wird bemerkt, dass Ergänzungen und Verbesserungen aus dem Parisinus stammen und dem Architekten Jucundus verdankt werden. Es ist daher die Vermutung Hardys nicht unwahrscheinlich, das uns hier das Exemplar des Aldus vorliegt, wie es für den Druck zu-rechtgemacht wurde.

Nach der Überlieferung sind die Briefe im grossen Ganzen chronologisch geordnet. H. Stephanus änderte (1581) willkürlich diese Reihenfolge, indem er zuerst die Briefe setzte, welchen keine Antwort Traians beigegeben ist, dann die folgen liess, welche von Traian beantwortet wurden. Keil stellte mit Recht die ursprüngliche Reihenfolge wieder her. Von dem 15. Stück an beziehen sie sich auf die bithynische Statthalter-schaft, allein sie reichen nicht bis zum Ende derselben. Es ist daher sehr wahrscheinlich, dass diese Briefe erst aus seinem Nachlass veröffentlicht wurden. Sie haben eine von der Sammlung der neun Bücher gesonderte Existenz; die Bezeichnung dieser offiziellen Korrespondenz als 10. Buch durch Aldus dürfte ohne handschriftliche Gewähr sein.<sup>2)</sup>

Die Korrespondenz ist in hohem Grade interessant. Sie lehrt uns zwei ganz verschiedene Charaktere kennen, auf der einen Seite den Statthalter, einen ängstlichen, pedantischen Mann, der den besten Willen zeigt, in dem aber kein Funken eines Verwaltungstalents vorhanden ist; auf der andern Seite den Kaiser, der mit klarem Blick jeden vorgelegten Fall beurteilt und mit wenigen Worten den Kern desselben darlegt. Es ruht eine wahrhaft grossartige Hoheit in diesen kaiserlichen Handschreiben; die Feinheit, mit der Traian seinen Statthalter hie und da zurechtweist, ist bewunderungswürdig. Aber auch für die Erkenntnis der Provinzialverwaltung ist der Briefwechsel sehr belehrend. Die verschiedensten Seiten derselben treten uns entgegen. Bald sind es Bauangelegenheiten, bald Militärverhältnisse, bald Rechtssachen, bald polizeiliche Angelegenheiten, über welche der Statthalter die Ansicht oder die Entscheidung des Kaisers einholt. Am merkwürdigsten sind die zwei Briefe, welche sich auf die Christenfrage beziehen. Neben den amtlichen Gegenständen behandeln die Briefe auch Privatangelegenheiten, besonders Empfehlungen.

In frivoler Weise wird die Korrespondenz in Bezug auf die Echtheit verdächtigt, indem entweder sämtliche Briefe oder die Antworten Traians oder die auf die Christen sich beziehenden Stücke für unterschoben erklärt wurden.

<sup>1)</sup> Ursprünglich, ein Blatt mit den drei ersten Briefen ging verloren.

<sup>2)</sup> Sidonius Apollinaris ep. 9, 1 spricht

von 9 Büchern der Briefe des Plinius. Doch vgl. MOMMSEN p. 32 Anm. 1.



Über den Fund in der Bodleiana vgl. HARDY, *Journal of Philol.* 17, 95 und in den Proleg. seiner englischen Separatausgabe der Briefe (London 1889) p. 65.

Zweifel an der Echtheit der Korrespondenz. Wir haben die Geschichte ihres Bekanntwerdens ausführlicher dargestellt, weil die Sammlung in Bezug auf die Echtheit angezweifelt wurde. Zuerst erklärte in oberflächlicher Weise der Theologe SEMLER (Neue Versuche 1788) die sog. Christenbriefe für unterschoben. Weiter ging HELD (Proleg. Schweidnitz 1835), indem er die ganze Sammlung verwarf. Diese Abhandlung machte keinen Eindruck; erst im Jahr 1860 wurde sie von USSING (*Om de Keiser Traian tillagte Breve til Plinius*) aufgegriffen und dahin modifiziert, dass nur die Traianischen Briefe bestritten werden. Allein auch USSINGS Abhandlung blieb ohne Wirkung. Eine Trübung des ursprünglichen Briefwechsels statuiert in vager Weise L. SCHAEDEL, *Plin. der jüngere* und Cassiodorius, Darmstadt 1887. Eine ausführliche Darlegung dieser nichtigen Unechtshypothesen mit Widerlegung derselben gibt WILDE, *De Pl. et imperatoris Traiani epistulis mutuis*, Leyden 1889. Ernstlicher waren die Angriffe, welche in neuester Zeit von französischen Gelehrten gegen die Christenbriefe gerichtet wurden. (*Aubé hist. des persécutions de l'église*, Paris 1875, p. 207, *Desjardins Revue des deux mondes*, T. VI (1874), p. 656, *Dupuy Annales de Bordeaux*, T. II (1880), p. 182.) Vgl. dagegen WILDE, p. 67, der bei einer eingehenden Analyse der beiden Briefe die Einwürfe der Gegner vorführt. Schon Tertullian kannte die zwei Briefe (Apol. c. 2).

Die Chronologie der Briefe. Die beiden ersten Briefe gehören unbestritten dem Jahr 98 an. Bezüglich der Briefe 3–11 statuiert MOMMSEN (p. 54), dass sie in die Zeit fallen, wo Plinius *praefectus aerarii Saturni* war, (nach MOMMSEN (p. 89) 98–101), übrigens in sich nicht nach der Zeitfolge geordnet sind. Den 13. Brief setzt MOMMSEN ins Jahr 103 oder 104, den 14. ins Jahr 106 oder 107. Vom 15. an beziehen sich die Briefe auf die bithynische Statthalterschaft. Bezüglich dieser Briefe weist MOMMSEN nach, dass sie chronologisch geordnet sind und vom September des Jahres (etwa) 111 bis über den Januar 113 hinaus sich erstrecken; jedem Brief des Statthalters sei gleich die dazu gehörige Antwort des Kaisers angehängt worden. Die nachfolgenden Forschungen beziehen sich auf die nichtbithynischen Briefe. STOBBE nimmt auch für die Briefe 3–11 (wie für die übrigen) streng chronologische Anordnung an, sie fallen nach seiner Meinung (p. 364) sämtlich bis auf den letzten in die Zeit zwischen der Anklage des Priscus (ep. 3) und der Rückkehr Traians nach Rom (ep. 10), nämlich ins Jahr 99 (Über ep. 11 vgl. p. 365). ASBACH p. 39.

**449. Charakteristik.** Plinius' Schriftstellerei, die nach den für die Öffentlichkeit bestimmten Produkten, dem Panegyricus und der grossen Briefsammlung beurteilt werden muss, lässt sich nur aus einem Gesichtspunkt heraus verstehen, dass dieselbe dem Kultus der Form ergeben ist. Seine stilistische Fertigkeit zu zeigen, ist das Ziel des Autors. Daher kann er sich auch nur solchen Gebieten zuwenden, wo die Form ganz besonders in den Vordergrund tritt. Als er aufgefordert wurde, sich der Geschichtschreibung zu widmen (ep. 5, 8), so verhält er sich dieser Aufforderung gegenüber kühl; er mochte fühlen, dass hiezu seine Kräfte nicht ausreichen. Dagegen konnte er in der Rede und in dem Brief das leisten, was er wollte. Aber selbst hier wird die Form mehr als billig kultiviert; es zeigt sich dies in der völligen Loslösung des Schriftstückes von der Veranlassung. Wenn eine vor Gericht gehaltene Rede, lange nachdem sie vorgetragen, umgearbeitet und erweitert einem ganz neuen Publikum recitiert wird, so muss sie den Stempel des Gemachten und Gekünstelten tragen, und das Interesse kann sich nur auf die Form konzentrieren. Ebenso verliert der Brief seinen wahren Charakter, wenn er eigentlich nicht für den Adressaten, sondern für das grosse Publikum bestimmt ist, wenn er nicht aus der jeweiligen Stimmung hervorquillt, sondern gekünstelt und gefeilt ist. Dass aber Plinius den Briefcharakter nicht gewahrt, zeigt sich einmal darin, dass er fast in jedem Stück der grossen Sammlung immer nur einen Gegenstand behandelte<sup>1)</sup>, ferner dass sehr oft der

<sup>1)</sup> MOMMSEN p. 32, 3.

Inhalt seiner Briefe keinen anderen Berührungspunkt mit der Person, an die sie gerichtet sind, hat als den der Adresse. Dass aber die Briefe des Corpus für die Veröffentlichung bestimmt waren, geht daraus hervor, dass (mit einer Ausnahme)<sup>1)</sup> nur solche Personen getadelt werden, welche entweder gestorben oder verbannt sind. Wir haben also gekünstelte Reden und gemachte, gefeilte Briefe. Der Stil der erhaltenen Rede und der Stil der Briefe ist aber ein durchaus verschiedener; dort reiche, blühende, ja überladene, hier gedrungene, einfache, klare und anmutige Darstellung. Die Stilverschiedenheit ist natürlich auf bewusste Wahl, auf Kunst zurückzuführen. Der Wert der Briefe ist sehr gross, sie sind ein Spiegelbild der Zeit, in welcher der Autor lebt. Wie uns der ciceronische Briefwechsel ein treues Gemälde des Übergangs der Republik in die Monarchie gibt, so erhalten wir durch die Briefe des Plinius einen tiefen Einblick in das Leben der Kaiserzeit. Aber die Lektüre der Plinianischen Briefe ist viel leichter, weil sie nicht so viele Voraussetzungen machen wie die ciceronischen, sie sind ja nicht Erzeugnisse des Moments, sondern wohl überdacht. Abgesehen davon ist es auch die Persönlichkeit des Autors, welche diesen Briefen einen eigentümlichen Reiz verleiht. Es ist zwar keine grosse Individualität, sondern eine Mittelmässigkeit, die in diesen Produkten erscheint, wir lernen einen etwas pedantischen, ängstlichen und leise auftretenden Mann kennen, allein trotzdem gewinnt diese Persönlichkeit unsere Sympathien durch die unendliche Herzensgüte, durch die Milde des Urteils, durch seine Begeisterung für alles Schöne und Gute und durch sein heisses Streben nach Unsterblichkeit seines Namens. Nicht ohne Rührung lesen wir die Worte (ep. 5, 8): Nichts packt mich so sehr als die Sehnsucht nach der Fortdauer; dieser Wunsch ist gewiss ein des Menschen würdiger, besonders wenn ihm nicht das Bewusstsein einer Schuld Furcht vor der Nachwelt einflösst. Daher sinne ich Tag und Nacht, wie ich mich vom Boden erheben könnte. Damit sind meine Wünsche erfüllt; „im Triumph die Lippen der Menschen zu durchfliegen“ geht über dieselben hinaus.

Die Überlieferung des Plinius. α) der Briefe. Wir haben nur von einer Handschrift Kunde erhalten, welche nicht bloss die neun Bücher der Briefe, sondern auch die Korrespondenz des Plinius mit Traian enthielt. Diese Handschrift ist aber jetzt verschollen; doch besitzen wir Mitteilungen aus derselben (vgl. § 448). Die übrigen Codices der Pliniusbriefe enthalten den letzteren Briefwechsel nicht. Sie lassen sich auf drei Quellen zurückführen.

Zuerst erschien ein Exemplar mit 100 Briefen. Dies wurde in der Weise gebildet, dass die ersten vier Bücher (mit Weglassung des Briefs 4, 27) und die sechs ersten Briefe des fünften Buchs vereinigt wurden. Repräsentanten dieses Exemplars, welche noch vorhanden, sind 1) der Florentinus 284 in der Laurentiana, früher ein Marcianus, s. X/XI; 2) der Riccardianus 488 s. IX/X, der früher mit dem Riccardianus der Naturgeschichte des Plinius verbunden war. Derselbe war längere Zeit verschollen, erst in neuester Zeit wurde er in der *bibliotheca Ashburnhamensis* gefunden, jetzt ist er wieder in Florenz (STANGL Philol. 45, 220).

Nach dem Exemplar der 100 Briefe wird ein Exemplar von 8 Büchern bekannt. Dasselbe kam in der Weise zustande, dass das 8. Buch weggelassen und das 9. Buch als 8. gezählt wurde. Eine weitere Eigentümlichkeit dieses Exemplars ist, dass die Ordnung der Briefe in dem 5. und in dem letzten Buch gestört ist. Repräsentant dieses Exemplars ist der *codex archivii Casinatis* s. XV. Andere Codices dieses Exemplars von 8 Büchern sind aus Handschriften des Exemplars mit 100 Briefen interpoliert; so z. B. der *Dresdensis* 166.

<sup>1)</sup> MOMMSEN p. 32. Die Ausnahme bezieht sich auf Regulus.



Gegen Ende des 15. Jahrhunderts taucht auch ein Exemplar der neun Bücher auf; es ist der Laurentianus s. Mediceus 47, 36 s. IX/X, der bis 9, 26, 8 reicht; die Handschrift gewinnt für uns dadurch besonderes Interesse, dass sie von derselben Hand wie der die ersten sechs Bücher des Tacitus enthaltende Medic. I geschrieben ist und mit diesem einst zusammengebunden war. Gegen eine Überschätzung dieses Kodex durch KEIL wendet sich eine Abhandlung OTTOS (Hermes 21, 287), der zeigen will, dass der Codex von einem Gelehrten korrigiert und interpoliert wurde (vgl. STRÖBEL, Jahresber. 63, 216).

β) Die Überlieferung des Panegyricus kann erst bei den Panegyrikern erörtert werden.

BENDER, Der jüngere Pl. nach s. Briefen, Tüb. 1873; SCHOENTAG, Pl. der Jüngere, ein Charakterbild, Hof 1876; GIESEN, Der jüngere Pl., Bonn 1885. (Über das Leben des Pl. ist die massgebende Abhandlung von MOMMSEN, Hermes 3, 31.)

Gesamtausgaben. Die massgebende ist die kritische von H. KEIL, Leipz. 1870, der ein *index nominum cum rerum enarratione* von MOMMSEN beigegeben ist. Textausgabe von H. KEIL, Leipz. 1853.

## 2. Die übrigen Redner.

**450. Verlorene Reden.** Unsere Aufgabe kann nicht sein, alle die Persönlichkeiten aufzuzählen, welche als Redner von den Schriftstellern erwähnt werden. Wir werden vielmehr nur diejenigen hier einzureihen haben, deren Reden herausgegeben waren, also der Litteratur angehörten, uns aber nicht mehr erhalten sind.

1. Mamercus Scaurus tritt uns öfters bei Tacitus entgegen (Ann. 1, 13 3, 23 3, 31 3, 66), Unter Tiberius wurde er in Klage wegen Majestätsbeleidigung verwickelt (Ann. 6, 9). Der Kaiser verschob die Entscheidung. Allein bald darauf wurde er neuerdings in den Anklagezustand versetzt, indem er des Ehebruchs mit Livia und der Zauberei beschuldigt wurde. Der wahre Anlass für seine Verfolgung war aber eine Tragödie Atreus, in der Verse auf Tiberius bezogen wurden. Auf Betreiben seiner Frau Sextia gab er sich selbst den Tod, aber auch die mutige Frau teilte sein Schicksal (6, 29). Bei dieser Gelegenheit charakterisiert ihn Tacitus als einen ausgezeichneten Redner (vgl. 3, 31), aber als einen anrühenden Menschen (vgl. 3, 66). Auch der ältere Seneca zeigt für Scaurus grosses Interesse und gibt in der Vorrede zum 10. Buch seiner *Controversia* eine lichtvolle Beurteilung seiner Redekunst. Scaurus hatte ohne Zweifel ein bedeutendes rhetorisches Talent, allein er pflegte dasselbe nicht; trotzdem war er seines Erfolgs sicher, sein ganzes Auftreten liess über die Mängel hinwegsehen. Er gab 7 Reden heraus, die nach Senatsbeschluss verbrannt wurden; doch bezieht sich Seneca auf erhaltene Reden, welche aber die Mängel des Scaurus noch schärfer hervortreten liessen als die gehaltenen.

Sen. *controv. X praef. 3 orationes septem edidit, quae deinde senatus consulto combustae sunt. Bene cum illo ignis egerat, sed extant libelli qui cum fama eius pugnant, multo quidem solutiores ipsis actionibus; illas enim cum destitueret cura, calor adiuvabat; hi coloris minus habent, neglegentiae non minus.*

2. P. Vitellius, Oheim des nachmaligen Kaisers. Als Begleiter des Germanicus nahm er an der Klage gegen Cn. Piso als Mörder desselben teil (Tac. Ann. 3, 13). Die gegen ihn gehaltene Rede lag noch dem älteren Plinius vor.

Plin. n. h. 11, 187 *extat oratio Vitelli qua reum Pisonem eius sceleris (des Giftmords) coarguit, hoc usus argumento palamque testatus non potuisse ob venenum cor Germanici Caesaris cremari; contra genere morbi defensio est Piso.*

3. Domitius Afer aus Nemausum im narbon. Gallien bekleidete verschiedene Stellungen im Staate. So war er Prätor (Tacit. Ann. 4, 52), *Cons. suff. 39, curator aquarum* von 49—59. Unmittelbar nach seiner

Prätur (26) klagte er die Claudia Pulchra wegen Ehebruchs mit Furnius und wegen Giftmischerei und Zauberei gegen den Kaiser an und setzte ihre Verurteilung durch (Tac. Ann. 4, 52). Der Lohn, den er hiebei erntete, spornte ihn an, es auch mit einer Anklage des Sohnes der Claudia Pulchra, des Quintilius Varus, dessen Vater der bekannte unglückliche Feldherr war (Tac. Ann. 4, 66), zu versuchen. Doch lieb er auch sein Talent der Verteidigung (Tac. Ann. 4, 52). Seine Reden wurden noch später eifrig studiert, Quintilian las eine solche für Volusenus Catulus<sup>1)</sup> (10, 1, 24), für die Domitilla (8, 5, 16 9, 2, 20 9, 3, 66 9, 4, 31), für die Laelia (9, 4, 31), gegen einen Freigelassenen des Claudius Caesar (6, 3, 81), gegen Longus Sulpicius (6, 3, 32), gegen Mallius Sura (6, 3, 54 11, 3, 126). Der Grammatiker Charisius (p. 145, 27 K.) kannte eine Rede für die Einwohner von Augusta Taurinorum. Quintilian stellt den Domitius Afer als Redner ungemein hoch (10, 1, 118 12, 11, 3). Im Alter liess jedoch seine Kraft bedeutend nach. Er starb unter Nero 59 n. Ch.

Ausser den Reden schrieb er eine Schrift *De testibus* (Quint. 5, 7, 7 *libri duo a Domitio Afro in hanc rem [de testibus] compositi*), dann eine Sammlung *urbane dictorum* (Quint. 6, 3, 42).

4. Julius Africanus. Neben Domitius Afer erachtet diesen Quintilian als ein bedeutsames rhetorisches Talent. Sein Vater, ein Gallier, ist anscheinend der Julius Africanus, von dessen Verurteilung im Jahr 32 n. Ch. Tacitus berichtet (Ann. 6, 7).

Quint. charakterisiert ihn (10, 1, 118): *hic concitator, sed in cura verborum nimius et compositione nonnunquam longior et translationibus parum modicus*: Eine Stelle aus seiner Rede an Nero beim Tode seiner Mutter teilt Quint. 8, 5, 15 mit.

5. Vibius Crispus. Als zwei mächtige Redner schildert uns der Dialog des Tacitus den Vibius Crispus aus Vercelli (gest. etwa 90) und Eprius Marcellus aus Capua (Kons. 61 u. 74). Von den Reden des Crispus war sicher die *pro Spatale* publiziert; es war eine Erbschaftsklage; ein Ehe- mann, der im Alter von 18 Jahren starb, hatte seiner Buhlerin Spatale den vierten Teil seines Vermögens, seiner Frau dagegen nur den zehnten vermacht.

Quint. 8, 5, 17 *ut pro Spatale Crispus, quam qui heredem amator instituerat, decessit, cum haberet annos duodeviginti*. Vgl. noch Tac. Dial. 8 Quint. 10, 1, 119 12, 10, 11 Juv. Sat. 4, 8, 1 Tac. Ann. 14, 28 Hist. 2, 10 4, 41.

6. Galerius Trachalus (Kons. 68 mit dem Dichter Silius). In der erwähnten Streitsache war er der Gegner des Crispus und vertrat die Sache der Gattin. Auch seine Rede war veröffentlicht.

Quint. 8, 5, 19 führt unter dem Citat *Trachalus contra Spatalen* eine Stelle daraus an. Seine Redeweise kennzeichnet der Rhetor also (10, 1, 119): *Trachalus plerumque sublimis et satis apertus fuit et quem velle optima crederes, auditus tamen maior; nam et vocis quantam in nullo cognovi felicitas et pronuntiatio vel scenis suffectura et decor, omnia denique ei quae sunt extra superfuerunt* (vgl. noch 12, 5, 5 und 12, 10, 11).

7. Pompeius Saturninus, Zeitgenosse des jüngeren Plinius, ist diesem ähnlich, indem er zugleich dilettantisch sich mit mehreren Literaturzweigen abgibt; er machte Verse nach Art des Catullus und

<sup>1)</sup> Wie aus der Stelle Quintilians ersichtlich, gab es auch von andern Rednern Reden *pro Voluseno Catulo*, denn es heisst: *nobis pueris insignes pro Voluseno Catulo*

*Domitii Afri, Crispi Passieni, Decimi Laelii orationes ferebantur*. Über den zuletzt genannten Laelius Balbus vgl. Tacit. Ann. 6, 47 und 48.



Calvus, er schrieb Briefe, Historisches (vgl. p. 38), auch Reden waren von ihm im Umlauf.

Plin. ep. 1, 16 *audii causas agentem acriter et ardentem nec minus polite et ornate, sive meditata sive subita proferret. Adsunt acutae crebraeque sententiae, gravis et decora constructio, sonantia verba et antiqua. Omnia haec mire placent, cum impetu quodam et flumine pervehuntur; placent, si retractentur. Senties, quod ego, cum orationes eius in manus sumseris, quas facile cuilibet veterum, quorum est aemulus, comparabis.*

Wir reihen hier auch noch die Broschürenschrreiber an:

1. A. Fabricius Veiento, der uns als Schmeichler Domitians aus Juvenal bekannt ist (vgl. p. 343), hatte unter Nero fingierte „Testamente“ (*codicilli*) geschrieben, in denen er viele Schmähungen gegen den Senat und die Priesterkollegien vorbrachte. Tullius Geminus erhob eine Anklage gegen ihn, Nero verbannte ihn aus Italien und liess das anrühige Werk verbrennen. Allein er erreichte damit nicht seinen Zweck; gerade der Akt der Verbrennung reizte die Neugierde. Die Schrift wurde eifrigst aufgespürt und gelesen, solange die Verfolgung dauerte; als diese vorüber war, kam das Produkt in Vergessenheit (Tac. Ann. 14, 50).

2. M. Aquilius Regulus (vgl. p. 342) verfasste eine Schmähschrift auf den verstorbenen Rusticus Arulenus. Als er seinen Sohn durch den Tod verlor, las er eine Biographie desselben vor einem grossen Auditorium vor; dann liess er dieselbe in tausend Exemplaren vervielfältigen und in ganz Italien und in den Provinzen verbreiten. Der jüngere Plinius, der uns die meisten Mitteilungen von dem Manne machte, fällt über die Broschüre ein sehr ungünstiges Urteil (4, 7, 7).

Über ihn vgl. Plin. ep. 1, 5, 1 (Hauptstelle) 2, 11, 22 4, 2, 1 6, 2, 1. Auch Martial stand mit ihm in Beziehungen (1, 111, 4 2, 74, 2 4, 16, 6 5, 28, 6 6, 38 6, 64, 11).

#### δ) Die Philosophen.

**451. Allgemeines.** Wir haben oben gesehen, dass in der Augusteischen Zeit die philosophische Schule der Sextier auftaucht. Sie legte alles Gewicht auf das Handeln, so dass sie fast den Charakter einer geschlossenen Gemeinde annahm. Allein die Sekte hatte keinen Bestand. Auf die originelle Persönlichkeit ihres Stifters gestellt, schwand sie bald nach seinem Tode dahin. In unserer Epoche treten daher wieder die älteren Systeme auf; der zahlreichsten Anhängerschaft erfreute sich die Stoa und die Lehre des Epicur. Besonders die Stoa sagte dem ernststen Sinn der Römer in hervorragender Weise zu. Auch in unserm Zeitraum fand das spekulative Moment der Philosophie fast gar keine Pflege. Man betrieb die Philosophie, nicht um dem Verlangen des Geistes, die Wahrheit zu erkennen, Genüge zu thun, sondern um Regeln für das Handeln zu erhalten. Die Glückseligkeit war es, die man von der Philosophie verlangte, und zwar die Glückseligkeit dieses Lebens; denn über das Jenseits lag ein undurchdringliches Dunkel ausgebreitet. Bei einer solchen Auffassung der Philosophie war die strengwissenschaftliche Form der moralischen Vorschriften von untergeordneter Bedeutung. Die Hauptsache war, dass die Lehren innere Zufriedenheit spendeten. Auch war es gleichgültig, ob die eine oder die andere dieser Lehren einem fremden System entlehnt war. Der Eklektizismus ist daher eine Eigentümlichkeit des römischen Philosophierens geworden. Noch mehr, man konnte auf die

schriftliche Darlegung der Moral ganz verzichten, wenn man Rat und Beispiel eines Philosophen auszunutzen Gelegenheit hatte. Und in der That finden wir berühmte Männer unter der persönlichen Leitung von Philosophen. Als Rubellius Plautus vor dem Wendepunkt seines Lebens stand (62 n. Ch.), liess er sich von den Philosophen Coeranus und dem C. Musonius Rufus beraten (Tac. Ann. 14, 59). Als Kanus Julius auf Befehl des Caligula zum Tod geführt wurde, begleitete ihn sein Philosoph; Kanus versprach nach dem Hingang Kunde von dem Wesen der Seele (Sen., *De tranquill.* 14, 4) zu geben. Thrasea Paetus unterhielt sich nach seiner Verurteilung mit dem Cyniker Demetrius über die Trennung der Seele vom Leibe (Tac. Ann. 16, 34). Auch Barea Soranus hatte seinen Philosophen, den P. Egnatius Celer. Leider machte dieser einen Angeber gegen seinen Gönner (Tac. Ann. 16, 32). Schon aus dem Gesagten dürfte hervorgehen, dass für ein Emporblühen der philosophischen Schriftstellerei kein rechter Boden bei den Römern vorhanden war. Überhaupt hatte die Philosophie mit manchen Vorurteilen bei der grossen Masse zu kämpfen. Wenn man liest, wie kühl Tacitus von dem philosophischen Studium spricht, so kann man sich einen Schluss auf das Urtheil der Ungebildeten in dieser Hinsicht bilden. Manche Philosophen verzichteten daher sogar auf die Muttersprache als Organ ihrer Mittheilungen und wählten das Griechische für ihre Schriften und ihre Vorträge. So schrieb Cornutus seine philosophischen Werke in griechischer Sprache und C. Musonius Rufus hielt sogar in diesem Idiom Vorträge. Es kam hinzu, dass die Philosophie auch mit den Regierungskreisen nicht selten in Konflikt kam. Die Lehren der Philosophie führten in ihrer praktischen Anwendung vielfach zu idealistischer Ablehnung des Hergebrachten und Bestehenden. Die Verfolgungen der Anhänger der Philosophie nehmen daher in unserer Epoche keinen geringen Platz ein. Unter Tiberius wurde der Ritter Attalus aus Rom weggewiesen (Sen. suas. 2, 12), Seneca wurde von Claudius verbannt. Viel stärker waren die Feindseligkeiten Neros gegen die stoisch gesinnten Männer. Thrasea Paetus und Barea Soranus wurden im Jahre 66 angeklagt und zum Tod verurteilt (Tac. Ann. 16, 21 u. 30). Schon vorher war Rubellius Plautus (62) und Seneca (65) in den Tod getrieben worden. Die Verbannung wurde verhängt über Cornutus (68) und Musonius (65 vgl. Tac. Ann. 15, 71), ferner über Helvidius Priscus, den Schwiegersohn des Thrasea Paetus (66 Tac. hist. 4, 5). Auch bei Vespasian finden wir feindselige Massregeln gegen die Philosophen; er schritt gegen den zuletzt genannten Helvidius Priscus ein, ja er liess sich sogar zu einer generellen Massregel bestimmen, im Jahre 71 wurden die Philosophen mit Ausnahme des Musonius verbannt, ja zwei, Demetrius und Hostilius, mit Deportation bestraft (Dio. 66, 13). Auch sein Sohn Domitian schritt auf diesem Wege weiter, durch zwei Edikte (89 und 93) wurde den Philosophen und Astrologen der Aufenthalt in der Stadt untersagt. Wenn man bei diesen Verfolgungen auch in Anschlag zu bringen hat, dass Persönliches mit im Spiele war, so wird man doch auf der anderen Seite nicht leugnen dürfen, dass dieselben auf die philosophische Schriftstellerei nicht günstig wirkten.

Alle diese Momente liessen eine Blüte der philosophischen Litte-



ratur nicht aufkommen; unser Abschnitt kann nur einen einzigen namhaften Schriftsteller vorführen, Seneca.

Die Schriften des L. Annaeus Cornutus. 1) Von seinen griechischen Schriften ist erhalten *περί τῆς τῶν θεῶν φύσεως* (Ausg. von LANG, Leipz. 1881). Auch Rhetorisches schrieb er sowohl in griechischer als in lateinischer Sprache. In der letztern Sprache verfasste er:

2) Die *libri de figuris sententiarum*. Gell. (9, 10, 5) citiert eine Stelle aus dem 2. Buch.

Aber auch Grammatisches wird von ihm angeführt und zwar:

3) Ein Kommentar zur Aeneis des Vergil. Derselbe war dem Dichter Silius Italicus gewidmet, vgl. Charis. p. 125, 16 *Annaeus Cornutus ad Italicum de Vergilio libro X*. (BÜCHELER, Rh. Mus. 35, 390).

4) *De enuntiatione vel orthographia*. Auszüge aus dieser Schrift bietet uns Cassiodor (GL. 7, 147).

5) Schwierigkeiten macht das Citat Charis. p. 201, 12: *Annaeus Cornutus lib. tab. castar. patris sui*. BÜCHELER, Rh. Mus. 34, 347 verbessert *castr.* und löst demnach auf: *libro tabularum castrensium patris sui*. Unter *tabulae castrenses* versteht er ein *testamentum factum in castris*.

In der *vita* des Persius (p. 55 JAHN-BÜCHELER) lesen wir: *cognovit per Cornutum etiam Annaeum Lucanum aequaeum auditorem Cornuti. nam Cornutus illo tempore tragicus fuit sectae poeticae, qui libros philosophiae reliquit*. Hier erscheint Cornutus als tragischer Dichter; allein die Worte *nam — reliquit* sind, wie jeder sieht, ein späterer Zusatz, daher von zweifelhaftem Gewicht.

Über einen jüngeren Rhetor Cornutus vgl. *Cornuti Artis rhetoricae epitome ed. Graeven* p. XXVIII; über Cornutus in den Scholien zu Persius siehe p. 279, in den Scholien zu Juvenal p. 345.

#### L. Annaeus Seneca.

**452. Biographisches.** Der Rhetor Seneca, über den wir § 334 handelten, hatte drei Söhne, welche sämtlich unser Interesse erregen. Der älteste war M. Annaeus Novatus, der von dem Freund seines Vaters, dem Rhetor Junius Gallio (p. 207) adoptiert, alsdann den Namen L. Junius Gallio (Dio 60, 35) führte. Als solcher erscheint er in der Apostelgeschichte (18, 12). Der zweite Sohn erreichte die höchste Stufe des Ruhms, es ist der berühmte Philosoph L. Annaeus Seneca. Der dritte, M. Annaeus Mela, ist endlich durch seinen Sohn, den Dichter Lucan, bekannt geworden. Geboren wurde unser Seneca (einige Jahre vor unserer Aera) in Corduba; allein seine Ausbildung erhielt er ganz in Rom. Seine Lehrer waren Sotion, auf dessen Anregung hin er ein Jahr lang Vegetarianer war (ep. 108, 22), der Stoiker Attalus (ep. 108, 3) und der Sextier Papirius Fabianus (ep. 100, 12; vgl. oben § 338). Dass er auch rhetorischen Unterricht erhielt, ist selbstverständlich. Allein sein Geist konnte in der Deklamation unmöglich dauernde Befriedigung finden; ihn interessierten mehr die Probleme des menschlichen Handelns und der Natur. Ein längerer Aufenthalt in Ägypten bei seiner Tante, deren Gatte, Vitrasius Pollio, an der Spitze des Landes stand, war für seine geistige Entwicklung nicht ohne Bedeutung. Nach seiner Rückkehr (32) war er als Sachwalter thätig (ep. 49, 2) und beschritt mit der Quaestur die Beamtenlaufbahn (ad. Helv. 19, 2). Unter Caligula (Dio 59, 19) war sein Leben bedroht, nur der Einwand, Seneca werde ohnehin bald an der Schwindsucht sterben, liess ein Todesurteil als unnötig erscheinen. Dagegen traf ihn unter Claudius ein schwerer Schicksalsschlag, auf Veranlassung der Messalina wurde er (41) nach Corsica verbannt, indem er der Buhlschaft mit der Schwester des Caligula Julia Livilla beschuldigt wurde. Acht Jahre musste er in dem

Exil zubringen, im Jahre 49 setzte Agrippina seine Rückberufung durch (Tac. Ann. 12, 8), er erhielt zugleich die Prätur und wurde mit der Erziehung Neros betraut (Suet. Nero 7). Damit war Seneca vom tiefsten Fall plötzlich auf eine hohe Stufe des Glücks gestellt. Sein Einfluss wuchs, als Nero den Thron bestieg, er erlangte das Konsulat; in seinen und des Burrus Händen ruhten die Geschicke des Reichs. Allein mit dem Tode des Burrus war auch Senecas Macht gebrochen; schon längst war dem jungen Kaiser der ehemalige Lehrer unbequem geworden. Seneca erkannte die Situation und zog sich vom Hofe, soweit es ging, zurück (62 n. Ch. Tac. Ann. 14, 52). Allein auch dadurch entging er nicht der Grausamkeit Neros. Die Pisonische Verschwörung bot leichten Anlass dar, auch ihn in den Tod zu treiben. Ruhig und gefasst schied er durch eigene Hand aus dem Leben (65 n. Ch. Tac. Ann. 15, 62).

Von seinen sonstigen persönlichen Verhältnissen wissen wir noch, dass er stets kränklich war. Verheiratet war er zweimal. Seine erste Frau scheint noch vor seinem Exil gestorben zu sein.<sup>1)</sup> Von ihr hatte er zwei Söhne, von denen der eine ebenfalls noch kurz vor dem Abgang des Vaters nach Corsica (ad Helv. 2, 5; 18, 4) starb. Die zweite Frau hiess Pompeia Paullina; sie war entschlossen mit ihrem Gatten gemeinsam in den Tod zu gehen und hatte auch die notwendigen Vorbereitungen dazu getroffen, allein sie wurde auf Befehl Neros daran gehindert.

Die Schriftstellerei Senecas war eine ausserordentlich umfangreiche; sie bewegte sich sowohl auf dem Gebiet der Poesie als auf dem der Prosa. Da wir bereits seine dichterischen Werke besprochen haben (p. 255), sind hier nur noch die Prosaschriften zu behandeln, von denen wir zuerst die erhaltenen, dann die verlorenen vornehmen. Die erhaltenen zerfallen der Überlieferung nach in zwei Gruppen, indem ein Teil zu einem Corpus zusammengefasst ist, ein Teil eine gesonderte Überlieferung in mehreren Quellen hat. Daran schliessen wir das Apokryphe und die Exzerpte aus Senecas Werken.

Über das Leben Senecas vgl. GELPKE, *De Sen. vita et moribus*, Bern 1848; MARTENS, *De Senecae vita etc.*, Altona 1871; DIEPENBROCK, *Sen. philos. vita*, Amsterd. 1888; JONAS, *De ordine librorum*, Berl. 1870 (p. 1—21); ZELLER, *Die Philosophie der Griechen* 3, 1<sup>3</sup> p. 693 Anm. 5.

Über die Schriftstellerei Senecas vgl. Quint. 10, 1, 128 *tractavit omnem fere studiorum materiam; nam et orationes eius et poemata et epistulae et dialogi feruntur; in philosophia parum diligens, egregius tamen vitiorum insectator fuit; multae in eo claraeque sententiae, multa etiam morum gratia legenda, sed in eloquendo corrupta pleraque atque eo perniciosissima, quod abundant dulcibus vitiis.*

α) Die in einem Corpus erhaltenen Schriften.

**453. Die zwölf Bücher der Dialoge.** In der berühmten Mailänder Senecahandschrift sind zwölf Bücher unter dem Namen „*dialogi*“ zu einem Corpus vereinigt.<sup>2)</sup> Es sind folgende Schriften: 1) *ad Lucilium Quare aliqua incommoda bonis viris accidunt, cum providentia sit (de providentia)*; 2) *ad Serenum Nec iniuriam nec contumeliam accipere sapientem (de constantia sapientis)*; 3—5) *ad Novatum de ira libri tres*; 6) *ad Marciam de consolatione*; 7) *ad Gallionem*

<sup>1)</sup> Jonas p. 16.

<sup>2)</sup> In der Mailänder Handschrift werden | in einem Index diese Schriften aufgezählt  
(vgl. GERTZ Ausg. p. VI).



*de vita beata*; 8) *ad Serenum de otio*; 9) *ad Serenum de tranquillitate animi*; 10) *ad Paulinum de brevitae vitae*; 11) *ad Polybium de consolatione*; 12) *ad Helviam matrem de consolatione*. Die Bezeichnung dieser Schriften als Dialoge ist auffällig; denn nur die Schrift „*de tranquillitate animi*“ kann diesen Titel für sich in Anspruch nehmen, da sie in der Weise componiert ist, dass zuerst Serenus seinen Seelenzustand dem Philosophen darlegt und dann Seneca mit seiner Darlegung nachfolgt. Die übrigen Stücke der Sammlung erinnern nur durch mehr oder minder häufige Einwände eines gedachten Gegners, welche in der Regel durch *inquis, inquit, dicet aliquis* eingeführt werden, an den Dialog. Allein da auch andere Schriften Senecas wie *de beneficiis*, *de clementia*, die *de naturales quaestiones* diese Eigentümlichkeit aufweisen, so ist die Zusammenfassung der zehn Schriften zu einem Corpus von Dialogen willkürlich; und wir werden kaum irren, wenn wir die Zusammenstellung nicht dem Seneca, sondern einem späteren Abschreiber beilegen. Dass die kleinen Schriften zu einem Ganzen zusammengefasst wurden, lag ja sehr nahe; Schwierigkeiten macht aber wiederum, dass auch die drei Bücher *de ira* in die Sammlung aufgenommen wurden.

Die Hypothese Rossbachs. Von Quint. 10, 120 (vgl. § 452 Anm.) ausgehend, statuiert O. ROSSBACH (Hermes 17, 366 ff.), dass das *Corpus dialogorum* noch andere Schriften, wie die Bücher *de beneficiis*, die *de clementia*, die *naturales quaestiones*, ferner Traktate wie *de superstitione* (vgl. Diomedes p. 316 K.), *de remediis fortuitorum de amicitia* und andere (vgl. p. 370) enthalten habe. Um die volle Konsequenz aus der Stelle Quintilians zu ziehen, müssten wir eigentlich alle Schriften ausser den Reden und den Briefen für Dialoge halten. Allein der gleichartige Charakter einer Gruppe von Schriften ermächtigt uns noch keineswegs, dieselben auch zu einem Corpus zusammenzuschliessen. Hier können lediglich äussere Zeugnisse, vor allem die handschriftliche Überlieferung massgebend sein; diese spricht aber nur für das Corpus der zwölf Bücher *dialogi*.

Die Überlieferung des Corpus. Die massgebende Quelle ist der *Ambrosianus* C. 90 inf. s. X/XI. Daneben floss aber noch eine Quelle, aus der die stark interpolierten Handschriften stammten und die nicht ganz ausser acht gelassen werden darf. Der gemeinsame Archetypus war schon durch Lücken entstellt, so fehlt das Ende der Schrift *de beata vita* und der Anfang *de otio*, ferner das Ende der letzten Schrift. Auch der *Ambrosianus* hat Verluste erlitten, welche aber durch die Handschriften der zweiten Familie ausgeglichen werden können; so liess der Schreiber zu Anfang der Schrift *de ira*, da er die Lücke erkannte, ein leere Seite (12 r.), welche eine Hand des XIV. oder XV. Jahrhunderts ergänzte. Von der *consolatio ad Polybium* hat der *Ambrosianus* nur den Schluss, von den Worten *magna discrimina* (c. 17) an; alles Vorausgehende ging durch den Ausfall einiger Blätter verloren, wir sind daher für diese *Consolatio* auf die schlechte Familie angewiesen; denn das, was der *Ambrosianus* hat, versuchte man auszuradieren; daher ist es sehr schwer zu entziffern. — Über den *Ambrosianus* vgl. die erschöpfende Darlegung in den *Prolegomena* der Ausgabe von GERTZ; über die kritische Grundlage handelt ROSSBACH, Bresl. Stud. 2. Bd. 3. Heft p. 6.

**454. Ad Lucilium quare aliqua incommoda bonis viris accidunt, cum providentia sit (De Providentia).** Die Abhandlung beginnt mit dem Gedanken, dass das ganze Universum einer einsichtigen Leitung unterstellt ist. Wenn daher den Guten Ungemach widerfährt, so geschieht auch dies nicht ohne den Willen der Götter. Die Leiden sind eine Übungs- und Prüfungsschule für die Guten, *marcet sine adversario virtus*. Nach dieser Einleitung schreitet der Philosoph zur Disposition; er will zeigen, dass das Leid zum Heil der davon Betroffenen, dann zum Heil der Gesamtheit ausschlägt. Freiwillig, soll weiter dargelegt werden, unterwerfen sich daher die Guten; das Geschick ist es, das im voraus die

Prüfungen zumisst, mit den guten Menschen sind dieselben unzertrennlich verbunden. Endlich will er Lucilius davon überzeugen, dass der wackere Mann niemals des Mitleids bedarf, da er nicht unglücklich sein kann. Diese sechs Punkte werden sehr ungleich behandelt. Am ausführlichsten wird der Satz, dass das Leid dem nutzt, über den es verhängt wird, erläutert; die übrigen Sätze dagegen sind kürzer abgemacht. Der Philosoph lässt sogar im Verlauf der Untersuchung jene Disposition immer mehr in den Hintergrund treten; der zweite Satz wird noch regelrecht angekündigt, der dritte und vierte werden dagegen nur durch ein Stichwort markiert, der fünfte und sechste dagegen bleiben unbezeichnet. Manche haben sich daher zu dem Irrtum verleiten lassen, dass die sechste These nicht behandelt und darum die Schrift unvollständig sei. Allein das letzte Kapitel, besonders der Eingang, knüpft ersichtlich an jene These an, wenn dies auch nicht in der Form geschieht, die bei der Gliederung gewählt ist. Der Hinweis auf den Selbstmord am Schluss der Abhandlung kann doch nur den Zweck haben, den Glauben, dass der Mensch unglücklich sei, zu zerstören, da ja jeder es stets in der Hand hat, dem Unglück zu entfliehen.

Die Schrift als Vorläufer eines grösseren Werkes. Der Text beginnt mit den Worten: *quaesisti a me, Lucili, quid ita, si providentia mundus regeretur, multa bonis viris mala accident. Hoc commodius in contextu operis redderetur, cum praeesse universis providentiam probaremus et interesse nobis deum; sed quoniam a toto particulam revelli placet et unam contradictionem manente lite integra solvere, faciam rem non difficilem, causam deorum agam.* Hier wird die Schrift als der Vorläufer eines grösseren Werkes, in dem über die göttliche Vorsehung gehandelt werden sollte, vorgeführt. Wahrscheinlich war dieses in Aussicht genommene Werk identisch mit den später herausgegebenen *moralis philosophiae libri*. — GERTZ, *Studia critica*, Kopenh. 1874, p. 58; ROSSBACH, *Hermes* 17, 372 Anm.

Abfassungszeit. Ist die obige Vermutung richtig, dass die Schrift ein Vorläufer der Moralphilosophie ist, so wird sie vor den Briefen geschrieben sein, denn hier ist Seneca bereits mit der Ausarbeitung jenes grösseren Werkes beschäftigt (ep. 106, 2 u. 108, 1). Allem Anschein nach gehört die Schrift in die letzte Epoche der Schriftstellerei Senecas.

**455. Ad Serenum nec iniuriam nec contumeliam accipere sapientem (De constantia sapientis).** Die Abhandlung, welche sich an Serenus wendet, sucht das stoische Paradoxon zu erweisen, dass der Weise weder Kränkung noch Verachtung erleide. Gemäss der Trennung der *iniuria* von der *contumelia*, welch' letztere als das geringere Übel angesehen wird, führt er seine These in zwei Teilen durch. Für die Behauptung, dass die *iniuria* den Weisen nicht treffe, wird eine Reihe von spitzfindigen Beweisen aufgebracht, deren wir einige hier anführen wollen. Die Kränkung, heisst es, hat zum Zweck einem andern Böses zuzufügen; aber für das Böse ist bei dem Weisen kein Platz, denn die Tugend, in deren Besitz er ist, lässt Böses, sonach auch Kränkung nicht zu. Oder: die Kränkung geht auf eine Schädigung eines Gutes des Nebenmenschen aus. Der Weise kann nichts verlieren, denn das einzige Gut, auf das er Wert legt, ist die Tugend, diese lässt aber weder Vermehrung noch Verminderung zu. Oder: Das, was schädigt, muss stärker sein als das, was geschädigt wird, die Schlechtigkeit ist aber schwächer als die Tugend, also ist eine Schädigung des Weisen nicht denkbar. Im zweiten Teil, in dem nachgewiesen werden soll, dass den Weisen auch keine *contumelia* treffen könne, will er mehr in gemeinverständlicher Weise vorgehen. Hier wird besonderer Nachdruck auf das Argument gelegt, dass wir uns Kinder,



Fieberkranke nicht beleidigen können, so auch den Weisen die tief unter ihm stehenden bösen Menschen nicht. Beispiele sind mehrere in die Schrift eingestreut; selbstverständlich figurirt der jüngere Cato als Muster der Weisheit, ein Ausspruch des Philosophen Stilbon wird ausgenutzt, auch Epicurs Lehre zur Illustration der These verwertet, am Schluss Caligula als abschreckendes Beispiel vorgeführt.

Unterschied zwischen *iniuria* und *contumelia*. 5 *prior illa (iniuria) natura gravior est, haec (contumelia) levior et tantum delicatis gravis, qua non laeduntur homines, sed offendunt* 16,3 *utraque exempla hortantur, contemnere iniurias et quas iniuriarum umbras ac suspiciones dixerim, contumelias, ad quas despiciendas non sapiente opus est viro, sed tantum consipiente, qui sibi possit dicere: „utrum merito mihi ista accidunt an inmerito? si merito, non est contumelia, iudicium est; si inmerito, illi, qui iniusta facit, erubescendum est.“* Bezüglich der Gliederung vgl. 10,1 *quoniam priorem partem percucurrimus, ad alteram transeamus, qua quibusdam propriis, plerisque vero communibus contumeliam refutabimus.*

Abfassungszeit. Der angeredete Serenus ist Annaeus Serenus, der unter Nero an Gift starb (wohl bald nach 62, FRIEDLÄNDER zu Martial. 7, 45, 2), vgl. Plin. n. h. 22, 96. Die Schrift wird in den Anfang der Neronischen Regierung fallen (Jonas p. 43).

**456. Ad Novatum de ira l. III.** Die auf Verlangen seines Bruders Novatus, des späteren Gallio, abgefaßte Schrift über den Zorn besteht aus drei Büchern. Der Autor beginnt mit einer lebendigen Schilderung des äusseren Zustands eines Zornigen und den unheilvollen Folgen des Zorns. Leider folgt jetzt eine Lücke, in welcher die verschiedenen Definitionen des Zorns kritisiert waren. Manches Ausgefallene hat uns die gleichnamige Schrift des Lactantius (c. 17) aufbewahrt. Die Untersuchung führt dann den Satz aus, dass der Zorn nur den Menschen, nicht den Tieren eigentümlich sei, und berührt kurz die verschiedenen Spielarten des Zorns. Damit ist die Betrachtung des Wesens des Zorns erschöpft<sup>1)</sup>, es fragt sich nun, ob derselbe der Natur gemäss und ob er nützlich und teilweise aufrecht zu erhalten sei. Diese Fragen werden verneint und denselben gegenüber betont, dass die *ratio*, nicht die *ira* den Menschen beherrschen müsse.

Nachdem im ersten Buch allgemeine Fragen berührt waren, nimmt das zweite speziellere (*exiliora*) in Angriff. So wird zuerst gezeigt, dass der Zorn, wenn auch die erste Regung unwillkürlich erfolgt, nicht ohne Teilnahme des Geistes sein Wesen entfaltet<sup>2)</sup>, dann wird der Unterschied des Zorns und der Grausamkeit dargelegt. Im sechsten Kapitel taucht die auch im ersten Buch (1, 14) gestreifte Frage auf, ob die Tugend durch schlechte Dinge sich in Zorn bringen lassen soll; hier wird sie eingehender besprochen. Auch die unmittelbar sich anschliessende Partie greift wieder Probleme des ersten Buchs auf, das Problem der Nützlichkeit oder Schädlichkeit, der Notwendigkeit oder Nichtnotwendigkeit des Zorns (c. 7 c. 11). Mit dem 18. Kapitel schreitet der Autor zu dem praktischen Teil, bei dem es sich darum handelt, dass wir nicht in Zorn fallen, dann dass wir unsern Zorn zu bezähmen wissen. Es muss daher dargelegt werden, was den Zorn hervorruft, um die Heilmittel gegen denselben angeben zu können, die Erziehung kann hier das Meiste thun. Allein auch im reiferen Lebensalter können wir durch Beobachtung einer Reihe von Vorschriften

<sup>1)</sup> Vgl. den c. 5 markierten Einschnitt.

<sup>2)</sup> 2, 3, 4 *neque enim fieri potest, ut de*

*ultione et poena agatur animo nesciente.*

Nach c. 4 ist wieder eine grössere Lücke.

den Zorn verhüten. Gegen den Schluss des Buchs fällt er wieder in theoretische Betrachtungen über das Wesen des Zorns zurück, indem er selbstgemachte Einwürfe zurückweist. Man sollte nun meinen, dass im dritten Buch der zweite Teil der Ankündigung durchgeführt und gelehrt worden wäre, wie wir den Zorn bezähmen können; denn die im letzten Kapitel hingeworfene Vorschrift, dass der Zornige gut daran thue, sich im Spiegel zu schauen, kann doch nicht als eine genügende Lösung dieser Frage betrachtet werden. Allein das dritte Buch tritt nach einer allgemeinen Betrachtung über den Zorn an den praktischen Teil von neuem heran und gliedert ihn jetzt abweichend von dem zweiten Buch dreiteilig, indem als weiterer Gesichtspunkt erscheint, wie wir den fremden Zorn heilen können. Es ist sonach klar, dass das vorliegende Werk von Seneca nicht zu einer völligen Einheitlichkeit ausgestaltet wurde; das dritte Buch steht nur in einem losen Zusammenhang zu den zwei vorausgegangenen. Ja das dritte Buch bietet selbst wiederum einen Anstoss dar, da auch hier die vorgelegte Disposition nicht strenge eingehalten wird; denn der zweite Teil ist nirgends markiert, der letzte Teil wird kurz am Schluss durchgeführt, wenn nicht mit Lipsius eine Lücke vor dem 41. Kapitel anzunehmen ist.<sup>1)</sup> Die Beispiele treten in dem letzten Buch stark hervor.

Über den Charakter des dritten Buchs handelt eingehend PFENNIG, *De librorum quos scripsit Seneca de ira compositione et origine*, Greifswald 1887. Das Buch wiederholt, abgesehen davon, dass es eine neue Disposition aufstellt, auch viele Gedanken aus den zwei vorausgegangenen Büchern. Vgl. die Zusammenstellung p. 32. Zur Erklärung dieser eigentümlichen Erscheinungen stellt PFENNIG die Hypothese auf, dass das dritte Buch ursprünglich selbständig war (p. 34), diese Selbständigkeit sei vielleicht dadurch entstanden, dass Seneca das Werk für Recitationen abgefasst habe und zwar für zwei Recitationen, für eine längere, für welche die zwei ersten Bücher, für eine kürzere, für welche das dritte Buch bestimmt war, bei der Herausgabe habe Seneca die beiden Fassungen miteinander verbunden. Diese Hypothese ist nicht wahrscheinlich, zumal sie ohne Annahme einer wenn auch kleinen Redaktion nicht auskommt, denn 3, 3, 1 *ut in prioribus libris dixi* und 3, 4, 1 *quem in prioribus libris descripsimus* müssten dann spätere Zusätze sein.

Über die Quellen ALLERS, *De C. A. Senecae librorum de ira fontibus*, Götting. 1891. An griechischen Werken über die Affekte (*περί παθῶν*) und an solchen speziell über den Zorn (*περί ὀργῆς*) fehlte es nicht. So hatte der Lehrer Senecas, Sotion, *περί ὀργῆς* geschrieben. Auch von Philodemus gab es eine Abhandlung über den gleichen Gegenstand, welche aus den Trümmern von Herculaneum hervorgezogen wurde (Ausgabe von GOMPERZ, Leipz. 1864). Mehrheit der Quellen statuiert ALLERS, nimmt aber besondere Benutzung des Chrysippus an, wie aus Cic. (Tusc. disp. 4, 41) und Galen (V. p. 388) erhelle (p. 43).

Zeit der Abfassung. Nach Lipsius sind die Bücher *de ira* unter der Regierung Caligulas, nach LEHMANN unter Claudius im Jahr 49 (Claudius und Nero p. 11, anders früher Philol. 8, 316) abgefasst. Sicher ist, dass das Werk nach Caligulas Tod fällt, wie 1, 20, 9 zeigt. (Die *Präsentia* 3, 19, 3 werden keine Gegeninstanz bilden.) Da vom Exil keine Rede ist (und Novatus noch nicht adoptiert ist), wird die Schrift bald nach Caligulas Tod entstanden sein (Jonas p. 29).

**457. Ad Marciam de consolatione.** Es ist eine berühmte Frau, der diese Trostschrift gewidmet ist, Marcia, die Tochter des Geschichtsschreibers A. Cremutius Cordus. Derselbe hatte ein Geschichtswerk geschrieben, in dem Brutus und Cassius lobend erwähnt waren. Unter Tiberius wurde ihm daher der Prozess gemacht, er setzte infolgedessen seinem Leben selbst ein Ziel, und seine Schriften wurden von den Ädilen verbrannt (p. 237). Allein durch die Bemühungen seiner Tochter entgingen

<sup>1)</sup> PFENNIG p. 30.



sie doch dem Untergang (1, 3), und Caligula erlaubte am Anfang seiner Regierung die Publikation (Suet. Calig. 16). Dieser Marcia war ein Sohn, Metilius, in jungen Jahren durch den Tod entrissen worden, nachdem er es bis zur Priesterwürde gebracht hatte (24, 3). Schon vorher hatte sie den Gatten verloren. Drei Jahre nach dem Hingang des Sohnes erhielt sie von dem Philosophen die Trostschrift. Den Eingang nimmt der Schriftsteller davon her, dass er Marcia an ihre Seelenstärke, die sie bei dem widrigen Geschick ihres Vaters gezeigt, erinnert, das verschiedene Verhalten bei Todesfällen durch zwei Beispiele aus dem Kaiserhause illustriert und eine Anrede des Philosophen Areus an die Livia einschaltet. Dann geht er zu seinen eigenen Trostgründen über. Das Trauern hilft nichts, einen mässigen Schmerz kann man sich für eine Zeit lang gefallen lassen, ein fortdauernder, unmässiger ist gegen die Natur. Wir denken zu wenig daran, dass das Leid, das wir täglich vor unsern Augen sehen, auch uns nicht erspart bleiben kann. Die äusseren Güter besitzen wir nur leihweise. Alle Menschen werden geboren, um zu sterben. Hat das uns entrissene Kind uns noch keine Freuden gemacht, so vermissen wir es weniger; haben wir aber Freude von ihm geerntet, so sollen wir für das Empfangene dankbar sein. Dem Einwurf, dass die Freude länger hätte sein sollen, wird damit begegnet, dass die kurzwährende doch noch immer besser sei als gar keine. Das Unglück, das Marcia betroffen, ist auch anderen hochstehenden Leuten, Männern wie Frauen, widerfahren. Sie möge bedenken, dass ihr das Geschick noch immer genug übrig gelassen habe, zwei Töchter und Enkelkinder, darunter zwei Töchter des Verstorbenen. Marcia musste wissen, dass sie einen Sterblichen geboren. Der, welcher ins Leben eintritt, verpflichtet sich sowohl dessen Freuden als dessen Leiden hinzunehmen, dies müssen sich die Eltern bezüglich der Kinder fortwährend vor Augen halten. Auch das ist zu bedenken, dass der Tod das Ende aller Widerwärtigkeiten herbeiführt; und manchem grossen Mann wäre ein früher Tod ein Segen gewesen. Auch bei dem Frühverstorbenen muss man annehmen, dass er sein Lebensgeschick erfüllt hat, und man muss erwägen, aus wie vielen Gefahren des Lebens oft ein früher Hingang befreit. Der Vater der Marcia ist ja ein leuchtendes Beispiel, welches Unheil auf das menschliche Dasein einstürmen könne. Das Ausgereifte, auch wenn es in jungen Jahren erscheint, verlangt das Ende; Metilius hat, wenn man seine Tugenden betrachtet, lang genug gelebt, Sein Leib zerfällt. Sein Geist aber gehört jetzt dem Kreise an, in dem die Scipionen und die Catonen und ihr Vater verweilen. Mit einer beruhigenden Anrede, welche der Philosoph Cremutius Cordus an Marcia halten lässt, schliesst die Trostschrift, welche eindringlich und lebhaft geschrieben ist, in Bezug auf logische Gliederung und Reichhaltigkeit der Trostgründe aber manches zu wünschen übrig lässt.

Die Mängel der Schrift sind genau dargelegt von SCHINNERER (Über Senecas Schrift an Marcia, Hof 1889 p. 14).

Die Abfassungszeit lässt sich nicht mit Sicherheit bestimmen. LIPSIIUS ist der Meinung, dass die Schrift nach dem Exil geschrieben sei (ebenso MICHAELIS in seiner Ausgabe, Harlem 1840), SCHINNERER sucht wahrscheinlich zu machen, dass sie aus der Zeit vor der Verbannung (Ende der Regierung des Caligula) stammt (p. 11), ebenso LEHMANN (Claudius p. 9 [41 n. Chr.]); HEIDBREDE (*De Senecae consolatione ad Marciam*, Bielef. 1839)

meint (p. 11), sie könne auch während des Exils geschrieben sein; JONAS bestreitet nur die Abfassung in der Zeit des Exils, abgesehen davon lässt er unentschieden, ob sie kurz vor dem Exil oder kurz nach demselben abgefasst sei (p. 37). Am wahrscheinlichsten ist die Entstehung vor dem Exil (BURESCH 40 oder Anfang 41, Leipz. Stud. 9, 113).

Über die Quellen der Seneca'schen *consolationes* im allgemeinen vgl. ALLERS, *De S. librorum de ira font.* p. 5.

**458. Ad Gallionem de vita beata.** Auch diese Abhandlung ist wie die Bücher *de ira* für den Bruder Senecas Novatus geschrieben, doch führt derselbe hier den Namen Gallio, so dass also die Schrift nach der Adoption desselben anzusetzen ist. Das Ende der Schrift ging verloren. Um die vorliegende Frage nach dem glücklichen Leben zu lösen, musste der Philosoph auf zwei Dinge sein Augenmerk richten, auf das, was das Leben glücklich macht, und auf die Mittel und Wege, welche uns zu dem glücklichen Leben führen. Das glückliche Leben bestimmt sich nicht nach dem Urteil der Menge, sondern nach dem Urteil der Weisen. Im allgemeinen kann dasselbe definiert werden als ein Leben, welches der Natur entspricht. Allein es sind noch andere Definitionen möglich, welche dieselbe Sache uns stets in einer neuen Beleuchtung erscheinen lassen. Das Wesentliche ist, dass das Glück des Lebens in der Ausübung der Tugend besteht. Dieser Gesichtspunkt führt auf eine Polemik gegen die *voluptas* in der Form, dass verschiedene Einwürfe eines fingierten Gegners zurückgewiesen werden. Nachdem der Begriff des glücklichen Lebens festgestellt und gegen abweichende Ansichten geschützt ist, erwartet man, dass dargelegt wird, wie man zu dem glücklichen Leben gelange. Es wird auch in der That (c. 16) die Frage aufgeworfen, was die *virtus* von uns wolle. Allein die Frage wird mit einer sehr vagen Antwort abgethan; die Untersuchung richtet sich jetzt vielmehr auf die Anfeindung der Philosophie, welche sich darauf gründet, dass Worte und Thaten der Philosophen nicht im Einklang stehen; besonders der Gesichtspunkt ist stark hervorgekehrt, dass der Philosoph die Verachtung des Reichtums predigt und dabei im Besitz von Reichtümern ist. Man gewinnt den Eindruck, dass sich Seneca selbst gegen Angriffe seiner Gegner verteidigt.

Die Abfassungszeit kann durch die zuletzt erwähnte Eigentümlichkeit der Schrift im allgemeinen bestimmt werden. Man wird die Zeit anzunehmen haben, in der Seneca durch die Schenkungen Neros zu grossem Reichtum gelangt war. Ferner kann ein Indicium aus 17, 1 gewonnen werden. Dort berührt Seneca den offenbar ihm gemachten Vorwurf „*lacrimas audita coniugis aut amici morte demittis*“. Halten wir damit zusammen die Worte Ep. 63, 14 *haec tibi scribo is, qui Annaeum Serenum, carissimum mihi, tam inmodice flevi, ut quod minime velim, inter exempla sim eorum quos dolor vicit*, so besteht die Wahrscheinlichkeit, dass unsere Schrift nach dem Tod des Serenus, der unter Nero (wohl bald nach 62 vgl. § 455) starb, mithin nach den Schriften, welche dem Serenus gewidmet sind, abgefasst wurde (Jonas p. 43). Diese Ansicht bekämpft SCHULTESS (*De Annaei Senecae quaest. natur. et epist.* p. 47), „*scriptus est cum Seneca imperatoris gratia etiam tum valeret, ante secessum illum a. 62.*“

**459. Ad Serenum de otio.** Der Eingang wie der Schluss der Schrift ist verloren. Aber die Disposition hat sich erhalten, so dass wir über die Grundideen nicht im Unklaren sein können. Zwei Thesen sollen erwiesen werden: 1) dass es gestattet ist, sich von Anfang an ganz der Spekulation zu widmen; 2) dass man dies auch erst im Alter thun könne, nachdem man sich längere Zeit im geschäftlichen Leben bewegt habe. Die erste Behauptung wird durch den Satz erwiesen, dass das höchste



Gut ist, der Natur gemäss zu leben. Nun aber ist klar, dass die Natur uns nicht bloss für das Handeln, sondern auch für die Spekulation bestimmt hat; denn der Forschungstrieb ist allen Menschen eingepflanzt; schon durch den Bau unseres Körpers werden wir auf die Erkenntnis des Universums hingewiesen. Indem wir aber der Natur folgen und uns in die Betrachtung des Seienden versenken, handeln wir zugleich; denn mit der Spekulation ist auch Aktion verbunden; den Forscher wird es drängen, das Erforschte ins Leben einzuführen. Allein auch wenn der Weise ganz in sein Studium aufgeht, so nützt er oft mehr durch dasselbe als andere durch die glorreichsten Handlungen, auch das Auffinden neuer Wahrheiten ist ein Handeln. Übrigens sind die politischen Verhältnisse in der Regel derart, dass man dem Philosophen nicht verübeln kann, wenn er sich in sein *otium* zurückzieht.

Unvollständigkeit der Schrift. In der handschriftlichen Überlieferung ist die Monographie *de otio* mit der vorausgehenden *de vita beata* zusammengefloßen. Muretus erkannte dies zuerst und Lipsius nahm dementsprechend die Scheidung der zwei Abhandlungen vor. Diese wird bestätigt durch den Index des *Ambrosianus*, der auf die Schrift *de vita beata* den Traktat *ad Serenum* (diese Worte sind ausradiert) *de otio* folgen lässt. Durch den Ausfall der zwei äusseren Blätter eines *Quaternio* ging das Ende des Traktates *de vita beata* und der Anfang des Traktates *de otio* und das Ende dieser Schrift verloren (GERTZ Ausg. p. 263).

Abfassungszeit. Die Monographie passt am besten in die Zeit, in der sich Seneca vom Hofe und von den Staatsgeschäften zurückgezogen hatte, sie wird also nach 62 geschrieben sein. Man kann sie „als eine Rechtfertigung Senecas gegen den Vorwurf, dass er durch das Aufgeben seiner staatsmännischen Laufbahn den Lehren der Stoa ungetreu werde“ (LEHMANN, Claudius p. 15) betrachten.

**460. Ad Serenum de tranquillitate animi.** Die Abhandlung steht durch die Art der Einkleidung singulär da; es wird nämlich im Anfang Serenus redend eingeführt, indem er seine Seelenverfassung darlegt. Ihm antwortet Seneca. Zuerst wird der Zustand, welcher der Seelenruhe entgegengesetzt ist, geschildert, derselbe gipfelt in der Unzufriedenheit mit sich selbst, in dem *sibi displicere*. Dann setzt er auseinander, in welcher Weise man zu dem inneren Gleichgewicht, zum Frieden der Seele gelangen kann. Der Philosoph empfiehlt gewissenhafte Prüfung der eigenen Kräfte und der Aufgaben, an deren Lösung man herantreten will, endlich Vorsicht in der Wahl unseres näheren Umgangs. Da das Streben nach materiellem Besitz viel Unruhe in unserm Innern erzeugt, so predigt er Genügsamkeit. Weiterhin mahnt er Jeden, sich mit seiner Lebenslage ruhig abzufinden und stets auf alles, was das Schicksal bringt, gefasst zu sein, alles Überflüssige und das geschäftige Nichtsthun zu vermeiden, die richtige Mitte zwischen Eigensinn und Leichtfertigkeit einzuhalten, sich durch die Thorheit der Menschen und durch das traurige Ende berühmter Männer nicht ausser Fassung bringen zu lassen, nicht allzu ängstlich sich zu geben und zwischen Arbeit und Erholung abzuwechseln.

Dies sind die Hauptgedanken der Schrift. Die Gedanken sind in anmutiger, gemeinverständlicher Form gegeben.

Gegenstand der Schrift. 2, 3 *quod desideras magnum et summum est deoque vicinum, non concuti. Hanc stabilem animi sedem Graeci euthymian vocant, de qua Democriti volumen egregium est, ego tranquillitatem voco.* Aus dieser Stelle schliesst HIRZEL, Hermes 14, 354, dass der Titel der Schrift nicht *de tranquillitate animi*, wie die Überlieferung darbietet, sondern bloss *de tranquillitate* war (vgl. noch 17, 12). 2, 4 *quaerimus, quomodo animus semper aequali secundoque cursu eat propitiusque sibi sit*

*et sua laetus aspiciat et hoc gaudium non interrumpat, sed placido statu maneat nec adtolens se unquam nec deprimens: id tranquillitas erit.*

Quellen. Ausser der Schrift des Democritus wird noch angeführt Athenodorus (3,1; 7,2). Die Hauptquelle scheint jedoch die Schrift Democrits *περί εὐθυμίας* gewesen zu sein. Vgl. HIRZEL, Hermes 14, 354.

Über die Zeit der Abfassung. Da die Schrift dem Serenus gewidmet ist, so muss sie vor dessen Tod fallen (vgl. § 455).

**461. Ad Paulinium de brevitae vitae.** Der herkömmlichen Klage, dass unser Leben kurz sei, stellt der Philosoph den Satz gegenüber, dass wir selbst uns das Leben abkürzen. Das Leben ist lang, wenn man es richtig zu benutzen weiss. Wir leben aber nicht für uns, sondern für ardere, wir leben so, als wenn der Tod uns niemals ereile, wir leben unsern Leidenschaften, wir leben, als wenn die Zeit keinen Wert habe, wir leben in der Zukunft, wir leben in geschäftigem Nichtsthun. Das wahre Leben ist dasjenige, welches dem Studium der Weisheit gewidmet ist, denn dieses beschäftigt sich mit den Gütern, die unvergänglich sind, die Weisen rauben uns keine Zeit, sie zeigen uns den Weg zur Unsterblichkeit, sie legen uns alle Zeit zu Füßen.

Die Abhandlung ist an Paulinus gerichtet, der die Verwaltung des Getreidewesens in Rom unter sich hatte; sie ermahnt ihn, endlich sich dem wahren *otium* zu ergeben und stellt seine bisherige Amtsthätigkeit in Gegensatz zum Studium der Weisheit.

An pikanten Sentenzen ist die Schrift reich: z. B. 1,3 *non exiguum temporis habemus, sed multum perdimus* 7,4 *vivere tota vita discendum est et, quod magis fortasse miraberis, tota vita discendum est mori* 14,1 *soli omnium otiosi sunt qui sapientiae vacant, soli vivunt*. Sehr interessant ist die Schilderung der *occupati*, besonders eines Stützers im Barbierladen (12,3), dann eines gelehrten Kleinigkeitskrämers (13,2).

Die Abfassungszeit. Aus 13,8 (über das *pomerium*) ergibt sich der *terminus ante quem*, d. h. die Schrift ist vor dem Tag geschrieben, an dem Claudius das *Pomerium* hinausshob, vor 49/50. Die Schrift wurde bald nach seiner Rückkehr aus der Verbannung ediert. (Für 49 sprechen sich LEHMANN, Claudius p. 12, HIRSCHFELDER (Philol. 19, 95) und JONAS (p. 34) aus.

**462. Ad Polybium de consolatione.** Diese an den mächtigen Freigelassenen des Kaisers Claudius gerichtete Schrift sucht denselben über den Tod seines Bruders zu trösten. Am Anfang verstümmelt setzt sie mit den Gedanken ein, nichts ist ewig und nur wenig von längerer Dauer. Selbst dem Weltgebäude droht der Untergang; also ist der Tod etwas Naturnotwendiges. Der Kummer bringt weder dem Verstorbenen noch dem Überlebenden einen Vorteil. Wenn auch zugegeben werden muss, dass Polybius durch den Tod seines Bruders ein herbes Schicksal erfahren, so ist doch auch andererseits zu bedenken, dass dasselbe nun einmal unabänderlich ist, und dass Jammern dawider nichts hilft. Selbst der Verstorbene, falls es eine Fortdauer der Seele gibt, kann nicht an dem Schmerz des geliebten Bruders Gefallen haben. Weiter erinnert der Philosoph daran, dass Polybius seinen übrigen Brüdern an Mut vorleuchten und auch auf seine Stellung und den Kaiser Rücksicht nehmen müsse. Für die Einsamkeit empfiehlt der Trostspender als das beste Mittel, seinen Kummer zu bannen, das Studium.<sup>1)</sup> Die Betrachtung wendet

<sup>1)</sup> Über die Schriftstellerei des Polybius vgl. p. 64. DETLEFSEN hält auch den Freigelassenen für identisch mit dem bei Plinius

Autorenverz. zu Bd. 31 genannten und 3, 131 auch citierten lateinischen Schriftsteller über Medicin (Glückst. Programm des J. 1881 p. 4).



sich wiederum zu dem Toten und zeigt, dass derselbe unter allen Umständen, mag es eine Fortdauer geben oder nicht, kein bejammernswertes Los hat. Als neuer Trostgrund erscheint, dass Polybius seinen Bruder doch längere Zeit um sich gehabt. Den Einwurf, dass der Verlust wider Erwarten eingetreten, weist die Trostschrift mit dem Satz zurück, dass mit dem Tag der Geburt sich der Tod als Begleiter einstellt. Als dann wird der Trauernde aufgefordert, sich von dem, was sein Herz bedrückt, zu dem Erfreulichen, was ihm noch verblieben ist, zu wenden, besonders seine Augen auf den Kaiser zu richten; der Schriftsteller lässt sich hierbei die Gelegenheit nicht entgehen, starke Schmeicheleien dem Herrscher darzubringen, um seine Begnadigung zu erreichen. Zuletzt legt er dem Kaiser selbst eine Trostrede an Polybius in den Mund; Beispiele von ähnlichen Schicksalsschlägen werden vorgeführt. Mit eindringlichen Mahnungen an Polybius, sich in seine Studien zu versenken, das Andenken des Verstorbenen durch eine Schrift zu verherrlichen, das Masslose des Schmerzes zu verbannen, sich einer liebevollen Erinnerung an seinen Bruder hinzugeben, schliesst die Schrift.

Zeit der Abfassung. Die Schrift ist unter dem Kaiser geschrieben, der über ihn die Verbannung ausgesprochen, also unter Claudius nach 41 (13, 2); sie ist aber vor 44 geschrieben, denn der Kaiser hatte noch nicht triumphiert (13, 2); einige Zeit hatte Seneca schon in der Verbannung zugebracht, denn er spricht von seinem *longo iam situ obsoletus et habetatus animus* (18, 9) Vgl. JONAS p. 31 („*missa est ad Polybium consolatio paulo ante triumphum Britannicum anno 43/44*“ BÜCHELER, Rh. Mus. 37, 327).

Echtheit der *consolatio*. Man wollte das Produkt dem Seneca aberkennen. Schon Diderot hatte dies in seinem bekannten Essai gethan. Obwohl gegen ihn eine Abhandlung Volkmanns sich gerichtet hatte, so wurden doch neuerdings auch von BÜRESCH wieder Zweifel an der Echtheit erhoben (Leipz. Stud. 9, 114—120), allein ohne überzeugende Kraft.

**463. Ad Helviam matrem de consolatione.** Die Trostschrift, die Seneca an seine Mutter richtete, ist einige Zeit nach der Katastrophe der Verbannung geschrieben. Die Abhandlung ist auf einer durchsichtigen Disposition aufgebaut. Sie versucht zuerst den Nachweis, dass die Verbannung kein Unglück ist. Der Weise legt überhaupt auf die äusseren, zufälligen Dinge keinen Wert, sondern sucht stets den Schwerpunkt seines Daseins in sich selbst. Deshalb sind die Urtheile der Menge nicht für ihn massgebend, sonach auch nicht das herkömmliche Urtheil über das Exil. Dieses ist nichts anders als eine Ortsveränderung. Wie viele verlassen aber nicht ihr Vaterland freiwillig! Wie viele Fremde birgt Rom! Selbst ganze Völker verliessen ihre Heimat und suchten sich andere Wohnstätten auf. Der Mensch mag sein, wo er will, er hat stets seine eigene Tugend und die gemeinsame Natur. Auch wenn der Ort der Verbannung traurig ist, begründet dies noch kein Übel, der Weise vermag stets die wahren Güter von den eingebildeten zu trennen. Die Armut, die der Verbannte zu tragen hat, erträgt der Weise leicht, da er sehr wenige Bedürfnisse zu befriedigen hat. Dieser Bedürfnislosigkeit des Weisen stehen die ungeheuren Ansprüche der gewöhnlichen Menschen in Bezug auf Nahrung<sup>1)</sup> und Kleidung gegenüber; diese Ansprüche aber geben niemals Ruhe, während derjenige, der sich auf das natürliche Mass beschränkt, stets zufrieden

<sup>1)</sup> Vgl. die berühmten Worte 10, 3: *vomunt ut edant, edunt ut vomant*.

ist und von Armut nichts merkt. Übrigens gibt es viele Lagen des Lebens, in denen auch die Reichen auf ihren Luxus verzichten müssen. Ist aber des Weisen Sinn gegen die Armut gefestigt, so ist er es auch gegen zwei andere mit der Verbannung in Verbindung gebrachten Nachteile, gegen die Schmach und gegen die Verachtung. Der zweite Teil der Trostschrift nimmt seinen Ausgangspunkt von der Mutter und führt aus, dass diese ebensowenig wie der Sohn Grund hat, sich abzuhärmen. Vorteile, welche sie aus der Anwesenheit des Sohns ziehen konnte, sind für sie völlig irrelevant, da sie stets ihr Interesse dem der Ihrigen nachstellte. Dieser Punkt kann daher kurz abgemacht werden. Länger verweilt der Schriftsteller bei dem zweiten Punkt, dass die Mutter den Umgang des geliebten Sohnes entbehren muss. Aber auch hiefür stehen Trostgründe bereit. So natürlich jener Schmerz für das weibliche Gemüt ist, so muss doch auch auf der andern Seite der Mutter entgegengehalten werden, dass sie solche vortreffliche Eigenschaften des Geistes und Gemütes besitzt, dass man an sie höhere Anforderungen in Bezug auf die Ertragung des Leids als an gewöhnliche Frauen stellen, und dass man sie auf das Beispiel berühmter Mütter wie die der Gracchen verweisen darf. Der Philosoph empfiehlt ihr die Beschäftigung mit ernsteren Studien und erinnert sie daran, dass ihr noch genug des häuslichen Glücks übrig geblieben sei.

Quellen. Dass auch für diese *consolatio* der Philosoph in der Litteratur sich umgesehen, bezeugen folgende Stellen: 1, 2 *cum omnia clarissimorum ingeniorum monumenta ad compescendos moderandosque luctus composita evolverem, non inveniebam exemplum eius, qui consolatus suos esset, cum ipse ab illis comploraretur.* 8, 1 *adversus ipsam commutationem locorum — satis hoc remedii putat Varro — quod, quocumque venimus, eadem rerum natura utendum est; M. Brutus satis hoc putat, quod licet in exilium euntibus virtutes suas secum ferre.* 9, 4 *Brutus in eo libro quem de virtute composuit, ait se Marcellum vidisse Mytilenis exultantem et, quantum modo natura hominis pateretur, beatissime viventem neque unquam cupidiorum bonarum artium quam illo tempore; itaque adicit visum sibi se magis in exilium ire, qui sine illo rediturus esset, quam illum in exilio relinqui.*

Die Abfassungszeit lässt sich nicht genau bestimmen; Lipsius vermutet, dass sie gegen Ende des ersten Jahres des Exils oder zu Anfang des zweiten abgefasst wurde.

β) Die ausserhalb des Corpus stehenden erhaltenen Schriften.

**464. Ad Neronem Caesarem de clementia.** Bald nachdem Nero den Thron bestiegen, im Jahre 55 oder 56 überreichte Seneca dem Herrscher ein Werk über die Milde oder die Gnade. Es waren ursprünglich drei Bücher, allein uns sind nur das erste und der Anfang des zweiten erhalten. Das erste Buch verbreitet sich im allgemeinen über die Milde und zeigt besonders deren Notwendigkeit und Nützlichkeit für den Herrscher. Das zweite Buch sollte die Begriffsbestimmung entwickeln und die Kriterien an die Hand geben, welche die Milde von den verwandten Fehlern unterscheiden. Wir erhalten auch die Definition der Milde (3, 1), dann eine Erörterung über die Strenge und Grausamkeit und über den Unterschied der *misericordia* und der *venia* von der *clementia*. Allein damit bricht das Buch unvollendet ab. Dem fehlenden dritten Teil war die Aufgabe gestellt, auszuführen, wie man sich die Tugend der Milde aneigne, erhalte und befestige.

An Schmeicheleien an Nero fehlt es nicht. So nimmt das zweite Buch geschickt seinen Ausgangspunkt von einem Wort desselben, welches



ganz besonders sein weiches Gemüt zu bekunden schien. Als er nämlich zur Bestätigung eines Todesurteils gedrängt wurde, rief er aus „Oh könnte ich doch nicht schreiben“. Auch im Eingang des ersten Buchs wird in einem Monolog die hohe Stellung und die grosse Macht Neros geschildert. Aber man darf nicht vergessen, dass ja die ersten Regierungsjahre des jungen Kaisers zu den grössten Hoffnungen berechtigten.

Die Disposition der Schrift, welche uns ermöglicht, das, was fehlt, im allgemeinen zu bestimmen, lautet (1, 3, 1): *in tres partes omnem hanc materiam dividam. Prima erit + manumissionis* (leider noch nicht geheilt); *secunda ea, quae naturam clementiae habitumque demonstret: nam cum sint vitia quaedam virtutes imitantia, non possunt secerni, nisi iis signa, quibus dinoscantur, inpresseris; tertio loco quaeremus, quomodo ad hanc virtutem perducatur animus, quomodo confirmet eam et usu suam faciat.*

Über das Bruchstück des *Hildebertus Cenomanensis* vgl. ROSSBACH, *Disquis. de Sen.*, Rostock 1882 p. 33, Berl. Stud. 2. Bd. 3. H. p. 112; THOMAS, *Fleckeis. Jahrb.* 1884 p. 592.

Die Zeit der Abfassung ergibt sich aus 1, 9, 1. Nero hatte das 18. Lebensjahr zurückgelegt, als die Schrift geschrieben wurde, also fällt sie zwischen Dezember 55 und Dezember 56 (JONAS p. 41).

**465. De beneficiis l. VII.** Diese Bücher sind dem Aebutius Liberalis gewidmet. In dem ersten Buch beginnt er mit der Betrachtung, dass keine Untugend so häufig sei als die Undankbarkeit. An derselben sind aber oft die Geber selbst schuld, weil sie bei der Spendung von Wohlthaten nicht die richtigen Wege einschlagen. Allein die Undankbarkeit darf nicht vom Wohlthun abhalten. Dann schreitet er zur Definition der Wohlthat; das Wesen derselben ruht in der Gesinnung des Gebers, nicht in der Spende. Aber es ist von Wichtigkeit zu wissen, was für Wohlthaten man spenden soll und in welcher Weise. Nur der erste Punkt wird noch in diesem Buch erörtert. Mit dem zweiten Punkt, wie Wohlthaten zu spenden seien, hebt das zweite Buch an; es werden über diesen Punkt recht praktische Lehren gegeben. Daran schliessen sich Belehrungen über die Art und Weise, wie man Wohlthaten annehmen soll. Auch das Gegenbild, die undankbare Gesinnung muss hier gestreift werden. Die Ursachen derselben werden angeführt und kurz erläutert.<sup>1)</sup> Im dritten Buch wird die Betrachtung der Undankbarkeit fortgesetzt; es sind zwei Streitfragen, welche eine ausführliche Erörterung gefunden haben, einmal die Frage, ob die Undankbarkeit sich zur gerichtlichen Verfolgung eigne; der Autor antwortet mit Nein. Das zweite Problem ist, ob der Sklave seinem Herrn eine Wohlthat erweisen könne. Hier ist das Ergebnis ein Ja; rührende Beispiele von Treue der Sklaven gegen ihre Herren werden eingeschaltet. Ein neues Problem, das behandelt wird, ist, ob die Kinder ihren Eltern grössere Wohlthaten erweisen können als sie empfangen haben. Die Untersuchung wird mit einem fingierten Gegner geführt, der jene Frage verneint hatte; derselbe wird widerlegt. Das vierte Buch erhärtet zuerst den Satz, dass Wohlthun und Dankbarkeit zu den Dingen gehören, die an und für sich zu erstreben sind; dann wird der Fall geprüft, ob man auch Undankbaren Wohlthaten erweisen soll. Im fünften Buch werden verschiedene *quaestiones* besprochen und entschieden, ob es eine Schande, im Wohlthun besiegt zu werden und ob jemand sich selbst

<sup>1)</sup> Über die Disposition der zwei ersten Bücher vgl. HAEGERLIN, *Rh. Mus.* 45, 45.

Wohlthaten spenden könne. Dann wendet er sich zu den stoischen Paradoxa „Niemand kann undankbar sein“. „Alle sind undankbar.“ Weiterhin wird der Fall berührt, ob für Wohlthaten, die z. B. der Vater empfangen, auch der Sohn dankbar sein müsse. Endlich wird untersucht, ob auch von einer Wohlthat gesprochen werden könne, wenn der Empfänger dieselbe nicht als solche empfindet und ob man Ersatz für eine erwiesene Wohlthat fordern dürfe. Casuistisch ist auch das sechste Buch. Da tauchen die Probleme auf, ob das *beneficium* entrissen werden könne; ob man Dank dem schulde, der uns wider Willen oder ohne es zu wissen, genützt hat; ob eine Verpflichtung für uns erwächst, wenn einer in seinem Interesse uns einen Dienst erwiesen, ob man einem Unglück wünschen dürfe, um ihm Hilfe leisten zu können. Ein solcher Wunsch ist verwerflich, wir bedürfen nicht des Unglücks, um wohlzuthun, auch das äussere Glück bietet dazu Gelegenheit. Die Hochstehenden bedürfen oft des Rates, der Stimme der Wahrheit und der Belehrung. Das siebente Buch bewegt sich nicht minder in Casuistik; der Philosoph bemerkt im Eingang, dass vieles in der Philosophie nur zur geistigen Gymnastik betrieben werde, die Hauptsache bleibe immer, die Grundsätze für unser Handeln fest inne zu haben, um das echte Leben des Weisen führen zu können. Daran schliesst er das Problem, ob man dem Weisen etwas schenken könne, da derselbe ja alles besitze. Weitere Fragen sind, ob der, welcher alles aufgeboten, um einen Dienst zu vergelten, seiner Verpflichtung quitt sei, ob man die Wohlthat, die man von einem Weisen empfangen, vergelten müsse, wenn dieser Weise inzwischen ein böser Mensch geworden ist. Dann wird der Satz „Der Spender soll die Wohlthat vergessen“ erklärt und endlich das Verfahren, das man gegen Undankbare beobachten soll, dargelegt.

Dies ist der Inhalt des Werks. Wie man sieht, verliert sich dasselbe zuletzt in unfruchtbare Spitzfindigkeiten. Auch an streng geschlossener Gliederung fehlt es; doch finden sich in demselben auch feine, aus dem Leben gesshöpfte und für das Leben bestimmte Regeln und Beobachtungen. Eingestreute Beispiele gewähren dem ermüdeten Leser Ruhepunkte.

Die Zeit der Abfassung. Mit Sicherheit lässt sich behaupten, dass das Werk nach Claudius abgefasst wurde; denn die den Kaiser gering schätzende Äusserung des Crispus Passienus (1, 15, 5) „*malo divi Augusti iudicium, malo Claudii beneficium*“ konnte nicht zu Lebzeiten des Claudius veröffentlicht werden. Als Seneca seinen Brief 81 schrieb, verweist er (3) auf das Werk *de beneficiis*. Allein da diese Briefe in die letzte Lebenszeit Senecas fallen, gewinnen wir aus diesem Citat nichts für die Abfassungszeit.

Die Überlieferung der Schriften *de clementia* und *de beneficiis* beruht auf dem *Codex Nazarianus s. Vaticano-Palatinus* 1547 s. VIII/IX. Die übrigen libri „*aut ex ipso Nazariano aut ex codice plane gemino descripti*“ (GERTZ, Ausg. p. VI) sind so gut wie wertlos.

**466. Ad Lucilium naturalium quaestionum libri VII.** Der Philosoph beginnt in diesem Werk, das dem uns schon bekannten Lucilius gewidmet ist, mit einem enthusiastischen Lob auf die hohe Stellung der Naturerkenntnis. Nach ihm unterscheidet sich die Naturphilosophie von der Moralphilosophie, wie sich Gott von dem Menschen unterscheidet; die eine zeigt, was im Himmel vorgeht, die andere, was auf Erden zu geschehen hat. Die Naturerkenntnis macht uns mit den erhabensten Gegenständen bekannt, sie ist der Gipfelpunkt des menschlichen Wissens. Wer



die himmlischen Dinge betrachtet, überschreitet die Grenzen der Sterblichkeit. Plötzlich bricht er ab und erklärt, er wolle von den feurigen Lichterscheinungen sprechen. Dies geschieht auch; den Mittelpunkt des Buchs bildet die Erklärung des Regenbogens. Das zweite Buch wird mit einer Gliederung der Naturerkenntnis eröffnet; er unterscheidet drei Gebiete, die Region des Himmels (*caelestia*), die zwischen Erde und Himmel befindliche Region (*sublimia*), endlich die Erde (*terrena*). Selbstverständlich muss für jedes der drei Gebiete eine spezielle Wissenschaft bestehen, für das erste die Astronomie, für das zweite die Meteorologie, für das dritte die Geographie.<sup>1)</sup> Gegenstand dieses Buchs ist das Gewitter (Wetterleuchten, Blitz, Donner). Im dritten Buch beklagt er sich, dass er in so hohem Alter sich an einen so unermesslichen Stoff gewagt, er ist entschlossen, seine Zeit soviel als möglich auszunützen, um die Aufgabe zu lösen. Die Erhabenheit des Gegenstandes ermutigt ja zum Ausharren; er beklagt die Schriftsteller, welche sich mit der Geschichte Philipps, Alexanders, Hannibals abmühen, statt die Menschen über die Grundsätze des rechten Lebens zu unterrichten; dann handelt er vom Wasser, von der Entstehung desselben, Eigenschaften u. s. w. und schliesst mit einer phantasiereichen Ausmalung der allgemeinen Überschwemmung und des Untergangs der Menschheit. Der Eingang des vierten Buchs ist persönlicher Natur, er warnt Lucilius, der Sizilien zu verwalten hat, vor den Schmeichlern. Was die Materie der Betrachtungen anlangt, so werden die Ursachen der Anschwellung des Nils aufgespürt, plötzlich stehen wir vor einer Lücke, nach derselben kommen Hagel und Schnee zur Besprechung. Das fünfte Buch entbehrt jeder Einleitung, es beginnt sofort mit einer Definition des Windes und erörtert dann die verschiedenen Fragen, die sich an dieses Phänomen knüpfen. Im sechsten Buch tritt der Philosoph an das Erdbeben heran; in der Einleitung gedenkt er der Erderschütterung, welche im Jahr 63 über Pompeii hereinbrach und verfällt wieder in moralische Betrachtungen, um uns den Schrecken vor dieser Naturerscheinung zu benehmen. Das letzte, siebente Buch, untersucht die Natur der Kometen.

Aus dieser Inhaltsübersicht ersehen wir, dass die drei Teile, in welche er die Naturerkenntnis zerlegt, sehr ungleichmässig berücksichtigt sind; der Astronomie sind nur 2 Bücher gewidmet (I und VII), ebensoviele der Erdkunde (III und IV<sup>a</sup>), der Metereologie dagegen 4 (II IV<sup>b</sup> V VI)<sup>2)</sup>. Wir haben sonach in dem Werk kein vollständiges Lehrbuch der Naturerkenntnis, bloss gewisse Partien sind herausgegriffen, jede macht den Gegenstand einer Monographie aus, die wohl für sich dem Lucilius überschickt wurde. Die Behandlung des Stoffes anlangend, so liefert uns der Autor kein Werk, das auf reichen Beobachtungen aufgebaut ist und in dem sich ein intensives Studium der Natur ausprägt. Er schöpft aus Büchern, er sieht nach, was die verschiedenen Autoren über ein Naturphänomen ausgesonnen haben und übt an den Hypothesen seinen Scharfsinn. Der Dialektiker ist es, der das Wort führt, nicht der Naturforscher. Dieser Dia-

<sup>1)</sup> Die Namen der Disziplinen fehlen an der Stelle.

<sup>2)</sup> Über die Stellung dieses Buchs vgl. 2, 1, 3.

lektiker ist aber eigentlich Moralphilosoph und es wird ihm daher schwer, diesen seinen Charakter zurückzudrängen. Mit Vorliebe werden daher moralische Reflexionen eingestreut.

Das Werk erfreute sich des höchstens Ansehens im Mittelalter; die moderne Naturforschung hat natürlich dasselbe bei Seite gelegt.

Die Lücke im 4. Buch. Das Vorhandensein einer grösseren Lücke im 4. Buch kann von niemand ernstlich bestritten werden. Denn ehe die Untersuchung über den Nil zu Ende gelangt ist, kommt ebenso unvermittelt der Hagel zur Betrachtung. Weiterhin ist aber anzunehmen, dass, da so verschiedenartige Gegenstände nicht in einem Buch vorgetragen werden konnten, durch die Lücke das Ende eines Buchs und der Anfang eines zweiten verschlungen wurden, dass sonach das Werk aus acht Büchern bestand. Weitere Verluste einzelner Bücher nimmt ohne Wahrscheinlichkeit GUNDERMANN (im Zusammenhang mit seiner Hypothese von der Anordnung der Bücher) an (p. 351 fg.).

Die Reihenfolge der Bücher ist ein in der letzten Zeit viel behandeltes Problem. Gegen die herkömmliche, durch gute Quellen gestützte Reihenfolge hat man eingewendet, dass in der Überlieferung auch eine andere vorliege; nicht bloss die Aufeinanderfolge der Bücher in den Handschriften, sondern auch die Subskriptionen (besonders wertvoll die des Paris. 8624) wiesen auf eine andere Ordnung hin (MÜLLER p. 14, GUNDERMANN p. 359). Ferner hat man aus Verweisungen des Schriftstellers auf andere Teile des Werkes ein Kriterium gegen die traditionelle Reihenfolge abgeleitet (wichtig ist besonders 2, 1, 3, vgl. MÜLLER p. 19, GUNDERMANN p. 351 und p. 352, verständige Einwürfe dagegen bei SCHULTESS, Stud. p. 13; dann 1, 15, 4 vgl. SCHULTESS, *De S. quaest. nat.* p. 8, MÜLLER p. 18, GUNDERMANN p. 353). Endlich hat man als Prinzip für die Anordnung der Bücher die Gliederung der *scientia naturalis* (Anfang des 2. Buchs) angenommen. Allein keines dieser drei Kriterien gibt eine feste, einwandfreie Grundlage. Die Ergebnisse, welche man erzielte, waren daher sehr verschieden, wie folgende Tabelle zeigt:

vulgo I (Feuer) II (Gewitter) III (Wasser) IV<sup>a</sup> (Nil) IV<sup>b</sup> (Hagel) V (Wind) VI (Erdbeben) VII (Kometen),

HAASE IV<sup>b</sup> (Hagel) V (Wind) VI (Erdbeben) VII (Kometen) I (Feuer) II (Gewitter) III (Wasser) IV<sup>a</sup> (Nil),

SCHULTESS <sup>1)</sup> II (Gewitter) III (Wasser) IV<sup>a</sup> (Nil) IV<sup>b</sup> (Hagel) V (Wind) VI (Erdbeben) VII (Kometen) I (Feuer),

MÜLLER III (Wasser) IV<sup>a</sup> (Nil) IV<sup>b</sup> (Hagel) V (Wind) VI (Erdbeben) II (Gewitter) I (Feuer) VII (Kometen),

GUNDERMANN VII (Kometen) I (Feuer) IV<sup>b</sup> (Hagel) V (Wind) VI (Erdbeben) II (Gewitter) III (Wasser) IV<sup>a</sup> (Nil).

Keine dieser Anordnungen ist völlig befriedigend, die zuletzt vorgebrachte leidet z. B. an dem Übelstand, dass die Gliederung des Werks erst gegen das Ende erscheint. Bei dem Problem ist zu beachten, dass der Schriftsteller nicht den ganzen Stoff erschöpfen will und dass er seine einzelnen Bücher als Monographien gibt, ferner, dass er überhaupt strengem logischen Aufbau abhold ist.

Litteratur: HAASE, im *Index lectionum* von Breslau 1859; LARISCH, *De Sen. quaest. nat. codice Leid. Voss. et locis illorum libr. a Vincentio Bellovacensi excerptis*, Bresl. 1865; JONAS, *De ordine* p. 55; SCHULTESS, *De L. A. S. quaestionibus naturalibus et epistulis*, Bonn 1872; GEORG MÜLLER, *De L. A. S. quaest. nat.*, Bonn 1886; SCHULTESS, *Annaeana Studia*, Hamburg 1888, p. 5; GUNDERMANN, Die Buchfolge in Senecas *Nat. Quaest.* (Fleckeis. Jahrb. 1890, p. 351).

Abfassungszeit der *naturales quaestiones*. Ein deutliches Indicium der Zeit enthält 6, 1; das Kapitel weist unter Anführung der Consuln auf das Jahr 63 (Non. Febr.) hin, in welchem ein Erdbeben in Pompeii stattgefunden hat. (Von einem Erdbeben des vorausgegangenen Jahres in Achaia und Macedonien spricht 6, 1, 13). Mit Unrecht wird das Jahr 63 von JONAS (p. 53) bestritten und der Ansatz des Tacitus (62) festgehalten. Da das dritte Buch deutlich auf den *secessus* (62) hinweist, so werden wir die Abfassung der Bücher um die Jahre 62/63 ansetzen (SCHULTESS, *Do L. Annaei Sen. quaest. natural. et epistulis*, Bonn 1872 p. 22).

Die Überlieferung. Massgebend sind besonders folgende Handschriften: *Berolinensis* s. XIII (E), der *Leidensis* Voss. 69 (L) und der zu derselben Sippe gehörende *Escorialensis* s. XIII/XIV, der *Bambergensis* s. XIII (B), und der mit ihm im Zusammenhang

<sup>1)</sup> Diesem Buch lässt aber SCHULTESS den Prolog des ersten Buchs vorausgehen. Die Worte „sed haec deinde, nunc ad pro-

positum opus veniam“ seien interpoliert (*De S. quaest. nat.* p. 14).



stehende *Pragensis* s. XII/XIII (P). „*Senecae quaestiones naturales non tam simplici via ad nos pervenerunt, ut in uno alterove codice omnis salus posita sit. Immo saepissime E, saepissime EL, saepe LB, haud raro B, interdum L genuinam lectionem tradiderunt.*“ MÜLLER, *De S. quaest. nat.* p. 27.

**467. Ad Lucilium epistularum moralium l. XX.** Dieses Corpus besteht aus 124 Briefen, welche in 20 Bücher eingeteilt sind. Da aber Gellius 12, 2, 3 das 22. Buch der Briefe citiert, so scheint der Schluss des Werks, das sonach mindestens 22 Bücher umfasst haben musste, verloren gegangen zu sein. Gerichtet sind die Briefe an den ihm befreundeten Lucilius. Der Gegenstand der Briefe ist die praktische Ethik, sie wollen Anleitung zur Erlangung der Glückseligkeit geben. Sie stellen uns einen Kursus der Moral in zwangloser Weise dar. Der Verfasser hebt damit an, dass er im ersten Buch verschiedene Lebensregeln gibt, dann im zweiten den Gedanken hervortreten lässt, dass die Philosophie uns allein zum glücklichen Leben führen kann, und daran die Meinung reiht, sich nicht durch nichtige Dinge vom Studium der Philosophie abbringen zu lassen, endlich im dritten darlegt, dass wir leicht diese Hindernisse beseitigen können. Diese drei Bücher sind durch deutliche Kennzeichen von Seneca zu einer Einheit zusammengeschlossen. Der letzte Brief wird ausdrücklich als Schlussbrief markiert (29, 10), ferner werden die späteren Briefe im Gegensatz zu den früheren der drei ersten Bücher gestellt (33, 1). Endlich haben alle Briefe der drei Bücher (abgesehen von dem ersten Brief) die Eigentümlichkeit, dass jedem der Satz eines Weisen als Schmuck beigegeben wird. Dass die Sammlung zur Publizierung bestimmt war, geht daraus hervor, dass Seneca dem Lucilius durch diesen Briefwechsel die Fortdauer seines Namens in Aussicht stellt (21, 5). Der Annahme aber, dass auch das Corpus von Seneca selbst ediert wurde, steht nichts im Wege. Damit kämen wir auf eine geteilte Publikation des Corpus, und es ist wahrscheinlich, dass auch die übrigen Bücher nicht auf einmal, sondern successive ans Licht traten. Man hat die Ansicht ausgesprochen, dass auch diese später erschienenen Bücher zu Einheiten zusammengefasst waren; allein dieser Meinung steht die schwerwiegende Thatsache gegenüber, dass der Schriftsteller nirgends durch äussere Marksteine solche Einheiten klar und deutlich hervortreten liess. Wenn aber solche Marksteine fehlen, so können wir, selbst wenn sich inhaltlich bestimmte Gruppen abheben, noch nicht vom Schriftsteller gewollte Einheiten annehmen. Die ganze Sammlung ist entstanden, nachdem sich Seneca vom öffentlichen Leben zurückgezogen, also nach 62; er besagt dies in deutlicher Weise.<sup>1)</sup> Sie wird nicht lange vor seinem Tod ihren Abschluss gefunden haben. Ob alle Briefe an Lucilius gelangten, ist sehr fraglich. Es scheint vielmehr, dass bei der Zusammenstellung der Briefe zu einem Corpus auch Abhandlungen eingereiht wurden, welche nur ganz äusserlich die Form des Briefs annahmen.

Die Briefsammlung ist die bedeutendste Leistung Senecas. Gross ist die Fülle der Gedanken, denn immer neue Seiten weiss der Schriftsteller seinem Gegenstand abzugewinnen. Die reiche Lebenserfahrung, die der

<sup>1)</sup> 8, 2 *secessi non tantum ab hominibus, sed a rebus, et inprimis a rebus meis; posterorum negotium ago. illis aliqua, quae pos-*

*sint prodesse, conscribo.* Auf sein Alter weist 12, 1 19, 1 26, 1 34, 1 48, 5 61, 1 67, 2 77, 3 (JONAS p. 61).

Autor hinter sich hat, findet vielseitigen Ausdruck. An erhabenen, ins Tiefe gehenden Gedanken enthalten die Briefe eine grosse Fülle. Doch wirkt das fortwährende Moralisieren zuletzt ermüdend auf den Leser.

Die Entstehung des Corpus. LIPSIVS erkannte zwar an, dass sich wirkliche Briefe in dem Corpus befinden, allein in dem grössten Teil derselben erblickte er moralische Abhandlungen, als Zeit der Abfassung statuierte er die Jahre 63 und 64. Der Herausgeber Senecas HAASE stellt die Meinung auf, dass die Briefe für die Publikation bestimmt waren (ep. 21, 5), dass sie aber erst nach dem Tod Senecas von einem seiner Freunde in der Ordnung der Abfassungszeit (mit Ausnahme von 75) ediert wurden (vol. III praef. p. III), sie seien aber nicht völlig für die Herausgabe zugerichtet gewesen, wie aus den von Seneca später gemachten und nicht hineingearbeiteten Zusätzen zu ersehen (p. V). Nach HAASE wendete sich der Blick der Gelehrten besonders auf die Feststellung der Zeit, in welche die Briefe fallen. So setzte LEHMANN, Claudius und Nero p. 16 als Intervallum für die Briefe die Zeit 62 (*secessus*) bis zu seinem Tod 65 (ep. 8, 2) an, die Herausgabe der Briefe nach dem Tod Senecas nimmt er mit HAASE an. Einen Rückschritt macht PEIPER, *Praef. in S. trag. suppl.*, indem er p. 14 fg. (nach ep. 91) die Abfassung der Briefe in den Zeitraum 57—58 zurückverlegt. JONAS, *De ordine libr.* erachtet als sicher, dass die Briefe nach dem *secessus* geschrieben sind (p. 61), dass dieselben (mit Ausnahme des 75. Briefs) in der chronologischen Ordnung stehen (p. 64 mit HAASE), endlich dass die drei ersten Bücher von Seneca herausgegeben wurden (p. 70), und dass daher eine Herausgabe des ganzen Corpus nach dem Tode des Schreibers unmöglich sei. MARTENS, *De Senecae vita*, Alton. 1871 p. 61, setzt den 50. Brief ins Jahr 49, die übrigen Briefe in die Jahre 60—65; dieses grössere Intervallum sei notwendig, um die lange Korrespondenz der zwei entfernten Freunde zu ermöglichen. SCHULTESS, *De Senecae quaest. nat. et epist.*, Bonn 1872, (p. 31) bestimmt den Anfangspunkt des Briefwechsels durch den Winter des Jahres 62/3, den Endpunkt (p. 41) durch das Jahr 64. Bezüglich der Anordnung der Briefe ist er der Ansicht, dass das Corpus im grossen Ganzen der Zeitfolge nach geordnet ist und dass nur dadurch Störungen der chronologischen Reihenfolge entstanden, dass Briefe gleichen Inhalts zusammengerückt wurden (z. B. 48, 68, 69, 70, 49). Einen neuen Weg schlug HILGENFELD, *L. A. Senecae epistulae morales*, Fleckeis. Jahrb. 17 Suppl. p. 601, ein. Er statuiert, dass die ganze Sammlung in mehrere Corpora zerfalle, welche von Seneca nacheinander herausgegeben worden seien; die Briefe seien teils wirkliche, teils fingierte:

- I. Corpus I. I—III (ep. 1—29), abgefasst Anfangs 62;
- II. Corpus I. IV. V (ep. 30—52), abgefasst Ende 62;
- III. Corpus Frühjahr oder Sommer 64;
  - Abt. 1 I. VI—VIII (ep. 53—71),
  - 2 I. IX—X (ep. 72—79),
  - 3 I. XI—XIII (ep. 80—88),
- IV. Corpus I. XIV—XX (ep. 89—124) abgefasst Ende 64;
- V. Corpus I. XXI—x (ep. 125—x) abgefasst 65?

Diese Corpora seien auch durch ihren Inhalt zu Einheiten zusammengeschlossen und zwar in folgender Weise:

- I. *Adhortatio ad philosophiae studium*; II. *de philosophiae studio recte instituendo*;
- III. *de summo bono*; IV. *moralis philosophiae commentarii*; V. *de deorum cultu*.

Die Überlieferung. Die Briefe wurden viel gelesen und abgeschrieben. Bei dem grossen Umfang, den dieselben einnahmen, trat bald die Spaltung in zwei Bände ein; erst später im 12. Jahrhundert wurden sie wieder vereinigt. Aus dieser späteren Zeit stammen der *Abrincensis* 239 s. XII, der *Montepessulanus* H 445 s. XIII, der *Cantabrigiensis* 1768 s. XIII.

Der erste Band der Briefe umfasst die Briefe 1—88 oder die Bücher 1—13. Die Überlieferung desselben beruht in erster Linie auf dem *Parisinus* 8540 s. X, dem *Parisinus* 8658a s. X und dem *Laurentianus* 76, 40 s. IX/X. (In den Briefen 16, 17, 10, 47, 43, 42, 5, 12, 15, 34 kommt hinzu der *Guelferbytanus-Gudianus* 335 s. X.) Über die übrigen Handschriften vgl. die eingehende Darlegung von ROSSBACH, Bresl. Philol. Abh. II. Bd. 3. H. p. 41.

Der zweite Band der Briefe umfasste die Briefe 89—124 oder die Bücher 14—20. Dieser Band wurde weniger oft abgeschrieben; die massgebende Überlieferung beruht auf dem *Argentoratensis* s. IX/X, der aber im Jahre 1870 bei der Belagerung von Strassburg verbrannt wurde, so dass wir jetzt auf die Collation BÜCHELERS angewiesen sind; dann auf dem *Bambergensis* V 14 s. IX/X. Beide Codices stammen aus demselben Archetypus. (*Senecae epistulae aliquot ex cod. Argentor. et Bamberg. ed. F. BÜCHELER*, Bonn 1879; ROSSBACH I. c. p. 71.)



## γ) Die verlorenen Schriften.

**468. Aufzählung der verlorenen Schriften.** Eine nicht unbedeutende Zahl von Schriften Senecas ging verloren. Wir schliessen uns in der Aufzählung derjenigen, von denen uns Kunde geworden, an Haase an.

1. *De motu terrarum. nat. quaest. 6, 4, 2 quamvis aliquando de motu terrarum volumen ediderim iuvenis*, also wahrscheinlich unter Tiberius oder Caligula geschrieben (JONAS p. 23).

2. *De lapidum natura* wird erschlossen aus Plin. n. h. Index zu B. 36.

3. *De piscium natura* (Plin. n. h. Index zu B. 9 vgl. 9, 167).

JONAS (p. 60) deutet die Möglichkeit an, dass nr. 2 und 3 aus Senecas *Naturales quaest.* und zwar *ex amissis tertiae partis libris* genommen seien.

4. *De situ Indiae* (Servius Verg. Aen. 9, 31 *Seneca in situ Indiae*, Plin. n. h. 6, 60 und Index zu l. 6).

5. *De situ et sacris Aegyptiorum* wird abgeleitet aus Serv. Aen. 6, 154 *Seneca scripsit de situ et sacris Aegyptiorum*.

Die Schriften nr. 4 und 5 sind als Frucht seines Aufenthalts in Ägypten zu betrachten.

6. *De forma mundi*. Den Titel lernen wir aus Cassiodor kennen.

SCHULTESS, *De A. S. quaest. nat. et epistulis* (p. 24) hält diese Schrift für einen verlorenen Teil der *naturales quaestiones*; vgl. auch ROSSBACH, Hermes 17, 370, 4.

7. *Exhortationes*, eine von Lactantius in seinen *Institutiones divinae* viel benutzte Schrift (vgl. 1, 7, 13).

8. *De officiis*. Der Titel beruht auf einem Citat des Grammatikers Diomedes.

9. *De immatura morte*. Auch diese Schrift wurde von Lactantius in seinen *Institutiones divinae* benutzt.

10. *De superstitione*. Aus Diomedes p. 316 K. ersehen wir, dass es ein Dialog war. Derselbe ist ausgebeutet von Augustin *de civ. dei* (6, 10).

11. *De matrimonio*. Aus dieser interessanten Schrift haben wir reiche Auszüge bei Hieronymus *adv. Jovinian*. Charakteristisch ist eine Stelle aus der Schrift des Theophrastus über den gleichen Gegenstand. Die Exzerpte führen viele Beispiele an.

12. *Quomodo amicitia continenda sit*. Dies ist der urkundliche Titel; vgl. STUEMUND, Bresl. Philol. Abh. II. Bd. 3. H. p. V. Die drei Palimpsestfragmente siehe nach neuer Lesung l. c. p. XXVI.

13. *De vita patris*. Auch von dieser Biographie haben wir ein Palimpsestfragment, welches ebenfalls von STUEMUND nach neuer Lesung herausgegeben wurde (p. XXIII), dazu ROSSBACH Bresl. Stud. l. c. p. 161; vgl. oben p. 200.

Die Aufschrift lautet: *incipit eiusdem Annaei Senecae de vita patris feliciter scribente me Niciano die et loco supra scriptis*.

14. *Orationes*; er verfasste solche für Nero vgl. Tacit. Ann. 13, 3 13, 11, (Schreiben an den Senat l. c. 14, 10, Quint. 8, 5, 18). Auch hatte er eine Lobschrift auf die Messalina geschrieben, welche er später vernichtete (Dio Cass. 61, 10).

15. *Epistulae*. Das zehnte Buch eines Briefwechsels an Novatus

citiert PRISCIAN, *De ponderibus* c. 3 (G L 2, 410). Ferner gedenkt Martial 7, 45, 3 der Briefe an Caesonius Maximus.

16. *Moralis philosophiae libri*, herangezogen von Lactantius in seinen *Institutiones divinae* (z. B. 1, 16, 10). Seneca selbst weist auf dieses Werk hin ep. 106, 2 108, 1 109, 17.

HILGENFELD (Fleckeis. Jahrb. 17. Suppl. p. 673) stellt die Behauptung auf, dass diese *moralis philosophiae libri* noch vorhanden seien und zwar in den Büchern XIV—XX der *epistulae morales*. Allein diese Ansicht ist nicht richtig; dagegen spricht schon, dass Lactantius durchweg (1, 16, 10; 2, 2, 14; 6, 17, 28) *libri moralis philosophiae* citiert, nicht *epistulae*. Wenn weiterhin HILGENFELD die von Lactantius citierten Stellen, welche sich nicht in unsern *epistulae morales* finden, den verlorenen Büchern der Briefe zuweisen will, so wäre dies ein merkwürdiger Zufall; aber doth immerhin zu erklären, wenn sich alle Stellen auf eine Materie erstrecken würden. Allein die Stelle 6, 17, 28 mit dem ausdrücklichen Citat *libri moralis philosophiae* hat einen anderen Charakter als die übrigen Fragmente und kann nicht in dem Abschnitt gestanden sein, in dem diese sich befanden.

ð) Apokryphes und Exzerpte.

469. Der sog. Briefwechsel zwischen Seneca und Paulus. Das geistreiche Wesen, das den Schriften Senecas eigen ist, musste eine grosse Anziehungskraft ausüben.<sup>1)</sup> In der That wurden dieselben viel gelesen, wenngleich, wie bei allem Hervorragenden, es auch nicht an gegnerischen Stimmen fehlte. Besonders war es der zerschnittene Stil, welcher auf vielfachen Tadel stiess. Schon Caligula bezeichnete die Schreibweise Senecas fein als „Sand ohne Kalk“ (Suet. Cal. 53). Auch Quintilian erblickte in Seneca ein Hindernis für seine Bestrebungen, den lateinischen Stil durch Zurückgehen auf Cicero zu regenerieren. Allein schon die Opposition, die er dem Philosophen in seinem Lehrbuch macht, ist ein schlagender Beweis, dass derselbe reichen Anklang fand, und Quintilian selbst bezeugt uns, dass Seneca sich damals fast allein in den Händen der Jugend befand (10, 1, 126). War Quintilian als Verehrer Ciceros der Gegner Senecas, so war es Fronto mit seinem Anhang als Archaist (p. 155 N.). Auch aus Gellius (12, 2, 1) ersehen wir, wie damals die Parteien in Bezug auf die Wertschätzung des Schriftstellers einander gegenüberstanden. Allein trotz dieser Angriffe war Seneca die Zukunft gesichert; das Christentum nahm ihn unter seine Fittiche; bei den mannigfachsten Anklängen an die christliche Weltanschauung in seinen Werken musste er sich einer grossen Popularität bei den Kirchenvätern erfreuen. Ja man hielt ihn sogar für einen Christen. Auf dem Fundament dieses Glaubens ruht der unterschobene Briefwechsel zwischen Seneca und dem Apostel Paulus. Schon Hieronymus kannte diese Briefe und war von ihrer Echtheit überzeugt. Es sind vierzehn Stücke, ohne allen Wert und ungeschickt gemacht. An der Unechtheit dieser Produkte ist kein Zweifel möglich.

Abgedruckt bei HAASE 3, 476 und bei WESTERBURG, Der Ursprung der Sage, dass Seneca ein Christ gewesen, Berl. 1881 p. 41.

470. Die Florilegien aus Seneca. Eine bleibende Anziehungskraft übten die Schriften Senecas durch die scharfen spitzen Sentenzen aus, welche überall mit reicher Hand ausgestreut sind. Der Schriftsteller wurde dadurch das Objekt für Florilegien. Wir besprechen zuerst dasjenige,

<sup>1)</sup> Der Einfluss, den die Tragödien Senecas auf die folgenden Zeiten ausgeübt haben, wurde bereits p. 269 kurz angedeutet; hier handelt es sich nur um die prosaischen Werke.



welches WÖLFFLIN „*Monita*“ nannte. Der Grundstock desselben stammt aus Seneca, allein derselbe wurde bald mit Sentenzen aus andern Schriftstellern versetzt und nahm verschiedene Fassungen an, so dass die Scheidung des Eigentums schwierig, wenn nicht unmöglich ist.

Die Wölfflin'schen *Monita*. WÖLFFLIN hob aus zwei Pariser Handschriften,<sup>1)</sup> dem *Parisinus* 4841 s. IX und dem bekannten *Salmasianus* der lateinischen Anthologie eine Sentenzensammlung heraus, für welche er aus dem *Salmasianus* den Titel „*Monita*“ gewann (*Senecae Monita*, Erlang. 1878 p. 14); er hält diese Sentenzensammlung für eine eigene Schrift Senecas, welche er bei Dio 62, 25 wiederfinden will: οὐ μέντοι πρότερον ἑαυτοῖ ἤψατο πρὶν τὸ τε βιβλίον ὁ συνέγραψεν ἐπανορθῶσαι καὶ ἄλλα, ἐδεδίει γὰρ μὴ καὶ ἐς τὸν Νέρωνα ἐλθόντα σθαρῇ, παρακαταθέσθαι τισίν. Allein diese Ansicht ist sicherlich unrichtig (HAAS, *De S. Monitis*, Würzb. Diss. 1878 p. 5); es sind vielmehr zu einem grossen Teil Auszüge aus den Schriften Senecas selbst.

Die sog. *sententiae Rufi*. Die letzten *sententiae* des eben erwähnten *Parisinus* 4841 tragen die Überschrift *sententiae Rufi*. Allein auf die Sentenzen folgt ein Epilog, in dem ein Rufus angeredet wird. Dass Rufus sowohl als Verfasser der *sententiae* wie als Angeredeter im Epilog erscheint, erregt Verwunderung und zwingt zu der Annahme, dass statt *sententiae Rufi* es vielmehr heissen soll *sententiae ad Rufum missae*. WÖLFFLIN ist der Ansicht, dass diese *sententiae* die letzten Worte Senecas darstellen, von denen Tacit. spricht (Ann. 15, 63) *et novissimo quoque momento suppeditante eloquentia advocatis scriptoribus pleraque tradidit, quae in vulgus edita eius verbis invertere supersedeo*. Allein auch diese Hypothese ist durchaus unwahrscheinlich.

*Liber de moribus*. Auch diese Sentenzensammlung trägt den Namen Seneca in den Handschriften. Vergleicht man diesen *liber de moribus* mit den *Monita*, so sieht man, dass ein grosser Teil der Sprüche beiden Sammlungen gemeinsam ist. Es entsprechen nämlich die nr. 45—141 des *liber de moribus* (vgl. die Ausgabe des *Publilius Syrus* von WÖLFFLIN p. 136) den nr. 1—198 (abgesehen von Auslassungen und Zusätzen) vgl. ROSSBACH p. 85. Man muss den *liber de moribus* als einen Auszug aus den *monita* betrachten und zwar wird dieser Auszug gemacht worden sein, als die Sammlung am Anfang noch vollständig war; daher die nr. 1—44 im *liber*.

*Senecae proverbia s. sententiae*. Eine Redaktion der Sprüche des *Publilius* hatte dieselbe nur von den Buchstaben A—N, um Ersatz für die zweite verlorene Hälfte zu schaffen, wurden 149 prosaische, zum grössten Teil aus dem *liber de moribus* stammende, hinzugefügt (§ 89). Die so entstandene Sammlung erhielt den Namen *Proverbia s. sententiae Senecae* (MEYER, Ausg. p. 6). Am schicklichsten werden hier auch besprochen:

Die *Notae Senecae*. Suet. p. 136 R. berichtet in der bekannten Stelle über die *notae*: *Seneca contracto omnium digestoque et aucto numero opus effecit in quinque milia*. Und wirklich sind unter seinem Namen und dem Tiro (*notae Tironis et Senecae*) Sammlungen von stenographischen Abkürzungen erhalten. Allein Seneca hat sich sicherlich nicht mit solchen Dingen abgegeben; sagt er doch ep. 90, 25 *quid verborum notas, quibus quamvis citata excipitur oratio et celeritatem linguae manusetquitur? vilissimorum mancipiorum ista commenta sunt*. Gleichwohl ist anzunehmen, dass wie bei den *sententiae*, so auch bei den *notae* der berühmte Name als Sammelpunkt diene.

Eine zweite Florilegiensammlung ist insofern eigens geartet, als die Exzerpte aus einer Schrift genommen sind und auf einen Gegenstand Bezug haben. Es sind dies die Sätze *de paupertate*, welche aus dem ersten Band der *epistulae morales* ausgehoben sind.

**471. Die Excerpta aus Seneca.** Lesemüde Zeiten, welchen die Werke Senecas für die Lektüre zu viel waren, brachten die Auszüge ganzer Werke. Zum Teil haben diese Auszüge den Verlust der Originalwerke herbeigeführt. Wir haben drei Auszüge aufzuführen:

1) Die Exzerpte aus den *libri de beneficiis* sind sehr umfangreich; allein da die Handschriften derselben nicht über das XII. Jahrhundert zurückgehen und unserer massgebenden Überlieferung gegenüber keine neuen Quellen repräsentieren, sind die Auszüge ohne besondere Bedeutung für uns (ROSSBACH p. 86).

<sup>1)</sup> Andere handschriftliche Quellen macht ROSSBACH Bresl. Stud. I. c. p. 85 namhaft.

2) *Ad Gallionem de remediis fortuitorum*. Dieser Auszug aus der gleichnamigen Schrift Senecas, welche Tertullian (Apol. c. 50) noch vor sich hatte, führt uns die verschiedenen Übel des Lebens, wie Tod, Armut, Exil, Vermögenseinbusse vor und zeigt durch prägnante Sätze, dass sie keine Übel sind.

Eine Texteskonstituierung auf neuer Grundlage (vgl. ROSSBACH p. 95), besonders nach dem oben genannten *Salmasianus* gibt ROSSBACH p. 99.

3) *De formula honestae vitae*. Der Erzbischof Martin aus Bracara († 580) richtete einen Traktat an den König Miro, welchen die Vorrede „*formula vitae honestae*“ betitelt und als einen Auszug bezeichnet. Dass eine Schrift Senecas excerpiert wurde, ist sehr wahrscheinlich.<sup>1)</sup> Welche Schrift aber, kann nicht mit Sicherheit festgestellt werden. Als die geeignetsten bieten sich *de officiis* und die *exhortationes* dar. Es werden die vier Tugenden, welche zum rechten Leben führen, die *prudentia*, die *magnanimitas*, die *continentia*, die *iustitia* abgehandelt. Es ist ein Lebensbrevier, das ausserordentlich viel gelesen wurde.

In der Vorrede heisst es: *libellum hunc nulla sophismatum ostentatione politum, sed planitie purae simplicitatis excerptum capacibus fidenter auribus obtuli recitandum*. Für den *liber de officiis* als excerpiertes Buch vgl. WEIDNER in seiner Ausgabe Magdeb. Progr. 1872 p. 1, für die *exhortationes* ROSSBACH p. 87. Die beste Form der Überlieferung bietet der *Monacensis* 144 (neues Material gibt ROSSBACH p. 88). Die Schrift erscheint auch unter dem Titel *De quattuor virtutibus cardinalibus*. Über den Titel *De verborum copia* vgl. HAASE Ausg. 3 p. XXI (Ps. Seneca ad Paul. 9); (SHEPSS, Sechs Mayhinger Handschr., Dinkelsbühl 1879).

Zum Glück verdrängten die Exzerpte, wie wir sahen, nur wenige vollständige Werke Senecas, ein grosser Teil wurde durch Abschriften vervielfältigt. Es wird uns in einer Chronik des Klosters Monte Cassino<sup>2)</sup> berichtet, dass der Langobardenkönig Desiderius befahl, Seneca abzuschreiben. Die Senecahandschriften reichen (abgesehen von den Palimpsestfragmenten) vom achten oder neunten Jahrhundert,<sup>3)</sup> dem der *codex Nazarianus* angehört, bis zum Wiedererwachen der Wissenschaften; sie sind in grosser Zahl vorhanden, fast jede bedeutendere Bibliothek zählt solche. Auch bei den mittelalterlichen Schriftstellern können wir die Früchte der Senecalektüre aufweisen. Die *quaestiones naturales* waren das hauptsächlichste Lehrbuch der Physik im Mittelalter.

Auch nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften behauptete Seneca noch seinen Platz; ausgezeichnete Philologen wie Lipsius, ferner J. F. Gronov widmeten ihm ihre Kraft. Besonders in Frankreich erfreute sich der Philosoph der grössten Popularität, da er etwas dem französischen Esprit Verwandtes zeigt. Die hervorragendsten Schriftsteller dieses Landes beschäftigten sich mit ihm; so schrieb Diderot einen Essai über sein Leben und seine Schriften. In Deutschland dagegen konnte der Philosoph es niemals zu einer echten Popularität bringen. Erst in neuerer Zeit hat man auch bei uns angefangen, ihm Aufmerksamkeit zuzuwenden.

**472. Rückblick auf die prosaische Schriftstellerei Senecas. — Beurteilung.** Nachdem wir die verschiedenen prosaischen Werke Se-

<sup>1)</sup> Kein Exzerpt aus Seneca nimmt EBERT, Allg. Gesch. der Lit. des Mittelalt. 1<sup>2</sup>, 581, an.

<sup>2)</sup> *Mon. Germ. script.* 7, 746.

<sup>3)</sup> Für s. VIII ROSSBACH p. 14.



necas charakterisiert haben, wird es nützlich sein, eine Übersicht der zeitlich bestimmbar<sup>1)</sup> zu geben. Die Einschnitte sind das Exil und der *secessus*. Sonach erhalten wir folgende Gruppen:

A. Vor dem Exil (vor 41):

Die Monographie über die Erdbeben.  
Die Schriften über Ägypten und Indien.  
Die *consolatio ad Marciam*.  
*De ira*.

B. Im Exil (41—49):

*Consolatio ad Helviam*.  
*Consolatio ad Polybium*.

C. Nach dem Exil (nach 49):

a) Vor dem *secessus* (vor 62):

*De brevitae vitae*.  
*De clementia*.  
*De tranquillitate animi*.  
*De constantia sapientis*.  
*De beneficiis* (vielleicht).

β) Nach dem *secessus* (nach 62):

*De otio*.  
*De vita beata* (vielleicht).  
*De providentia*.  
*Naturales quaestiones*.  
*Epistulae morales*.

Wenn wir auf die prosaischen Schriften Senecas, die erhaltenen wie die verlorenen, zurückblicken, so sehen wir, dass sich dieselben fast ausschliesslich der Philosophie zugewendet haben. Aber auch die Philosophie wird nicht in ihrem ganzen Umfang behandelt, mit ganz entschiedener Vorliebe bewegt sich Seneca auf dem Gebiet der Ethik. Selbst in die naturwissenschaftlichen Bücher ist Moralisches oft genug eingewoben worden. Diese Hervorkehrung der praktischen Seite der Philosophie ist, wie wir in der Einleitung gezeigt haben, durch die ganze Richtung der Zeit bestimmt, welche für das Handeln Direktiven haben wollte. Diese Tendenz der Zeit teilt Seneca vollständig, und hält mit der Verurteilung der wissenschaftlichen Bestrebungen, aus denen sich kein Gewinn für unser praktisches Leben ergibt, nicht zurück; er lächelt über die Antiquare und Kuriositätenjäger, die Zeit und Mühe an unnütze Studien verschwenden (*de brevit. vit.* 13), er tadelt selbst die ernsthaften Geschichtsschreiber, welche sich mit dem, was geschehen ist, statt mit dem, was geschehen soll, abgeben (*Nat. quaest.* 3 *praef.*), er will nichts wissen von den Silbenstechereien und syllogistischen Spitzfindigkeiten der Philosophen (ep. 88, 42). Auch die philosophische Arbeit, welche ihren Schwerpunkt in dem Aufbau des Ganzen hat, ist unserem Autor gleichgültig. Mit dieser Geringschätzung des Systematischen steht der Eclecticismus in Zusammenhang, dem er entschieden huldigt. Die Lehren, die er vertritt, sind die der Stoa. Allein die Schroffheit und die Schärfe dieses Systems sind wesentlich ge-

<sup>1)</sup> Die nichterhaltenen haben wir weniger berücksichtigt, die poetischen hier ausgeschlossen. Die Zeit der Tragödien (p. 269) ist sehr schwer mit Sicherheit zu bestimmen. Soviel lässt sich aber sagen, dass auch diese Produkte sich nicht auf einen bestimmten Le-

bensabschnitt Senecas beschränken. Die *Apocolocyntosis* ist unmittelbar nach dem Tod des Claudius (54) verfasst. Die Epigramme, welche das schreckliche Corsika schildern (p. 272), stammen natürlich aus dem Exil.

mildert. Man gewinnt aus seinen Darlegungen den Eindruck, dass er sich mit der menschlichen Schwachheit abfinden will.<sup>1)</sup> Der stoische Weise ist ein Idealbild, glücklich derjenige, welcher von sich sagen kann, dass er diesem Idealbild näher kommt, dass er von Tag zu Tag besser wird. Der eklektische Zug ist auch in der Stellung, welche er zu den beiden Hauptproblemen der Philosophie nimmt, deutlich erkennbar. Wir meinen die Frage nach dem Verhältnis der Seele zu dem Körper, und die Frage nach dem Verhältnis der Welt zu Gott. Dort lag als Problem vor die Körperlichkeit der Seele und doch wieder ihre Gegensätzlichkeit zum Leibe<sup>2)</sup>, hier die Identität Gottes mit der Welt und doch wieder die Ausserweltlichkeit desselben in seinem Wirken als Vorsehung.<sup>3)</sup> In diesen beiden Kardinalfragen gewinnt bei ihm der Dualismus das Übergewicht. In Anlehnung an platonische Anschauungen stellt er den Leib in starken Gegensatz zur Seele, indem er in dem Leibe ein Hemmnis für das Walten der Seele erblickt. Selbst in die Seele überträgt er seine dualistischen Anschauungen, da er einen vernünftigen und einen unvernünftigen Teil derselben unterscheidet. Indem er ferner die Gottheit gern als die allwaltende Vorsehung sich denkt, nähert er sich dualistischen christlichen Anschauungen. Ein solches Schwanken in den Hauptproblemen beweist, dass ihm die Theorie nicht in erster Linie stand. Sein einziges Ziel ist die Beantwortung der Frage, wie der Mensch sein Leben glücklich gestalten könne. Er findet, dass nur derjenige dies erreichen wird, der von den äusseren Wechselfällen des Lebens sich unabhängig erhält und den Schwerpunkt in sich selbst hat. Diese innere Festigkeit, die Tugend muss natürlich erworben werden, sie wird nicht ohne steten Kampf mit unsern Neigungen und Affekten gewonnen. Die Philosophie gibt uns die hiezu notwendige Anleitung, sie lehrt uns, unser besseres Selbst zu pflegen.

Gemäss dieser Stellung Senecas zur Philosophie musste sich auch seine Schriftstellerei gestalten; sie brauchte keinen grossen Wert auf strenge Deduktion der Gedanken zu legen, sie konnte in freier zwangloser Weise die Lehren entwickeln, die Hauptsache war, auf den Willen des Lesers zu wirken und denselben zu einem bestimmten Handeln anzuregen. Dazu bedurfte es der eindringlichen Rede. Die rhetorischen Mittel sind stark ausgenutzt worden, manche Partien, wie die Schilderung des Weltuntergangs (*nat. quaest.*), können geradezu als rhetorische Schaustücke angesehen werden. Auch für die Lebendigkeit der Darstellung sorgt der Schriftsteller, indem er gern den Fortgang der Untersuchung an die Einwürfe eines fingirten Gegners knüpft und so seiner Betrachtung einen dialogischen Charakter verleiht. Durch Einstreuung von Beispielen und durch farbenreiche Bilder aus dem Leben der Gegenwart steuert er der Ermüdung. Freilich ganz kann dieselbe nicht beseitigt werden. Die fortwährenden Ermahnungen und moralischen Predigten verlieren zuletzt ihren Reiz, zumal manches aus dem Leben des Autors nicht recht mit seinen Lehren harmonieren will. Auch folgen wir mitunter nur schwer dem Autor, da er die streng logische Gliederung sehr in den Hintergrund treten lässt und

<sup>1)</sup> ZELLER, Die Philos. d. Griech. 3, 1<sup>3</sup> |  
p. 717.

<sup>2)</sup> ZELLER p. 707.

<sup>3)</sup> ZELLER p. 702.



daher ein leitender Faden oft nur schwer sich auffinden lässt.<sup>1)</sup> Trotzdem zieht uns manches zu dem Philosophen hin. Er ist ein geistreicher Kopf, der überallhin seine Geistesblitze leuchten lässt. Auch ist ihm Hoheit der Gesinnung und aufgeklärte Denkungsart eigentümlich. Wenn er das Walten Gottes und die Gleichheit der Menschen erörtert, glauben wir mitunter die Stimme eines Christen zu vernehmen. Originell ist auch sein Stil. Derselbe ist so stark ausgeprägt, dass es leicht ist, sofort ein Schriftstück Senecas zu erkennen. Seine Darstellungsweise stellt sich in scharfen Gegensatz zu dem Ciceronischen, indem sie die Periodologie absichtlich bei Seite setzt. Sie liebt die Sätze ohne Verbindung aneinander zu reihen; man hat mit Recht von einem zerschnittenen Stil gesprochen. Fast jeder Satz ist zugespitzt und erhält durch Antithese, einen gesuchten Ausdruck oder eine eigentümliche Verbindung etwas Manieriertes. Oft ist es ein Spiel mit den Gedanken, in dem sich der Philosoph ergeht. Es ist eine stark gewürzte Kost, welche uns vorgesetzt wird, die Sehnsucht nach einfacher, gesunder Nahrung überkommt uns daher nicht selten bei der Lektüre seiner Schriften.

Über die Philosophie Senecas: ZELLER, Philos. der Griech. 3, 1<sup>a</sup>, 693; HOLZHERR, Der Philosoph Seneca, Gymnasialprogr. von Rastatt 1858 u. 1869; W. RIBBECK, L. A. S. der Philosoph und sein Verhältnis zu Epikur, Plato und dem Christentum, Hann. 1887.

Ausgaben der prosaischen Schriften von J. LIPSIUS, Antwerpen 1605; von RUHKOPF (5 Bde.), Leipz. 1797—1811; von FICKERT (3 Bde.), Leipz. 1842—1845 (unmethodische Arbeit); von HAASE (3 Bde.), Teubneriana (treffliche Textausgabe). — Einzelausgaben: *Dialogorum libri XII rec.* GERTZ, Kopenhagen 1886; *De benef. et de clem.* ed. GERTZ, Berl. 1876 (beides rühmenswerte Leistungen); *Epistolae ed.* SCHWEIGHÄUSER, Strassb. 1809; *Nat. Quaest. ed.* KÖLER, Gött. 1819.

ε) Die Fachgelehrten.

1) Die Encyklopädisten.

#### A. Cornelius Celsus.

**473. Die Encyklopädie des Celsus.** Die Vorliebe der Römer für encyklopädische Gelehrsamkeit ist bekannt. Ihrem praktischen Sinne sagte die mehrere Wissenszweige zusammenfassende und sich demgemäss aufs Notwendige beschränkende Schriftstellerei in hohem Grade zu. Schon im Beginn der römischen Litteratur stossen wir auf ein solches Werk des alten Cato (§ 66). Dann hatte Varro die Encyklopädie der *artes liberales* begründet (§ 188). Die Regierungszeit des Tiberius spendet uns endlich die Encyklopädie des Celsus. Das Werk führt in der handschriftlichen Überlieferung den Titel „*Artes*“; von demselben hat sich aber nur die Partie erhalten, in welcher die Medizin abgehandelt wird. Das erste Buch der Medizin ist zugleich das sechste der *Artes*; sonach gingen fünf Bücher voraus; diese erörterten die Landwirtschaft, denn er citiert sie in der Medizin (5, 28, 16) und knüpft deutlich in den Eingangsworten die Medizin an die Agrikultur an.<sup>2)</sup> Auch ist uns anderweitig bezeugt, dass wirklich die landwirtschaftliche Schrift des Celsus aus fünf Büchern bestand. Ausser der Landwirtschaft wurde auch das Kriegswesen, die Beredsamkeit und die

<sup>1)</sup> Es war daher ein sehr glücklicher Gedanke HAASE'S, die Lektüre dadurch zu erleichtern, dass er die den Fortschritt der Untersuchung begründenden Stellen mit ge-

sperter Schrift drucken liess.

<sup>2)</sup> *ut alimenta sanis corporibus agricultura, sic sanitatem aegris medicina promittit.*

Philosophie durchgenommen. Schlussfolgerungen aus Quintilian endlich führen auch noch auf eine Behandlung des bürgerlichen Rechts. Sonach bestand die Encyklopädie aus sechs Teilen, die wahrscheinlich also angeordnet waren; 1) Landwirtschaft, 2) Medizin, 3) Kriegswesen, 4) Rhetorik, 5) Philosophie, 6) Jurisprudenz. Diese einzelnen Teile werden successive erschienen sein, allein wie das Vorhandene erkennen lässt, wurden sie schon von dem Autor zu einer Einheit verknüpft.

Aus der Inhaltsangabe erhellt, dass die Disziplinen zu einem Ganzen vereinigt waren, welche für den gebildeten Römer unbedingt notwendig waren. Eine Ausnahme macht nur die Medizin; ihre Aufnahme in den Kreis der encyklopädisch behandelten Disziplinen befremdet sehr, denn die Ausübung der Heilkunde lag fast ganz in den Händen von Griechen und zwar grösstenteils von Freigelassenen. Zur Erklärung dieser auffallenden Erscheinung kann einmal das Beispiel Catos angeführt werden, welcher ebenfalls die Medizin in seine allgemeine Unterweisung aufgenommen hatte, allein dort wurden praktische Gesundheitsregeln gegeben, hier aber haben wir eine wissenschaftliche Darstellung der Medizin. Ich vermag nur eine Erklärung zu geben, dass nämlich Celsus die Medizin deshalb auch behandelt hat, weil es eine Disziplin war, die er erlernt hatte. Ein Laie kann ja kaum auf den Gedanken verfallen, ein medizinisches Lehrbuch zu schreiben. Selbst wenn sich der Autor an Autoritäten anlehnen will, sind Fachkenntnisse nicht zu entbehren. Die Darstellung der übrigen Disziplinen lag dagegen jedem gebildeten Römer nahe, Rhetorik und deren Hilfsdisziplinen Philosophie und Jurisprudenz waren Gegenstände des Unterrichts; auf Ackerbau und Kriegskunde führte die Praxis. Für die Rhetorik, Philosophie, die Jurisprudenz und den Ackerbau fehlte es übrigens auch nicht an reichen heimischen Hilfsmitteln. Auf diese musste der Encyklopädist in erster Linie rekurrieren. Und für Celsus können wir den Nachweis liefern, dass er in der landwirtschaftlichen Abteilung Cato, die Sasernae, Mago, Julius Atticus, Hyginus benutzte. In der Medizin war er auf Griechen angewiesen, wie auf Hippokrates, Asklepiades und andere. Bei den andern Fächern reicht das Material nicht aus, um die Quellen zu erkennen; nur bezüglich des philosophischen Standpunkts des Celsus ist uns die Kunde geworden, dass er sich der Lehre der Sextier (Quint. 10, 1, 126) angeschlossen hatte. Die Spuren der Benutzung der Encyklopädie ziehen sich ziemlich weit hinab; der Militärschriftsteller Vegetius und der Rhetor Fortunatianus citieren Teile aus derselben. Früher wurde die landwirtschaftliche Partie von Columella und Plinius fleissig herangezogen, und selbst Quintilian konnte an der Rhetorik nicht vorübergehen, wenngleich sie nicht seinem Geschmacke entsprach.

Celsus' Stellung zur Medizin. Dass Celsus Fachmann war, ergibt sich aus den Stellen, wo er gegenüber dissentierenden Anschauungen eine eigene Meinung vorbringt, z. B. 3, 24 *ego ubique, si satis virium est, validiora, si parum, imbecilliora auxilia praefero*. 3, 4 *ego autem medicamentorum dari potiones, et alvum duci non nisi raro debere concedo*. 3, 11 *ego tum hoc puto tentandum, cum parum cibus, semel et post febrem datus, prodest*. 8, 4 *sed multo melius est ante emplastra experiri, quae calvariae causa componuntur*. 7, 7, 6 *ego sic restitutum esse neminem memini*. Ob Celsus die Medizin berufsmässig oder dilettantisch betrieb, ist für die litterarhistorische Betrachtung eine sekundäre Frage.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Die für die *familia rustica* bestimmten Valetudinarien geben für die dilettantische Praxis reiche Gelegenheit (HäSER, Gesch. der Medizin 1, 278).



Die einzelnen Teile der Encyklopädie. Quint. 12, 11, 24. *Quid plura? cum etiam Cornelius Celsus, mediocri vir ingenio, non solum de his omnibus conscripserit artibus, sed amplius rei militaris et rusticae et medicinae praecepta reliquerit, dignus vel ipso proposito, ut eum scisse omnia illa credamus.*

α) Die *libri rei militaris* werden auch von Vegetius bezeugt (r. milit. 1, 8): *haec necessitas compulit evolutis auctoribus ea me — fidelissime dicere, quae Cato ille Censorius de disciplina militari scripsit, quae Cornelius Celsus, quae Frontinus perstringenda duxerunt.*

β) Die *libri rei rusticae*. Columella 1, 1, 14 *Cornelius (Celsus) totum corpus disciplinae (nämlich rei rusticae) quinque libris complexus est*; REITZENSTEIN (p. 34) bestimmt vermuthungsweise den Inhalt der fünf Bücher also: I *de agrorum cultu*; II *de vitibus et arboribus* (?); III *de re pecuaria*; IV *de villatica pastione*; V *de apibus* und gibt eine darnach geordnete Fragmentensammlung in Citaten (*De scriptorum rei rusticae libris deperditis* p. 55).

γ) Die erhaltenen *libri medicinae* werden im folgenden Paragraphen besprochen.

δ) *Libri rhetorici*. Quint. 3, 1, 21 *scripsit de eadem materia . . . nonnihil pater Gallio, accuratius vero priores [Gallione] Celsus et Laenas et aetatis nostrae Verginius, Plinius, Tullius*. Citiert wird die Rhetorik auch von Fortunatian. 3, 2. Ob Schol. zu Juv. 6, 245 „*septem libros institutionum reliquit*“ auf unsern Celsus bezogen werden kann, ist nicht sicher.

ε) Der philosophische Teil der Encyklopädie ist nicht leicht zu bestimmen. Wir haben zu scheiden:

a) Die *opiniones philosophorum*. August. de haeres. prol. schreibt: *opiniones omnium philosophorum qui sectas variis condiderunt usque ad tempora sua (neque enim plus poterat) sex non parvis voluminibus quidam Celsus absolvit; nec redarguit aliquem, sed tantum quid sentirent aperuit ea brevitate sermonis, ut tantum adhiberet eloqui, quantum rei nec laudandae nec vituperandae nec affirmandae aut defendendae, sed aperiendae indicandaeque sufficeret, cum ferme centum philosophos nominasset: quorum non omnes instituerunt haereses proprias, quoniam nec illos tacendos putavit qui suos magistros sine ulla dissensione secuti sunt.*

b) Philosophisches im Sinne der Sextier. Quint. 10, 1, 124 *scripsit non parum multa (de philosophia) Cornelius Celsus Sextios secutus non sine cultu ac nitore.*

Die gewöhnliche Ansicht ist nun die, dass die *opiniones philosophorum* einen Teil der Encyklopädie bildeten, während die Sextischen Abhandlungen ausserhalb derselben stünden. Allerdings muss man als ausgeschlossen betrachten, dass Quintilian sich auf jene 6 Bücher bezieht. Dies ist aber doch sehr auffallend; Quintilian hatte einen Teil der Encyklopädie, die Rhetorik, berücksichtigt, er kannte also das Werk, warum sollte er einen andern Teil der Encyklopädie, und dazu noch einen sehr umfangreichen, bei seinem Urteil über die philosophische Schriftstellerei gänzlich unberücksichtigt lassen und zu diesem Zweck Schriften heranziehen, die ausserhalb des Corpus standen? Der Gedanke, dass jene *opiniones* nicht den wahren philosophischen Stil des Celsus zeigten, ist doch nicht zulässig. Weiterhin müsste dann die philosophische Partie der Schrift einen ganz andern Charakter gehabt haben als die der Medizin und der Rhetorik. Dort würde er nur eine Geschichte der Disziplin gegeben haben, hier aber diese Zweige selbst. Meine Bedenken, ob bei Augustin unser Celsus gemeint sei, sind daher auch durch die Opposition SCHWABE's noch nicht beseitigt. Richtig ist, dass ein zweiter Celsus nicht bekannt ist. Allein wir kennen einen Celsinus, der ein Werk geschrieben, wie das war, welches Augustin in den Händen gehabt, vgl. SUIDAS s. v. *Κελσίους Εὐδῶρον Κασταβαλεὺς φιλόσοφος ἔγραψε συναγωγὴν δογματῶν πάσης αἰρέσεως φιλοσόφου*. Vielleicht ist daher Celsinus statt Celsus bei Augustin zu lesen.

5) Die juristischen Bücher werden lediglich aus Quint. (12, 11, 24) gefolgt.

Der Titel der Encyklopädie. In der handschriftlichen Überlieferung wird das erste Buch der Medizin als I. VI *Artium* citiert; es führte sonach die Encyklopädie den Titel „*Artes*“. Dem gegenüber hat BERNAYS, gestützt auf ein von RITSCHL, *praef. Bacch.* ed. II p. VI, mitgeteiltes Scholion *Celsus libros suos a varietate rerum cestos vocavit* den Titel „*Cestus*“ für die Encyklopädie in Anspruch genommen (Ges. Abh. 1, 35). Allein der Titel ist, abgesehen von der trüben Quelle, der er entnommen ist, schon darum verdächtig, weil Celsus griechische Bezeichnungen soviel als möglich vermeidet.

Die Zeit des Werks. Die Medizin muss früher sein als des Scribonius Rezeptbuch; denn Celsus teilt 4, 7 ein Rezept mit, das sich nach seiner Versicherung in keinem medizinischen Werk findet, das aber mit dem entscheidenden Bestandteil bei Scribonius vorkommt (c. 70). Celsus muss also sein medizinisches Buch vor Scribonius, d. h. vor 47/8 geschrieben haben. Auch die landwirtschaftliche Schrift liefert uns einen *terminus ante quem*. Plin. h. n. 14, 33 sagt: *Graecinus, qui alioqui Celsum transscripsit*. Julius Graecinus,

der Vater des Agricola, schrieb ein Werk *de vineis*, in dem er sich also an Celsus anschloss. Sein Tod fällt in das Jahr 38 n. Ch. Folglich muss der landwirtschaftliche Teil der Encyclopädie und da diese den Anfang bildet, diese selbst vor 38 geschrieben sein. Damit wären wir in die Tiberische Zeit gelangt. Da aber die medizinischen Bücher nach 23 v. Ch. fallen, (vgl. meine Abh. p. 363) und Columella 1, 1, 14 Celsus und Julius Atticus als *nostrorum temporum viri* dem Vergil und Hygin gegenüberstellt, so werden wir die schriftstellerische Thätigkeit des Celsus von der Zeit Tibers nicht weiter zurücklegen dürfen.

Litteratur: KISSEL, Celsus, eine hist. Monographie I, Giessen 1844; O. JAHN (Über römische Encyclopädien) in den Berichten der sächs. Gesellsch. der Wissensch. II. Bd. (1850 p. 263); M. SCHANZ, Über die Schriften des Cornelius Celsus, Rhein. Mus. 36, 362 (dazu SCHWABE, Hermes 19, 385).

**474. Die Medizin des Celsus.** Mit einer interessanten Einleitung beginnt das Werk; zuerst wird die Entstehung der Heilkunde erörtert, dann wird die Gliederung derselben vorgeführt; sie zerfällt in drei Teile, in denjenigen, welcher durch Regelung der Lebensweise (Diätetik), denjenigen, welcher durch Medikamente (Pharmakeutik), endlich den, welcher durch manuelles Eingreifen heilt (Chirurgik). Daran schliesst sich eine ausführliche Darlegung des Gegensatzes der beiden medizinischen Schulen, der rationellen Richtung, welche alles Schwergewicht auf die Erkenntnis der Ursachen legt, und der empirischen, welche sich auf den Erfolg der Heilmittel stützt. Celsus nimmt eine vermittelnde Stellung ein, doch neigt er sich mehr auf die Seite der Theoretiker<sup>1)</sup>, er verurteilt zwar das Experiment an lebenden Körpern, hält dagegen das an toten für notwendig. Nach dieser Einleitung schreitet er zu seiner Aufgabe. Das erste Buch handelt über die Lebensweise im allgemeinen unter Berücksichtigung der verschiedenen Individualitäten und krankhaften Dispositionen. Das zweite Buch enthält die allgemeine Pathologie, und erörtert das Verhältnis der Jahreszeiten, der verschiedenen Alter zu den Krankheiten, die Anzeichen eines krankhaften Zustandes im allgemeinen, die Symptome der einzelnen Krankheitszustände und die prognostischen Momente; der allgemeinen Pathologie folgt die allgemeine Therapie. Die zwei folgenden Bücher wenden sich zu den einzelnen Krankheiten, das dritte bespricht die Krankheiten, die dem ganzen Körper zugeschrieben werden müssen, wie z. B. Fieber, Wahnsinn; das vierte diejenigen, die ihren Sitz in den einzelnen Körperteilen haben. Dies macht zuerst eine anatomische Übersicht notwendig. Die Darstellung fängt mit dem Kopfe an. In beiden Büchern hatte die Therapie mehr einen allgemeinen Charakter, alle Momente, die zur Heilung führen können, waren berücksichtigt, nicht bloss die Medikamente; in den beiden folgenden (5 und 6) Büchern wird die Lehre von den Arzneimitteln systematisch durchgeführt und eine grosse Anzahl von *compositiones* mitgeteilt. Mit dem siebenten Buch wird die Chirurgie in Angriff genommen; lesenswert ist die Aufzählung der für einen guten Chirurgen notwendigen Eigenschaften.<sup>2)</sup> Die Knochenerkrankungen sind einem eigenen Buch, dem achten, reserviert.

Es steht uns natürlich nicht zu, über den sachlichen Wert des Buchs

<sup>1)</sup> *prooem.* (p. 8 DAREMB.) *ista naturae rerum contemplatio, quamvis non faciat medicum, aptiorem tamen medicinae reddit.*

<sup>2)</sup> Z. B. 7 praef (p. 263 DAREMB.) *misericos sic, ut sanari velit eum, quem accepit,*

*non ut clamore eius motus vel magis quam res desiderat properet vel minus quam necesse est secet, sed perinde faciat omnia ac si nullus ex vagitibus alterius affectus oriatur.*



ein Urteil abzugeben. Nur soviel darf gesagt werden, dass die Abhängigkeit des Celsus von den Griechen offen vorliegt. Dadurch ist er eine Hauptquelle für die Geschichte der Medizin seit Hippokrates geworden; wir lernen durch ihn 72 verlorene medizinische Autoren<sup>1)</sup> kennen. Sein Verdienst muss also in der Form gesucht werden. Hier muss ihm aber volles Lob zu teil werden. Des Autors Sprache ist rein und einfach und hält sich von allem rhetorischen Schwulste frei; von den Rezepten abgesehen, ermüdet uns die Lektüre durchaus nicht, öfters tritt uns auch die Persönlichkeit des Schriftstellers näher, wie wenn er sagt, dass nur unbedeutende Geister nicht gern einen Irrtum eingestehen, dass aber die genialen Menschen eine irrthümliche Ansicht leicht über Bord werfen können, da ihnen selbst dann noch genug des Eigenen bleibt (8, 4).

Die Überlieferung. Alle Handschriften stammen aus einem und demselben Exemplar, da sie dieselbe grosse Lücke im vierten Buch (c. 27) haben. Die ältesten Handschriften sind der Vaticanus 5951 s. X, der Laur. 73, 1 s. XII und der Parisinus 7028 s. XI.

Ausgaben *ex rec. Targae* mit einem *lexicon Celsianum* 1810; von RITTER und ALBERS, Köln 1835, DAREMBERG Leipzig. 1859.

Die Monographie über den Partherkrieg. *Jo. Lydus de magistratibus* 1, 47 (p. 208 Fuss) ἡπίστατο Κωνσταντῖνος — μὴ εἶναι ῥᾶδιον ἄλλως καταπολεμηθῆναι Πέρσας μὴ ἑξαινὴς αὐτοῖς ἐπιχειρήσεως ἐφόδου. Καὶ συγγραφὴν περὶ τοῦτον μονήρη Κέλσος, ὁ Ῥωμαῖος τακτικός, ἀπολέλοιπε, σαφῶς ἀναδιδάσκων, ὡς οὐκ ἄλλως Πέρσαι Ῥωμαίοις παραστήσονται, εἰ μὴ αἰφνιδίως εἰς τὴν ἐκείνων χώραν Ῥωμαῖοι γνώφου δίκην ἐνσκήψουσιν. — ἡ γὰρ δυσχωρία Πέρσαις ἑλληματοῦσι δυσέμβατος ὅθεν ἀφόρητος αὐτοῖς ὁ Κουρβολῶν ἐπὶ τοῦ Νέρωνος ἐφάνη. Die Schrift bezieht sich auf Corbulos Feldzug und fällt etwa 63 n. Ch. Ich habe leise Zweifel angedeutet, ob diese Monographie von unserm Celsus herrührt, wenn es auch wahrscheinlich ist, dass Lydus den Verfasser der Monographie dafür hält (vgl. noch 1, 17). Das Gleiche that, ohne, wie es scheint, von meiner Abhandlung Kenntnis gehabt zu haben, REITZENSTEIN p. 31 Anm. 50.

2) Die Grammatiker.

### 1. Q. Remmius Palaemon.

**475. Die verlorene Ars des Palaemon.** Der Grammatiker war der Sohn einer Sklavin in Vicenza. Er erlernte das Weberhandwerk, als er aber den Auftrag erhielt, den Sohn des Herrn in die Schule zu begleiten, benutzte er die Gelegenheit, sich eine höhere Bildung anzueignen. Später freigelassen eröffnete er eine grammatische Schule und verstand es, sich zu hohem Ansehen emporzuringen, obwohl sein sittliches Leben anstössig war und sogar die Kaiser Tiberius und Claudius vor seiner Schule öffentlich warnten; die grosse Anziehungskraft, die er ausübte, lag in seinem stets paraten Wissen und in seiner völligen Herrschaft über das lebendige Wort. Sein Selbstgefühl war sehr stark entwickelt, er prahlte, dass mit ihm die Wissenschaft zur Welt gekommen sei und mit ihm auch wieder ins Grab sinke; er versicherte, dass der in den Bucolica Vergils zum Schiedsrichter erwählte Palaemon eine prophetische Hinweisung auf ihn als künftigen Kritiker der Dichter enthalte, er erzählte, dass Räuber, denen er einmal in die Hände fiel, ihn unbehelligt liessen, als sie seinen Namen hörten. Gross waren seine Luxusbedürfnisse; obgleich ihm seine Schule reiche Honorare eintrug und er auch noch durch andere Unternehmungen, besonders durch

<sup>1)</sup> HÄSER, Gesch. der Medizin 1<sup>3</sup>, 280.

rationellen Betrieb der Landwirtschaft grosse Einnahmen erzielte, so reichte doch dies alles für seine Bedürfnisse nicht aus (Suet. gr. 23).

Palaemons Bedeutung für die Litteratur liegt in seinem Lehrgebäude der lateinischen Grammatik, in seiner Ars. Zwar war er auch Improvisator von Gedichten und um seine Kunst zu zeigen, versuchte er sich in den schwierigsten Metra. Allein diese Spielereien scheinen nur eine ephemere Wirkung gehabt zu haben. Dagegen erstreckte sich der Einfluss seiner Ars bis auf die spätesten Zeiten. Leider ist uns dieselbe nicht erhalten; doch können wir dieselbe einigermaßen restituieren. Am dienlichsten ist uns für diesen Zweck Charisius, der ganze Partien aus dem Werk herübergenommen hat. Gewisse Kriterien, die man gefunden hat, erleichtern die Aufgabe.

Schottmüllers Hypothese. SCHOTTMÜLLER (p. 31) spricht die Ansicht aus, der von Charisius benutzte Palaemon sei ein (gallischer) Grammatiker des vierten Jahrhunderts, den Apollinaris Sidonius ep. 5, 10 erwähne. Allein seine Gründe sind sehr unzureichend. Vgl. KEIL 5, 334; CHRIST, Philol. 18, 125; MORAWSKI p. 352; MARSCHALL p. 8—20. Dass ein Buch, welches aller Wahrscheinlichkeit nach als Unterrichtsmittel diente, vielen Interpolationen und Verschlechterungen ausgesetzt ist, liegt auf der Hand. Auch durch die indirekte Überlieferung hat das Werk Schaden genommen.

Apokryph ist eine den Namen des Palaemon tragende Ars, welche bei KEIL 5, 533 steht.

Die Versuche zur Restitution des Palaemon. SCHOTTMÜLLER, *De C. Plini Secundi libris grammaticis*, Bonner Diss. 1858 tritt in eine Untersuchung der Bestandteile des Charisius ein (p. 24) und wird dadurch auch zu einer Ausscheidung des Palaemon veranlasst. Es folgt MORAWSKI, *Quaest. Charis.* (Hermes 11, 339), der ebenfalls Kriterien für die Palaemonischen Bestandteile gewinnt. Wiederum einen Schritt weiter that MARSCHALL, *De Q. Remmii Palaemonis libris grammaticis*, Leipz. 1887, welcher nicht bloss den Charisius, sondern auch den Dositheus, die Exzerpte Bobiensia zur Restituierung der Ars herbeizog. Der Versuch, den Julius Romanus aus Charisius zu gewinnen, hat neuerdings auch FRÖHDE (*De C. Julio Romano Charisii auctore* in Fleckeis. Jahrb. Supplementb. 18, 567) auf die Palaemonische Frage geführt. Trotz der Verdienstlichkeit dieser Versuche fehlt uns noch immer die rekonstruierte Ars. Nur eine möglichst umfassende Analyse der gesamten vorhandenen grammatischen Litteratur der Römer<sup>1)</sup> (nach MÜLLENHOFF'scher Methode) verspricht abschliessende Resultate. Mit Stückwerk ist hier nichts gethan.

## 2. Q. Asconius Pedianus.

476. Des Asconius historischer Kommentar zu den Reden Ciceros und seine verlorenen Schriften. Die litterarisch-historische Seite der Philologie wird in ausgezeichneter Weise durch Q. Asconius Pedianus, wahrscheinlich aus Padua stammend<sup>2)</sup>, vertreten. Einem Funde Poggios in St. Gallen verdanken wir einen Kommentar desselben zu folgenden Reden:

1) *contra L. Pisonem* (55 v. Ch.)

2) *pro M. Scauro* (54 v. Ch.)

3) *pro Milone* (52 v. Ch.)

4) *pro Cornelio de maiestate* (65 v. Ch.)

5) *in toga candida contra C. Antonium et L. Catilinam competitores* (64 v. Ch.).

Ursprünglich scheint derselbe noch ausgedehnter gewesen zu sein, ein Fragment zu der zweiten Rede *pro Cornelio* am Schluss des Kommentars zur ersten lässt auf einen Ausfall mehrerer Blätter schliessen. Der erhaltene Teil wurde in Rom zwischen 54 und 57, also zu Anfang der Regierung Neros geschrieben. Allein der ursprüngliche Kommentar

<sup>1)</sup> *est profecto fere nemo grammaticus posterioris aetatis latinus, quin Palaemonis librum adierit* (MARSCHALL p. 81).

<sup>2)</sup> 68, 17 sagt er *Livius noster*. Auch weisen Inschriften Asconii in Padua nach.



umfasste noch viel mehr Reden, denn aus Gellius 15, 28, 4 folgt, dass Asconius auch einen Kommentar zur Rede für Sex. Rosciu aus Ameria geschrieben; auf Kommentare zu anderen Reden führen Verweisungen in dem vorhandenen Kommentar. Diese kommentierten Reden waren, wie sich aus den Eingängen des Kommentars zur *Scauriana* und zur Rede *in toga candida*, besonders aber zur *Corneliana* ergibt, nach der Zeit geordnet; es ist daher die obige überlieferte Reihenfolge nicht die richtige.

Sein Werk bestimmte Asconius für seine Söhne (38, 20). Da diese öfters angedet werden, so erhält dasselbe einen familiären, gemüthlichen Ton. Der Charakter des Kommentars ist ein rein historischer; die grammatisch-rhetorische Seite bleibt völlig unberücksichtigt. Seine Aufgabe hat Asconius meisterhaft gelöst. Mit der grössten Sorgfalt zieht er alles heran, was sich aus den übrigen Schriften seines Autors für die Erkenntnis des Sachverhalts ermitteln lässt, dann sieht er sich aber auch nach andern Quellen um, die *acta populi Romani*, verwandte Reden, historische Schriften u. a. werden durchforscht. Nicht zufrieden damit gibt der gewissenhafte Autor auch öfters noch an, was er ermitteln konnte und was nicht. Sein Urteil ist überall ein umsichtiges. Die Form, in die er seinen Kommentar kleidet, ist die, dass er zuerst jeder Rede eine Einleitung vorausschickt, dann einzelne Stellen mit Rücksicht auf die Bedürfnisse seiner Söhne erläutert. Sein Stil ist klar und rein.

Die Neuzeit schätzt den Asconius ungemein; alle, die sich mit ihm beschäftigt haben, sind des Lobes voll über ihn. Aber auch das Altertum scheint seinen Wert erkannt zu haben; das Lob, das Silius Italicus in seinem punischen Krieg einem aus Padua stammenden Jüngling Pedianus zollt (12, 212), werden wir als eine Ehrung des Asconius zu betrachten haben.

Die Zeit des Kommentars bestimmt sich aus den Worten p. 23, 25: *possidet eam (domum) nunc Largus Caecina, qui consul fuit cum Claudio*. Caecina starb vor Oktober 57. Das Konsulat des Caecina und des Claudius fällt ins Jahr 42. Da Asconius aber die Worte *qui consul fuit cum Claudio* nicht wohl unter der Regierungszeit des Claudius schreiben konnte, so würde sich das Intervallum auf 54—57 einengen (Madvig [1828] p. 4).

Die Überlieferung. Der Kommentar ist uns (mit einem fälschlich dem Asconius beigelegten Kommentar zu einem Teil der Verrinen vgl. § 146, 3) durch eine jetzt verlorene Handschrift von St. Gallen überliefert. Dieselbe wurde im Jahre 1416 von Poggio und seinen Freunden Bartholomaeus von Montepulciano und Sozomenos von Pistoja aufgefunden, welche alle drei von ihrem Fund Kopien nahmen. Von diesen Kopien ist uns die des Bartholomaeus von Montepulciano (Laur. 54, 5) und die des Sozomenos (in Pistoia nr. 37) erhalten, die des Poggio ist (wenn sie sich nicht in Madrid befindet) verloren, dieselbe wurde aber für ungemein viele Handschriften die Quelle, da Poggio sein Exemplar lesbar gemacht hatte. Unter diesen *apographa* stechen hervor der *Leidensis* 222 und der *Laurentianus* 50, 4. Ziel der Recension muss sein Wiederherstellung des *Sangallensis*; diesem Ziele dient in erster Linie das *apogr. Sozomeni*, in zweiter das *apogr. Bartholomaei*, endlich in dritter das wiederum erst aus den *apographa* zu gewinnende *apographum Poggianum*.

Litteratur. Massgebende Ausgabe von KISSLING und R. SCHOELL, Berl. 1875. Grundlegende Schrift: MADVIG, *De Q. Asc. Ped. et aliorum veterum interpretum in Cic. orat. commentariis*, Kopenh. 1828. Dazu *appendix critica* ebenda 1829.

Seine Quellenforschung. Über die Quellen handelt LICHTENFELDT, *De Q. Asconii Pediani fontibus ac fide*, Bresl. 1888 (Breslauer Philolog. Abhandl. II. Bd. 4. H.). Nur wenige Proben von seiner Gewissenhaftigkeit: p. 9, 24 *socrus Pisonis quae fuerit, invenire non potui, videlicet quod auctores rerum non perinde in domibus ac familiis feminarum, nisi illustrium, ac virorum nomina tradiderunt* p. 32, 27 *haec, etsi nullam de his criminibus mentionem fecit Cicero, tamen, quia ita compereram, putavi exponenda* p. 39, 3 *ego, ut curiositati vestrae satisfaciam, Acta etiam totius illius temporis persecutus sum* (vgl. p. 27, 12).

p. 43, 7 *de oppugnata domo nusquam adhuc legi* p. 82, 17 *nomina harum mulierum nondum inveni* p. 42, 17 *quo die periculum hoc adierit, ut Clodius eum ad Regiam paene confecerit, nusquam inveni; non tamen adducor ut putem Ciceronem mentitum, praesertim cum adiciat ut scitis* p. 68, 6 *inducor magis librariorum hoc loco esse mendam quam ut Ciceronem parum proprio verbo usum esse credam.*

#### Die verlorenen Schriften des Asconius.

1) *liber contra obtrectatores Vergilii*, bezeugt in der *Donati vita Vergilii* p. 66, 2 REIFFERSCH. Er wird die Schrift des L. Varius Rufus benutzt haben (vgl. oben p. 61), allein die hauptsächlichste Quelle, aus der er schöpfte, scheinen die mündlichen Erkundigungen gewesen zu sein, die er einzog (vgl. Donat p. 57, 4 REIFFERSCH., Servius *ad eclog.* 4, 11). Auch in dieser Schrift erkennen wir aus den wenigen erhaltenen Fragmenten dieselbe Gewissenhaftigkeit wie in dem Commentar.

2) eine *vita Sallustii*. Diese Schrift beruht aber nur auf dem Zeugnis der pseudo-acronischen Scholien zu Horat. Sat. 1, 2, 41.

3) ein *Symposion*. Dasselbe ist aus Suidas s. v. *Ἀπίκιος Μάρκος* zu erschliessen. Dort wird von einem Gastmahl bei Apicius erzählt, an dem ausser Asconius der Consul Q. Junius Blaesus (28 n. Ch.), der Gymnastiker Isidoros und andere teilnahmen. Das Gespräch drehte sich um die Ringkunst. Besonders scheint die Bedeutung derselben für die Erreichung eines hohen Alters erörtert worden zu sein. Dieses Gastmahl werden wir nicht als ein wirklich stattgefundenes, sondern als ein fingiertes betrachten und demselben auch das Fragment zuweisen, welches über das hohe Alter der *Sammula* (Plin. n. h. 7, 159) handelt und das zur Ansetzung einer Schrift des Asconius über „Langlebende“ Anlass gab. Vgl. Suidas l. c. *γέροντες δὲ ἄλλοι τε ἔλεγον ἐπὶ τέχνῃ παλαιστρικῇ καὶ μέντοι καὶ Ἰούνιος Βλαΐσιος*. (HIRZEL, Rh. Mus. 43, 314).

### 3. M. Valerius Probus.

**477. Die Probus-Ausgaben.** Sobald eine Litteratur auf eine höhere Entwicklungsstufe gekommen ist und in Folge dessen eine intensivere Lektüre der Autoren stattfindet, stellt sich auch das Bedürfnis nach gereinigten Texten ein. Der erste, der nach der von Aristarch ausgebildeten Methode lateinische Texte kritisch behandelte, war M. Valerius Probus aus Berytos, dessen Blütezeit in die Regierung Neros fällt.<sup>1)</sup> Lange hatte er sich um eine Centurionenstelle<sup>2)</sup> beworben; als seine Bemühungen von keinem Erfolg gekrönt waren, wandte er sich den Studien zu. In der Provinz stiess er auf ältere Bücher, die dort noch gelesen wurden, während sie in Rom bereits verschollen waren. Die Lektüre reizte ihn, es boten sich ja sprachliche Probleme dar; nachdem einmal sein Interesse erwacht war, suchte er noch weiter nach solchen alten Büchern; es glückte ihm, eine grosse Anzahl zusammenzubringen. Er machte sich nun an die kritische Bearbeitung derselben. Zum Unterschied von anderen Philologen beschränkte er seine Thätigkeit fast nur auf diese Seite der Philologie, und mit Recht hat man ihn daher den römischen Immanuel Bekker genannt. Auch hatte er keine eigene Schule, allein im privaten Umgang, den er einzelnen Personen gewährte, sprach er sich doch hie und da in zwangloser Weise über seine Probleme aus (Suet. gr. 24).

Die Operationen, in welchen sich die Thätigkeit des Herausgebers ausprägte, waren nach Sueton das *emendare*, das *distinguere*, das *adnotare*. Das *emendare* setzt sich als Ziel, die durch die Abschreiber in den Text gedrunghenen Fehler zu beseitigen. Um dieses Ziel zu erreichen, war zu-

<sup>1)</sup> Hieronymus setzt dieselbe ums Jahr 56 an (2, 155 SCHÖNE). Zur Zeit des Martial scheint er nach 3, 2, 12 noch gelebt zu haben.

<sup>2)</sup> STEUP will (p. 3) statt *centuriatum* geschrieben wissen *rigintiviratum*.



nächst notwendig, ältere korrektere Exemplare sich zu verschaffen. War dies geschehen und damit eine Grundlage geschaffen, dann erst konnte die Verbesserung der Fehler durch Vermutung erfolgen. Weiterhin galt es, den gereinigten Text dem Verständnis des Lesers zu erschliessen, dazu diente das *distinguere*, die Interpunktion, welche den vollständigen oder relativen Gedankenabschluss durch Zeichen andeutet. Doch das wichtigste Geschäft des Herausgebers war die *adnotatio*, d. h. die Erläuterungen zu dem edierten Text. Diese Erläuterungen konnten einmal durch kurze Randbemerkungen erfolgen. Allein daneben war auch ein *adnotare* durch ein System von Zeichen (*notae*) üblich. Die Römer folgten hierin dem Vorgang der alexandrinischen Grammatiker. Diese Zeichen dienten in erster Linie dazu, die Textesverderbnisse zu bezeichnen, es gab aber auch *notae*, welche überhaupt auf eine Stelle aufmerksam machten oder auf irgend eine Besonderheit der Diktion hinwiesen oder Teile des Textes (wie z. B. Strophe und Antistrophe) markierten. Uns ist ein solches Verzeichnis von Noten erhalten und bei mehreren wird ausdrücklich angegeben, dass sie von Valerius oder von den Römern gebraucht wurden. Nach dieser Methode bearbeitete Probus eine Reihe von lateinischen Autoren, Vergil, Horaz, Lucrez, Terenz und Persius. Seinen Ausgaben wurden Biographien der betreffenden Autoren vorausgeschickt.

Zeugnisse über die Probus-Ausgaben. *Anecdoton Parisinum* (aus dem *cod. Parisinus* 7530) REIFFERSCH. Suet. rel. p. 138 heisst es nach Aufzählung der Noten: *his solis in adnotationibus Ennii, Lucilii et historicorum usi sunt Vargunteius Ennius Aeliusque et postremo Probus, qui illas in Virgilio et Horatio et Lucretio apposuit ut Homero Aristarchus*. Wir erhalten sonach folgende Ausgaben des Probus:

a) Die Vergilausgabe vgl. oben p. 63 fg. Spuren dieser Ausgaben liegen uns bei Gellius und Servius vor. Für seine Methode ist charakteristisch die Äusserung (Gell. 13, 21, 4): *in primo georgicon quem ego librum manu ipsius correctum legi, urbis* (für *urbes*) *per i literam scripsit*. Sonach war er für seine Vergilausgabe auf das Urexemplar des Dichters zurückgegangen.

Der den Namen des M. Valerius Probus tragende Kommentar zu den *Bucolica* und *Georgica* hat kaum etwas mit dem berühmten Grammatiker zu thun (vgl. § 248, 4, p. 67). Besser dagegen steht es mit der dem Kommentar vorausgehenden *vita* (§ 218, 1).

b) Die Horazausgabe. Sichtbare Spuren sind von ihr nicht vorhanden, niemals erscheint der Name Probus in den Scholien.

c) Die Lucrezausgabe. Auch von dieser Ausgabe können wir die Nachwirkungen nicht klarlegen.

Allein noch andere Autoren als die in der Stelle genannten scheint er kritisch ediert zu haben. So lässt sich

d) eine Terenzausgabe nachweisen. Sie ergibt sich aus Donat. zu Ad. III, 2, 25 (323). *Quid festinas mi Geta*] *Probus assignat hoc Sostratae*; zu Eun. 1, 1, 1 *non eam, ne nunc quidem*] *non eam Probus distinguit, iungunt qui secundum Menandri exemplum legunt*. Andere Stellen wie zu Phorm. I, 3, 3 (155) V, 8 (9), 16 (1005) II, 3, 25 (372) Andr. V, 3, 4 (875) Hecyr. prol. I, 2 (2) Phorm. I, 1, 15 (49) betreffen sprachliche, nicht kritische Bemerkungen (STEUP p. 94 und 97).

e) Die Persiusausgabe. *Hieronym. apol. c. Rufin.* 1, 16 *puto quod puer legeris Aspri in Vergilium et Sallustium commentarios, Vulcarii in orationes Ciceronis, Victorini in dialogos eius et in Terentii comoedias praeceptoris mei Donati aequae in Vergilium et aliorum in alios, Plautum videlicet, Lucretium, Flaccum, Persium atque Lucanum*. Hier wird also ein Kommentar des Persius bezeugt. Es ist keine Frage, dass der Verfasser des Kommentars ermittelt werden kann. An Cornutus als Verfasser dieses Kommentars darf nicht gedacht werden (vgl. p. 280). Hieronymus kann nur den M. Valerius Probus gemeint haben, denn dass dieser auch den Persius kritisch kommentierte, beweist die uns erhaltene *vita*, welche in der Überlieferung als „*de commentario M. Valerii Probi sublata*“ eingeführt

wird.<sup>1)</sup> Dass diese *vita* in ihrem Kern dem Valerius Probus angehört, kann nicht bestritten werden.

Probus-Ausgaben des Plautus und Sallust, welche STEUP seinem jüngeren Probus vindizieren will (p. 132, p. 130), können nicht sicher erwiesen werden.

**478. Die grammatischen Schriften des Probus.** Obwohl Probus den Schwerpunkt seiner Thätigkeit in die Herausgabe von Autoren legte, so konnte er doch auch an den Problemen der Grammatik nicht vorübergehen. Im Gegenteil, die Handhabung der Kritik erforderte genaues Eingehen auf die Eigentümlichkeiten der Sprache und ihr Leben. Und wirklich hinterliess er einen reichen Schatz von Beobachtungen über das alte Latein; seine Anhänger scheinen nach seinem Tod manches daraus publiziert zu haben. Er selbst edierte dagegen nur wenig über ganz spezielle Probleme. Aber aus seinen mündlichen Erörterungen drang auch manches in die Öffentlichkeit.<sup>2)</sup> Gellius lagen ohne Zweifel grammatische Abhandlungen unter dem Namen des Probus vor. Uns ist nur ein einziges Produkt erhalten, es ist ein Verzeichnis von Abkürzungen, welche auf Setzung der Anfangsbuchstaben der betreffenden Wörter beruhen. Dieser kurze Traktat zerfällt in vier Abteilungen, zuerst werden die Abkürzungen aufgelöst, welche in den amtlichen und in den historischen Schriften zur Anwendung kamen, es sind dies besonders die Eigennamen. In den übrigen drei Abteilungen handelt es sich um juristische *literae singulares*, es sind die Abkürzungen in den Volksbeschlüssen, in den Legislationen, endlich in den Edikten. Der Schluss der in den Edikten vorkommenden Abkürzungen fehlt in den Handschriften des Traktats, das Fehlende kann jedoch aus einer Einsiedler Sammlung (nr. 336) zum Teil ergänzt werden. Das Ganze scheint nur der Auszug aus einem grösseren Werk zu sein, das vielleicht noch andre *notae* behandelte. Der Überlieferung, welche die Abhandlung dem Valerius Probus zuteilt, zu misstrauen, haben wir durchaus keinen Grund; denn die Zeitindizien reichen gerade bis zu unserem berühmten Grammatiker und nicht darüber hinaus. Dann legt gerade die *adnotatio* der Autoren es ihm sehr nahe, sich mit den *notae* wissenschaftlich zu beschäftigen. Endlich werden wir durch ein Zeugnis belehrt, dass es wirklich eine Abhandlung von Probus über das betreffende Gebiet gab; er hatte nämlich die Chiffreschrift Caesars behandelt.

Die Schriftstellerei des Probus im allgemeinen. Suet. gr. 24 p. 118 R. *nimis pauca et exigua de quibusdam minutis quaestiunculis edidit; reliquit autem non mediocrem silvam observationum sermonis antiqui.* — Gell. 15, 30, 5 *ego cum Probi multos admodum commentationum libros adquisierim.*

Einzelne verloren gegangene *commentationes*. 1) Gell. 4, 7, 1 wird für die Aussprache von *Hannibalem* und *Hasdrubalem* auf Probus verwiesen und zwar auf eine *epistula ad Marcellum scripta* 2) Gell. 17, 9, 5 *est adeo Probi grammatici commentarius satis curiose factus de occulta litterarum significatione in epistularum C. Caesaris scriptura* 3) Char. p. 212, 7 *Probus de inaequalitate sermonis quaerit.* Teile dieser Schrift werden wohl sein *α) de dubiis generibus* (Priscian. 1, 171, 14); *β) de dubio perfecto* (Priscian. 1, 541, 19). Vgl. STEUP p. 193.

Die Schrift über die Abkürzungen. Allem Anschein nach ist auch die im vor-

<sup>1)</sup> Oben p. 280 sind leider die Klammern „(durch den Aristarch der Römer Valerius Probus)“ weggeblieben, was zu der Annahme führen könnte, als sei an der Stelle des Hieronymus M. Valerius Probus genannt.

Eine Mehrheit von Erklärern mit TEUFFEL zu statuieren, dazu gibt die Stelle keinen entscheidenden Anlass.

<sup>2)</sup> Gell. 9, 9, 12; 1, 15, 18; 3, 1, 5; 6, 7, 3.



ausgehenden Absatz (nr. 2) angeführte Schrift mit dem erhaltenen Traktat in Zusammenhang zu bringen, und demnach ein umfassenderes Werk anzunehmen. Die Überschrift des Traktats „*De iuris notarum* oder *iuris notarum*“ passt nicht, ist sonach ein späterer Zusatz. Auch dieses deutet darauf hin, dass wir nur einen Teil einer grösseren Sammlung vor uns haben. Die beste Überlieferung des Verzeichnisses bietet der Ambrosianus J. 115.

Massgebende Ausgaben von MOMMSEN Leipz. Sitzungsber. 1853, 119 und in KEILS gr. 4, 271.

**479. Die unterschobenen Probusschriften.** Von den apokryphen Schriften des Probus sind vor allem diejenigen auszuschneiden, deren Zuteilung an Probus nicht auf einem handschriftlichen Zeugnis, sondern nur auf einer gelehrten Vermutung beruht. So hat der erste Herausgeber des Schriftchens „*De ultimis syllabis ad Caelestinum*“ Parrhasius dieses dem Probus zugeteilt. Allein seiner Vermutung geht alle Begründung ab. Ebenso willkürlich setzte Laurentius Valla einer Scholienmasse Juvenals den Namen des berühmten Grammatikers vor (vgl. p. 345). Im Gegensatz zu diesen Produkten hat der Name des Probus die Gewähr der handschriftlichen Überlieferung für sich bei folgenden vier grammatischen Arbeiten, die wir zwei jetzt in Wien befindlichen, ehemals nach Bobio gehörigen Handschriften, Vindob. 16 s. VII/VIII und Vindob. 17 s. VIII/IX, und einem Vaticanus s. VI/VII verdanken.

1) *Catholica Probi*.<sup>1)</sup> Die Schrift, welche mit dem *liber de ultimis syllabis* der Vindobonensis 16 erhalten hat, handelt über die Deklination der Nomina, dann über die Konjugation der Verba, endlich über die rhythmischen Satzausgänge (GL. 4, 3).

2) Die *Instituta artium*, über die acht Redeteile, stehen im Vaticanus, daher auch *Ars Vaticana* genannt, und im Vindob. 17 (GL. 4, 47).

3) Die *Appendix Probi*. Dieser Traktat besteht aus verschiedenen Verzeichnissen; das erste bezieht sich auf das Nomen (z. B. Zusammenstellung von Beispielen des Ablativausgangs, von *Pluralia tantum* u. a.), das zweite gibt Beispiele über den Gebrauch der Casus u. a., das dritte gibt eine Gegenüberstellung der richtigen und der falschen Schreibung einer Anzahl von Worten; für die Lehre von der Aussprache ist dieses Verzeichnis von der grössten Wichtigkeit. Am Schluss erscheint eine Tabelle von *differentiae*. Ein Teil dieser Tabelle (p. 199, 18—201, 10) ist auch in dem Montepessulanus 306 überliefert und trägt hier die Überschrift „*Differentiae Probi Valerii*“, während in dem Vindob. 17 die *Appendix* anonym überliefert ist. Diese *Appendix* setzt eine Benutzung der *Instituta artium* voraus<sup>2)</sup> (GL. 4, 193).

4) *De nomine excerpta* wird in dem Vindob. 16 als ein Werk des Valerius Probus bezeichnet. Diese Abhandlung ist aber aus verschiedenen Grammatikern zusammengestellt<sup>3)</sup> (GL. 4, 207).

Das sind die Produkte, in welchen die Überlieferung ganz oder wie bei Nr. 3 teilweise für Probus eintritt. Allein wie wenig Wert dieser Überlieferung beizumessen ist, zeigen die *Catholica*. Schon längst hatte man erkannt, dass zwischen dieser Schrift und den *Instituta* solche Diffe-

<sup>1)</sup> Eingeführt mit den Worten: *quoniam instituta artium sufficienter tractavimus, nunc de catholicis nominum verborumque*

*rationibus doceamus.*

<sup>2)</sup> STEUP p. 170 fg.

<sup>3)</sup> STEUP p. 175.

renzen bestehen, dass unmöglich an eine und dieselbe schriftstellerische Individualität gedacht werden kann. In den *Catholica* ist die Schreibweise kurz und gedrungen, in den *Instituta* dagegen ungemein weitschweifig; dort finden sich noch Überreste antiker Gelehrsamkeit, hier aber Sonderbarkeiten und Absurditäten. Auch weichen die in beiden Schriften vortragenen Lehren so voneinander ab, dass nicht einmal die Annahme zulässig erscheint, dass die gleichen Quellen benutzt sind. Diese Beobachtungen erhalten eine entscheidende Bestätigung durch die Vergleichung der *Catholica* mit der Grammatik des *Sacerdos*; es zeigt sich eine merkwürdige Übereinstimmung der *Catholica* mit dem zweiten Buch der Grammatik des *Sacerdos*.<sup>1)</sup> Für diese Übereinstimmung ist bloss die Erklärung zulässig, dass die *Catholica* das Eigentum des *Sacerdos* sind und nur irrtümlich den Namen des Probus tragen; denn dass nicht etwa *Sacerdos* die *Catholica* als zweites Buch herübergenommen, geht daraus hervor, dass dieses zweite Buch ganz dieselben Eigentümlichkeiten wie die zwei übrigen Bücher aufweist, welche doch niemand dem *Sacerdos* absprechen kann.<sup>2)</sup> Auch wird in den *Catholica* auf ein vorausgegangenes Buch hingedeutet. Die *Catholica* haben also nichts mit Probus zu thun. Merkwürdig ist aber, dass schon von Grammatikern die *Catholica* unter dem Namen des Probus citiert werden. Aber nicht bloss bei den *Catholica*, auch bei der *Appendix* und bei den *Excerpta de nomine* müssen wir den Namen des Probus fallen lassen. Die *Excerpta* sind ja aus verschiedenen grammatischen Autoren zusammengestellt.<sup>3)</sup> Die *Appendix* aber anlangend, so ist von Wichtigkeit, dass nur ein Stück dem Probus und zwar lediglich in einer Handschrift zugeteilt wird. Allein dass dieses Stück nichts mit dem berühmten Grammatiker zu thun haben kann, erkennt man sofort, wenn man die *differentiae* näher ins Auge fasst, denn da zeigen sich Spracherscheinungen, welche dem Valerius Probus noch gar nicht vorgelegen sein können. Aber auch an eine Identität des Verfassers mit dem der *Instituta* können wir nicht denken, da in der *Appendix* eine unverkennbare Benutzung der *Instituta* zu Tage tritt. Sonach bleibt uns nur der Probus der *Instituta*. Allein dass derselbe nicht mit dem Grammatiker der neronischen Zeit identisch sein kann, haben wir eben angedeutet; dagegen spricht der ganze Inhalt des Werks, auch ein positives Zeugnis steht uns zur Verfügung; p. 119, 26 werden die Diocletianischen Thermen erwähnt; somit kommen wir ins vierte Jahrhundert.<sup>4)</sup> Wenn also die Überlieferung recht hat, so müssen wir neben dem berühmten Berytler noch einen beträchtlich jüngeren Probus, den Verfasser der *Instituta*, annehmen. Man hat nun einen solchen auch anderweitig nachzuweisen versucht; wir kennen aus dem vierten Jahrhundert einen Probus, der mit Lactantius Firmianus in Beziehungen stand. Allein es kann nicht dargethan werden, dass dieser Probus ein Grammatiker war.<sup>5)</sup> Die Existenz dieses jüngeren Probus ist

<sup>1)</sup> Über das handschriftliche Verhältnis äussert sich KEIL GL. 6, 422 also: *antiquior et plenior olim liber fuit, ex quo tamquam communi fonte et hic liber, quem nunc Claudii Sacerdotis nomine inscriptum habemus, et Probi catholica quae feruntur ita ducta sunt, ut*

*alia apud hunc, alia apud illum servarentur.*

<sup>2)</sup> Ausführlich zusammengestellt bei STEUP p. 162.

<sup>3)</sup> STEUP p. 175.

<sup>4)</sup> STEUP p. 167.

<sup>5)</sup> STEUP p. 167 fg.



daher sehr problematisch. Wenn man sieht, wie sehr der Name Probus im Laufe der Zeit eine typische Bedeutung erhielt, und wie leicht sein Name grammatischen Traktaten vorgesetzt wurde, so wird es geratener sein, diesen jüngeren Probus aus der Literaturgeschichte zu streichen und einen uns unbekannten Verfasser für die *Instituta* anzunehmen.

Die Hypothese Steups von den drei Probi. STEUP unterscheidet drei Grammatiker des Namens Probus 1) den Probus, von dem uns Sueton berichtet und der zur Zeit Neros gelebt; 2) einen etwas jüngeren Probus, den Sohn oder Neffen des Berytters, der bei Martial und Gellius erscheine, den Verfasser des Kommentars zu Vergils *Bucolica* und *Georgica* und der *vita* des Persius und des *fragmentum de literis singularibus* u. s. w.; 3) endlich einen Probus aus dem Anfang des vierten Jahrhunderts, den Verfasser der *Ars Vaticana*. Der zweite Probus ist nichts als ein Phantasiegebilde STEUPS. Schon der einzige Umstand, dass Gellius niemals einen jüngeren Probus von dem älteren unterscheidet, genügt, die Existenz dieses zweiten in das Reich der Fabel zu verweisen. Auch dass STEUP gezwungen ist, die beiden Probi in dieselbe Zeit zu versetzen, weist auf ihre Identität hin. Auch die Schriftstellerei der beiden ersten Probi gestattet keine Scheidung.

Litteratur: STEUP, *De Probis grammaticis*, Jena 1871, wo auch die übrigen einschlägigen Schriften verzeichnet sind. (Beck, *De V. P. quaestiones novae*, Groning. 1886.)

Andere Grammatiker des Zeitraums sind:

1. Julius Modestus war der Freigelassene und Schüler Hygins. Seine Blüte fällt in die Zeit des Tiberius.<sup>1)</sup> Von ihm werden zitiert a) *Quaestiones confusae* (I. II Gell. 3, 9, 1). In diesen *Miscellanea* waren viele orthographische und etymologische Fragen behandelt (FROEHDE, *De C. Julio Romano*, p. 608). b) *De feriis* (Macrob. 1, 4, 7).

2. M. Pomponius Marcellus machte Jagd auf Solöcismen bis zur Hartnäckigkeit. Als er einst den Tiberius wegen eines Ausdruckes tadelte und ihm Ateius Capito mit der Behauptung entgegentrat, der getadelte Ausdruck sei auch lateinisch und wenn er es nicht wäre, sei er es von nun an, da brach er in die Worte aus: Du, Kaiser, kannst Menschen das Bürgerrecht erteilen, aber nicht Worten (Suet. gr. 22 p. 116 R.).

Die Grammatiker, die auf der Grenze stehen oder deren Zeit strittig ist, werden im nächsten Teil behandelt.

### 3. Die Rhetoren.

#### 1. P. Rutilius Lupus und andere Rhetoren.

480. Die Figurenlehre des Rutilius Lupus. Der Rhetor Gorgias, ein Zeitgenosse Ciceros — er unterrichtete dessen Sohn<sup>2)</sup> — schrieb vier Bücher über die Figuren in vielfach eigenartiger Auffassung<sup>3)</sup>. Dieses Werk bearbeitete lateinisch und zwar in einem Buch Rutilius Lupus. Diese lateinische Bearbeitung lag bereits Celsus vor, auch Quintilian benutzte sie. Das Verhältnis der lateinischen Fassung zu dem verlorenen griechischen Original ist, wie sich das schon aus der Verminderung der Zahl der Bücher ergibt, das der Verkürzung. Für diese Verkürzung legt übrigens Lupus noch ein ausdrückliches Zeugnis ab. An das Schriftchen knüpfen sich einige Probleme; dasselbe enthält nur Wortfiguren, keine Sinnfiguren, während Quintilian die Behandlung der Sinnfiguren durch Rutilius Lupus ausdrücklich bezeugt und auch der handschriftliche Titel „*schemata dianoeas*“ deutlich auf diese hinweist. Diese Schwierigkeit wird sich am leichtesten durch die Annahme lösen, dass der Teil, welcher die Sinnfiguren enthielt, verloren ging. Der ursprüngliche Titel wird daher „*schemata dianoeas et lexeos*“ gewesen sein. Weiterhin ist das Schriftchen ohne jeden sichtbaren Einteilungsgrund in zwei Bücher zerlegt, während doch Quintilian ausdrücklich von einem Buch spricht. Diese Einteilung ist also ein Werk späterer Willkür. Der literarische Wert des Buchs ruht in den Beispielen, sie sind fast sämtlich griechischen

<sup>1)</sup> Über Aufidius Modestus vgl. p. 92.

<sup>2)</sup> Cic. ep. 16, 21, 6.

<sup>3)</sup> DZIALAS, *quaest. Rutil.* 1860 p. 15 fg.

Reden entnommen, welche uns verloren gingen. Diese Beispiele, zu denen sich nur wenige römische gesellen, sind ganz vortrefflich übersetzt und stechen merkwürdig ab von den Erklärungen und Definitionen, welche sowohl sprachlich als sachlich mangelhaft sind. Um diesen Widerspruch zu beseitigen, hat Casaubonus die Ansicht aufgestellt, Rutilius Lupus habe die Beispiele aus vorhandenen Übersetzungen entlehnt (Quint. 10, 5, 2). Allein vielleicht kann jene Discrepanz auch daraus erklärt werden, dass Rutilius alles Gewicht auf die Stilisierung der Beispiele legte.

Verhältnis des Rutilius Lupus zu Gorgias. Quint. 9, 2, 102 *praeter illa vero, quae Cicero inter lumina posuit sententiarum, multa alia et (idem) Rutilius Gorgian secutus, non illum Leontinum, sed alium sui temporis, cuius quattuor libros in unum suum transtulit, et Celsus, videlicet Rutilio accedens, posuerunt schemata*. Die Verkürzung erhellt aus Lupus' Worten 2, 12 *quid intersit . . . cognoscere poteris . . . multo diligentius ex graeco Gorgiae libro, ubi pluribus uniuscuiusque ratio redditur*.

Unvollständigkeit der Schrift. Sinnfiguren führt Quintilian aus Lupus an 9, 2, 103 und 106. Die Unvollständigkeit schränkt sehr ein DRAHEIM, *Schedae Rutilianae*, Berl. 1874 (p. 3 p. 9), der annimmt, dass etwa in einem verlorenen Prooemium die *schemata dianoeas* kurz behandelt waren. DZIALAS dagegen meint, dass uns Rutilius Lupus nur in einem Auszug vorliege (p. 36). Beides ist unwahrscheinlich.

Ausgaben: von RUHNKEN, Leyd. 1768, von JACOB, Lüb. 1837, von HALM, *Rh. min.* p. 3.

#### Andere rhetorische Schriftsteller<sup>1)</sup>.

Eine Hauptstelle ist die, an der Quintilian die rhetorischen Schriftsteller der Römer anführt, hier heisst es (3, 1, 21): *scripsit de eadem materia* (d. h. über die Rhetorik) *non-nihil pater Gallio, accuratius vero priores (Gallione) Celsus et Laenas et aetatis nostrae Verginius, Plinius, Tutilius*. Von diesen werden Celsus und Plinius ausführlicher an anderen Orten besprochen. Es bleiben sonach:

1. Popilius Laenas. Quint. 10, 7, 31 *illud quod Laenas praecipit displicet mihi, in his quae scripserimus velut summas in commentarium et capita conferre*. 11, 3, 183 (Laenas Popilius).

2. Verginius Flavius war der Lehrer des Persius; er hatte grossen Zulauf von der studierenden Jugend; der Ruhm seines Namens sollte ihm verhängnisvoll werden, er wurde von Nero (65) ins Exil getrieben (Tac. Ann. 15, 71). Quint. 7, 4, 40 *hoc tamen admiror, Flavius, cuius apud me summa est auctoritas, cum artem scholae componeret, tam anguste materiam qualitatis terminasse*. Seine Rhetorik ist öfters von Quintilian berücksichtigt (3, 6, 46; 7, 4, 24; 11, 3, 126).

3. Tutilius. Auch Martial erwähnt diesen Rhetor, als er dem Lupus auf seine Frage, wem er seinen Sohn zur Ausbildung anvertrauen solle, Aufschluss erteilt (Mart. 5, 56, 6 *famae Tutilium suae relinquo*). Wir reihen die an andern Stellen angeführten *rhetores* an:

4. Visellius schrieb *de figuris*. Quint. 9, 3, 89; 9, 2, 101; 9, 2, 106.

5. Sex. Julius Gabinianus, ein Gallier. Hieronym. (2, 159 SCHOENE) setzt seine Blüte um 76 n. Chr. Er war ein sehr berühmter Mann, wie aus folgenden Stellen ersichtlich: Hieron. zu Esai. 8 praef. *qui si flumen eloquentiae et concinnas declamationes desiderant, legant Tullium, Quintilianum, Gallionem, Gabinianum*. Tac. dial. 26 *quotus quisque scholasticorum non hac sua persuasione fruitur, ut se ante Ciceronem numeret, sed plane post Gabinianum?*

6. Septimius. Quint. 4, 1, 19 *fuere etiam quidam suarum rerum iudices. nam et in libris observationum a Septimio editis adfuisse Ciceronem tali causae invenio*. Ob diese *observationes* eine rhetorische Schrift waren, lässt sich nicht sicher entscheiden. Auch die Identifizierung dieses Septimius mit dem Septimius Severus, an den Statius 4, 5 gerichtet, ist unsicher (TEUFFEL, § 315, 5).

7. Valerius Licinianus. Über das bewegte Leben dieses Rhetors verbreitet sich der anmutige Brief des Plinius 4, 11. Hier heisst es nun: *ipse in praefatione dixit dolenter et graviter „quos tibi, Fortuna, ludos facis? facis enim ex senatoribus professores, ex professoribus senatores.“* Daraus schliesst man auf eine Schrift. Dieser Licinianus wird mit dem Licinianus des Martial (vgl. FRIEDLÄNDER zu Mart. 1, 49) identifiziert.

<sup>1)</sup> Man vgl. auch noch das dem Sueton- | vorausgeschickte Verzeichnis der *rhetores*  
schen Traktat *de grammaticis et rhetoribus* | (p. 99 REIFFERSCH.).



8. C. Asinius Gallus (Konsul 8 v. Ch.), der Sohn des Asinius Pollio, schrieb eine Schrift, in der er seinen Vater als Stilist höher stellte als Cicero. Plin. ep. 7, 4, 3 *libri Asini Galli de comparatione patris et Ciceronis*. Dieselbe machte, wie es scheint, grosses Aufsehen, sie rief eine Gegenschrift des Kaisers Claudius hervor (vgl. p. 239).

9. Largius Licinus ging ebenfalls gegen Cicero vor. Seine Broschüre führte den Titel „Ciceromastix“ (Gell. 17, 1, 1). Vielleicht ist er identisch mit dem Largius Licinus bei Plin. ep. 2, 14, 9; 3, 5, 17).

## 2. M. Fabius Quintilianus.

**481. Biographisches.** Quintilians Heimat ist Calagurris in Spanien. Seine Ausbildung erhielt er aber in Rom, wo sein Vater ebenfalls als Rhetor wirkte (9, 3, 73). Seine vorzüglichsten Lehrer waren der Grammatiker Remmius Palaemon<sup>1)</sup> und der Rhetor Domitius Afer (10, 1, 86). Doch waren auch die berühmten Redner der damaligen Zeit sicherlich nicht ohne Bedeutung für seine rhetorische Entwicklung. Nachdem er seine Studien vollendet hatte, kehrte er nach Spanien zurück. Allein im Jahr 68 nahm ihn der damalige Statthalter des tarraconensischen Spaniens, Galba, nachdem er Kaiser geworden war, wiederum mit nach Rom; er erhielt eine Schule der Rhetorik und aus dem Fiskus eine Besoldung. Daneben war er auch als Gerichtsredner thätig, hier lag seine Stärke in der Klarlegung des Falls, und gern übertrug man ihm daher, wenn mehrere Redner plädierten, diese Aufgabe (4, 2, 86). Doch veröffentlichte er selbst nur eine Rede und auch diese Veröffentlichung bedauerte er; die Reden, die noch unter seinem Namen kursierten, erkannte er, da sie von fremder Hand nach stenographischer Niederschrift publiziert waren, nicht an. Sein Ruhm wurde durch seine Lehrthätigkeit begründet; sein Ansehen aber war ein gewaltiges, erhielt er doch sogar die konsularischen Ehrenausszeichnungen (Ausonius p. 23 Sch.). Martial (2, 90, 1), der freilich in seinem Lob oft stark aufträgt, nennt ihn den Ruhm der römischen Toga. Unter seinen Schülern befand sich der jüngere Plinius (ep. 2, 14, 10). Nachdem er 20 Jahre seinem Lehrberuf obgelegen, zog er sich zurück und legte die Früchte seiner reichen Erfahrung in einem grossen Werke, der *Institutio oratoria*, nieder. Zuvor hatte er in einer kleineren Schrift, die aber leider verloren ist, die Ursachen des Verfalls der Beredsamkeit behandelt. Doch wurde er nochmals zur Lehrthätigkeit zurückgeführt; er wurde Prinzen-erzieher; Domitian übertrug ihm die Ausbildung der Enkel seiner Schwester Domitilla, der Söhne des Flavius Clemens, welche zur Thronfolge bestimmt waren (4 prooem 2). Diesen äusseren glänzenden Verhältnissen entsprachen nicht ganz die häuslichen; hier wurde Quintilian von schweren Schicksalsschlägen heimgesucht; er verlor durch den Tod seine junge Frau und auch die beiden Söhne, die er von ihr hatte (6 prooem.). Sein Todesjahr kennen wir nicht, es wird etwa um 96 fallen. Die Briefe des jüngeren Plinius setzen allem Anschein nach den Tod des Rhetors voraus (2, 14, 10; 6, 6, 3).

Hieron. 68 n. Chr. (p. 2, 157 Schoene). *M. Fabius Quintilianus Romam a Galba perducitur*; 88 n. Chr. (2, 161) *Quintilianus ex Hispania Calagurritanus (qui fügt VOLLMER, Rh. Mus. 46, 348 hinzu) primus Romae publicam scholam et salarium e fisco accepit (et tilgt VOLLMER) claruit*. Die Eröffnung der Schule fällt sicherlich mit dem Jahr 68 zusammen.

Litteratur. DODWELL, *Annales Quintiliani*, Oxon. 1698 (auch abgedruckt in BURMANNS Ausg.), HUMMEL, *Quint. vita*, Gött. 1843, DRIESEN, *De Q. vita*, Cleve 1845.

<sup>1)</sup> Schol. zu Juv. 6, 452.

**482. Die verlorene Schrift de causis corruptae eloquentiae.** Über den tiefen Verfall der Beredsamkeit seit der Kaiserzeit konnte sich kein sehendes Auge mehr täuschen, denn die Hohlheit der Rhetorschulen mit ihren unnatürlichen Übungen lag zu offenkundig vor. Verständige Männer hielten auch nicht mit ihrer Meinung zurück. Petronius fügte in seinen Roman eine scharfe Charakteristik der Deklamatoren ein, Tacitus schrieb seinen wundervollen Dialog. Vor Tacitus hatte auch Quintilian über die Ursachen des Verfalls der Beredsamkeit eine Schrift geschrieben. Es war ihm gerade damals ein fünfjähriger Sohn gestorben (6 prooem. 3 u. 6); um seinen Kummer zu vergessen, versenkte er sich in dieses Thema, das ihm ja Herzenssache war. Leider ist das Werkchen verloren gegangen, doch teilt er uns einiges daraus in seinem Lehrgang mit, so dass wir über den Gang der Untersuchung im allgemeinen orientiert sind. Der Sitz des Übels war leicht zu erkennen, es war die Rhetorschule mit ihren Deklamationen. Quintilian verfolgte den Ursprung der Themata mit fingierten Fällen und fand, dass schon zur Zeit des Demetrius Phalereus solche im Gebrauch waren. Allein diese Themata wurden im Laufe der Zeit in unnatürliche, phantastische Bahnen geleitet, so dass sie den Zusammenhang mit dem Leben gänzlich verloren. Solche Übungen bekämpfte die Schrift aufs entschiedenste; sie entbehren nach seiner Meinung der männlichen Kraft, sie geben uns den Schein statt des Wesens, sie sehen nur auf den blendenden Glanz. Der Verfall zeigt sich aber am auffallendsten im Stil, der Wortschatz ist gesucht und überladen und von einem lächerlichen Haschen nach gleichen oder schillernden Worten erfüllt und der Aufbau unklar und schlotterig. Quintilian scheint im einzelnen die verschiedenen Gebrechen des Stils durchgegangen zu haben, so hatte er z. B. das Masslose und Fehlerhafte bei der Anwendung der Hyperbole gerügt. Das Schriftchen wird also vorwiegend die Darstellung ins Auge gefasst haben. Dieser drohte allerdings noch von einer nichtrhetorischen Seite grosse Gefahr. Der Philosoph Seneca hatte mit seinem pikanten Stil ungemainen Anklang bei der Jugend gefunden, und doch musste dieser Stil mit seinen „süssen Gebrechen“ Quintilian sehr missfallen. Ohne ihn zu nennen, griff er Seneca scharf an, aber doch so deutlich, dass die Leser auf eine Feindseligkeit des Rhetors gegen den Philosophen schliessen konnten (10, 1, 125).

Soviel lässt sich über den Inhalt feststellen. Ziehen wir zum Vergleich den Tacitus heran, so erkennen wir, dass beide das gleiche Thema von einem verschiedenen Standpunkt aus behandelt haben. Quintilian schrieb als Rhetor, Tacitus als Historiker; Quintilians Blick reichte nicht über die Schule hinaus, Tacitus' Geist rückte die ganze Frage in den Rahmen der Kultur. Quintilians Darstellung fand ihren Mittelpunkt in der Betrachtung des degenerierten Stils und in der Aufdeckung und Heilung der Fehler desselben, Tacitus sah den Verfall der Beredsamkeit als eine unabänderliche Thatsache an, welche in der geschichtlichen Entwicklung begründet sei; der eine will die gegenwärtige Rhetorik reformieren, der andere will die Blicke von der Rhetorik auf andere Fächer hinlenken. Nur wenn der Dialog des Tacitus der Schrift des Quintilian



nachfolgte, gewinnen wir das richtige Verhältnis; den Ausführungen Quintilians, der immer noch den Glauben an die Zukunft seiner Kunst bewahrte, konnte Tacitus gut den Satz gegenüberstellen und erweisen, dass die Blüte der Beredsamkeit für immer dahin sei. Wäre des Tacitus Dialog aber vorausgegangen, so musste Quintilian seiner Schrift eine ganz andere Tendenz geben, er musste zeigen, dass auch in der Gegenwart noch Raum für das lebendige Wort ist.

Zeugnisse über die Schrift *de causis corruptae eloquentiae*. Den Titel gibt an die Hand 6 proem. 3 *eum librum, quem de causis corruptae eloquentiae emisit*. Über den Inhalt geben folgende Stellen Aufschluss: 5, 12, 17–23, wo er sich gegen die marklosen Deklamationen wendet (20), *eloquentiam, licet hanc (ut sentio enim, dicam) libidinosam resupina voluptate auditoria probent, nullam esse existimabo, quae ne minimum quidem in se indicium masculi et incorrupti, ne dicam gravis et sancti viri ostendet* — (23) *sed haec et in alio nobis tractata sunt opere et in hoc saepe repetenda*. 2, 4, 41 *factas ad imitationem fori consiliorumque materias apud Graecos dicere circa Demetrium Phalereum institutum fere constat; an ab ipso id genus exercitationis sit inventum, ut alio quoque libro sum confessus, parum comperi*. 8, 3, 57 (über das *κακόζηλον*) *est autem totum in elocutione — corrupta oratio in verbis maxime impropriis, redundantibus, comprehensione obscura, compositione fracta, vocum similitum aut ambiguarum puerili captatione consistit* — (58) *sed de hac parte et in alio nobis opere plenius dictum est*. 8, 6, 76 (über die Fehler bei der Hyperbole) *sed de hoc satis, quia eundem locum plenius in eo libro quo causas corruptae eloquentiae reddebamus tractavimus*.

Die Zeit der Abfassung wird aus der praef. zum 6. Buch bestimmt. Die Bestimmung hängt von den Zeitverhältnissen der *Institutio* ab. REUTER (p. 51) setzt unsere Schrift zwischen 87 und 89, VOLKMANN (Rh. Mus. 46, 348) ins Jahr 92. Das Jahr ist ziemlich gleichgültig, von Wichtigkeit ist aber, dass dieselbe vor der *Institutio* geschrieben ist, da sie bereits im 2. Buch erwähnt wird, und dass sie somit die Vorgängerin des Dialogs (p. 363) ward.

Litteratur. REUTER, *De Quintiliani libro qui fuit de causis corruptae eloquentiae*, Gött. Diss. 1887; GRUENWALD, *quae ratio intercedere videatur inter Quintiliani institutionem et Taciti dialogum*, Berl. 1883.

#### Andere verlorene Schriften Quintilians.

1. Die Rede *pro Naevio Arpiniano*. Quint. 7, 2, 24 teilt uns die Rechtsfrage mit: *id est in causa Naevi Arpiniani solum quaesitum, praecipitata esset ab eo uxor an se ipsa sua sponte iccisset*. Diese Rede war die einzige, die er veröffentlichte: *cuius actionem et quidem solam in hoc tempore emiseram, quod ipsum me fecisse ductum iuvenili cupiditate gloriae fateor*.

2. Reden, die von Stenographen wider Willen Quintilians veröffentlicht wurden. Er fährt nämlich an der obigen Stelle fort: *nam ceterae, quae sub nomine meo feruntur, negligentia excipientium in quaestum notariorum corruptae minimam partem mei habent*. Welches diese Reden waren, wissen wir nicht; er nennt uns noch zwei, die er gehalten; die Rede für die Königin Berenice. Diese war die schöne (Tac. hist. 2, 81) Tochter des älteren Agrippa, des Judenfürsten und stand in Beziehungen zu Titus (Suet. Tit. 7); worin der Rechtshandel bestand, ist nicht bekannt. Die zweite wurde in einer Erbschaftsangelegenheit gehalten (Quint. 9, 2, 73).

3. Auch zwei rhetorische Lehrschriften wurden wider Willen des Verfassers nach stenographischer Niederschrift zweier Vorträge, eines zweitägigen und eines mehrtägigen, von Zuhörern veröffentlicht. Quint. 1 proem. 7 *duo iam sub nomine meo libri ferebantur artis rhetoricae neque editi a me neque in hoc comparati*.

a) *namque alterum sermonem per biduum habitum pueri, quibus id praestabatur, exceperant*,

β) *alterum pluribus sane diebus, quantum notando consequi poterant, interceptum boni iuvenes, sed nimium amantes mei temerario editionis honore vulgaverant* (vgl. 3, 6, 68).

**483. Institutionis oratoriae libri XII.** Als Quintilian nach zwanzigjähriger Thätigkeit sich von seinem Lehramt zurückgezogen hatte, forderten ihn seine Freunde auf, ein Lehrbuch der Rhetorik zu schreiben. Lange sträubte er sich gegen diese Wünsche, schliesslich gab er nach. Nachdem er einmal den Entschluss gefasst hatte, einen solchen Lehrgang abzufassen,

steckte er demselben ein höheres Ziel. Die gewöhnlichen Lehrschriften hatten nur den speziellen rednerischen Unterricht im Auge, Quintilians Anleitung übernimmt dagegen den Zögling von der ersten Kindheit und geleitet ihn bis zur höchsten Stufe. Dadurch wird der rhetorische Kursus vielfach zu einem Kursus der Erziehung überhaupt. Die Gliederung des Werks ist folgende. Im ersten Buch behandelt er die elementare Ausbildung, im zweiten Buch die rhetorischen Anfangsgründe und das Wesen der Rhetorik, die Bücher drei bis sieben führen den Hauptteil der Redekunst durch, die Lehre von der Erfindung und von der Anordnung, die Bücher acht bis elf die Lehre vom Ausdruck, Memorieren und Vortrag, das zwölfte Buch stellt uns endlich, nachdem die Theorie (*ars*) in den vorausgehenden Büchern erledigt ist, den Redner und die Rede selbst vor Augen. Von den zwölf Büchern hat das zehnte ein weitgreifendes Interesse dadurch erhalten, dass es die Lektüre der griechischen und römischen Schriftsteller für den Zögling der Redekunst und dadurch einen Ausschnitt aus der Litteraturgeschichte vorführt. Gewidmet ist das Werk dem Vitorius Marcellus. Die Widmung wird dadurch motiviert, dass der Redner bei der Abfassung der *Institutio* besonders den hoffnungsvollen Sohn des Freundes Geta im Auge gehabt haben will. Etwas über zwei Jahre nahm die Sammlung des Materials und die Niederschrift in Anspruch. Die einzelnen Bücher wurden, sobald sie fertig waren, dem Vitorius Marcellus zugeschickt; Quintilian hatte dadurch Gelegenheit, in den Vorreden von dem, was gerade sein Herz bewegte, dem Freunde Mitteilungen zu machen. So konnte er bei Übersendung des vierten Buchs von der ehrenvollen Berufung zum Prinzenerzieher Kenntnis geben; als ihn bei der Abfassung des sechsten Buchs der schwere Schicksalsschlag traf, dass er seinen einzigen hoffnungsvollen Sohn durch den Tod verlor, schüttete er wiederum in ergreifender Weise sein Herz aus. Als alle Bücher fertig waren, wollte er sie eine geraume Zeit liegen lassen, um sie später nochmals einer völlig unbefangenen Revision zu unterziehen. Allein sein Verleger Trypho drängte zur Herausgabe; so wurden sie denn mit einer Vorrede dem Publikum übergeben.

Der Plan des Werks wird in dem *Prooemium* zum ersten Buch dargelegt (21):

*liber primus ea, quae sunt ante officium rhetoris, continebit;*

*secundo prima apud rhetorem elementa et quae de ipsa rhetorices substantia quaeruntur, tractabimus;*

*quinque deinceps (III. IV. V. VI. VII) inventioni (nam huic et dispositio subiungitur);*

*quattuor elocutioni (VIII. IX. X. XI), in cuius partem memoria ac pronuntiatio veniunt, dabuntur;*

*unus (XII) accedet, in quo nobis orator ipse informandus est, ubi qui mores eius, quae in suscipiendis, discendis, agendis causis ratio, quod eloquentiae genus, quis agendi debeat esse finis, quae post finem studia — disseremus.*

Die Abfassungszeit und Herausgabe des Werks. Es kommen folgende Momente in Betracht: 1) Quintilian schrieb sein Werk, nachdem er sein Lehramt, das er zwanzig Jahre bekleidet hatte, niedergelegt hatte; da wir den Antritt desselben ins Jahr 68 gesetzt haben, so muss die *Institutio* nach 88 fallen; 2) er that dies auf Verlangen seiner Freunde, nachdem er sich lange gesträubt (1 prooem. 1); 3) als er das zweite Buch schrieb, war er schon längst von seinem Lehramt zurückgetreten (2, 12, 12). Es werden also ein oder zwei Jahre nach 88 verflossen sein, als er sich an das Werk machte; 4) da er nun zwei Jahre brauchte, um dasselbe zu vollenden (vgl. die Vorrede an Trypho), so kann das Werk wohl nicht vor 92 fertig geworden sein; 5) da er aber nach Fertigstellung desselben noch einige Zeit zuwartete, wird die Herausgabe nicht vor 93 erfolgt sein (REUTER p. 45). Ein bestimmteres Datum glaubt VOLLMER (Rh. Mus. 46, 343) eruieren zu haben, in-



dem er von dem Gedanken ausging, dass Statius in dem Widmungsbrief des vierten Buchs den Tadel zurückweise, den Quintilian 10, 3, 17 gegen seine *silvae* ausgesprochen habe; der Widmungsbrief sei an denselben Vitorius Marcellus gerichtet, für dessen Sohn Quintilian seine Anleitung schrieb; von dem abfälligen Urteil des Rhetors habe Statius durch den gemeinsamen Freund Kenntnis erhalten. Da jener Widmungsbrief im Sommer des Jahres 95 geschrieben sei und das abfällige Urteil Quintilians in einem der letzten Bücher stehe, so sei die Vollendung der *Institutio* etwa Herbst 95 anzusetzen, sonach der Beginn im Jahr 93. Die Herausgabe konnte wegen der starken Schmeicheleien Domitian gegenüber im *Prooemium* des vierten Buchs nicht nach dessen Tod erfolgt sein, wird also ins Jahr 96 fallen. Allein die Annahme, dass Quintilian an jener Stelle den Statius im Auge habe, ist durchaus zweifelhaft; es kann daher die Kombination auf Sicherheit keinen Anspruch machen. Die genaue Bestimmung des Jahres der Fertigstellung und der Herausgabe der *Institutio* hat übrigens kein tieferes Interesse für die Litteraturgeschichte.

Die Herausgabe der zwölf Bücher geschah auf einmal, wie aus der an Trypho gerichteten Vorrede erhellt; doch zeigen die an Vitorius Marcellus sich wendenden Vorreden, dass die einzelnen Teile des Werks zuvor dem Vitorius Marcellus und vielleicht andern Freunden mitgeteilt wurden (REUTER, *De libro* etc. p. 52).

Die Überlieferung wird durch zwei Handschriftenfamilien vermittelt, durch eine stark defekte und durch eine vollständige. Die defekte ist die ältere. Die Repräsentanten derselben sind der Bernensis 351 s. X und der Parisinus 18527 s. X. Weitaus der beste Vertreter der jüngeren Klasse ist der Ambrosianus E 153 sup. s. XI, derselbe ist von mehreren Händen geschrieben und zwar in den letzten Teilen nachlässiger als in den ersten. Leider fehlt in demselben 9, 4, 135—12, 11, 22. Hier tritt der Bambergensis M. 4, 14 s. X ein, der aus dem defekten Bernensis 351 abgeschrieben ist, die fehlenden Partien aber von einer jüngeren Hand aus einer dem Ambrosianus ähnlichen Handschrift ergänzt hat. Die übrigen Glieder der jüngeren Familie sind stark interpoliert.

Ausgaben: von SPALDING Leipz. 1798—1816, 4 Bde., wozu ein 5. Bd. (*supplementum annotationis*) von ZUMPT und ein 6. Bd. (treffliches *Lexicon Quint.* von BONNELL), von BONNELL 2 Bde. Leipz. 1854, von HALM (grundlegende kritische Ausg.) 2 Bde., Leipz. 1868, von MEISTER 2 Bde. Prag 1886—7. Separatausgabe des 10. B. von BONNELL-MEISTER Berl. (Weidmann), von KRÜGER (Teubner), von MEISTER (Freitag), des 1. B. von FIERVILLE, Par. 1890.

#### 484. Die zwei Sammlungen der Quintilianischen Deklamationen.

Von dem Studium der Rhetorik ist die Übung unzertrennlich. Dass Quintilian als Lehrer der Rhetorik auch Übungen in fingierten Reden vornahm, kann gar keinem Zweifel unterliegen. Es kursieren nun unter seinem Namen zwei getrennt voneinander überlieferte Sammlungen von Deklamationen; die eine enthält 19 Stücke, die andere umfasste ursprünglich 388 Stücke, erhalten sind aber nur 145, da die Kollektion mit Nr. 244 beginnt. Die 19 Stücke geben uns vollständige, durch alle Teile hindurchgeführte Schulreden (daher die grösseren Quintilianischen Deklamationen genannt), die 145 Stücke dagegen nur Skizzen (daher die kleineren Quintilianischen Deklamationen genannt). Das zweite Corpus zeigt ferner noch die Eigentümlichkeit, dass es neben den rednerischen Skizzen auch in der Regel noch Anweisungen (*sermones*) über die Behandlung des Thema und über einzelne Punkte gibt. Diese Erläuterungen führen uns zum Ursprung der Sammlung, sie weisen deutlich auf die Schule hin, wir vernehmen einen Lehrer, der sich an einen bestimmten Kreis von Zuhörern wendet. So wie sich uns jetzt dieses zweite Corpus darstellt, war es keineswegs von Haus aus für die Herausgabe bestimmt, es fehlt eine planmässige Anordnung der Themata, auch die *sermones* lassen die Rücksicht auf buchmässige Veröffentlichung vermissen, sie tragen einen zwanglosen Charakter an sich. Wir werden daher anzunehmen haben, dass diese Sammlung von einem Zuhörer nach Schulvorträgen herausgegeben wurde. Damit erhalten wir auch den Schlüssel zum richtigen Verständnis des Werks. Die schriftliche Fixierung von Vorträgen und Unterweisungen kann sich, da sie nur

den Zweck hat, das Gehörte zu befestigen, Lücken, aphoristische Bemerkungen, Stichworte <sup>1)</sup> gestatten. Die in beiden Sammlungen behandelten Themata sind ganz von derselben Art wie diejenigen, welche wir aus Seneca kennen. Sie haben nichts mit dem wirklichen Leben zu thun, es sind Phantasmata, welche den Scharfsinn zwar anregen können, die aber zugleich die Natürlichkeit des Denkens und der Sprache zerstören.

Die Ansicht, dass uns in den kleineren Deklamationen Excerpte eines vollständigeren Werks vorliegen, sprechen aus RITTER p. 247, mit näherer Begründung TRABANDT p. 32. Allein bei der Entstehungsweise der Sammlung erscheint diese Annahme nicht geboten zu sein.

Die handschriftliche Überlieferung der grösseren Deklamationen ist eine reiche. Merkwürdig sind die Subskriptionen. Im *Bambergensis* s. X lautet sie: *descripsi et emendavi Domitius Dracontius de codice fratris Hieri mihi et usibus meis et discipulis* mit HAASE oder *doctis* mit ROHDE bei RITTER p. 207) *omnibus*, im Parisinus 16230 s. XV heisst es (p. 72a): *legi et emendavi ego Dracontius cum fratre Jerio* (? vgl. RITTER p. 205) *incomparabili arrico* (? RITTER p. 205) *urbis Romae in scola fori Traiani feliciter*. Der genannte *frater Hierius* ist wohl identisch mit dem Hierius, dem Augustin seine Schrift *De pulchro et apto ums Jahr 379 gewidmet hat* (ROHDE bei RITTER p. 207). — Andere Handschriften bei RITTER p. 204, über die verschiedene Reihenfolge der Stücke p. 266, über Handschriften, welche nicht alle Stücke enthalten p. 175, über Excerpte aus den 19 Deklamationen p. 204, p. 175 (WILAMOWITZ, *Hermes* 11, 118).

Die handschriftliche Überlieferung der kleineren Deklamationen. Wir kennen drei Handschriften, den Montepessulanus n. 126 s. X, den Monacensis 309 s. XV und den Chigianus fol. H. VIII, 262 s. XV. Alle 145 Deklamationen hat nur der Montepessulanus; der Monacensis und Chigianus beginnen erst in der Mitte der Deklamation 252 (nicht mit 244). Noch von einem verschollenen Kodex haben wir Kunde, von dem Kodex des Campanus († 1477). Auch dieser gehörte der verstümmelten Klasse an. Alle diese Handschriften führen auf einen Archetypus, der sich als eine Sammlung von Deklamationen darstellt und zwar 1) der kleineren Deklamationen (ohne Bezeichnung des Autors), 2) der Excerpte aus Senecas Deklamationen (vgl. oben p. 200), 3) der Auszüge aus 10 *rhetoires minores*<sup>2)</sup>, beginnend mit Calpurnius Flaccus. (Nach der Handschrift des Campanus folgten dann Antonius Julianus und *extemporaneae Quintiliani*.) Vgl. FLEITER p. 16 (gegen RITTER).

Ausgaben. Gesamtausgaben aller Deklamationen von J. F. GRONOV; von P. BURMANN, hinter dem Quintilian, Leyden 1720. — Ausgabe der kleineren Deklamationen von RITTER (Teubner). — Von demselben „Die Quintilian. Deklamationen“, Freib. u. Tüb. 1881.

**485. Die Unechtheit der beiden Sammlungen.** Bei der Frage nach der Echtheit der Quintilianischen Deklamationen ist zuerst von der Überlieferung auszugehen; zwar ist durch die Zuteilung einer Sammlung an Quintilian die Sache noch keineswegs entschieden, allein auf der anderen Seite kann es doch auch nicht gleichgültig sein, wenn eine Sammlung nicht einmal in der handschriftlichen Überlieferung den Namen Quintilians trägt. Dieser Fall liegt aber teilweise bei den Quintilianischen Deklamationen vor. Das Corpus der grossen Deklamationen führen die Handschriften auf Quintilian zurück, nur im Vornamen ergeben sich Differenzen.<sup>3)</sup> Dagegen weisen die erhaltenen Codices der kleineren Deklamationen den Namen Quintilian nicht auf, auch der verlorenen Handschrift des Antonius Campanus scheint er fremd gewesen zu sein.<sup>4)</sup> Ähnlich steht es mit der

<sup>1)</sup> Vgl. nr. 315.

<sup>2)</sup> In der Überschrift *Incipit ex Calpurnio Flacco Excerptae, Excerpta X rhetorum minorum* hat sich die allgemeine Überschrift hinter die erste Abteilung verirrt.

<sup>3)</sup> RITTER p. 104.

<sup>4)</sup> Denn er sagt einerseits „*declamationes Quintiliani esse arbitror*“. Hätte die Handschrift den Namen Quintilians gehabt, so wäre das ganze Raisonement überflüssig

gewesen. Die Worte „*quoniam Quintiliano attribuantur*“ werden sich daher nicht auf die Handschrift beziehen. Höchst auffallend ist, wie wenig RITTER auf diesen Punkt eingeht, vgl. p. 252 und seine Ausgabe p. V. Dass in den vorhandenen Handschriften die kleineren Deklamationen nicht dem Quintilian beigelegt sind, muss ja wohl aus dem Mangel einer solchen Angabe darüber erschlossen werden. (Vgl. auch TEUFFEL-SCHWABE 325, 11.)



Beglaubigung durch Schriftstellercitate. Für die grossen Deklamationen stehen ausdrückliche Zeugnisse zur Verfügung, für die kleineren Deklamationen könnten wir höchstens die Zeugnisse verwerten, welche sich auf nicht mehr vorhandene Stücke beziehen. Diese bezögen sich möglicherweise auf den verlorenen Teil der Sammlung. Allein es wäre denkbar, dass auch die grosse Sammlung nicht vollständig erhalten wäre, und dass jene Citate zu ihr gehörten. Aus dieser Darlegung ist ersichtlich, dass die Überlieferung fast keinen Anlass gibt, die zweite Sammlung Quintilian zuzuschreiben. Um so verwunderlicher ist es, dass gerade in neuester Zeit ein Versuch auftauchte, welcher die kleinere Sammlung ohne weiteres für Quintilian in Anspruch nahm und sie sogar unter dessen Namen edierte. Allein weder die unbezeugte Sammlung der kleinen noch die bezeugte der grossen hat etwas mit Quintilian zu thun. Der ganze Charakter der zweiten Sammlung zeigt, dass sie nicht von Quintilian selbst ediert sein kann. Es bleibt also nur die Annahme, dass sie eine Schülernachschrift darstellt. Wäre eine solche vor der *Institutio* veröffentlicht worden, so erwarteten wir eine Erwähnung derselben. Allein nirgends, so oft sich auch ein Anlass dazu bot, und das ist nicht selten, gedenkt er dieser Kontroversen. Man hat gemeint, der grössere, mehrere Tage währende und wider seinen Willen von Schülern veröffentlichte Lehrvortrag sei unsere Sammlung der kleineren Deklamationen. Allein unmöglich kann Quintilian eine solche Sammlung „*liber artis rhetoricae*“ nennen. Dagegen spricht auch, dass das, was er an einer Stelle (3, 6, 68) aus jenen Lehrvorträgen mitteilt, sich nicht in unserer, freilich nicht vollständigen Sammlung nachweisen lässt. Ferner ist es nicht denkbar, dass die 388 Stücke, welche ein voluminöses Werk ausmachen, in wenigen Tagen vorgetragen und nachgeschrieben wurden. Aber auch der Annahme einer Publizierung nach der *Institutio* stellt sich die Schwierigkeit entgegen, dass die *sermones* nirgends ausdrücklich an die *Institutio* anknüpfen, und der Herausgeber unbegreiflicherweise unterlassen hat, auf den berühmten Lehrer aufmerksam zu machen. Man wollte Übereinstimmungen zwischen den in den *sermones* und in der *Institutio* vorgetragenen Ansichten gefunden haben, allein dies ist nicht bewiesen, da in der Rhetorik ein grosses Gemeingut vorhanden sein muss und vorhanden ist.<sup>1)</sup> Übrigens wäre es nicht auffallend, wenn eine spätere Zeit auch von den Schätzen der *Institutio* gezehrt hätte. Auch innere Kriterien verbieten uns, eine der beiden Sammlungen Quintilian beizulegen. Beide Produkte sind des grossen Meisters unwürdig. Wir können nicht glauben, dass er seinen Unterricht mit solchen geschmacklosen Themata ausgefüllt hat. Energisch betont er, dass auch die Übungen sich nicht allzusehr von der Wirklichkeit entfernen und dass die romanhaften Stoffe nicht die Regel bilden sollen. Beide Sammlungen aber bieten des Absurden genug, dessen Quintilian unfähig ist. Über die Zeit, in der die Deklamationen entstanden sind, lässt sich eine bestimmte Angabe schwer machen. Der Sprache nach zu urteilen, scheinen wenigstens die kleineren Deklamationen der nächsten Zeit nach Quintilian anzugehören.

<sup>1)</sup> TRABANDT p. 20.

Quintilians Ansicht über die Schuldeklamationen. 2, 10, 4 *sint ergo et ipsae materiae, quae finguntur, quam simillimae veritati, et declamatio, in quantum maxime potest, imitetur eas actiones, in quarum exercitationem reperta est. nam magos et pestilentiam et responsa et saeviores tragicis novercas*<sup>1)</sup> *aliaque magis adhuc fabulosa frustra inter sponiones et interdicta quaeremus. Quid ergo? nunquam haec supra fidem et poetica, ut vere dixerim, themata invenibus tractare permittamus, ut exspatiantur et gaudeant materia et quasi in corpus eant? erit optimum, sed certe sint grandia et tumida, non stulta etiam et acrioribus oculis intuenti ridicula* — (§ 7) *totum autem declamandi opus qui diversum omni modo a forensibus causis existimant, ii profecto ne rationem quidem, qua ista exercitatio inventa sit, pervident.* Vgl. noch 10, 5, 14. Besonders wichtig ist der scharfe Angriff 5, 2, 17 (TRABANDT p. 12).

Zur Geschichte der Frage. Treb. Pollio schreibt im Leben der dreissig Tyrannen von Postumus Junior 4, 2 (2, 93 P.) *fuit autem ita in declamationibus disertus ut eius controversiae Quintiliano dicantur insertae, quem declamatorem Romani generis acutissimum vel unius capitis lectio prima statim fronte demonstrat.* Diese in die Zeit um 300 fallende Erwähnung der Quintilianischen Deklamationen ist die älteste; diese Stelle ist aber zugleich ein Beweis dafür, dass fremde Produkte irrtümlich den Namen Quintilians annahmen. Vgl. noch Auson. p. 56 Sch. *seu libeat fictas ludorum evolvere lites, ancipitem palmam Quintilianus habet; Hieronym. in Esaiam 8 praef. p. 328. Vall. qui si flumen eloquentiae et concinnas declamationes desiderant, legant Tullium, Quintilianum, Gallionem etc.* Diesen allgemeinen Zeugnissen über das Vorhandensein Quintilianischer Deklamationen stehen Citate einzelner Stücke gegenüber; sie gehören der Sammlung der 19 Stücke an; Hieronymus, *De cereo paschali* 11, 2 p. 210 B. Vall.; *Quaest. Hebr. in Gen.* 3, 1 p. 302 Vall. citiert nr. XIII; *Ennodius* p. 483, 14 H. bezieht sich auf die Decl. V; die *Comm. Bern. ad Lucan.* 4, 478 führen eine Stelle aus Decl. IV an; *Servius Aen.* 3, 661 aus Declam. I. Vielleicht auf Decl. XI ist bezüglich Pompeius GL. 5, 186 K. Es finden sich auch Citate, welche sich auf nicht mehr nachweisbare Quintilianische Deklamationen beziehen, z. B. *Hieron. Quaest. Hebr. in Genes.* 3, 1 p. 353 Vall., *Lactantius Div. inst.* 1, 21 5, 7 6, 23. Er wäre möglich, wie bereits bemerkt, dass sich diese Stellen auf die verlorenen kleinern Quintil. Deklamationen beziehen, es wäre aber auch möglich, dass sie zu verloren gegangenen grösseren Deklamationen gehören, dass sonach auch die erste Sammlung nicht vollständig ist. Die Frage nach der Autorschaft dieser Produkte kam erst neuerdings durch die Schrift RITTERS, Die Quintil. Deklamationen Freib. und Tübingen 1881, in Fluss. So umfassend und scheinbar gründlich der Verfasser die Frage behandelt hat, so sind doch die Resultate seines Buchs verfehlt. Bezüglich der grösseren Deklamationen will er gewisse Gruppen herausgefunden haben, von einer die Dekl. 3. 6. 9. 12. 13 umfassenden behauptet er (p. 203), dass diese in entschiedenem Zusammenhang mit Quintilian stehe, und ein innerlicher Grund gegen Quintilians Autorschaft für diese Stücke nicht vorliege. Auch nach Durchforschung der äusseren Zeugnisse heisst es (p. 218), dass jene fünf Stücke wirklich von Quintilian sind. Der Schluss des Buchs bringt aber eine Retraktatio; p. 265 schreibt RITTER „Wir werden in dem Verfasser einen Schüler Quintilians zu sehen haben“. Damit ist die Untersuchung über die grösseren Deklamationen in den Sand verlaufen. Es bleiben also noch die kleineren Deklamationen, von denselben wird mit einem früheren Herausgeber derselben, *Aerodius* († 1601), der Quintilianische Ursprung behauptet. Allein die Beweisführung ist, wie auf den ersten Blick ersichtlich, durchaus unnatürlich und unhaltbar. In völlig ausreichender Weise hat dies TRABANDT, *De minoribus quae sub nomine Quintiliani feruntur declamationibus*, Greifsw. 1883, dargelegt. Es erscheint unbegreiflich, wie RITTER nach dem Erscheinen dieser Dissertation noch (1884) die kleineren Deklamationen unter Quintilians Namen erscheinen lassen und die Ausführungen seines Gegners völlig ignorieren konnte, welche doch z. B. auch die Billigung eines so umsichtigen Mannes wie SCHWABE gefunden haben. Für Unechtheit spricht sich auch FLEITER, *De minoribus quae sub nomine Quintiliani feruntur declamationibus*, Münster 1890, aus, ohne jedoch etwas Erhebliches zu bieten, er mäkelte in unfruchtbarer Weise an TRABANDTS Ergebnissen.

**486. Charakteristik.** Wenn je ein Mensch mit tiefer Begeisterung und warmer Liebe sein Fach umfasste, so war es Quintilian. Die Redekunst ist für ihn die Krone des menschlichen Daseins; sie schliesst in sich die moralische Vollkommenheit; denn er hält fest an der catonischen Definition des Redners, welche auch die sittliche Tüchtigkeit von diesem verlangt. Diese ist aber einmal notwendig, weil mit der Beredsamkeit

<sup>1)</sup> Solche Themata sind aber in dem | delt: 326. 329. 384 (*pestilentia et responsa*),  
Corpus der kleineren Deklamationen behan- | 246. 350. 381 (*novercae*).



der grösste Missbrauch getrieben werden kann, dann aber auch, weil ein schlechter Mensch es gar nicht zu einem vorzüglichen Redner bringen kann. Ohne Zweifel liegt in der letzten Behauptung eine Übertreibung, und aus der Mühe, welche sich Quintilian gibt, um seinen Gedanken plausibel zu machen, geht klar die Unhaltbarkeit desselben hervor. Auch harmonieren durchaus nicht alle Lehren, z. B. die von den Beschönigungsmitteln, mit dieser Anschauung; Konzessionen sind unvermeidlich. Bei der ungeheuren Bedeutung, die er seiner Kunst beimisst, ist es selbstverständlich, dass er ihre Erlernung als eine eminent wichtige Sache hinstellt und daher derselben einen viel grösseren Rahmen gibt als die gewöhnlichen Rhetoren; die Aneignung der Rhetorik muss sich ihm prinzipiell zu einer den ganzen Menschen erfassenden Ausbildung gestalten. Die pädagogischen Winke, die er für die erste Erziehung gibt, sind höchst beachtenswert. Das System der eigentlichen Rhetorik, das er in seinem Lehrgang entwickelt, beruht auf eifrigem Studium der vorhandenen rhetorischen Lehrschriften und auf einer zwanzigjährigen Erfahrung. Der Standpunkt, den er in der Frage nach der Bedeutung der rhetorischen Gesetze einnimmt, ist der Theodorische; er leugnet demgemäss die Allgemeingültigkeit der Vorschriften und ist der Ansicht, dass dieselben nach den verschiedenen Lagen des Falls modifiziert oder auch vernachlässigt werden können. Sonst aber ist er kein Freund der starren Schultheorie und schwört nicht auf ein Schulhaupt. Er zieht vielmehr verschiedene Rhetoren zu Rat und wahrt sich seine Selbständigkeit. Bei diesem eklektischen Verfahren musste die strenge Folgerichtigkeit des Systems oft zu Schaden kommen. Und in der That liegt die Stärke des Schriftstellers durchaus nicht in dem Ausbau nach der Seite der Theorie; der alte, erprobte Lehrer lässt niemals die praktischen Gesichtspunkte ausser Acht, für ihn haben die Anweisungen nur insofern Wert, als sie zur Erreichung des vorgesteckten Zieles führen. Gern erläutert er seine Vorschriften durch Beispiele aus den Reden der klassischen Zeit. Kein Redner steht ihm aber höher als Cicero; ihn führt er daher am liebsten als Zeugen an. Besonders ist es sein Stil, der seine Bewunderung erregt und ihn zu dem Ausspruch veranlasst, dass der an seine Fortschritte glauben könne, der an Cicero Geschmack gefunden hätte (10, 1, 112). In Anlehnung an diesen unsterblichen Redner verfolgt er durch sein Werk noch das Ziel, dem verdorbenen Modestil mit seinen zerhackten und zugespitzten Sätzen entgegenzutreten. Und seine eigene Darstellung liefert den vollgültigen Beweis, dass es möglich war, diesen durch Zurückgehen auf Cicero zu regenerieren, ohne in sklavische Nachahmung zu verfallen. Quintilian schreibt ein ruhig dahinfließendes und durch mannigfache Bilder aus den verschiedenen Sphären des Lebens gehobenes Latein, das uns nach einer Senecalektüre mit wahren Behagen erfüllt. Aber was uns die Beschäftigung mit ihm noch besonders anziehend macht, ist, dass wir in dem Autor auch den Menschen lieben können. Wir fühlen uns von seinem edlen, gemütvollen Wesen angezogen und freuen uns der liebevollen Unterweisung des alten Lehrers. Jedermann wird dem Urteil des grossen Meisters der römischen Geschichtsschreibung beistimmen, der den Rhetor die Perle der spanisch-lateinischen

Schriftstellerei nennt und seine Arbeit also charakterisiert: „Sein Lehrbuch der Rhetorik und bis zu einem Grade der römischen Litteraturgeschichte ist eine der vorzüglichsten Schriften, die wir aus dem römischen Altertum besitzen, von feinem Geschmack und sicherem Urtheil getragen, einfach in der Empfindung wie in der Darstellung, lehrhaft ohne Langweiligkeit, anmutig ohne Bemühung, in scharfem und bewusstem Gegensatz zu der phrasenreichen und gedankenleeren Modelitteratur. Nicht am wenigsten ist es sein Werk, dass die Richtung sich wenn nicht besserte, so doch änderte. An inniger Liebe zu der eigenen Litteratur und an feinem Verständniss derselben hat nie ein Italiener es dem calagurritanischen Sprachlehrer zuvorgethan.“<sup>1)</sup>

Quintilians rhetorischer Standpunkt. 2,13,2 *erat rhetorice res prorsus facilis ac parva, si uno et brevi praescripto contineretur: sed mutantur pleraque causis, temporibus, occasione, necessitate. Atque ideo res in oratore praecipua consilium est, quia varie et ad rerum momenta convertitur. — (5) prooemium necessarium an super vacuum, breve an longius, ad iudicem omni sermone directo an aliquando averso per aliquam figuram dicendum sit, constricta an latius fusa narratio, continua an divisa, recta an ordine permutato, causae docebunt, itemque de quaestionum ordine, cum in eadem controversia aliud alii parti prius quaeri frequenter expediat. neque enim rogationibus plebisve scitis sancta ista praecepta, sed hoc, quidquid est, utilitas excogitavit.* Vgl. § 337.

Sein Eklektizismus. 3,1,22 *non tamen post tot ac tantos auctores pigebit meam quibusdam locis posuisse sententiam. neque enim me cuiusquam sectae velut quadam substitutione imbutus addixi et electuris quae volent facienda copia fuit, sicut ipse plurimum in unum confero inventa, ubicunque ingenio non erit locus, curae testimonium meruisse contentus.* 3,4,12 *nobis et tutissimum est auctores plurimos sequi et ita videtur ratio dictare.*

Die ethische Grundlage 12,1,1 *sit nobis orator, quem constituimus, is qui a M. Catone finitur, vir bonus dicendi peritus, verum id quod et ille posuit prius et ipsa natura potius ac maius est, utique vir bonus.* (3) *neque tantum id dico, eum qui sit orator, virum bonum esse oportere, sed ne futurum quidem oratorem nisi virum bonum.*

Die Quellen Quintilians können nur durch eine Aufrollung der gesamten rhetorischen Litteratur festgestellt werden. Untersuchungen, die in einem engeren Rahmen geführt werden, führen selten zu ergiebigen Resultaten. CLAUSSEN, Fleckeis. Jahrb. Suppl. 6, 339; MORAWSKI, *Quaest. Quint.*, Berl. 1874; TEICHERT, *De fontibus Quintiliani rhetoricis*, Königsb. Diss. 1884.

#### 4. Die Juristen.

**487. Die Rechtsschulen der Proculianer und Sabinianer.** Oben (§ 353) haben wir gesehen, dass in der Augusteischen Zeit zwei Juristen M. Antistius Labeo und C. Ateius Capito als Vertreter zweier Richtungen sich gegenüberstanden. Pomponius lässt in seinem Abriss die Schulgegensätze auch nach dem Tode jener hervorragenden Juristen fort dauern, er gibt ihnen Nachfolger bis zur Zeit Hadrians. Merkwürdigerweise erhielten die beiden Schulen ihre Namen erst von späteren Häuptionen derselben, die Schule Labeos nannte sich nach Proculus die Proculianer, die Schule Capitos nach Sabinus und Cassius die Sabinianer oder Cassianer. Es ist höchst wahrscheinlich, dass diese Schulen auf einer korporativen Verfassung ruhten und also schon rechtlich einen Vorstand nötig machten. Das Beispiel der griechischen Philosophenschulen mag hier vorbildlich gewesen sein. Allein auch der Gegensatz der Rechtsanschauung, den Labeo und Capito begründet hatten, muss in den Nachfolgern noch fortgewirkt haben. Freilich für die Länge der Zeit war die ursprüngliche Schärfe,

<sup>1)</sup> MOMMSEN, R. Gesch. 5, 70.



mit der sich die beiden Richtungen gegenüberstanden, nicht haltbar. Die Vertreter der Analogie im Recht waren gezwungen, die Einwände der Vertreter der Anomalie in ihren Aufstellungen zu berücksichtigen, durch diese Berücksichtigung ihrer Anschauungen waren aber auch die Anomalisten befriedigt. Die Parteien erkannten immer mehr die Notwendigkeit der gegenseitigen Konzessionen. Der Streit, von dessen Verlauf und Ende die Quellen kein deutliches Bild geben, führte schliesslich zu demselben Ergebnis, zu dem er in der Grammatik geführt hatte; weder die Analogie noch die Anomalie konnte ausschliesslich das Terrain behaupten, sie mussten einander die Hand zur Versöhnung reichen.

Über die Häupter der beiden Schulen lautet der Bericht des Pomponius im Eingang der Digesten also:

*Et ita Ateio Capitone Massurius Sabinus successit, Labeoni Nerva, qui adhuc eas dissensiones auferunt — huic (Sabino) successit Caius Cassius Longinus — Nervae successit Proculus. Fuit eodem tempore et Nerva filius. Fuit et alius Longinus ex equestri quidem ordine, qui postea ad praeturam usque pervenit. Sed Proculi auctoritas maior fuit, nam etiam plurimum potuit, appellatique sunt partim Cassiani, partim Proculiani, quae origo a Capitone et Labeone cooperat. Cassio Caelius Sabinus successit, qui plurimum temporibus Vespasiani potuit; Proculo Pegasus, qui temporibus Vespasiani praefectus urbi fuit; Caelio Sabino Priscus Javolenus; Pegaso Celsus; patri Celso Celsus filius et Priscus Neratius, qui utrique consules fuerunt, Celsus quidem et iterum; Javoleno Prisco Aburnius Valens et Tuscianus, item Salvius Julianus.*

**488. Die Proculianische Schule.** Als Schulhäupter werden uns von Pomponius genannt:

1. M. Cocceius Nerva, der Grossvater des Kaisers Nerva; er war ein Vertrauter des Tiberius (Tac. Ann. 4, 58); allein im Jahre 33 n. Ch. fasste der angesehene Mann den Entschluss, in den Tod zu gehen, da ihm die Lage des Vaterlandes hoffnungslos erschien. Und trotz der Bitten des Tiberius führte er seinen Entschluss durch (Tac. Ann. 6, 26; Dio 58, 21). Er wird von hervorragenden Juristen oft angeführt, ohne dass aber dabei eine Schrift von ihm namhaft gemacht wird.

Auch sein Sohn, der Vater des Kaisers, war Jurist; von ihm wird ein Werk *de usurpationibus* angeführt (Dig. 41, 2, 47). Der neben ihm genannte Longinus ist sonst unbekannt.

2. Proculus. Da die Schule von ihm ihren Namen erhielt, so muss er sich eines grossen Ansehens erfreut haben. Wir kennen aus den Anführungen in den Digesten seine *Epistulae*, die mindestens elf Bücher umfassten und *Responsa* und *Quaestiones* enthielten (Dig. 19, 5, 12; 23, 4, 17). Auch Noten zu Labeos *libri posteriores* verfasste er (Dig. 33, 6, 16; 3, 5, 10, 1).

3. Pegasus, *Praefectus urbi* unter Vespasian. Wir kennen diesen Rechtsgelehrten aus der vierten Satire Juvenals. Er wird oft von den juristischen Schriftstellern citiert, aber ohne Bezeichnung von Werken.

Schol. zu Juv. 4, 77 *Pegasus filius trierarchi, ex cuius liburnae parasemo nomen accepit, iuris studio gloriam memoriae meruit, ut liber vulgo, non homo diceretur. hic functus omni honore cum provinciis plurimis praefuisset, urbis curam administravit, hinc est Pegasianum SC.* (Inst. 2, 23, 5; Gai. 1, 31; Sohm Inst.<sup>4</sup> p. 445).

4. Juventius Celsus der Vater und P. Juventius Celsus der Sohn. Der berühmtere von beiden ist der Sohn, der auch wegen seiner Teilnahme an einer Verschwörung gegen Domitian in der Geschichte bekannt ist (Dio 67, 13). Seine Wirksamkeit erstreckte sich noch in die Hadrianische Zeit (Spart. Hadr. 18). Dieser jüngere Celsus steht als Jurist ausserordentlich hoch. Die Schärfe und Präzision seiner Gedanken ist be-

wunderungswürdig. In den Pandekten ist nur ein Werk ausgezogen, seine *Digestorum libri XXXIX* und zwar sind es 142 Stellen.

Angeführt werden aber in den *Digesta* noch folgende Schriften:

1. *commentarii* von mindestens 7 B. (Dig. 34, 2, 19, 6);
2. *epistulae* von mindestens 11 B. (Dig. 4, 4, 3, 1);
3. *quaestiones* (über die Zahl der Bücher vgl. KRÜGER p. 166, 13).

5. Neratius Priscus, ebenfalls ein sehr angesehener Mann; Traian schätzte ihn so hoch, dass er ihn gern als seinen Nachfolger sich dachte und dies auch durch Äusserungen kund gab (Spart. Hadr. 4, 8). Exzerpiert sind in den Pandekten von ihm die *Responsorum libri III*, die *Membranarum libri VII* und die *Regularum libri XV*.

Angeführt werden in den *Digesta* noch folgende Werke:

1. *Epistulae* von mindestens 4 B. (Dig. 33, 7, 12, 35 u. 43);
2. *libri ex Plautio* (Dig. 8, 3, 5, 1);
3. *liber de nuptiis* (Gell. 4, 4, 4).

Über eine auf Neratius Priscus bezügliche Inschrift (CIL. 9, 2454) vgl. BORGHESI, *Oeuvres* 5, 350; ASBACH, Rh. Mus. 36, 46, 1.

**489. Die Sabinianische Schule.** Die Häupter dieser Schule sind folgende Juristen:

1. Masurius Sabinus. Für die Entwicklung der Rechtswissenschaft war von grossem Einfluss das Institut der *Responsa*, die Rechtweisung. Seit Augustus wurden die *responsa* mit kaiserlicher Autorität (*ex auctoritate principis*) gegeben. Die in der vorgeschriebenen Form erteilten *responsa* der Juristen, denen das *ius respondendi* verliehen war, hatten für den Instruktionsbeamten wie für den Richter verbindliche Kraft; es musste darnach erkannt werden, wenn nicht ein entgegenstehendes Gutachten eines andern privilegierten Juristen vorgelegt wurde. Wenn es nun heisst, dass Masurius Sabinus zuerst dieses Recht von Tiberius erhielt (Pomp. dig. 1, 2, 2, 50), so wird das dahin zu verstehen sein, dass er der erste aus dem Ritterstande war, der respondierte; denn das Recht hatte ja bereits Augustus erteilt.<sup>1)</sup> Trotz dieser Auszeichnung waren seine äusseren Verhältnisse dürftig; er war auf die Unterstützung seiner Zuhörer angewiesen. Sein Hauptwerk waren die *libri III iuris civilis*. Das Werk wurde von dem Juristen Pomponius in wenigstens 36, von Ulpian in wenigstens 51, von Paulus in wenigstens 17 Büchern kommentiert. Diese Kommentare führen in den *Digesten*, für die sie grosse Wichtigkeit erlangten, die Bezeichnung *ex Sabino* oder *ad Sabinum*. Noten schrieb zu dem Werk der mit dem jüngeren Plinius (ep. 1, 22, 1; 5, 3; 8, 14) vertraute Titius Aristo (Dig. 7, 8, 6).

Über den Aufbau des Werks, das sich an Labeo anlehnte, vgl. Voret, *Abh. d. sächs. Gesellsch. d. Wissensch.* 7, 351; KRÜGER, *Geschichte der Quellen etc.*, Leipz. 1888 p. 151; LEIST, *Versuch einer Geschichte der röm. Rechtssysteme* 1850 p. 44.

Andere Werke des Sabinus sind:

- 1) *liber de furtis* Gell. 11, 18, 11;
- 2) *libri ad Vitellium* (Dig. 32, 45; 33, 7, 8 pr.; 33, 7, 12, 27; 33, 9, 3 pr.). Auch zu diesem Werk schrieb Aristo Noten.
- 3) *libri ad edictum praetoris urbani* in mindestens 5 Büchern (Dig. 38, 1, 18);
- 4) *Responsa* mindestens 2 Bücher (Dig. 14, 2, 4 pr.);
- 5) *Assessorium* (Dig. 47, 10, 5, 8), wahrscheinlich über die amtliche Thätigkeit der *assessores*;
- 6) *libri memorialium*, mindestens 11 Bücher (Gell. 5, 6, 13);

<sup>1)</sup> KRÜGER p. 150, 4 (nach MOMMSEN).



7) *Fasti*, in mindestens 2 Büchern (Macrob. 1, 4, 6);

8) *commentarii de indigenis* (Gell. 4, 9, 8).

Die Fragmente der drei letzten Schriften fanden sich bei HUSCHKE, *iurispr. anteius.*<sup>5</sup> p. 123. — HOUQUES-FOURCADE, *Mass. Sab., sa vie, son oeuvre*, Bordeaux 1889.

2. C. Cassius Longinus (Konsul 30 n. Ch.). Dieser Jurist griff auch tief in das öffentliche Leben ein, er verwaltete in den Jahren 40 und 41 die Provinz Asien und im Jahre 49 Syrien. Tacitus gedenkt seiner mit der höchsten Achtung (Ann. 12, 12). Dem Kaiser Nero wurde der wackere Mann verhasst; als Vorwand, ihn zu beseitigen, musste die Anschuldigung herhalten, dass er unter seinen Ahnenbildern auch das des Mörders Cäsars aufbewahre. Über den erblindeten Greis (Suet. Nero 37) wurde die Verbannung verhängt, als Aufenthaltsort wurde ihm Sardinien angewiesen (Tac. Ann. 16, 9). Nach dem Tod des Tyrannen unter Vespasian wurde er zurückgerufen (Dig. 1, 2, 2, 51). Sein Hauptwerk waren die *libri iuris civilis* (Dig. 7, 1, 7, 3). Der berühmte Jurist Javolenus machte aus demselben einen Auszug von 15 Büchern, der in den *Digesten* benutzt ist. Ein anderer Jurist, der schon genannte Aristo, erläuterte dasselbe durch Noten. Ausser diesem Hauptwerk hat Cassius Anmerkungen zu Vitellius geschrieben (Dig. 33, 7, 12, 27).

Von diesem C. Cassius Longinus ist zu trennen der von Pomponius neben Nerva dem Sohn genannte Proculianer Longinus.

3. Cn. Arulenus Caelius Sabinus (Konsul 69). Seine Blüte fällt in die Zeit Vespasians. Sein Hauptwerk war eine Bearbeitung des ädilischen Edikts (Gell. 4, 2, 3).

4. Javolenus Priscus war wie Cassius Longinus sehr ins öffentliche Leben verflochten. Er verwaltete die Provinzen Britannien, *Germania superior*, Syrien und zuletzt Afrika. Eine Probe seiner Zerstretheit berichtet uns der jüngere Plinius (ep. 6, 15). Von seiner juristischen Thätigkeit liegen die Niederschläge in den *Digesten* vor; an mehr als zweihundert Stellen ist er exzerpiert.

Über seine amtliche Laufbahn vgl. CIL. 3, 2864; *Addenda* p. 1062; *Ephem. epigr.* 5, 652. Seine Schriften sind:

1) *epistularum* l. XIV. Dieselben enthielten *Responsa* und *Quaestiones* (Dig. 8, 4, 5; 28, 5, 65 u. a.). Die übrigen Schriften sind Bearbeitungen fremder juristischer Werke, nämlich

2) *libri XV ex Cassio* (Lenel *Palingenesia* p. 277); vgl. Absatz 2;

3) *libri V ex Plautio* (Lenel p. 297);

4) Zwei Auszüge aus den *libri posteriores Labeos* (vgl. p. 229), der erste wird citiert *Labeo — libro Posteriorum a Javoleno epitomatorum*, der zweite *Javolenus libro — ex posterioribus Labeonis*. „In dem ersteren spricht Labeo, Javolenus hat nur *Notae* hinzugesetzt; in dem anderen referiert Javolen aus Labeo, das in erster Person Ausgesprochene geht auf Javolen. Ein sachlicher Gegensatz beider Auszüge tritt nicht hervor; auch in der Bucheinteilung gehen beide parallel, der erstere Auszug bricht aber in den Justinianischen *Digesten* mit dem sechsten Buch ab, von dem anderen sind zehn Bücher benutzt“ (Krüger p. 163).

Die übrigen noch von Pomponius genannten Häupter der Sabinianer Aburnius Valens, Tuscianus, Salvius Julianus gehören bereits der folgenden Epoche an, daher wir von weiterem hier absehen.

5) Die Schriftsteller der realen Disziplinen.

### 1. Der Encyklopädist C. Plinius Secundus.

**490. Biographisches.** C. Plinius Secundus wurde zu Novum Comum 23 n. Ch. geboren. Er kam frühzeitig nach Rom; hier schloss er sich be-

sonders an Pomponius Secundus an, dessen Leben er in dankbarer Gesinnung später erzählte (§ 381). Dieser bedeutende, als Feldherr und Dichter gleich ausgezeichnete Mann war ohne Zweifel von tiefgehendem Einfluss auf die Entwicklung des jungen Plinius. Wie bei Pomponius, so finden wir auch bei ihm die Verbindung der amtlichen Thätigkeit mit dem Studium und dem unermüdlichen litterarischen Schaffen.<sup>1)</sup> So schrieb er als junger Offizier (*praefectus alae*) über Kavalleriemänöver und im reiferen Alter begab er sich noch vor Tagesanbruch zum Kaiser Vespasian, um mit ihm zu konferieren und alsdann des ihm übertragenen Amtes zu walten. War der Pflicht Genüge gethan, kehrte er nach Hause zurück und widmete die übrige Zeit dem Studium. Seine Amtskarriere ist uns nur in allgemeinen Umrissen bekannt. Wir wissen, dass er bei der Reiterei diente, und dass ihn sein Militärdienst nach Deutschland geführt hatte; wir wissen ferner, dass er in sehr engen Beziehungen zu den Flaviern stand und mit Vespasian, wie eben gesagt, täglich amtliche Geschäfte zu erledigen hatte. Die Biographie teilt uns mit, dass er angesehene Prokurationen mit der grössten Gewissenhaftigkeit verwaltet; eine in Spanien bekleidete bezeugt uns ausdrücklich sein Neffe. Das Ende seiner Laufbahn bildete das Kommando über die bei Misenum zusammengezogene Flotte. Hier ereilte ihn beim Ausbruch des Vesuv im Jahre 79 der Tod. Der jüngere Plinius schildert uns in einem Briefe an Tacitus (6, 16) in sehr anschaulicher Weise die Katastrophe. Eine Ergänzung hiezu bildet der Brief 6, 20, der die Erlebnisse des jüngeren Plinius bei dem Ereignis berichtet. Die wissenschaftliche Neugierde und das Verlangen, in der allgemeinen Verwirrung helfend einzugreifen, führten ihn in den Tod.

Eine Biographie des Plinius fand sich in dem Werk Suetons *De viris illustribus* und zwar in der Abteilung der Historiker. Aus derselben ist uns aber nur ein dürftiges Fragment unter der Bezeichnung „*Vita Plinii ex catalogo virorum illustrium Tranquilli*“ erhalten (Suet. reliq. p. 92 REIFFERSCH.).

Zeugnisse über sein Leben. Das Geburtsjahr ergibt sich aus Plin. ep. 3, 5, 7 (*decessit*) anno sexto et quinquagesimo. Über seine amtliche Karriere: Plin. ep. 3, 5, 4 *cum in Germania militaret* 3, 5, 3 *cum praefectus alae militaret* Suet. p. 92 REIFFERSCH. *equestribus militiis industrie functus procuraciones quoque splendidissimas et continuas summa integritate administravit* 3, 5, 17 *cum procuraret in Hispania* 3, 5, 9 *ante lucem ibat ad Vespasianum imperatorem, inde ad delegatum sibi officium* 6, 16, 4 *erat Miseni classemque imperio praesens regebat*. Auf unsern Plinius bezieht MOMMSEN eine in Arados gefundene griechische Inschrift (Hermes 19, 644). Nach derselben wäre Plinius unter anderm Untergeneralstabschef im jüdischen Kriege des Jahres 70 gewesen; dadurch finde das *castrense contubernium* mit Titus, welches in der Dedikation der N. H. erwähnt sei, seine Erklärung; weiterhin sei er Prokurator in Syrien gewesen. Sein Aufenthalt in verschiedenen Ländern: 16, 2 *sunt et in septentrione visae nobis (gentes) Chaucorum* 2, 149 *ego ipse vidi in Vocontiorum agro* 7, 37 *ipse in Africa vidi*. Über seinen Tod gibt die Vita noch ein Gerücht: *vi pulveris ac favillae oppressus est vel, ut quidam existimant, a seruo suo occisus, quem aestu deficiens, ut necem sibi maturaret, oraverit*. Dies Gerücht verdient keinen Glauben.

**491. Die naturalis historia.** Plinius war einer der grössten Leser des Altertums. Zugleich war er auch einer der fleissigsten Epitomatoren. Kein Buch las er, das er nicht exzerpiert hätte; denn er hielt an der Ansicht fest, dass kein Buch so schlecht sei, dass es nicht irgend einen Er-

<sup>1)</sup> Plin. ep. 6, 16, 3 (an Tacitus) *equidem beatos puto quibus deorum munere datum est aut facere scribenda aut scribere legenda,*

*beatissimos vero quibus utrumque. Horum in numero avunculus meus et suis libris et tuis erit.*



trag abwerfe. Nach der interessanten Schilderung, welche sein Neffe von seinem Onkel entwirft (3, 5), verfloss dessen Leben fast ganz über anhaltendem Lesen. Während des Essens und beim Bade wurde vorgelesen, auf seinen Reisen führt er seine Bücher mit sich und zugleich einen Stenographen, der seine Notata sofort fixiren konnte. Das Gleiche geschah in Rom, wenn er sich in einer Sänfte spazieren tragen liess. Bei einer solchen peinlichen Ausnützung der Zeit gewann er allmählich eine grosse Menge von Auszügen. Als er Procurator in Spanien war, hatte er bereits eine so beträchtliche Kollektaneensammlung, dass ihm Largius Licinius die Summe von 400,000 Sesterzien für dieselbe bot. Allein er konnte sich nicht von seinem Schatze trennen, er erweiterte ihn vielmehr durch neue Exzerpte. Nach seinem Tod fand der jüngere Plinius in dem Nachlass ein Konvolut von 160 auf beiden Seiten eng beschriebenen Buchrollen. Ohne Zweifel bildeten diese „Electa“ die Grundlage für die *naturalis historia*, die sich allein von seinen Schriften erhalten hat. Dieses Werk steckt sich das Ziel, eine gesamte Encyclopädie der Naturwissenschaften zu geben und zwar in der Weise, dass auch die Zweige behandelt werden, welche die Naturwissenschaften zur Voraussetzung haben, wie die Erdkunde und die Medizin, oder mit denselben in irgendwelcher Beziehung stehen wie die Kunst. Selbstverständlich musste zuvor ein genauer Plan des Ganzen festgestellt werden, nach welchem dann die Exzerpte verarbeitet wurden. Im Jahre 77 war er mit dem Werk zu einem relativen Abschluss gekommen, der Stoff war in 36 Büchern abgehandelt; mit einer charakteristischen Vorrede überreichte er sie dem Titus. Der Vorrede hatte er zugleich die Inhaltsangaben der einzelnen Bücher beigegeben, damit Titus sich die ihm zusagenden Materien zur Lektüre heraussuchen konnte. Ein Verzeichnis der Quellenschriftsteller war jedem einzelnen Buch beigelegt. Bald darauf wurde Plinius zum Befehlshaber der bei Misenum stationierten Flotte ernannt. Auch in dieser Stellung behielt der Autor sein Werk im Auge; er las natürlich weiter und liess demselben auch die neuen Früchte seiner Lektüre zu gute kommen. Dadurch kam es zu Umarbeitungen und zu Nachträgen.<sup>1)</sup> Mitten in der Arbeit wurde er durch den Tod abgerufen (79). Das vielfach erweiterte Werk musste jetzt von fremder Hand dem Publikum dargeboten werden; es hatte also dasselbe Schicksal, wie das Geschichtswerk *A fine Aufidii Bassi*. Als Herausgeber stellt sich uns von selbst der jüngere Plinius dar, welcher im Besitz des litterarischen Nachlasses seines Onkels war. Dieser griff aber sicherlich nicht tief in das Vorhandene ein, nach den Spuren der Unfertigkeit, welche noch allenthalben sichtbar sind, muss er sich mit einer oberflächlichen Redaktion begnügt haben. Nur in dem Aufbau wurde eine Änderung vorgenommen, welche jedoch auch mehr äusserlich war. Die Quellenverzeichnisse wurden mit den Inhaltsangaben vereinigt; die Aus-

<sup>1)</sup> BRUNN p. 2 *qua in re* (in der Umarbeitung) *ita versatus est Plinius, ut non solum emendaret aut immutaret nonnulla, sed etiam tota capita transponeret vel adeo prorsus novo modo libros divideret* (cf. V, VI, XIV, XV). *Praeterea vero ex auctoribus antea*

*neglectis etiam nova multa addidit, quae in excerpando, commodius intexendi tempus expectans, saepe ad marginem adnotasse videtur, unde interdum post ipsius mortem ab imperita manu falso loco in continuitatem verborum inserta sunt.*

gabe enthielt sonach ein Einleitungsbuch, dann 36 Bücher mit dem Stoff. Diese Bücher haben folgenden Inhalt:<sup>1)</sup>

1. Buch Inhalts- und Quellenverzeichnisse;
2. Buch mathematisch-physikalische Beschreibung des Universums;
- 3.—6. Buch Geographie und Ethnographie;
7. Buch Anthropologie und Physiologie des Menschen;
- 8.—11. Buch Zoologie
8. Säugetiere, 9. Fische, 10. Vögel, 11. Insekten und noch einiges aus der vergleichenden Anatomie;
- 12.—27. Buch Botanik
12. und 13. ausländische Bäume und Sträucher, 14. und 15. Obstbäume, 16. wilde Bäume und eine allgemeine Botanik, 17. Baumzucht,
18. und 19. Getreide, Kohlarten, Feld- und Gartenbau,
- 20.—27. Heilmittel aus dem Pflanzenreich;
- 28.—32. Buch Heilmittel aus dem Tierreich;
- 33.—37. Buch Mineralogie, Metallurgie und Lithurgie
33. Gold und Silber, 34. Erz, 35. Farben und Malerei, 36. Steine und ihre Bearbeitung, 37. Edelsteine und ihre Verwertung.

Der Aufbau des Werks ist im ganzen sachgemäss. Die einzige Störung dürfte sein, dass die Heilmittel des Tierreichs nach den Heilmitteln der Botanik abgehandelt werden. Der Autor selbst glaubt dies entschuldigen zu müssen.<sup>2)</sup>

Ursprüngliche Anordnung des Werks. praef. 21 *in his voluminibus auctorum nomina praetextui* 32 *quia occupationibus tuis publico bono parcendum erat, quid singulis contineretur libris, huic epistulae subiuncti summae cura ne legendos eos haberes operam dedi.* 17 *inclusimus triginta sex voluminibus.* Eine andere Erklärung des scheinbaren Widerspruches der letzten Angabe des Plinius mit der Überlieferung, welche 37 Bücher zählt, versucht OEHMICHEN, Plin. Stud. p. 80 („Das 37. Buch ist von Plinius ursprünglich nicht beabsichtigt gewesen und erst nachträglich von ihm gefertigt worden“). Vgl. 37, 13 und 37, 62.

Widmung. praef. 1 *libros Naturalis Historiae — natos apud me proxima fetura licentiore epistula narrare constitui tibi, iucundissime imperator —* (3) *triumphalis et censorius tu sexiesque consul* (77 n. Ch.) *ac tribuniciae potestatis particeps et, quod his nobilius fecisti, dum illud patri pariter et equestri ordini praestas, praefectus praetorii eius.*

Die Überlieferung. Die Handschriften sind sehr zahlreich, es sind gegen 200. Sie zerfallen in zwei Gruppen *vetustiores* und *recentiores*; die erste ist viel weniger zahlreich und leider nur sehr fragmentarisch erhalten; keine einzige enthält den ganzen Plinius. Das Hauptkriterium für die *recentiores* ist, dass sie sämtlich auf einen Archetypus zurückgehen, in dem 2, 187—4, 67 nach 4, 67—5, 34 gestellt war.<sup>†</sup>

a) Für die *vetustiores* sind Quellen: α) die Codices: Der Leidensis f. 4 s. IX, die beste Quelle für 2, 196—6, 51 (jedoch mit grösseren Lücken, welche durch Blattausfall entstanden sind); der Bambergensis s. X enthält B. 32—37; β) die in Uncialen geschriebenen Fragmente: *codex Moneus*, Palimpsestfragmente s. V/VI des Klosters St. Paul im Lavanter Thal in Kärnten, von Mone aufgefunden zu B. 11—14, 77; *codex Sessorianus* s. V, 14 Palimpsestblätter zu B. 23 u. 25 (HAULER in Comment. Wölfl. p. 307); der Parisinus 9378, s. V/VI enthält B. 18, 78—99; *Vindob.* 233 s. VI, Fragmente von sieben Blättern zu 33 und 34. Alle diese Stücke stammen aus vier verschiedenen ehemals vollständigen Handschriften; γ) die Exzerpte: der Parisinus s. *Salmasianus* 10318 s. VII/VIII, der Codex der Anthologie gibt Auszüge aus B. 19, 3—20, 73 und 20, 218—253; missverständlich wurden früher diese Auszüge *Apuleius de remediis salutaribus* genannt; der Parisinus 4860 s. X enthält umfangreiche Auszüge aus B. 2 und kurze Stücke aus B. 3, 4, 6; δ) die in den *recentiores* beigeschriebenen, verlorenen Quellen repräsentierenden Korrekturen und Zusätze.

b) Die *recentiores*. Der hauptsächlichste Vertreter ist ein in drei Stücke zerissener Codex, so dass zu verbinden sind der Vaticanus 3861 s. XI, ein Teil des Parisinus 6796 s. X/XI, der ausserdem noch zwei verschiedenen Zeiten angehörige Bestandteile enthält, und der Leidensis fol. 61 s. XI. Ausser der ZerreiSSung in drei Teile hat der Codex noch Verluste

<sup>1)</sup> Vgl. URLICHS, Chrest. p. XIX.

<sup>2)</sup> N. H. 28, 3 *illud admonuisse perquam necessarium est, dictas iam a nobis naturas animalium et quae cuiusque essent*

*inventae — nunc quae in ipsis auxiliuntur indicari neque illic in totum omissa, haec itaque esse quidem alia, illis tamen conexa.*



von Blättern und Blattlagen erlitten. Nach DETLEFSEN (Proleg. 4. Bd. p. V) ist der *Leidenis Lipsii* 7 s. XI eine Abschrift dieser drei Teile und identisch mit dem Chiffletianus (vgl. Einwendungen von WELZHOFFER, Ein Beitrag zur Handschriftenkunde des Pl., München 1878, mit den Gegenbemerkungen von URICH, Bursian Jahresber. (1878) 2, 268). Der Riccardianus, um 1100 geschrieben, sehr verstümmelt, mit Ergänzungen von einer zweiten Hand; der Parisinus 6795 s. X/XI, die Quelle vieler anderen Handschriften, ist ein Hauptrepräsentant einer zweiten Gruppe der *recentiores*, welche die Umstellung der verschobenen Teile vornehmen wollte, aber dadurch die Verwirrung noch grösser machte. — Hauptabhandlung von DETLEFSEN, Philol. 28, 284, wozu noch Aufsätze des Rh. Mus. (15, 265, 367; 18, 227, 327) und die Vorreden seiner Ausgabe kommen. Hier findet sich auch die übrige Litteratur.

Ausgaben von HARDOUIN, Paris 1685 und 1723; von SILLIG, Gotha 1853—55, 8 Bde. (7. und 8. Indices); von L. von JAN, Leipz. 1854—65, 6 Bde., in neuer Bearbeitung von MAYHOFF; von DETLEFSEN, Berl. 1866—73. — *Chrestomathia Pliniana* von URICH, Berl. 1857.

**492. Die Quellen der naturalis historia.** Während bei den Alten das Verschweigen der benutzten Quellen ungemein häufig ist, hat Plinius in der Vorrede offen ausgesprochen (21), dass es die Dankbarkeit und der Anstand erfordere, die Quellen namhaft zu machen und diejenigen scharf getadelt, welche stillschweigend ihre Vorgänger ausplündern. Er hat daher zu jedem Buch ein Verzeichnis der benutzten Autoren, der lateinischen wie der griechischen, geliefert. Auch in dem Text sind die Gewährsmänner häufig genannt. Eine Vergleichung der Autorenverzeichnisse und dieser Citate ergibt nun, dass die Verzeichnisse die Autoren in der Reihenfolge aufzählen, in der sie verwendet sind. Freilich gilt dies Gesetz nur im grossen Ganzen, denn der Störungen, welche die Reihenfolge unterbrechen, sind nicht wenige. Eine hauptsächliche Störung wurde dadurch hervorgerufen, dass Plinius, nachdem das Werk dem Titus übergeben war, noch weitere Auszüge machte und die Namen der neu exzerpierten Autoren vorläufig am Schluss der Verzeichnisse hinzufügte. Die Zahl der in den Quellenregistern aufgeführten Schriftsteller beträgt<sup>1)</sup> etwa 146 römische und 327 fremde, also im ganzen weit über 400. Nun aber sagt er in der Vorrede, dass er aus 100 erlesenen (*exquisiti*) Autoren seine Notizen sich gesammelt. Daraus ergibt sich mit Notwendigkeit die Schlussfolgerung, dass die Autoren der Indices in Bezug auf ihre Benutzung durch Plinius in zwei Klassen zerfallen, in Hauptquellen und Nebenquellen, in primäre und sekundäre Autoren. Von Wichtigkeit für die Quellenfrage ist das Kriterium für die Scheidung der beiden Klassen. Als das einfachste bietet sich dar, dass die primären Autoren die sind, welche ganz oder doch in ihren Hauptteilen ausgezogen wurden, die sekundären dagegen diejenigen, welche nur vereinzelte Notizen für die Ergänzung der Hauptmassen der Exzerpte darboten. Allein wir müssen die Grenze für die sekundären Autoren noch weiter ziehen; nicht bloss die hie und da eingesehenen Schriftsteller, sondern auch Schriftsteller, die Plinius niemals in Händen gehabt, sondern in seinen Quellen vorgefunden hat — es sind dies besonders griechische — rechnet er zu der zweiten Klasse seiner Quellen. Dass damit das oben erwähnte Gesetz von der Quellenbenutzung wiederum eine Trübung erfährt, ist klar. Es fragt sich noch, wie Plinius seine Quellen zu einer bald geringeren, bald grösseren Einheit verbindet. Es stehen sich zwei Ansichten gegenüber, die einen meinen, dass Plinius Exzerpte an Exzerpte reihte, die andern, dass er den Grundstock seiner Darstellung in den ein-

<sup>1)</sup> DETLEFSEN, Philol. 28, 702.

zelenen Materien jedesmal aus wenigen Autoren gewann und zu diesem Grundstock dann Zusätze machte. Vor allem ist klar, dass gewisse Partien des Werks, welche einen Organismus zur Voraussetzung haben, und deshalb eine zusammenhängende Darstellung erfordern, auf der Grundlage einer oder mehrerer Hauptquellen aufgebaut werden müssen. Andere Partien, welche mehr den Charakter von Registern tragen, lassen die Möglichkeit einer Entstehung aus aneinandergereihten Exzerpten zu; allein ein Faden, an dem die Excerpte aneinandergereiht werden, ist auch hier notwendig, es wäre denkbar, dass der Autor diesen leitenden Faden aus einem Handbuch entnahm, ohne daraus etwas Stoffliches zu entlehnen. Allein sehr wahrscheinlich ist das nicht. Wir werden daher für das ganze Werk zu statuieren haben, dass die Hauptmassen aus wenigen Autoren gewonnen sind.<sup>1)</sup>

Quellenstudium des Plinius. praef. 17 *viginti milia rerum dignarum cura — lectione voluminum circiter duum milium, quorum pauca admodum studiosi attingunt propter secretum materiae, ex exquisitis auctoribus centum inclusimus triginta sex voluminibus, adiectis rebus plurimis quas aut ignoraverant priores aut postea invenerant vita.*

Das Brunn'sche Gesetz von der Quellenbenutzung des Plinius. (*De auctorum indicibus Plinianis disputatio isagogica* p. 1) *Plinium eodem ordine, quo in componendis libris usus est, auctores etiam in indices rettulisse contendit. Quod simplicissimum inventum tamen non tam simplex est, quin ampliore demonstratione egeat. Variis enim modis aut obscuratus est ordo aut perturbatus, ut interdum vix aut iam omnino non agnoscatur.*

Die Arbeitsweise des Plinius behandeln eingehender FURTWÄNGLER, Fleckeis. Jahrb. 9 Supplementb. p. 4; OEHMICHEN, Plin. Stud. p. 72 (die Exzerpiermethode des Pl.).

Allgemeine Untersuchungen über die Quellen des Plinius. DETLEFSEN, Vitruv als Quelle des Plinius (Philol. 31, 385), gegen diese Abhandlung OEHMICHEN l. c. p. 211. Kurze Notizen über einige Quellschriftsteller des Plinius, Glückstadt 1881; DIRKSEN, Die Quellen, insbesondere die römisch-rechtlichen der N. H. des Pl. (Hinterl. Schriften 1, 133); OEHMICHEN, Plinianische Studien zur geogr. und kunsthist. Litteratur, Erlangen 1880.

Die Quellen der geographischen Bücher. DETLEFSEN, Varro, Agrippa und Augustus als Quellen für die Geographie Spaniens (Comm. Momms. p. 23); die Weltkarte des Agrippa, Glückst. 1883; Untersuchungen zu den geographischen Büchern des Pl. (die Quellen des Pl. in der Beschreibung des Pontus, Philol. 46, 691); CUNTZ, *De Augusto Plinii geographicorum auctore*, Bonn 1888; Agrippa und Augustus als Quellschriftsteller des Pl. (Fleckeis. Jahrb. 17 Supplementb. p. 475 „Das Buch, welchem Plinius die statistischen Nachrichten entlehnt hat, sind die von Augustus vollendeten Commentare des Agrippa“). SCHWEDER, Beitr. zur Kritik der Chorographie des Augustus, II. T. Kiel 1878 (die Chorogr. des Aug. als Quelle der Darstellungen des Mela, Plinius, Strabo); III. T. Kiel 1883 (über die „Chorographia“, die römische Quelle des Strabo, und über die Provinzialstatistik in der Geographie des Plinius); Die Konkordanz der Chorographien des Mela und des Plin., Kiel 1879; Über die gemeinsame Quelle der geographischen Darstellungen des Mela und des Plinius (Philol. 46, 276; 47, 636).

Die Quellen der zoologischen Bücher. MONTIGNY, *Quaest. in Plinii N. H. de animalibus libros*, Bonn 1844 (untersucht besonders das Verhältnis des Plinius zu Aristoteles). ALY, Zur Quellenkritik des älteren Plinius, Magdeburger Progr. 1885. BIRT, *De Halieuticis* p. 132. HEIGEL, Die Quellen des Pl. im 11. B. Marb. in Österr. 1885. 1886.

Die Quellen der botanischen Bücher. SPRENGEL, *De ratione quae in historia plantarum inter Plinium et Theophrastum intercedit*, Marb. 1890 (Theophrast nicht benutzt); Die Quellen des älteren Pl. im 12. und 13. B. (Rh. Mus. 46, 54): „Die wesentliche Quellengrundlage des 12. und 13. B. besteht in den beiden geographischen Werken des Juba“ (p. 70); STADLER, Die Quellen des Pl. im 19. B., Münchner Diss. 1891.

Die Quellen der kunsthistorischen Bücher. JAHN, Ber. der sächs. Ges. der Wissensch. 1850 p. 114; BRIEGER, *De fontibus librorum* 33, 34, 35, 36 *Naturalis Historiae Plinianae, quatenus ad artem plasticam pertinent*, Greifsw. 1857; SCHREIBER, *Quaestionum de artificum aetatibus in Plini N. H. libris relatis*, Leipz. 1872 (Varro); BRUNN, Cornelius Nepos und die Kunsturteile bei Plinius, Münchner Sitzungsber. 1875 p. 311 (Varro, Cornelius Nepos,

<sup>1)</sup> Vgl. SPRENGEL, Rh. Mus. 46, 70, wo ein Bild der Quellenbeutzung gegeben wird.



Parasites); FURTWÄNGLER, Plinius und seine Quellen über die bildenden Künste (Fleck's. Jahrb. 9 Supplementb. p. 1); URLICH, Die Quellenregister zu Plinius' letzten Büchern, Wzbg. 1878; OEHMICHEN, Plin. Studien, Erlangen 1880 (das 37. Buch und seine Quellen p. 79, die Indices der Bücher 33—36 p. 108); DALSTEIN, *Quibus fontibus Plinius in arificum historia usus sit*, Würzburger Dissert. 1885; VOIGT, *De fontibus earum quae ad ares pertinent partium Nat. Hist. Plin.*, Halle 1887 (bes. B. 34); HOLWERDA, *De pictorum historia apud Plinium* (Mnemos. 17, 326, bes. p. 344).

**493. Charakteristik.** Das Unternehmen, an das sich Plinius wagte, war gewiss ein grosses; in diesem Umfang hatte niemand bei den Griechen und niemand bei den Römern die Aufgabe in Angriff genommen. Mit vollen Recht durfte er daher, als er mit dem Werk zu Ende gekommen war, ausrufen: „Sei gegrüsst, Natur, du Mutter aller Dinge, und sei mir gnädig, (a) ich dich allein von den Quiriten nach allen Seiten hin verherrlicht habe.“ Nur eiserner Fleiss konnte ein solch grandioses Werk schaffen. Das umfassendste Bücherstudium war die Voraussetzung. Wir haben gesehen, dass Plinius für sein Buch ausserordentlich viele Autoren gelesen und exzerpiert hatte; allein bedauerlicher Weise ist mit diesem Lesen und Exzerpieren seine Hauptthätigkeit erschöpft. Einem Mann, der nur Zeit für das Lesen hat, bleibt, wie ein neuerer Philosoph sagt, keine Zeit zum Denken; wir fügen noch hinzu, er hat auch keine Zeit für das Beobachten. Dem Autor fehlt daher die tiefere Kenntnis der Natur und infolgedessen auch die Kritik; er ist nicht im Stande, den Wert und die Glaubwürdigkeit seiner Quellen festzustellen, er ist nicht im Stande, die einzelnen Nachrichten zu beurteilen und zu sichten, er ist auch nicht im Stande, Wesentliches und Unwesentliches in den Berichten auseinanderzuhalten und sich vor Missverständnissen zu bewahren. Es ist daher kein Wunder, dass uns die sonderbarsten Fabeln, deren Nichtigkeit auf der Hand liegt, dargeboten werden. Sein Werk kann nur als eine Kompilation betrachtet werden, und mit Recht wird es daher ein „Studierlampenbuch“ genannt. Des Schriftstellers Welt sind die toten Bücher, nicht die lebendige Natur. Kein Naturforscher, sondern ein wissbegieriger Dilettant führt den Griffel.

Durch das compilerische Verfahren wird natürlich die Einheit der Komposition gehindert. Bloss tiefe Sachkenntnis konnte das zerstreute Material in einem Brennpunkt vereinigen, konnte aus einer Notizensammlung einen lebendigen Organismus erzeugen. Bei der völligen Abhängigkeit von den Quellen hatte er keinen Anlass, oft mit seinen eigenen Ansichten hervortreten. Doch finden sich Züge<sup>1)</sup> seiner Weltanschauung; sie ist die stoische, welche jedoch durch Sätze aus anderen Systemen modifiziert wurde. Auch über seine politische Stellung lässt er uns nicht im Unklaren; er ist zwar überzeugter Anhänger des Prinzipats, allein er spricht auch mit Wärme von den grossen Zeiten der Republik. Die Laster der Gegenwart finden auch in ihm einen Tadler. Die Darstellung ist dem ganzen Charakter des Werks entsprechend ungleich, bald haben wir eine gehobene rhetorische Darstellung, bald dürre Register. Sein Stil, den man am besten in seinen Auswüchsen aus der *praefatio* kennen lernt, ist ein hervorragender Typus der sogenannten silbernen Latinität; er hascht nach dem Effekt; Antithesen, Exklamationen, Metaphern, Vernachlässigung des

<sup>1)</sup> URLICH, Chrest. p. XVI fg.

Periodenbaus, gekünstelte Wortstellung sind die Mittel, durch welche dieser Effekt erzielt wird. Allein trotz aller dieser Mängel des Inhalts und der Form hat das Werk einen ungemein hohen Wert für uns, weil es uns Seiten der antiken Kultur enthüllt, welche bei anderen Autoren weniger Beachtung gefunden haben. Sein Abriss der Geschichte der bildenden Kunst ist ein Hauptpfeiler unseres Wissens auf diesem Gebiete. Der Einfluss, den die Encyclopädie des Plinius auf die späteren Zeiten ausübte, war ein sehr grosser. Plinius wurde viel abgeschrieben, die Zahl der Handschriften ist daher eine ansehnliche. Auch die Epitomierung ist ihm zu teil geworden. Besonders zwei Auszüge haben die Kenntnis des Plinius vermittelt, eine Chorographie, welche die Grundlage für die *Collectanea rerum memorabilium* des C. Julius Solinus wurde, und eine Medizin, welche wiederum den Grundstock für Erweiterungen bildete.

Charakteristik des Werks durch den Autor. praef. 12 *levioris operae hos tibi dedicavi libellos. Nam nec ingenii sunt capaces, quod alioqui nobis perquam mediocre erat, neque admittunt excessus aut orationes sermonesve aut casus mirabiles vel eventus varios, iucunda dictu aut legentibus blanda. Sterilis materia, rerum natura, hoc est vita, narratur, et haec sordidissima sui parte, ut plurimarum rerum aut rusticis vocabulis aut externis, immo barbaris, etiam cum honoris praefatione ponendis. Praeterea iter est non trita auctoribus via nec qua peregrinari animus expetat. Nemo apud nos, qui idem temptaverit, nemo apud Graecos, qui unus omnia ea tractaverit — iam omnia attingenda quae Graeci τῆς ἐγκυκλοπαιδείας vocant, et tamen ignota aut incerta ingeniiis facta, alia vero ita multis prodita, ut in fastidium sint adducta. Res ardua vetustis novitatem dare, novis auctoritatem, obsoletis nitorem, obscuris lucem, fastiditis gratiam, dubiis fidem, omnibus vero naturam et naturae suae omnia; nobis utique etiam non assecutis voluisse abunde pulchrum atque magnificum est. Equidem ita sentio peculiarem in studiis causam eorum esse, qui difficultatibus victis utilitatem invandi praetulerunt gratiae placendi, idque iam et in aliis operibus ipse feci.*

Das Fortleben der *Naturalis Historia*. Über Solinus und die *Medicina Plinii* wird im III. Teil ausführlich gehandelt werden. SILLIG, Über das Ansehen der Naturgeschichte des Pl. im Mittelalter (Allgem. Schulzeit. 1833 nr. 52 u. 53); RÜCK, Auszüge aus der Naturgeschichte des Pl. in einem astronomisch-komputistischen Sammelwerk des VIII. Jahrh. München 1888; Manitius Philol. 49, 380; WELZHOFFER, Bedas Citate aus der N. H. des Plin. (Abh. für Christ, Münch. 1891, p. 25) „Ein Codex optimae notae war im Besitz Bedas“ (p. 41).

Litteratur. VORHAUSER, Die religiös-sittliche Weltanschauung des älteren Plinius, Innsbr. 1860; RÜMLER, C. Plinii Sec. philosophumena, Greifsw. Diss. 1862; FRIESE, Die Kosmologie des Plin. I, Bresl. 1862; BROSIÉ, Die Botanik des älteren Plin., Graudenz 1883 (günstige Beurteilung des Pl. vgl. p. 29); NIES, Zur Mineralogie des Plin., Mainz 1884 („den Plinius interessierte kein Mineral als solches, sondern nur insofern es praktische Verwertung fand“, p. 27, vgl. MEYER, Gesch. der Botanik 2, 127); KÖBERT, Das Kunstverständnis des Plin. (Abh. für Christ, Münch. 1891 p. 134 „absolut kein Kunstverständnis“ p. 146).

**494. Verlorene Schriften des Plinius.** Aus einem Briefe des jüngeren Plinius (3, 5) erhalten wir genaue Kunde von den Schriften, welche Plinius verfasst hat. Die verlorenen sind folgende:

1) *De iaculatione equestri*. Diese Monographie über den Reiterdienst ist unmittelbar aus der Praxis hervorgegangen, denn er schrieb sie als *praefectus alae* mit Geist und Sorgfalt.

N. H. 8, 162 *forma equorum qualis maxime legi oporteat pulcherrime quidem Vergilio vatte absoluta est; sed et nos diximus in libro de iaculatione equestri condito.*

2) *De vita Pomponi Secundi l. II*, eine Biographie des Pomponius Secundus, der als Feldherr und als Tragödiendichter hoch angesehen war (§ 381).

3) *Bellorum Germaniae l. XX*, eine Geschichte der Kriege, welche die Römer mit den Germanen führten. Er begann damit, als er in Deutsch-



land diene. Tacitus führt dieses Werk Ann. 1, 69 an und teilt eine Notiz daraus mit.

4) *Studiosus*, der Studierende der Beredsamkeit, in drei Büchern, von denen jedes in zwei Abteilungen zerlegt war. Dieses Werk war eine Anleitung zum Studium der Beredsamkeit und begann mit dem Kindesalter. Quintilian kannte dasselbe (3, 1, 21); er teilt zwei Vorschriften daraus (11, 3, 143 und 148) mit, die sich auf Äusserlichkeiten des Redners beziehen; bei dieser Gelegenheit fällt er auch ein Urteil über den Verfasser; er findet, dass er in dieser Schrift fast pedantisch ist (*nimum curiosus*). Auch Gellius hatte diese Bücher gelesen (9, 16, 1); er berichtet uns, dass Plinius auch Sätze aus gut stilisierten Kontroversien aushob.

5) *Dubii sermonis* l. VIII. Diese grammatischen Untersuchungen entstanden in den letzten Jahren der Neronischen Regierung, als das literarische Schaffen mit Gefahr verbunden war. Noch genauer kann man ihre Herausgabe nach einer Stelle in der *Praefatio* der Naturgeschichte (28) ins Jahr 67 setzen. Die Schrift hat den Zweck, den Schwankungen in den Sprachformen ein Ende zu machen. Dies liess sich dadurch erreichen, dass die Prinzipien der Analogie, der strengen Gesetzmässigkeit durchgeführt wurden. Die Bücher des Plinius haben sonach in der bekannten grammatischen Streitfrage der Analogie und Anomalie ihre Wurzel. Plinius nahm in seinem Werke eine vermittelnde Stellung an, er erkannte neben der *ratio*, der Analogie, auch die *vetus dignitas*, die *consuetudo*, als massgebend an. Dass aber damit die Analogie in die Anomalie umschlägt, sieht jedermann. Wir können das Werk in seinen Grundzügen rekonstruieren; für die Geschichte der Grammatik ist dasselbe von unleugbarer Wichtigkeit.<sup>1)</sup>

Über den Charakter der *libri dubii sermonis* handelt SCHLITTE, *De Pl. studiis grammaticis*, Nordhausen 1883 (bes. p. 12); NETTLESHIP, *Journal of Philol.* 15, 201. — Für die Herausschälung der Fragmente waren thätig LERSCH, *Die Sprachphilos. der Alten* 1, 179 2, 158 Anm.; SCHOTTMUELLER, *De Pl. libris grammaticis*, Bonner Diss. 1858; NEUMANN, *De Pl. dubii sermonis libris Charisii et Prisciani fontibus*, Kiel 1881; FROEHDE, *De C. Julio Romano* p. 617 (DETLEFSEN, *Zur Flexionslehre des älteren Plinius*, Symb. philolog. Bonnens. p. 697).

6) Das Geschichtswerk, *A fine Aufidii Bassil.* XXXI, begann da, wo Aufidius Bassus geendet hatte. Leider vermögen wir nicht mit Sicherheit zu bestimmen, wo Aufidius Bassus aufgehört hatte (§ 440, 3). Das älteste Fragment des Werks bezieht sich auf das Jahr 55 (Tac. Ann. 13, 20). Dass die Regierungszeit des Vespasian noch behandelt war, ergibt sich aus der im Jahr 77 geschriebenen Vorrede zur Naturgeschichte (20). Nur eine Vermutung ist es, dass die 31 Bücher 31 Jahre umfassten und den Zeitraum 41—71 in sich schlossen.<sup>2)</sup> Das Werk hatte der Verfasser nicht selbst publiziert; erst nach seinem Tode sollte es das Licht der Öffentlichkeit erblicken; es geschah dies, um volle Unparteilichkeit walten lassen zu können; er überliess es daher seinem Erben, d. h. seinem Neffen zur Herausgabe. Obwohl das Werk sich nach dessen Versicherung durch grosse Gewissenhaftigkeit auszeichnete (ep. 5, 8, 5), so

<sup>1)</sup> DETLEFSEN, Symb. p. 714.

<sup>2)</sup> So DETLEFSEN, Philol. 34, 48.

wurde es doch durch die meisterhaften Leistungen des Tacitus zuerst in den Hintergrund geschoben und geriet dann in Vergessenheit.

Die Ansicht NISSENS, dass das Geschichtsbuch des Plinius die Grundlage für die *Historiae* des Tacitus bildete (Rh. Mus. 26, 534), ist nicht beweisbar. (Vgl. oben p. 376.)

Aus diesem Verzeichnis erkennt man, dass von Plinius ausser der umfangreichen Naturgeschichte noch eine sehr ausgedehnte Schriftstellerei auf anderen Gebieten vorlag. Sie umfasste die Grammatik, die Rhetorik, die Geschichte und die Kriegswissenschaft. Es ist unmöglich, dass ein Autor in so verschiedenen Fächern Selbständiges leisten kann. Es wird daher auch in manchen der verlorenen Schriften der compilerische Charakter vorgewaltet haben. Nur die historischen Werke werden anders geartet gewesen sein; denn in denselben konnte Plinius eigene Erfahrungen und Erlebnisse mitteilen, und der Verlust dieser Werke ist daher am meisten zu beklagen.

## 2. C. Licinius Mucianus.

**495. Die Schriften des C. Licinius Mucianus.** Jedem Leser der Historien des Tacitus ist C. Licinius Mucianus bekannt; war er es doch, der in die Wirren nach dem Tod Neros mit starker Hand eingriff und an der Erhebung Vespasians auf den Thron den grössten Anteil hatte. Der damals so mächtig gewordene Mann konnte auf ein bewegtes Leben zurücksehen. Unter Claudius war er ein abgehauster Mann, in einem Winkel Asiens wurde er brach gelegt. Allein bald darnach sehen wir ihn in einflussreichen Stellungen; er nahm an dem Feldzuge Corbulos in Armenien teil, er stand an der Spitze von Lykien (um 57), und später von Syrien (67). Das Konsulat bekleidete er dreimal (zuletzt 70 u. 72). Sein Wesen bewegte sich in Extremen. Im Feld konnte er eine grosse Thatkraft entfalten; hatte er nichts zu thun, so ging er in Genussucht auf. Im Umgang war er bald herablassend, bald anmassend; aber stets machte seine Persönlichkeit auf seine Umgebung den tiefsten Eindruck. Sein öffentliches Leben war des Ruhmes voll; anders urtheilte man über den Privatmann. Einen Thron zu vergeben erschien er geeigneter als denselben einzunehmen. Auch die Schriftstellerei pflegte dieser merkwürdige Mann. Während seines Aufenthalts in verschiedenen Ländern des Ostens hatte er Gelegenheit, so manches Interessante und Merkwürdige aus der Natur und dem Menschenleben kennen zu lernen. Diese Erlebnisse stellte er in einem Buch, das dem Plinius vorlag, zusammen. Um Feststellung der Wahrheit war es ihm hiebei nicht zu thun, er brachte die unglaublichsten Dinge vor, die Unterhaltung des Lesers scheint sein vornehmstes Ziel gewesen zu sein. Im höheren Alter, wahrscheinlich nachdem er sich von der öffentlichen Thätigkeit zurückgezogen hatte, legte er eine Sammlung von Reden und Briefen hervorragender Männer an. Als das von Tacitus erzählte Gespräch über die Redner gehalten wurde (74), war er gerade mit dem Werk beschäftigt; als aber Plinius das 32. Buch seiner Naturgeschichte schrieb (also gegen 77), war er tot.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> URLICHS (Festgruss, Würzb. 1868 p. 1).



Das Reisebuch des Mucianus. Plinius führt unter seinen Quellenschriftstellern öfters den Mucianus an; auch bringt er Angaben unter seinem Namen. Gehen wir von den letzteren aus, so sehen wir, dass sich dieselben auf die verschiedensten Dinge beziehen, Geographisches, Historisches, Artistisches, Naturwissenschaftliches kommt in denselben vor. Da oft in diesen Bruchstücken die Autopsie hervorgehoben ist (Plin. 7, 36 8, 6; vgl. die Zusammenstellung bei BRUNN p. 19), so ist die Vermutung berechtigt, dass Mucianus in dem Werk die Merkwürdigkeiten zusammenstellte, auf die er bei seinem Aufenthalt in fremden Ländern stiess, und zwar beziehen sich dieselben auf östliche Länder, in welche ihn mehrfach, wie wir sahen, seine Berufsthätigkeit geführt hatte. In seinem Werk scheint er es besonders auf Kuriositäten abgesehen zu haben; darunter befindet sich manches, was dem Urteilsvermögen der Verfassers kein günstiges Zeugnis ausstellt. — L. BRUNN, *De C. Licinio Muciano*, Leipz. 1870.

Das Sammelwerk des Mucianus. (*Acta und Epistulae*.) Tacit. dial. 37 *nescio an venerint in manus vestras haec vetera, quae et*<sup>1)</sup> *in antiquorum bybliotheeis adhuc manent et cum maxime a Muciano contrahuntur ac iam undecim, ut opinor, Actorum libris et tribus Epistularum composita et edita sunt. ex his intellegi potest, Cn. Pompeium et M. Crassum non viribus modo et armis, sed ingenio quoque et oratione valuisse, Lentulos et Metellos et Lucullos et Curiones et ceteram procerum manum multum in his studiis operae curaeque posuisse, nec quemquam illis temporibus magnam potentiam sine aliqua eloquentia consecutum.* Darnach ist zu vermuten, dass in den *Acta* Reden und in den *Epistulae* Briefe aus der Zeit der Republik zusammengestellt waren.

### 3. L. Junius Moderatus Columella und die übrigen Landwirte.

**496. Columellas landwirtschaftliches Werk.** Columella ist ein Spanier, seine Heimat ist Gades (10, 185). Eine Inschrift (CIL. 9, 235) belehrt uns, dass er *tribunus militum* der sechsten *Legio ferrata* war. Diese hatte ihren Standort in Syrien, und dass er in Syrien (wie in Cilicien) sich aufgehalten, sagt er uns selbst in seinem Werk (2, 10, 18). Allein weder der Militärdienst noch die Laufbahn des Sachwalters (1 praef. 9) zog ihn an. Sein Interesse war vielmehr der Landwirtschaft zugewendet. Vielleicht war sein Onkel, den er als einen ganz ausgezeichneten Landwirt der Provinz Baetica feiert (5, 5, 15), nicht ohne Einfluss auf seine Neigung. Columella bewirtschaftete selbst mehrere Güter; so zitiert er seinen *ager Ardeatinus* (3, 9, 2) und andere. Seine landwirtschaftliche Schriftstellerei hat in erster Linie italische Verhältnisse<sup>2)</sup> zur Voraussetzung; Italien ist ihm das dankbarste Land für die Landwirtschaft (3, 8, 5). Dieselbe liegt uns in einer doppelten Fassung vor. Einmal haben wir eine den ganzen Stoff umfassende, abgeschlossene Darstellung in 12 Büchern, dann ein einzelnes Buch über die Baumzucht. Allein dieses Buch ist nicht etwa als eine Monographie anzusehen, denn sie weist gleich im Eingang auf ein erstes Buch hin, in dem der Ackerbau behandelt war. Sonach ist dieses Buch der zufällig erhaltene Teil eines umfassenden Werkes, das, wie das Wort *primus* zeigt, mindestens drei, wahrscheinlich vier Bücher zählte. Dieses Werk stellte eine kürzere Bearbeitung der Landwirtschaft als das vollständig erhaltene dar, dem Einzelbuch entsprechen die Bücher 3—5 der aus 12

<sup>1)</sup> Die handschriftliche Überlieferung corrigiert BÄHRENS in „*haec monumenta antiquorum, quae in bybliotheeis*“, ANDRESEN in „*haec vetera volumina, quae et in bybliotheis*“.

<sup>2)</sup> Das schliesst natürlich nicht aus, dass er in zweiter Linie auch die Verhältnisse anderer Länder berücksichtigt, z. B. 2, 11, 12 (*Hispania Baetica*); 2, 12, 3 (*Aegyptus et*

*Africa*); 3, 13, 1 (*cum Italici generis futuris agricolis tum etiam provincialibus*); 4, 1, 5 (*vix etiam provincialibus agricolis approbari possunt*); 4, 33, 6 (*haec de vineis Italici vinearumque instrumentis, quantum reor, non inutiliter et abunde disserui, mox agricolarum provincialium vineaticos nec minus nostratis et Gallici arbusi cultus traditurus*); 11, 2, 56 (*sicut in Cilicia et Pamphylia*); vgl. noch 60.

Büchern bestehenden Darstellung. Das Verhältnis zwischen den beiden Schriftwerken wird allgemein so aufgefasst, dass das kürzere vorausging, das ausführlichere nachfolgte. Die 12 Bücher würden sonach uns eine erweiterte zweite Auflage darstellen. Dieselben sind dem P. Silvinus gewidmet; durch die Vorreden erhalten wir Aufschlüsse über die Genesis der schriftstellerischen Leistung. Dieselbe wurde successive publiziert, denn in einigen Vorreden wird auf Äusserungen und Urteile über das Werk Bezug genommen. Bei dieser successiven Entstehung und Veröffentlichung ist es begreiflich, dass der ursprüngliche Plan Modifikationen und Erweiterungen erfahren konnte. So wollte er auch den Schlussstein des Werks, den Gartenbau, wie die vorausgehenden Bücher prosaisch bearbeiten; allein auf Wunsch der Freunde gab er demselben poetische Fassung; es sollte dadurch zugleich eine Ergänzung zu Vergils Georgica gegeben werden, welcher den Gartenbau in seinem Lehrgedicht nicht behandelt, sondern den Späteren zur Bearbeitung überlassen hatte. Damit war das Werk eigentlich zum Abschluss gelangt, das Gedicht war die Krone des Ganzen. Allein wiederum waren es Freunde, welche in die Komposition eingriffen; sie veranlassten den Autor zu einer Zugabe; in einem 11. Buch erörterte er den Gartenbau in Prosa, schickte aber einen Teil voraus, der sich auf die Obliegenheiten des Meiers (*villicus*) bezieht. Das 12. Buch endlich geht den Geschäftskreis der Meierin durch (*villica*). Sonach erhalten wir folgenden Aufbau des Werks: Das 1. Buch enthält die allgemeinen Lehren für den Landwirt (über Anlage und Einrichtung des Gutes und über das Wirtschaftspersonal), das 2. Buch behandelt den Ackerbau (Bodenkunde, Umpflügen, Düngen, Säen u. a.), die Bücher 3—5 den Weinbau und die Baumzucht, die Bücher 6—9 die Thierproduktion, Gross- (6) und Kleinvieh (7), Geflügel und Fische (8), Walddiere und besonders Bienen (9), das 10. stellt den Gartenbau in einem Gedicht dar, das 11. spricht von den Obliegenheiten des Meiers und nochmals in Prosa von der Gartenkultur, endlich das 12. ist dem Wirkungskreis der Meierin gewidmet.

Das Werk schrieb Columella in spätem Alter nicht lange vor dem Tod des Philosophen Seneca. Seinen Zweck scheint aber der Autor nicht erreicht zu haben, denn er wird nicht viel zitiert; in der späteren Zeit trat Palladius an seine Stelle.

Das singuläre Buch beginnt mit den Worten: *quoniam de cultu agrorum abunde primo volumine praecepisse videmur, non intempestiva erit arborum virgultorumque cura, quae vel maxima pars habetur rei rusticae*. In einem Index heisst es: *Praeter hos XII libros singularis est liber ad Eprum Marcellum de cultura vinearum et arborum*. (SCHNEIDER 2, 2 p. 673). „Unsere Handschriften geben es durchweg an 3. Stelle, ohne an den Worten des von ihnen als *lib. XI* bezeichneten X. Buchs „*superioribus novem libris*“ Anstoss zu nehmen, ebenso die ältesten Ausgaben. Erst die *edit. Aldina* 1514 traf die jetzt übliche Ordnung“ (HÄUSSNER p. 7). Über die Quellen des Buchs und das Verhältnis des Plin. zu demselben vgl. STADLER, Die Quellen des Pl. p. 15 und p. 11.

Das grosse Werk. 1. IX praef. 2. *Quare quoniam tituli, quem praescripsimus huic disputationi, ratio reddita est, ea nunc quae proposuimus singula persequamur*. Danach haben die Bücher Separattitel gehabt. Und wirklich haben in einem Mediceus die Bücher 3—5 die Überschrift *Surcularis I II III*. (2, 11, 1 *de qua dicemus in iis libris quos de generibus surcularum conscripsimus*, 12, 18, 1 *priore libro, qui inscribitur Villicus*). Auch Inhaltsangaben fügte er hinzu 11, 3, 65 *omnium librorum meorum argumenta subieci, ut cum res exegisset, facile reperiri possit, quid in quoque quaerendum et qualiter quidque faciendum sit*. Über das X. Buch vgl. 9, 16, 2 *quae reliqua nobis rusticarum rerum pars super-*



*est, de cultu hortorum, P. Silvina, deinceps ita, ut et tibi et Gallioni nostro complacuerat, in carmen conferemus* 10 praef. 3 *cultus hortorum — diligentius nobis quam tradiderunt maiores praecipendus est: isque, sicut institueram, prosa oratione prioribus subnecteretur exordii, nisi propositum expugnasset frequens postulatio tua quae pervicit, ut poeticis numeris explerem georgici carminis omissas partes, quas tamen et ipse Vergilius significaverat* (georg. 4, 148) *posteris post se memorandas relinquere* 11, 1, 1 *Claudius Augustalis — extudit mihi, cultus hortorum prosa ut oratione componerem; — (2) numerum, quem iam quasi consummaveram, voluminum excessi et hoc undecimum praeceptum rusticationis memoriae tradidi.*

Abfassungszeit. 3, 3, 3 *his certe temporibus Nomentana regio celeberrima fama est illustris et praecipue quam possidet Seneca, vir excellentis ingenii atque doctrinae, cuius in praediis vinearum iugera singula culleos octonos reddidisse plerumque compertum est.* Daraus folgt, dass das dritte Buch zu Lebzeiten Senecas, also vor 65 geschrieben ist. Von diesem Gut schreibt Plinius H. N. 14, 49, dass dasselbe vor 20 Jahren (also etwa 57 vgl. oben p. 452) Remmius Palaemon gekauft und, nachdem er es etwa 10 Jahre hindurch bewirtschaftet, an Seneca verkauft hatte. Wir kämen also in das Jahr 67, in welchem Jahre aber Seneca nicht mehr lebte. Die Zahlen 20 und 10 sind sonach als rund zu betrachten; jedenfalls müssen wir die Abfassungszeit des Werks sehr nahe an das Todesjahr Senecas heranrücken.

Die Überlieferung des Columella behandelt erschöpfend HÄUSSNER, Die hdschr. Überlieferung des Columella nebst einer krit. Ausg. des 10. B., Karlsruhe 1889. Der massgebende Kodex ist der Sangermanensis s. IX/X, welcher einst dem Kloster Corbie in der Picardie angehörte, jetzt sich in Petersburg (nr. 207) befindet. Mit ihm stammt (HÄUSSNER p. 20) aus dem gleichen Archetypus der Ambrosianus (L. 85 sup. s. IX/X), den HÄUSSNER als identisch mit Politians ältestem Kodex betrachtet. Diesen beiden ältesten Handschriften stehen der Mosquensis s. XIV und die übrigen, sämtlich dem 15. Jahrhundert angehörenden Handschriften gegenüber, welche von keiner besonderen Bedeutung sind.

Litteratur: Gesamtausgabe in dem Corpus der *scriptores rei rusticae* von SCHNEIDER. Kritische Separatausgabe des X. Buchs von HÄUSSNER, vgl. den vorigen Passus. BÜCHELER, Rh. Mus. 37, 335 (über die philos. Anklänge und den Pythagoreer Moderatus).

**497. Charakteristik Columellas.** Nur der Fachschriftsteller kann in der Litteratur eine Bedeutung beanspruchen, der Sachkenntnis besitzt. Diese können wir aber dem Columella nicht absprechen. Er war wirklich ein praktischer Landwirt und kann sich daher auf eigene Beobachtungen und Erfahrungen stützen. Allein er hatte daneben auch die vorhandene lateinische Litteratur über sein Fach aufs eifrigste studiert, in den Schriften Catos, Varros, der Sasernae, des Tremellius Scrofa, des Hyginus, des Julius Atticus, des A. Cornelius Celsus und des Julius Graecinus, des Mago war er durchaus bewandert. Da er in seinem Werk diese landwirtschaftlichen Schriftsteller stark ausbeutet, so ist dasselbe die Fundgrube für einen grösstenteils verloren gegangenen Litteraturzweig und schon darum von grosser Wichtigkeit. Aber der Autor gewinnt uns auch durch die warme Begeisterung, welche er für seinen Beruf zeigt. Er stellt das landwirtschaftliche Wissen ausserordentlich hoch und findet es unbegreiflich, dass alles Gegenstand des Unterrichts sei, Rhetorik, Geometrie, Musik, und dass es nur in der Landwirtschaft weder Lehrer noch Schüler gebe. Dies sei aber um so verwunderlicher, als doch feststehe, dass ohne die Kenntnis des Ackerbaus die Menschheit nicht bestehen könne, wohl aber ohne jene Künste. Allein diese Vernachlässigung der Landwirtschaft räche sich bitter; sie zeige sich in der Erschöpfung des Bodens, einer Folge unserer Trägheit und Sorglosigkeit. Aber noch mehr, auch das Leben, führt Columella weiter aus, ist seit dem Rückgang der Bodenkultur ein anderes geworden; die Besitzer weilen nicht mehr auf ihren Gütern, sondern in der Stadt; an Stelle der einfachen Sitten und Gebräuche ist Luxus und Unsittlichkeit getreten. Als Ideal schwebt dem Schriftsteller die Zeit

vor, in der man die Staatsmänner vom Pflug wegholte, und alle gleich tüchtig waren, den heimatlichen Boden zu bebauen wie vor dem Feind zu schützen. Mit Wehmut gewahrt er, dass das Gut elenden Sklaven zur Bewirtschaftung überlassen wird, und dass alle Welt den in jeder Beziehung untadelhaften Gewinn, den wir aus dem Boden ziehen, verschmäh, um schlimme und gefährvolle Wege zur raschen Bereicherung einzuschlagen. Sonach verfolgt Columella zugleich eine patriotische Tendenz. Seine Schrift soll die Liebe zur Landwirtschaft und damit auch die Liebe zum einfachen Leben erwecken. Um dieses Ziel zu erreichen, musste er vor allem danach trachten, seinen Stoff in eine schöne Form zu kleiden; dem Leser sollte die Lektüre der Schrift eine Freude sein. Man muss gestehen, dass das Ziel mit Ausnahme weniger Partien, welche eine gefällige Darstellung ausschlossen, erreicht ist. Columella schreibt einen leichten, anmutigen Stil und die Kapitel von allgemeinerem Charakter, wie sie sich im ersten Buch finden, werden auch vom Nichtfachmann gern gelesen. Weiterhin musste er, um sich einen grösseren Leserkreis zu sichern, seiner ganzen Darstellung eine populäre Haltung geben; er durfte nicht zu sehr ins technische Detail sich einlassen, sondern musste sich auf die Hauptpunkte beschränken. Auf der andern Seite musste er aber auch möglichst encyclopädisch verfahren, das Wissenswerte von dem ganzen Fach vorbringen. Auch der praktische Gesichtspunkt durfte niemals ausser acht gelassen werden. Columella war philosophisch gebildet wie ein anderes Mitglied seines Geschlechts, nämlich der pythagoreische Philosoph Junius Moderatus; er benutzte auch die Gelegenheit, Philosophisches zu streifen, allein er entging der Versuchung, sich in die Spekulation über Naturphänomene zu vertiefen; der Charakter seines Werks verbiete ihm, sagt er, den Geheimnissen der Natur nachzuspüren (9, 2, 5). In allen diesen Dingen geht der Autor stets zielbewusst vor. Dagegen war er weniger glücklich in dem Aufbau des Ganzen. Das successive Erscheinen des Werks führte im Laufe der Zeit zu einer Änderung des Plans; es wurden Teile angeschoben und frühere Partien wiederholt vorgenommen. So wurde z. B. der Inhalt des poetischen zehnten Buchs nochmals prosaisch entwickelt. Auch das war kein glücklicher Gedanke, dass Columella dem von ihm so hoch verehrten Meister Vergil nachzueifern suchte<sup>1)</sup> und ein Buch in gebundener Rede abfasste. So sorgfältig er in der Form ist, es fehlt ihm der dichterische Geist. Endlich erfolgt der Abschluss einer Lehre und der Übergang zu einer neuen durch das ganze Werk hindurch in formelhafter, eintöniger Weise. In der Komposition liegt also nicht der Schwerpunkt der Kunst Columellas, er liegt in der Einzeldarstellung.

Zur Charakteristik des Werks. Auf die Praxis wird öfters hingewiesen: 2, 8, 5 *idque etiam saepius nos experti verum adhuc esse non comperimus* 2, 9, 1 *quamvis de mensura minus auctoribus convenit, hanc tamen videri commodissimam docuit noster usus* 2, 10, 11 *sed et illud, quod deinceps dicturi sumus, experti praecipimus* 3, 9, 2 *id cum sit verisimile, tum etiam verum esse nos docuit experimentum* 3, 10, 8 *nos primum rationem secuti, nunc etiam longi temporis experimentum non aliud semen eligimus* 4, 3, 5 *experto mihi crede*. Dass seine Darlegung nur eine Anleitung geben will, sagt er: 1, 1, 17 *nostra praecepta non consummare scientiam, sed adiuuare promittunt. nec statim quisquam compos agricationis erit his perlectis rationibus, nisi et obire eas voluerit et per facultates poterit. Ideoque*

<sup>1)</sup> SCHRÖTER, *De Columella Vergilii imitatore*, Jena 1892.



*haec velut adminicula studiosis promittimus, non profutura per se sola, sed cum aliis.* 5, 1, 1 *asseveraveram, quae vastitas eius scientiae contineret, non cuncta me dicturum, sed plurima. nam illud in unius hominis prudentiam cadere non poterat.* Am Schluss des Werks heisst es: *nihil dubitasse me paene infinita esse quae potuerint huic inseri materiae, verum ea quae maxime videbantur necessaria, memoriae tradenda censuisse* (vgl. 5, 1, 2).

Seine Quellen macht er oft namhaft, so dass wir ein deutliches Bild von seiner Arbeitsweise erhalten. Sein Quellenstudium war umfassend, die damals vorhandene Litteratur der Römer über sein Fach war ihm bekannt (vgl. 1, 1, 12). Vereinzelt: 7, 3, 6 *Epicharmus Syracusanus, qui pecudum medicinas diligentissime conscripsit* 7, 5, 17 *Aegyptiae gentis auctor memorabilis Bolus Mendesius, cuius commenta, quae appellantur Graece ζεγοζυγία, sub nomine Democriti falso produntur, censet.* 11, 3, 53 *nos leviori opera istud fieri apud Aegyptiae gentis Bolum Mendesium legimus.* Doch wahrte er sich den Quellen gegenüber seine Selbstständigkeit; 3, 10, 1 *non ut veteres auctores tradiderunt* 3, 18, 2 *vitiosa est, ut mea fert opinio, Julii Attici satio.* Vgl. noch 2, 10, 6.

Andere Schriften Columellas:

1. eine Schrift gegen die Astrologen. 11, 1, 31 *in iis libris, quos adversus astrologos composueram. Sed illis disputationibus exigebatur id, quod improbissime Chaldaei pollicentur, ut certis quasi terminis, ita diebus statis aëris mutationes respondeant.*

2. eine Schrift über *lustrationes caeteraque sacrificia quae pro frugibus sunt.* Ob dieselbe vollendet wurde, wissen wir nicht, denn er sagt 2, 21, 6 *différo in eum librum, quem componere in animo est, cum agricolationis totam disciplinam perscripsero.*

#### Andere landwirtschaftliche Autoren.

1. Julius Atticus verfasste eine Monographie über den Weinbau. Colum. 1, 1, 14 *hic (Atticus) de una specie culturae pertinentis ad vites singularem librum edidit.* Weiterhin nennt ihn Columella an dieser Stelle einen zeitgenössischen Schriftsteller. Eine Stellensammlung der Fragmente siehe bei REITZENSTEIN p. 54.

2. Julius Graecinus setzte die Thätigkeit des Julius Atticus fort; denn Columella sagt (1, 1, 14): *cuius (Attici) velut discipulus duo volumina similium praeceptorum de vineis Julius Graecinus, composita facietius et eruditius posteritati tradenda curavit.* Dieser Graecinus war der Vater des Agricola; er stammte aus Forum Julii und wurde im Jahr 38 n. Chr. hingerichtet. In seinem Buch schloss er sich vielfach an Celsus an (Plin. N. H. 14, 33 *Graecinus, qui alioqui Cornelium Celsum transcripsit.* Stellensammlung der Fragmente bei REITZENSTEIN p. 56.

#### 4. Caelius.

498. **Apici Caeli de re coquinaria libri X.** Tacitus erzählt uns (Ann. 4, 1) von einem Apicius, dessen Liebling Seian gewesen sein soll. Dieser Apicius hiess aber eigentlich M. Gavius. Als raffinierter Schwelger erhielt er aber den Beinamen Apicius von einem Vorläufer, welcher ein Zeitgenosse des P. Rutilius (Konsul 105) war (Athen. 4 p. 168d). Durch ihn ward aber der Name „Apicius“ noch mehr zur Bezeichnung des unsinnigen Verschwenders und Schlemmers gestempelt. Er war eine solche Berühmtheit in dieser Beziehung, dass Apion ein Buch über seinen Luxus schreiben konnte (Athen. 7 p. 294f). Zahllose Anekdoten waren über ihn im Umlauf<sup>1)</sup>; Seneca erzählt von ihm (*ad Helv.* 10, 9), dass er, nachdem er unsinnige Summen verprasst hatte, einen Überschlag seines Vermögensrestes machte; er fand, dass ihm noch zehn Millionen Sestertien (etwa gleich zwei Millionen Mark) verblieben waren; im Besitz dieser Summe dünkte er sich ein armer Mann und setzte seinem Leben durch Gift ein Ziel. Athenaeus berichtet uns einen andern Zug (1 p. 7c). Apicius hatte in Minturnae vernommen, dass es in Afrika ungewöhnlich grosse Krebse gebe; sofort unternahm er die beschwerliche Reise dahin; als sich aber das Gegenteil herausstellte, kehrte er, ohne längeren Aufenthalt zu nehmen, sofort wieder zurück. Dieser Schlemmer machte sich auch in der Litte-

<sup>1)</sup> FRIEDLÄNDER, Sittengesch. 3<sup>e</sup>, 18.

ratur bemerklich; er schriftstellerte über die Kochkunst; und manche seiner Rezepte waren so angesehen, dass sie seinen Namen tragen, z. B. apicische Kuchen (Athen. 1, p. 7a). Sein Buch bildete eine Lieblingslektüre des Helius (Ael. Spart. Hel. 5, 9). Es ist uns nun ein Kochbüchlein erhalten, das in der Überlieferung einem Apicius Caelius beigelegt wird. Die Küchenrezepte sind systematisch in zehn Bücher gebracht, jedes Buch hat eine griechische, auf den Inhalt hinweisende Überschrift, z. B. *Sarcopotes*, der Wurstler für Buch 2, *Thalassa* für Buch 9. So wie uns die Sammlung vorliegt, kann sie nicht von Apicius herrühren; denn sie enthält Rezepte mit seinem Namen, z. B. 134 *patina Apicianae*, 173 *minutal Apicianum*. Auch stimmen die uns von Plinius (n. h. 8, 209 9, 66 10, 133 19, 137) nach Apicius gemachten Mitteilungen nicht mit denen des Kochbuchs. Endlich führen einige Rezepte ausdrücklich in eine spätere Zeit, so z. B. ist Nr. 205 nach dem Kaiser Commodus genannt. Nimmt man noch hinzu, dass der Autor des Büchleins Caelius Apicius genannt wird, so ergibt sich als einziger Ausweg aus allen Schwierigkeiten die Annahme, dass ein Caelius die Kochrezeptensammlung zusammengestellt hatte unter dem Namen Apicius, und dass sonach der ursprüngliche Titel des Werkchens war *Caelii Apicius de re coquinaria*, nach dem Muster von *Ciceronis Cato de senectute*.

Das Büchlein wimmelt von griechischen *Termini*, ein Beweis, dass die Kochkunst in Griechenland zur höchsten Ausbildung gelangte.

Das Kochbuch des M. Gavius Apicius. *Seneca ad Helv.* 10, 8 *Apicius nostra memoria vixit — scientiam popinae professus disciplina sua seculum infecit* *Schol. Juv.* 4, 23 *Apicius auctor praecipendarum cenarum, qui scripsit de iussellis. fuit nam exemplum gulae.*

Die Überlieferung ist noch nicht methodisch geprüft; die letzte Ausgabe fusst besonders auf Vaticanus 1146 s. X, Paris. 6167, Laur. 73, 20. Über die „*Apici excerpta a Vinidario*“ vgl. M. HAUPT *opusc.* 3, 150.

Neueste Ausgabe (mit unglaublich geschmackloser Vorrede) von SCHUCH, Heidelberg 1867.

## 5. Scribonius Largus.

**499. Das Rezeptbuch des Scribonius Largus.** Von den sicherlich zahlreichen Ärzten der ersten Kaiserzeit kennen wir näher den Scribonius Largus. Derselbe war ein Schüler des berühmten Vettius Valens, der wegen seines ehebrecherischen Verhältnisses zu Messalina im Jahr 48 hingerichtet wurde (Tac. Ann. 11, 35), des Apuleius Celsus, den auch Valens gehört hatte (94), endlich des Trypho und zwar des Sohnes<sup>1)</sup> (175). Seine Praxis war nach seiner eigenen Versicherung eine sehr erfolgreiche (praef. p. 1, 17 H.); im Gegensatz zu anderen Ärzten, welche ihre Heilmethode auf die Diät begründeten, legt er den Schwerpunkt in die Medikamente. Seine glücklichen Resultate scheinen ihn auch dem Hofe nahe gebracht zu haben. Da er Claudius auf seinem Zug nach Britannien begleitete, war er vermutlich Leibarzt desselben. Auch auf seine Schriftstellerei gewann der Kaiser Einfluss. Der dem Arzt gewogene Freigelassene C. Julius Callistus, der unter Claudius das Amt *a libellis* führte, legte die medizinischen Schriften dem Herrscher vor und erlangte, dass sie mit dem kaiserlichen Namen

<sup>1)</sup> BÜCHELER p. 322.



herausgegeben wurden (praef. p. 5, 21 H.). Auf den Wunsch dieses Callistus stellte er auch die uns erhaltene Rezeptsammlung (*compositiones*) zusammen. Zwar hatte der Freigelassene nur bestimmte Rezepte verlangt, allein Scribonius glaubte darüber hinausgehen und eine ganze Sammlung von Heilmitteln geben zu sollen. Freilich auch die vorliegende war ihm noch nicht vollständig genug; er entschuldigt sich damit, dass er das Werkchen auf einer Reise, bei der er nur wenige litterarische Hilfsmittel mit sich führen konnte, abgefasst habe. Doch stellt er für die Zukunft die Ausfüllung der Lücken in Aussicht.

Die Sammlung enthielt 271 Rezepte, durch Blattverlust gingen indes (vgl. 167 fg.) einige verloren. In der Anordnung legt er die Körperteile zu Grund, mit dem Kopf beginnend, mit den Füßen schliessend. Es folgen (163) die Mittel gegen Schlangenbiss und die Antidota, dann wegen der innigen Verbindung, in der die interne Medizin und die Chirurgie zu einander stehen, auch die chirurgischen Medikamente (200), endlich werden der Vollständigkeit halber auch die Malagmata und die Acopa angeschlossen (255). Die Rezepte sind zum grossen Teil von ihm selbst zusammengestellt oder in irgend einer Weise von ihm modifiziert <sup>1)</sup>, andere hatte er von Freunden erhalten, die für die entsprechende Wirkung mit ihrem Eide eintraten. Wieder andere, besonders chirurgische, sind unter dem Namen der Erfinder mitgeteilt. Aber auch sonst liess er sich keine Mühe verdriessen, um irgend ein gutes, erprobtes Mittel zu erhalten. Selbst von Nichtärzten verschaffte er sich Rezepte, so kaufte er von einem afrikanischen Weib ein Mittel gegen Kolik, mit dem dasselbe viele Heilungen in Rom erzielt hatte (122). Manchmal gelangte er nur schwer zum Ziele, so war ein berühmtes Medikament des Arztes Paccius Antiochus bei seinen Lebzeiten nicht zu erlangen, erst nach seinem Tode kam es zur Kenntnis des Scribonius, da die über dasselbe an den Kaiser gerichtete Schrift den öffentlichen Bibliotheken zugewiesen wurde (97). Die Wirkung der mitgeteilten Rezepte wird stark gepriesen <sup>2)</sup>, namentlich diejenigen werden sehr hoch gestellt, welche auch für die Zukunft eine Sicherung vor dem Leiden geben (162, 122). Der Arzt unterlässt nicht auf die günstigen Heilerfolge, die mit denselben erzielt wurden, hinzuweisen (16. 39. 102. 118. 162). Auch führt er gern zur Empfehlung seiner Kompositionen deren Gebrauch in der kaiserlichen Familie an (31. 70. 268. 271 u. s. w.).

Über den medizinischen Wert der Rezepte steht uns kein Urteil zu; dagegen darf darauf hingedeutet werden, dass auch der Aberglaube in denselben eine Rolle spielt. So fügt Scribonius einem Mittel die Bemerkung bei, dass das zu gebrauchende Messer ein solches sein soll, mit dem ein Gladiator umgebracht wurde (13). Während der Autor dies an der Stelle ohne tadelnde Bemerkung mitteilt, regt sich bei einer anderen abergläubischen Vorschrift doch das Standesgefühl in ihm, indem er von der *superstitio* eines Arztes spricht (152 vgl. 17). Aber auch seine Mittel enthalten Sonderbares (127. 70). Erklärungen für die Wirkung der Arzneien finden sich nicht;

<sup>1)</sup> Vgl. Epilog.

<sup>2)</sup> Sehr oft durch *mirifice facit, prodest*.

der Autor steht durchaus auf empirischem Standpunkt. Seine Kompositionen sind ja durch die Erfahrung erprobt. Freilich weiss er sich für den Fall, dass eines der gepriesenen Rezepte versagen sollte, eine Hinterthür offen zu halten; er erinnert daran, dass die Verschiedenheit des Leibes, des Alters, der Zeit, des Ortes auch eine verschiedene Wirkung der Heilmittel hervorrufe.

Das Arzneibuch scheint am Hofe grossen Anklang gefunden zu haben. Wenigstens hören wir, dass Claudius in seiner Censur 47/48 bekannt gemacht habe, dass für den Schlangenbiss nichts so heilsam sei als der Saft des Taxusbaums (Suet. Claud. 16). Auch Scribonius hatte ein Gegengift für diesen Fall mitgeteilt (168). Leider ist dasselbe verloren gegangen; wir werden aber nicht irren, wenn wir vermuten, dass das von Claudius empfohlene Mittel dem Buch des Scribonius entnommen war, das gerade damals erschien.

Abfassungszeit der Schrift. Der *terminus post quem* ergibt sich aus der Teilnahme des Scribonius an der britannischen Expedition des Claudius (163); der *terminus ante quem* aus der Erwähnung der Messalina als lebend (60). Das Intervallum ist sonach 43–48. Da es wahrscheinlich ist, dass Callistus, dem die *compositiones* gewidmet sind, das Amt *a libellis* nach Polybios' Tod (47) bekleidete und die Widmung sicher durch das Amt des Freigelassenen hervorgerufen wurde, so wird sich das Intervallum noch auf 47–48 einengen (BÜCHELER, Rh. Mus. 37, 327).

Überlieferung. Zuerst gab Ruellius den Scribonius im Jahre 1528 (Paris) heraus; allein seine Handschrift ist verloren; wenigstens konnte sie bis jetzt nicht aufgefunden werden. Unser Text beruht daher bis jetzt auf seiner Ausgabe; eine sekundäre Quelle ist Marcellus, der in sein Arzneibuch den grössten Teil des Scribonius, ohne seinen Gewährsmann zu nennen (HELMREICH, Bayr. Gymnasialbl. 18, 385), aufnahm.

Ausgaben. Ausser der *editio princeps* ist die von Rhodius wegen des Kommentars von Wichtigkeit (Padua 1655). Neueste kritische Revision von HELMREICH, Leipz. 1887.

## 6. Sex. Julius Frontinus.

**500. Die Schriften Frontins.** Wir kennen Frontin aus Tacitus; er erwähnt seine Prätur des Jahres 70 (Hist. 4, 39), er erwähnt ferner seine ausgezeichnete militärische Wirksamkeit in Britannien als Nachfolger des Petilius Cerealis (Agr. 17). Konsul<sup>1)</sup> war Frontinus mehrmals (Mart. 10, 48, 20), dann *Curator aquarum* im Jahr 97. Gestorben scheint er um 103 zu sein, da damals der jüngere Plinius sein Nachfolger im Augurat wurde. Eine charakteristische Äusserung von ihm teilt derselbe Plinius mit. Frontinus verbot nämlich, ihm ein Denkmal nach seinem Tode zu setzen, mit den Worten: Der Aufwand für ein Monument ist ganz überflüssig, unser Andenken wird ohne dieses sich erhalten, wenn wir es durch das Leben verdient haben (ep. 9, 19, 1 und 6). Von ihm sind folgende Werke zu verzeichnen:

1) Eine gromatische Schrift. Dieselbe wurde unter Domitian verfasst (54, 11 L.). Wir haben nur Auszüge aus derselben, sie umfasste zwei Bücher. Die Exzerpte bekunden einen „tüchtigen und sachverständigen“ Schriftsteller.

Dass die Schrift ursprünglich aus zwei Büchern bestand, geht hervor aus 1, 64 LACHMANN *uno libro instituimus artificem, alio de arte disputavimus*. Die Exzerpte handeln *de agrorum qualitate, de controversiis, de limitibus, de controversiis agrorum*. Diese Exzerpte

<sup>1)</sup> NIPPERDEY, opusc. p. 520.



hat zusammengesucht und zum Teil aus dem Commentare des Agennius Urbicus (p. 34) herausgeschält LACHMANN (Feldm. 2, 112 und 109); ZARNCKE, Comm. Studemund. p. 194.

2) Die *Strategemata*. In seinem Büchlein über die Wasserleitungen stellt er diese Denkschrift in Gegensatz zu seinen übrigen technischen Schriften, welche er erst nachdem er in den betreffenden Fächern praktisch thätig war, niedergeschrieben hatte. Zu diesen technischen Schriften gehören ausser den gromatischen Untersuchungen zwei militärwissenschaftliche Werke; das eine hatte einen theoretischen Charakter, leider ist uns dasselbe verloren gegangen. Dagegen ist uns das zweite, welches Beispiele von Kriegslisten (*strategemata*) zusammenstellt, erhalten. Die Beispiele sind naturgemäss in der Weise angeordnet, dass im ersten Buch die Kriegslisten vor der Schlacht, im zweiten die in und nach der Schlacht, im dritten die bei der Belagerung aufgeführt werden. Innerhalb der einzelnen Bücher deuten die Kapitelüberschriften die verschiedenen Arten der *Strategemata* an. Die Fälle sammelt er aus Autoren, besonders aus den Geschichtschreibern. Die römische Kriegsgeschichte ist mit Vorliebe herangezogen. Die Beispielsammlung Frontins reizte zur Nachahmung; vermutlich nicht lange nach dem Erscheinen derselben entstand eine neue Sammlung. Diese legte aber mehr moralische Gesichtspunkte zu Grund, sie ordnete die Beispiele nach den Rubriken: *De disciplina, de effectu disciplinae, de continentia, de iustitia, de constantia, de affectu et moderatione, de variis consiliis*; man erkennt sofort, dass hier ein ganz anderer Plan vorliegt als in dem Werk Frontins. Dieser gibt uns *Strategemata*, Kriegslisten, der Verfasser der zweiten Sammlung will uns *Strategica*, d. h. Äusserungen und Handlungen des tüchtigen Feldherrn darbieten. Merkwürdigerweise wurde diese zweite Sammlung mit den drei Büchern des Frontin verbunden und als viertes Buch gezählt. Ja noch mehr, die Verbindung war keine zufällige, sondern eine absichtliche, das vierte Buch sollte als ein Werk Frontins erscheinen. Zu diesem Zweck wurde eine Vorrede geschrieben und der Vorrede der Frontinschen Sammlung ein Passus beigelegt, um auf das neue Werk einstweilen hinzuweisen. Allein es kann keinem Zweifel unterliegen, dass dieses Buch nicht von Frontin herrührt; ja in demselben ist Frontin bereits benutzt.

Die theoretische Schrift über das Militärwesen. *Strateg. praef.* heisst es: *cum ad instruendam rei militaris scientiam unus ex numero studiosorum eius accesserim eique destinato quantum nostra cura valuit, satisfacisse visus sim, debere adhuc institutae arbitror operae ut sollertia ducum facta . . . expeditis amplectar commentariis Veget. 1, 8 compulit evolutis auctoribus ea me in hoc opusculo . . . dicere, quae Cato Censorius de disciplina militari scripsit, quae Cornelius Celsus, quae Frontinus perstringenda duxerunt* vgl. noch 2, 3. Diese Stellen können sich nicht auf die *strategemata* beziehen. Auch bei den Griechen fand die Schrift Beachtung, vgl. *Aelian. tact. praef.* und *Aelian. de ordin. inst.* 1 (wo statt *Φρόντων* zu lesen ist *Φρόντω*).

Die Unechtheit des vierten Buchs haben WACHSMUTH (Rh. Mus. 15, 574) und besonders WÖLFFLIN (Hermes 9, 72) mit unwiderleglichen Beweisen dargethan. Der Versuch FRITZES, *De Juli Frontini strategematon libro IV*, das vierte Buch wieder für Frontin in Anspruch zu nehmen, kann nicht als gelungen erachtet werden.

Über die Abfassungszeit des vierten Buchs herrscht noch wenig Übereinstimmung. WACHSMUTH nahm als diese Zeit das 4. oder 5. Jahrhundert an und erfreute sich für seine Behauptung der Beistimmung WÖLFFLINS. Diese Ansicht kann unmöglich richtig sein; schon die Sprache legt ein Veto ein. Viel weiter zurück geht GUNDERMANN in seinen *Quaest. de Juli Frontini strategematon libris* (Fleckeis. Jahrb. 16. Supplementb. p. 326), er meint: *in eam inclino sententiam, ut scriptum esse quartum librum existimem ab homine haud ita erudito — a studioso, si vis, rhetoricae — aetate a Frontino non multum*

*distante, initio fortasse saeculi alterius* p. Ch. Ich habe (Philol. 48, 647) ebenfalls in den Streit eingegriffen und folgende Hypothese der Prüfung der Gelehrten unterstellt: „Der Verfasser des IV. Buchs ist der Offizier, dem sich die Lingonen im Jahr 70 unterwarfen (4, 3, 14); er ist sonach Zeitgenosse Frontins. Für seine Schrift benutzte er wie andere Quellen so auch die Kriegslisten Frontins. Erst eine dritte Person hat diese Schrift mit Frontin verbunden, zu diesem Zweck eine Vorrede geschrieben und einen Passus der Vorrede des ächten Frontin hinzugefügt.“

Über die Quellen der beiden Sammlungen BLUDAU, *De fontibus Frontini*, Königsb. 1883 (ohne Bedeutung); GUNDERMANN p. 361; FRITZE p. 32.

Die handschriftliche Überlieferung beruht auf zwei Klassen. Die erste ist am reinsten vertreten durch den Harleianus 2666 s. IX/X; hiezu kommen Auszüge im Goth. I 101 s. IX und Cusan. C. 14 s. XII; der beste Vertreter der zweiten geringeren Klasse ist Parisinus 7240 s. X/XI; (GUNDERMANN, Comm. Jen. 1, 86).

Kritische Ausgabe von GUNDERMANN, Leipz. 1888.

3) *De aquis urbis Romae* l. II. Als Frontin von Nerva mit der Aufsicht über die römischen Wasserleitungen betraut wurde (97), so fühlte er das Bedürfnis, sich über sein Ressort genau zu informieren; denn nichts widerstand seiner Gewissenhaftigkeit so sehr, als sich in dem ihm übertragenen Amt von fremdem Urteil abhängig zu machen. Zunächst also zu seiner eigenen Belehrung und zu seinem eigenen Gebrauch schrieb er dieses *Promemoria* nieder, allein da er sich der Hoffnung hingab, dass es auch für seine Nachfolger von Nutzen sein könnte, so publizierte er das Werkchen nach dem Tode Nervas unter Traian. Er macht uns bekannt mit den Namen der römischen Wasserleitungen, mit der Zeit ihrer Errichtung, mit ihrem Lauf und ihrer Konstruktion, mit der Verteilung des Wassers, endlich mit den rechtlichen Verhältnissen. Die Darlegung ist einfach und sachlich gehalten; es ist ein vortreffliches und für die Erkenntnis einer höchst wichtigen Einrichtung nützliches Schriftchen, das auch durch einige eingelegte Aktenstücke (z. B. 104, 106, 108) bedeutungsvoll wird.

Abfassungszeit. Da der Autor (2) sagt, dass er das Schriftchen „*inter initia administrationis*“ geschrieben, so fällt die Abfassung ins Jahr 97. Allein die Herausgabe und Schlussredigierung muss nach dem Tod Nervas, da 118 Nerva *divus* heisst, unter der Regierung Traians erfolgt sein; vgl. 93 *novum auctorem imperatorem Caesarem Nervam Traianum Augustum praescribente titulo*.

Die Überlieferung beruht auf einer einzigen Handschrift in Monte Cassino 361, von der alle übrigen abstammen. (Neue Kollation derselben von PETSCHENIG, Wien. Stud. 6, 249). Kritische Ausgabe von BÜCHELER, Leipz. 1858.

Auf eine landwirtschaftliche Schrift führt ein Citat bei Gargilius Martialis *Mai auct. class.* 1, 410.

## 7. Die Agrimensoren.

**501. Die agrimensorischen Schriften.** Die Römer wurden durch verschiedene Umstände auf die Feldmesskunst hingewiesen, das Lager schlagen, die Agrargesetzgebung, die Militärkolonien erforderten die Beihilfe des Geometers. Es bildete sich daher im Lauf der Zeit ein Stand der Feldmesser (*Agrimensores*), von dem Visirinstrument *groma* auch *Gromatici* genannt, es bildeten sich Schulen, es bildete sich eine Litteratur, die wir vom ersten bis zum sechsten Jahrhundert verfolgen können.<sup>1)</sup> Diese Litteratur streifte neben dem Mathematischen auch das Juristische. Wir lernen durch dieselbe eine neue Seite des Altertums kennen. Freilich wenn wir diese gromaticischen Schriften auf die Wissenschaft hin untersuchen, so

<sup>1)</sup> MOMMSEN, Feldm. 2, 174.



gewinnen wir kein günstiges Urteil. Ein Sachkenner äussert sich also: „Die Römer selbst mögen in der Feldmesskunst, worin sie seit Alters Übung hatten, manche praktische Neuerungen eingeführt haben; in der Feldmesswissenschaft haben sie nur abgeschrieben, zuerst den Heron von Alexandrien, später wahrscheinlich eine älteste lateinische Bearbeitung dieses Schriftstellers, an welcher jeder neue Abschreiber nur kleine stilistische Veränderungen vornahm. Das wissenschaftliche Verständnis hat dabei eher abgenommen als zugenommen.“ (CANTOR p. 139.)

Ausser Frontin haben wir in unserm Zeitraum noch folgende Agrimensoren zu verzeichnen;

1) Hyginus ist von dem gleichnamigen Grammatiker der Augusteischen Zeit und dem Mythographen (§ 350 p. 225) wohl zu scheiden. Der Gromatiker lebte zur Zeit Traians, wie aus seinem Werk hervorgeht (vgl. p. 121, 7 L.). Dieses Werk handelte in drei Abteilungen 1) *de limitibus*, 2) *de condicionibus agrorum*, 3) *de generibus controversiarum* (108—134 L.). Strittig ist, ob noch eine zweite Schrift *De limitibus constituendis* von unserem Hygin oder einem spätern herrührt. Es ist wohl das letzte anzunehmen.

Eine Schrift über die sich auf die Metation beziehenden Verordnungen und Gesetze erwähnt er p. 133, 14 L. *cuius (Domitiani) edicti verba itemque constitutiones quasdam aliorum principum itemque divi Nervae, in uno libello contulimus*.

Der Verfasser der Schrift *de limitibus constituendis* (p. 166 L.) ist nach LACHMANN ein jüngerer Hyginus (Röm. Feldm. 2, 136); diese Ansicht wird verworfen von LANGE zu Hyginus *de munit. castr.* p. 44 und Gött. Gel.-Anz. 1853, 526; für LACHMANN spricht sich dagegen mit Recht GEMOLL aus (Hermes 11, 174).

*De munitioibus castrorum* hat man auch Hygin beigelegt, allein ohne Grund, da diese Schrift keinen handschriftlich beglaubigten Titel und Verfasser aufzuweisen hat und sprachliche Gründe gegen die Identifizierung mit einer der unter dem Namen Hygins überlieferten Schriften streiten (GEMOLL, Hermes 11, 174). Die Zeit des Schriftchens fällt wahrscheinlich in das dritte Jahrhundert. — Ausgaben von LANGE, Göttingen 1848; GEMOLL, Leipzig 1879; DOMASZEWSKI, Leipzig 1887; vgl. noch DROYSEN, Rh. Mus. 30, 469; FÖRSTER, Rh. Mus. 34, 237; URSIN, *De castris Hygini qui fertur quaest.*, Helsingfors 1881. JUNG, Wien. Stud. 11, 153.

2) Balbus ist ein Zeitgenosse des Hygin, auch er schrieb unter Traian; er hatte den Kaiser auf seinem dacischen Feldzug begleitet; nach seiner Rückkehr vollendete er eine Schrift *Expositio et ratio omnium formarum* und widmete sie einem Celsus, welcher eine Neuerung an einem gromatischen Instrument gemacht hatte und deshalb in der Feldmesskunst als eine Autorität angesehen wurde. Seine Schrift „Darstellung und Theorie der Figuren“ ist eine Geometrie für Feldmesser, aber nicht vollständig erhalten (CANTOR p. 99).

Das Schriftchen *de asse minutisque eius portiunculis*, das früher ebenfalls dem Balbus beigelegt wurde, fällt viel später, es kann nicht vor 222 abgefasst sein (CHRIST, Münchner Sitzungsber. 1863, 105; HULTSCH, metrol. script. 2, 14).

3) Siculus Flaccus schrieb *de condicionibus agrorum* (und zwar derjenigen in Italien) in breiter Darstellung<sup>1)</sup> nach Domitian.

4) M. Junius Nipsus. In der Überlieferung (p. 285 L.) wird ein agrimensorischer Schriftsteller eingeführt mit „*incipit Marci Juni Nipsi l. II feliciter*“. Von ihm sind folgende Probleme behandelt: 1. Die Über-

<sup>1)</sup> GEMOLL, Hermes 11, 171. Über die Zeit des Autors vgl. die Zusammenstellung von LANGE, Gött. Gel. Anz. 1853, p. 530.

messung eines Flusses (*fluminis varatio*) p. 285 L. vgl. STOEBER p. 126; 2. Die Wiederherstellung einer Limitationsgrenze (*limitis repositio*) p. 286 L., vgl. STOEBER p. 128; 3. *Podismus* (Ausmessung nach Fussen) p. 295 L., vgl. CANTOR p. 96 und dessen eingehende Betrachtung p. 103. Die Zugehörigkeit des Teils 297, 1—301, 14 bezweifelt MOMMSEN (Feldm. 2, 149). Die Zeit dieses Feldmessers wird nicht unter das zweite Jahrhundert n. Ch. herabgesetzt werden dürfen (CANTOR p. 103).

Über die *demonstratio artis geometricae* werden wir im dritten Band handeln.

Der *liber coloniarum*. MOMMSEN unterscheidet zwei Redaktionen, eine durch den Arcerianus vertretene (= I. I *coloniarum* LACHMANN) und eine jüngere besonders durch den Gudianus erhaltene (= I. II *coloniarum* LACHMANN). Im Palatino-Vaticanus 1564 stehen beide Recensionen nebeneinander, im Erfurtensis sind sie ineinander gearbeitet, vgl. MOMMSEN, Feldm. 2, 157. Die erste Fassung ist ein im fünften Jahrhundert gemachter Auszug einer noch guten Zeiten angehörigen Schrift. Im Arcerianus lautet die Subscriptio (p. 239 L.) *huic addendas mensuras limitum et terminorum ex libris Augusti et Neronis Caesarum, sed et Balbi mensoris, qui temporibus Augusti omnium provinciarum et formas civitatum et mensuras compertas in commentariis contulit et legem agrariam per diversitates provinciarum distinxit ac declaravit*. Hier ist also von einem Balbus als einer Quelle des *lib. col.* die Rede und zwar von einem Balbus aus der Zeit des Augustus. Allein dies ist eine Unmöglichkeit. Selbst der Balbus der trajanischen Zeit macht Schwierigkeiten, da die Zeitangaben weiter hinabreichen, nämlich bis in die Zeit von M. Aurelius und Commodus (MOMMSEN, Feldm. 2, 178). Was den Wert der Verzeichnisse anlangt, so ist dieser ein sehr problematischer, besonders die jüngere Fassung ist „bis zur völligen Unbrauchbarkeit entstellt“ (MOMMSEN, Feldm. 2, 181).

Überlieferung. Die wichtigste Handschrift der Agrimensores ist der Arcerianus in Wolfenbüttel s. VI/VII. Den Namen erhielt er von dem früheren Besitzer Johann Theodoretus Arcerius, der zu Utrecht im Jahre 1604 starb. Die Handschrift besteht aus zwei Hälften (A und B), „die erste ist in einer Kolumne, die zweite in zwei Kolumnen geschrieben, die erste zählt 28, die zweite 26 Zeilen auf jeder Seite; die erste enthält Zeichnungen und Bilder, die zweite nicht. Auch die Schriftzüge sind verschieden: die der ersten Hälfte sind altertümlicher, am Ende der Zeilen oft eine Art Kursiv- und in Überschriften oft Kapitalschrift, die der zweiten dagegen durchaus in Uncialschrift“. Mehrere Stücke stehen in jeder der beiden Hälften. Das Original ist in manchen Stücken nicht dasselbe (BLUME, Feldm. 2, 6).

Ausser dieser Handschrift befindet sich noch eine zweite agrimensorische in Wolfenbüttel, der Codex Gudianus 105 s. IX/X, welcher der zweiten Handschriftenfamilie angehört, wie der Palatino-Vaticanus 1564 s. IX/X. Repräsentant einer dritten Familie ist der Erfurtensis-Amplonianus 362. In die vierte Klasse gehören die Excerpta Rostochiensia. Vgl. BLUME im Feldm. 2, 1—96, die Übersicht der einzelnen Teile der Handschriften von LACHMANN, Feldm. 1 p. VIII.

Litteratur. Über die Gromatik belehren in mustergiltiger Weise die gromatischen Institutionen von RUDORFF, Feldm. 2, 229—464. In neuerer Zeit sind zwei Schriften hinzugekommen: CANTOR, Die röm. Agrimensoren und ihre Stellung in der Geschichte der Feldmesskunst, Leipzig 1875; STÖBER, Die röm. Grundvermessungen, Münch. 1877. Beide Arbeiten ergänzen sich. Bei CANTOR fällt alles Schwergewicht auf die Darlegung der griechischen Quelle, aus der die römischen Agrimensoren ihre mathematischen Sätze haben; bei STÖBER, der im allgemeinen Teil ganz von RUDORFF abhängig ist, ruht der Hauptnachdruck auf der technische Ausführung.

**502. Rückblick.** Die einzelnen Erscheinungen, wie sie in der Litteratur von Tiberius bis Hadrian sich abgespielt haben, sind jetzt zu Ende geführt; es liegt uns noch ob, das in den verschiedenen Fächern Geleistete zusammenzufassen. Wir beginnen mit der Poesie und zunächst mit dem Epos. Hier erkennen wir aufs deutlichste die Nachwirkungen Vergils. Seine Aeneis war für die epische Technik und die epische Sprache vorbildlich geworden, und die Epiker unseres Zeitraums sind mehr oder weniger davon abhängig. Ihre Stoffe entnahmen sie teils aus der griechischen Sagenwelt, wie Valerius Flaccus in seinen Argonautica und Sta-



tius in seiner Achilleis und in seiner Thebais, oder aus der vaterländischen Geschichte wie Lucanus in seiner Pharsalia und Silius Italicus in seinen Punica. Das nationale Epos lässt aber zwei Strömungen erkennen. Silius Italicus behält den mythologischen Apparat, die traditionelle Maschinerie bei, Lucanus will von dieser völlig erstorbenen, schablonenhaften Welt nichts wissen und wirft sie daher über Bord; ihm ist das Fatum das Bestimmende. Ein in Petrons Satirae eingeschobenes Epos über den Bürgerkrieg ist durch die Absicht des Verfassers, in diesem Kunststreit Stellung zu nehmen, hervorgerufen worden. Höfische Beziehungen leuchten mehr oder weniger aus jedem Epos hervor; man sieht, die Poesie richtet besonders gern ihre Augen zum Herrscher empor. Aber das Hauptübel, an dem das Epos unserer Zeit krankt, ist der Einfluss, den die Rhetorschule auf dasselbe gewinnt; dadurch tritt die Handlung zurück, die Rede und die Beschreibung vor. Jeder, der die genannten Epen mit vorurteilsfreiem Blick würdigt, muss zu der Erkenntnis gelangen, dass die Zeit der epischen Dichtung vorbei ist. Allein der Tod ist der Anfang eines neuen Lebens; für das Epos stellt sich der Roman ein, der in unserer Epoche einen ganz vorzüglichen Bearbeiter in Petronius Arbiter gefunden hat. Zwar nimmt diese neue Gattung die Form der Prosa an und verwendet die Poesie nur zum Schmuck und zur Einlage, allein trotzdem beruht sie auf dichterischer Konzeption. Das Werk des Petronius ist ein Kulturgemälde ersten Rangs und zweifellos eines der besten Produkte der römischen Poesie überhaupt. Das didaktische Gedicht, das in der vorigen Periode zu einer so grossen Blüte gelangt war, hat sich dieselbe in unserem Zeitabschnitt nicht erhalten; doch hat es noch zwei ansehnliche Vertreter gefunden, und zwar auf dem Gebiet der Sternenwelt, welche von jeher auf die Alten die grösste Anziehung ausübte. Ein Mitglied des regierenden Hauses Germanicus bearbeitet mit Sachkenntnis die Sternbilder nach der Vorlage des griechischen Dichters Aratus, den früher schon Cicero übersetzt hatte; ein uns unbekannter Mann Manilius wagt sich an die Dunkelheiten der Astrologie; trotz des abstrusen Gegenstandes weiss er uns durch die Eindringlichkeit, mit der er seinen Satz vertritt, dass alles im Universum zu einer Einheit verbunden sei und dass unser Geschick von der Sternenwelt abhängen, in nicht geringem Grade zu fesseln. Von keiner poetischen Bedeutung ist das zehnte Buch des landwirtschaftlichen Werks Columellas über den Gartenbau, es ist versifizierte Prosa. Interessant ist das Gedicht nur deswegen für uns, weil auch hier der tiefe Einfluss Vergils zu Tage tritt; denn der Verfasser knüpft an die Georgica an und schreibt dieses Buch in Versen, während sonst sein Werk in Prosa abgefasst ist, weil er das, was bei Vergil keine Darstellung gefunden, ausführen will; die Arbeit stellt sich sonach als eine Ergänzung der Georgica dar. Ebenso zeigt das Gedicht über den Vulkanismus, Aetna betitelt, das ebenfalls unserer Zeit angehört, zwar die Begeisterung des Verfassers für die Naturerkenntnis, aber doch keinen göttlichen poetischen Funken. An das Lehrgedicht mag sich die Fabel anschliessen, welche zur Zeit Tibers durch Phädrus, einen nicht besonders begabten Dichter, als selbständige Gattung in die römische Litteratur eingeführt wurde. Wir wenden uns zu der Satira. Diese hat jetzt eine ganz

andere Verfassung angenommen, die harmlose Plauderei der horazischen Satiren muss dem erbitterten Schelten Platz machen. Was aber noch mehr zum Niedergang der Gattung beiträgt, ist, dass sie nicht mehr aus dem frisch pulsirenden Leben herausquillt, sondern ein Werk kränkelder Abstraktion wird. Persius hat nicht auf das Treiben der Menschen seinen Blick geworfen, sondern in seine stoischen Schulbücher; Juvenal gestaltet seine Satiren zu Deklamationen; aber nicht ist es die Gegenwart, die ihn zu seinen Ausbrüchen des Zorns hinreisst, sondern die hinter ihm liegende tote Vergangenheit. Beiden Dichtern fehlt die Harmlosigkeit und Heiterkeit; ihre Produkte haben zu viel Schatten und zu wenig Licht. Auch die andere Form der Satire, die sogenannte Menippeische, lernten wir in einem Produkt kennen, in dem Spottgedicht Senecas auf Claudius, welches den sonderbaren Titel *Apocolocyntosis* führt. Es ist ein geistreiches Werk, aber von unedler Gesinnung und gewährt daher keinen völlig reinen Genuss. Um so erfreulicher steht es mit der „abgekürzten Satire“, dem Epigramm, das in Martial einen wahrhaft genialen Vertreter gefunden. Martial ist nicht bloss der grösste Epigrammatiker der Römer geworden, er ist einer der grössten Epigrammatiker aller Zeiten; er ist aber auch einer der grössten Meister der römischen Poesie überhaupt, denn er ist frei von dem Fluch der römischen Dichtung, von der Rhetorik. Das Idyll bewegt sich in den von den Vergilischen Eklogen gezogenen Bahnen; es erscheint wie bei ihm in der Form des Hirtengedichts und nutzt ebenfalls die Allegorie: diese Allegorie schielt nach dem Hofe und gestaltet das Idyll zum höfischen Gedicht; den Charakter desselben können wir an den Eklogen des Calpurnius und den sogen. zwei Einsiedler Gedichten, welche sämtlich der Neronischen Zeit angehören, studieren. Auch das Gelegenheitsgedicht, das zur Zeit Domitians in den *Silvae* des Statius zur Erscheinung kommt, stellt sich vorwiegend in den Dienst des Hofes und anderer vornehmer Persönlichkeiten, doch hat der Dichter es verstanden, uns durch anmutige Schilderungen zu gewinnen. Von den eigentlichen lyrischen Dichtern hat sich keiner erhalten; es dürfte kaum einer davon eine tiefere Bedeutung gehabt haben, viel Dilettantisches lief allem Anschein nach mitunter, das Obscöne war ein stehendes Element dieser Spielereien, und selbst eine Dichterin, Sulpicia, scheute nicht davor zurück. Es bleibt noch das Drama. Die Ursachen, die in dem vorigen Zeitraum der vollen Entwicklung der dramatischen Poesie bei den Römern entgegenstanden, wirken auch in unserer Epoche noch fort. Doch verdanken wir derselben das, was wir von der römischen Tragödie (von Fragmenten abgesehen) überhaupt besitzen. Neun Stücke von Seneca sind uns erhalten; es sind freie Bearbeitungen griechischer Sagenstoffe, das Werk eines geistreichen, philosophisch gebildeten Mannes, verhältnismässig arm an Handlung, dagegen überreich an Deklamationen. Trotzdem haben diese Produkte auf die Entwicklung des modernen Dramas den grössten Einfluss ausgeübt. Auch ein Versuch einer nationalen Tragödie ist uns überkommen, der nur irrtümlich den Namen des Philosophen angenommen hat. Das Stück hat auf unser volles Interesse Anspruch, weil es uns das Wesen der *Praetexta* kennen lehrt und uns durch den tief tragischen Inhalt



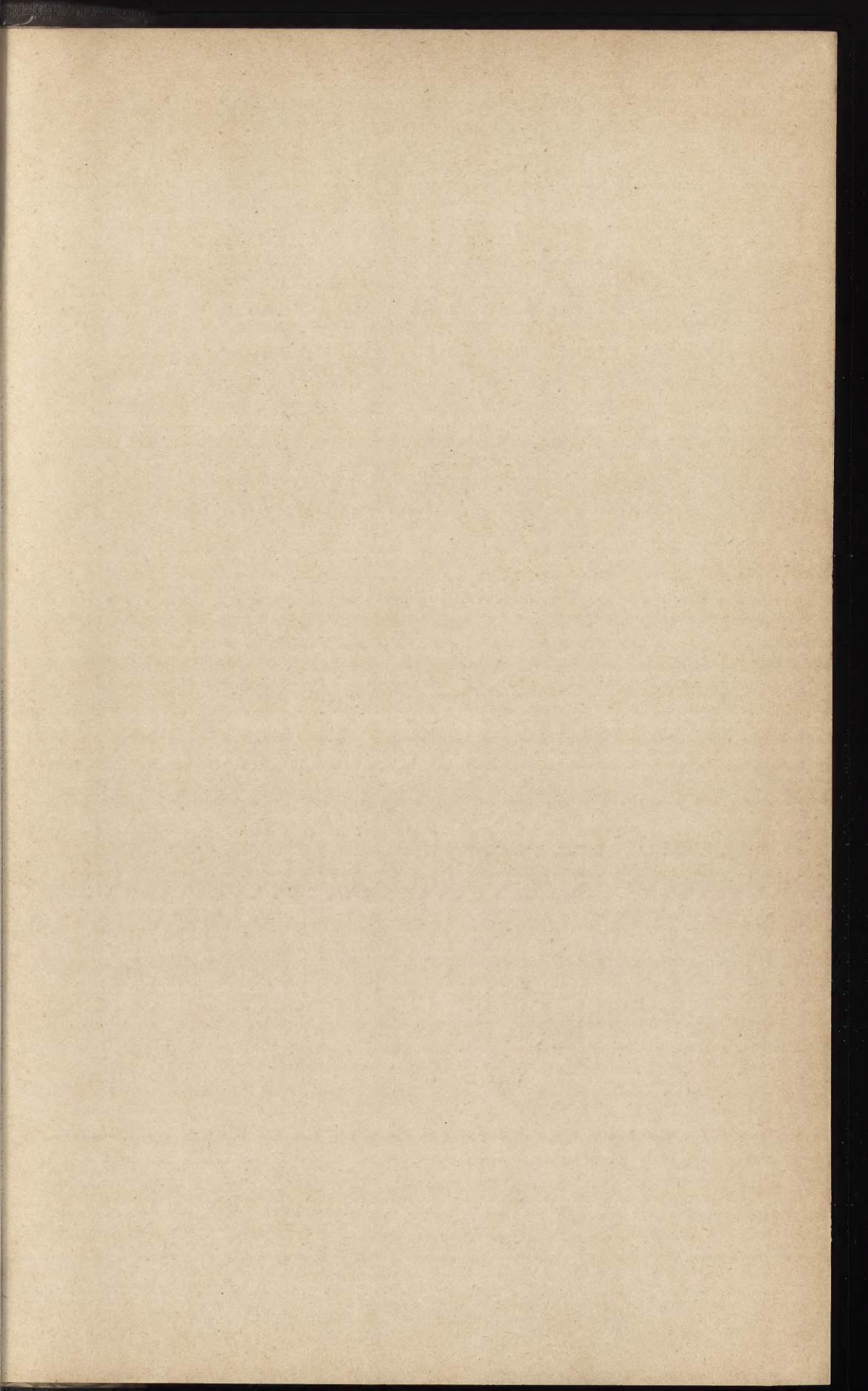
ergreift. Ausser Seneca war noch der berühmte Feldherr Pomponius Secundus, der Gönner des älteren Plinius, und Maternus in der Tragödie thätig. Die Zeitgenossen stellen den ersteren sehr hoch. Selbst in der Komödie fehlt es nicht an merkwürdigen, jedoch vermutlich vereinzelter Bestrebungen. Ein Catullus schrieb Mimen; ein Pomponius Bassulus übersetzte Menandrische Stücke und lieferte auch Komödien mit eigener Erfindung, ja ein Zeitgenosse des jüngeren Plinius, Vergilius Romanus, ging noch weiter, er wagte sich an Mimiamben und an die alte griechische Komödie. Alle diese Versuche sind von der Zeit hinweggeschwemmt worden.

Soweit von den Leistungen in der Poesie. Für die Prosa bedarf es, da wir diese schon nach den Gattungen dargestellt haben, nur noch einer kurzen Rekapitulation. In der Geschichte hatten wir den Verlust zahlreicher Schriften zu konstatieren; es blieben uns noch vier Historiker, Velleius Paterculus, Valerius Maximus, Curtius Rufus und Tacitus, welche ihrem inneren Werte nach sehr voneinander verschieden sind. Das Büchlein des Velleius Paterculus ist eine flüchtig hingeworfene Gelegenheitschrift ohne grössere Quellenstudien, doch enthält der Abriss, der das Persönliche stark betont, feine Charakteristiken und zugleich eine anerkennenswerte Berücksichtigung der Kultur und Litteratur. Valerius Maximus ist nicht Historiker, sondern bloss Sammler historischer Thatsachen für den Gebrauch der Rhetorschulen, sein Verdienst liegt daher nur in dem Aufbau der Sammlung und in der Stilisierung; und selbst dieses Verdienst ist ein recht zweifelhaftes. Auch Curtius Rufus kann nicht den Ehrennamen eines Historikers beanspruchen, da er auf jede Kritik Verzicht leistet; sein Verdienst kann ebenfalls nur in der Darstellung gesucht werden, welcher ein gewisses Lob nicht versagt werden kann. Dagegen der vierte Historiker, Tacitus, ist die grösste Zierde der römischen Historiographie und kann den hervorragendsten Geschichtschreibern aller Völker beigesellt werden. Seine Erzählung ergreift, da sie im Menschen ihren Ausgangspunkt und im Psychologischen ihr Schwergewicht hat, das Herz des Lesers aufs tiefste. Originell ist auch der Stil, den sich der Historiker geschaffen, und der im vollen Einklang mit dem dargelegten Stoffe steht. Die Geographie ist, wie einige Exkurse bei Tacitus zeigen, gern Dienerin und Begleiterin der Geschichte, doch treten uns auch geographische Arbeiten isoliert entgegen, wie die meisterhafte *Germania* des Tacitus und das bescheidene Büchlein des Pomponius Mela, die älteste lateinische Geographie, die uns überkommen ist. In der Beredsamkeit können wir keine hervorragenden Leistungen erwarten, da für die Blüte der rednerischen Kunst die wesentlichen Voraussetzungen fehlen. Die Rede hat als *declamatio* ihren Sitz in der Schule. Der rhetorische Unterricht that aber sein Mögliches, um die Beziehung zum Leben zu lockern und sich in eine unnatürliche Welt des Scheins zurückzuziehen. Für die Bildung der lateinischen Welt war das Treiben der Rhetorschulen mit ihren sonderbaren phantastischen Themata von unheilvollem Einfluss. Das gekünstelte Pathos, das Haschen nach blendenden Stellen, das Manirierte des Ausdrucks hat dort seine Quelle. Aufmerksamen Beobachtern entging der

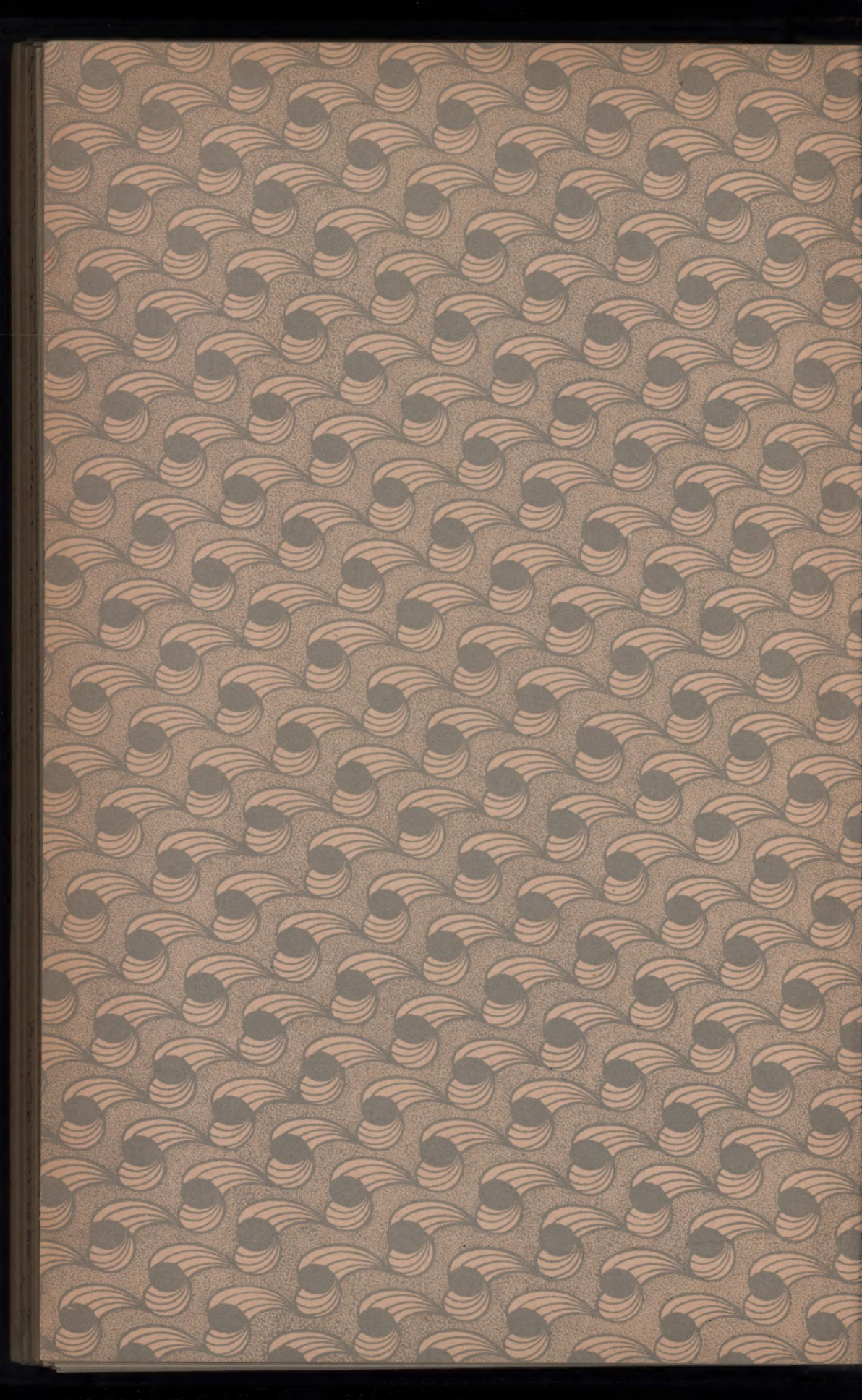
Sitz des Übels nicht. Quintilian deckte in einer eigenen Schrift denselben auf und hoffte auf eine Besserung durch Regenerierung des Ciceronischen Stils. Allein schärfer sah das Auge des Tacitus. Der erkannte, dass die Schäden tiefer liegen und in der Monarchie überhaupt eine Blüte der Beredsamkeit unmöglich sei, und dass derjenige, welcher den Pulsschlag der Zeit richtig fühle, seinen Blick auf andere Gebiete des litterarischen Schaffens lenken werde. Wir lernen die rhetorische Kunst aus einem sehr traurigen Produkt kennen, aus dem Panegyricus des Plinius, der uns die vielen verlorenen Reden anderer Redner leichter verschmerzen lässt. An die Stelle der Rede trat in unserem Zeitraum eine andere Form des stilistischen Könnens, der Brief. Derselbe löste das Band zwischen dem Briefschreiber und dem Adressaten und war gleich von vornherein für die Öffentlichkeit bestimmt. Den Brief von dieser Seite können wir aus der grossen Sammlung desselben Plinius beurteilen, während der wirkliche Brief in der zwischen ihm und dem Kaiser Traian geführten Korrespondenz vorliegt. Auch die Philosophie brauchte, da sie, auf praktischer Grundlage, nicht auf theoretischer Spekulation ruhend, auf den Willen des Menschen wirken wollte, die populäre Fassung und die Kunst der eindringlichen Rede. Diese Richtung tritt uns in den zahlreichen Abhandlungen Senecas entgegen. Der Fachgelehrsamkeit haben nicht wenige Bearbeiter ihre Kräfte gewidmet. An der Spitze stehen die encyklopädischen Darstellungen, das Werk des Celsus, welches die Landwirtschaft, die Medizin, das Kriegswesen, die Rhetorik, die Philosophie und die Jurisprudenz zusammenfassend behandelte, und das Werk des älteren Plinius, welches die Natur und ihre Beziehungen zum Leben darlegte; von der ersten Encyklopädie ist uns nur die Medizin erhalten, ein anmutig geschriebenes Buch, das uns den Verlust der übrigen Teile lebhaft bedauern lässt, die zweite Encyklopädie liegt vollständig vor, sie birgt in sich einen ungeheuren, höchst wertvollen Stoff, allein derselbe ist nicht durch eigene Sachkenntnis gehoben, sondern ohne Kritik aus Büchern zusammengetragen. Von den einzelnen Fachwissenschaften erfreute sich der eifrigsten Pflege die Philologie, hier leuchten drei glänzende Gestirne, Remmius Palaemon, Asconius und Valerius Probus, in verschiedener Weise thätig, aber jeder in meisterhafter Weise. Valerius Probus hat sich als Feld für seine Studien die Rezension und Emendation lateinischer Autoren erkoren und es darin zu einem hohen Ansehen gebracht, mit Recht hat man ihn den Aristarch der Römer genannt. Das Arbeitsfeld des Asconius ist die historische Exegese und dieselbe ist von ihm mit solcher Meisterschaft gehandhabt worden, dass sie noch heutzutage die Bewunderung aller Sachkenner erregt. Von Palaemon wurde eine Grammatik der lateinischen Sprache geschrieben, welche leider verloren ist, deren grossen Einfluss auf die späteren Grammatiker wir aber noch heute gewahren. Unter den Lehrern der Rhetorik ist Fabius Quintilianus un-leugbar der hervorragendste. Seine Lehrschrift ist bewunderungswürdig durch die Fülle des dargebotenen Stoffs, durch die ruhige edle Darstellung und durch den ethischen Hintergrund. In der Jurisprudenz wirkt der von Labeo und Capito begründete Schulgegensatz fort, er führt auch zu



einer äusserlichen Schulorganisation; die Anhänger Labeos hiessen nach einem späteren Leiter der Schule Proculianer, die Anhänger Capitos dagegen Sabinianer oder Cassianer. Beide Schulen können ungemein scharfsinnige Kapazitäten aufweisen, welche zum Ausbau der Jurisprudenz unendlich viel beigetragen haben. Auf Seite der Proculianer ist eine Leuchte der jüngere P. Juventius Celsus, auf Seite der Sabinianer hat Masurius Sabinus die Entwicklung der Rechtswissenschaft mächtig gefördert. Selbstverständlich mussten die Gegensätze, welche zwischen beiden Richtungen bestanden, sich immer mehr ausgleichen, um schliesslich in eine höhere Einheit aufzugehen. Unter den Bearbeitern der realen Disziplinen ist unstreitig der bedeutendste Frontinus. Derselbe war in verschiedenen Zweigen des praktischen Lebens und zwar in ganz hervorragenden Stellen thätig; als ein Geschäftsmann, der mit vollem Interesse seinen Obliegenheiten nachkam, hatte er auch das Bedürfnis, seine verschiedenen Sparten theoretisch zu durchdringen. So schrieb er technische Militärschriften, ein vortreffliches Promemoria über die Wasserleitungen, in der Feldmesskunst war er wie allem Anschein nach praktisch, so auch theoretisch thätig. In der Feldmesskunst stellten sich noch andere Arbeiter ein; sie gewinnt jetzt ihre feste Stellung in der Litteratur. Theoretisch gewährt diese Disziplin keine nennenswerte Ausbeute, die mathematische Grundlage ist von Griechen entlehnt, im besonderen von Heron aus Alexandrien. Allein der praktische Betrieb, der auch in das Gebiet der Jurisprudenz hinübergreift, ist von hohem Interesse; wir dürfen daher auch diese Litteratur, die freilich zerrüttet und entstellt vorliegt, nicht geringschätzig übersehen. Von den übrigen Vertretern der realen Disziplinen verdient unsere Beachtung noch in hohem Grade der landwirtschaftliche Schriftsteller Columella, der die ethische Bedeutung der Agricultur für das Staatswesen voll erkannt und dem Fach zum erstenmal auch den Schmuck der Darstellung verliehen hat. Ihm gegenüber treten Personen, wie der Rezeptsammler Scribonius Largus und Caelius, der Verfasser eines Kochbuchs, in den Hintergrund.

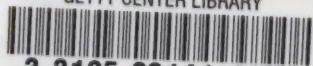








GETTY CENTER LIBRARY



3 3125 00141 4461



